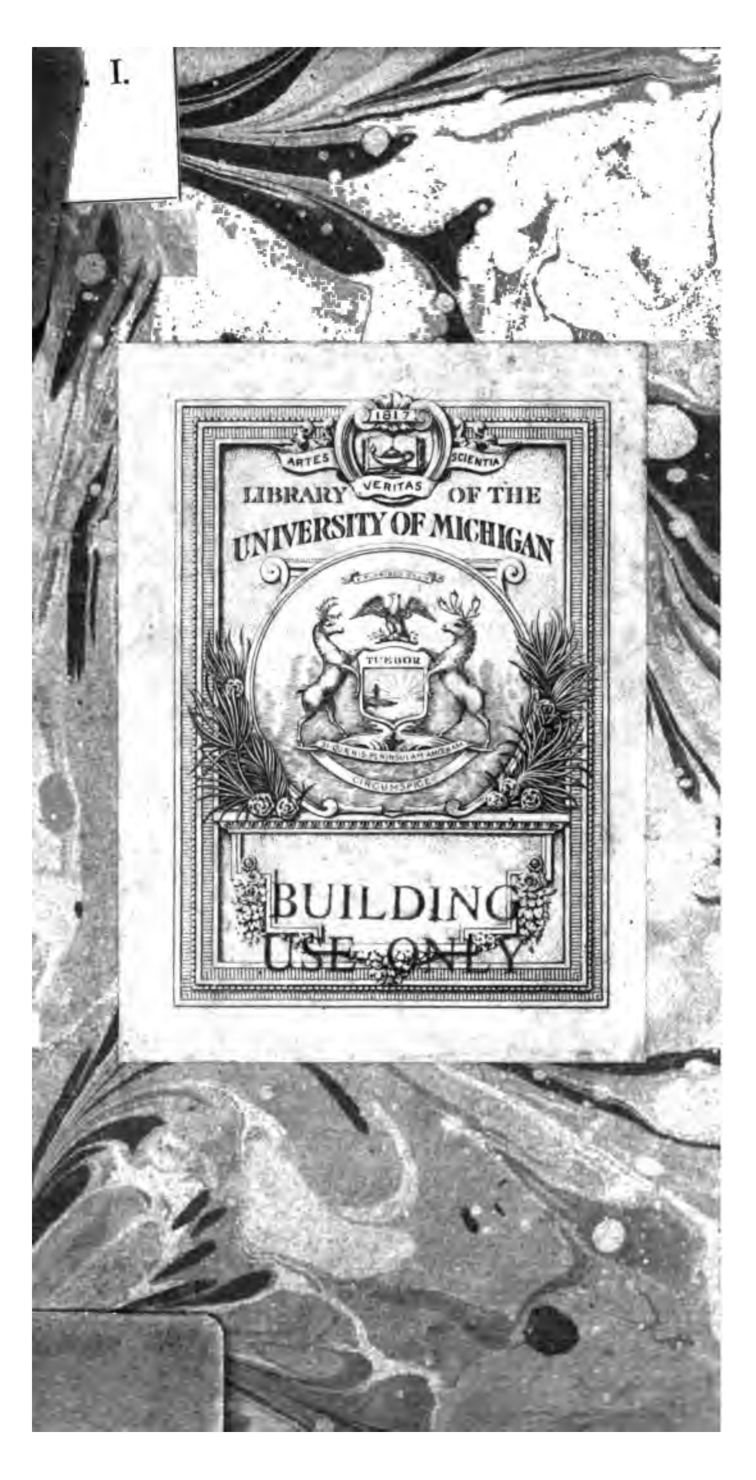
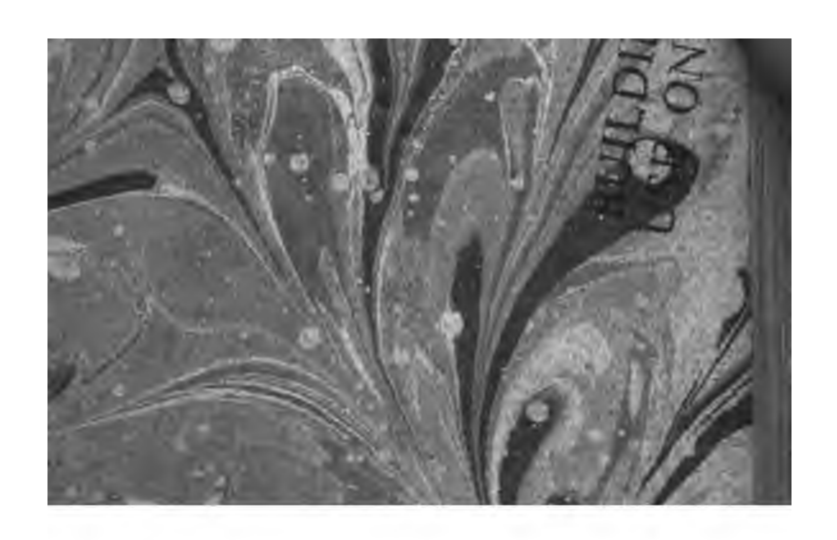



I.
1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
BUILDING
USE ONLY









J. Donat. pinx. Teschinae. 1779. Jacob Adam sculp. Viennae 178

Allgemeine deutsche Bibliothek.

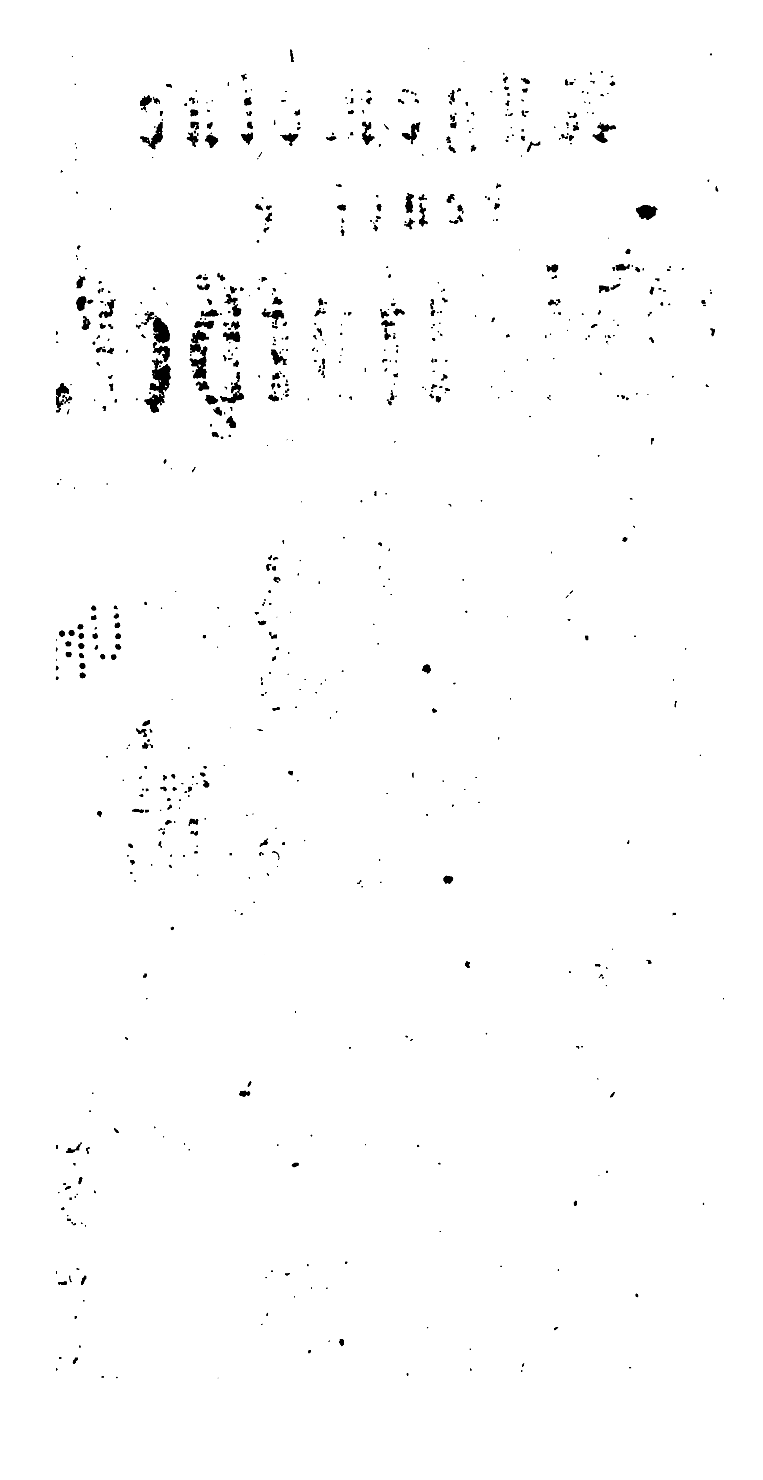


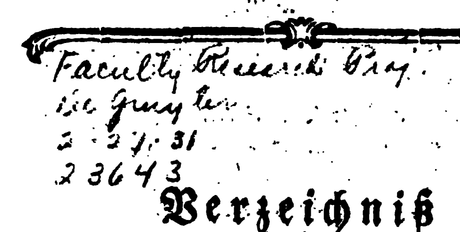


Des sechs und funfzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1783.





Verzeichniß

der im ersten Stück des sechs und funfzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. G.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

Disser-

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste. Musik.

6. Romanen.

Leben

7. Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie, Mineralogie.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Nürn-

9. Gelehrte Geschichte.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

11. Erziehungsschriften.

12. Finanz- und Cameralwissenschaft.

13. Haushaltungswissenschaft.

14. Vermischte Nachrichten.

I. Bey-

I.

Beyträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg, von den ältesten Zeiten an, bis zu Ende des XVI. Jahrhunderts, herausgegeben von D. J. C. W. Möhsen, Königl. Leibarzt, ꝛc. Berlin, 1783. bey Decker, 4to.

In dem LII. Bande I. Stück der Allg. Deutschen Bibliothek S. 1. u. s. w. haben wir des berühmten Herrn Professors Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg ꝛc. mit vielem Fleiß, wie es das Werk verdienet, recensiret. Das vor uns liegende ist ein wichtiger Beytrag, so bestehet 1) in dem Leben Leonhard Thurneisers zum Thurn, Churfürstl. Brandenburg. Leibarztes, und in einem Beytrage zur Geschichte der Alchymie, wie auch der Wissenschaften und Künste in der Mark Brandenburg ꝛc. 2) Fragmente zur Geschichte der Chirurgie von 1417. — 1498. 3) Verzeichniß der Dom- und Kollegiat-Stifter, wie auch Mönchs- und Nonnen-Klöster, die ehemals in der Mark Brandenburg floriret, oder auch auswärtig von deren Landesfürsten gestiftet worden.

I. Leben L. Thurneissers. In der vorhergehenden Einleitung zeigt der Herr Verfasser sehr gründlich die Ursachen, woher es gekommen, daß dieser Mann, der ursprünglich nur ein Goldschmidtsgeselle war, und gar nicht studieret hatte, eine so große Rolle gespielet, und an dem damaligen Churfürstl. Brandenburg. Hofe, der mit Einsichtsvollen Staatsmännern und Gelehrten besetzt, und der Churfürst selbst ein gelehrter Herr war, so beliebt, und in solchem Ansehen gewesen ist. Er führet weiter die Ursachen an, warum seine Zeitgenossen im Lande, und auch Auswärtige die zweydeutigsten Charaktere von ihm geschildert, selbst die Geschichtschreiber damaliger Zeit S. 7 — 15. worunter Leutiner und Haftiz sich besonders ausnehmen. (Recensent hat besonders von dem ersten gefunden, daß es seine Gewohnheit gewesen, bey Ueberschickung seiner Commentarien etc. viele Schmeicheley zu machen, dabey aber deutlich zu verstehen zu geben, daß er bey seinen dürftigen Umständen ein gutes Geschenk nicht abschlagen würde, bekam er solches seinem Erwarten gemäß, so lobte er, blieb es aus, oder war ihm nicht hinreichend, so suchte er in der Folge den zu verkleinern, vermutlich ist solches auch bey dem Thurneiser so gegangen.) Einige Gelehrte hielten diesen Mann für einen großen Arzt, der die wichtigsten Curen gemacht, die größte Wissenschaft in der Chymie besessen, und ein braver, rechtschaffener, frommer, und gutherziger Mann überall gewesen sey. Andere sagten, er wäre ein Betrieger, Windbeutel, Wucherer, ja gar ein Zauberer gewesen, wovon die Schriften S. 8. angezeigt sind. Hergegen sind hier die Quellen angeführt, woraus der Verfasser geschöpfet, die allerdings am besten und sichersten den Aufschluß davon geben kön-

können, und damit jeder am ersten einsehen kann, woher Thurneiser ohne Schulstudien und besondern Unterricht zu so viel Wissenschaft und Kenntniß, besonders in der Medicin und Chymie gelangen können, so hat dieses dem Verfasser Gelegenheit gegeben, im I. Abschnitt, die Art, wie die chymischen Aerzte im XVI. und vorhergehenden Jahrhunderte, auf vieljährigen Reisen, große Kenntnisse und Wissenschaften erworben, sehr gründlich zu zeigen.

Erster Abschnitt. §. I. — S. 17 — 39. Gelehrte Reisen und Wanderschaften der chymischen Aerzte des XVI. und einiger vorhergehenden Jahrhunderte. Die Denkungsart der damaligen Jahrhunderte ist gut geschildert. Die Mediciner hatten einen Ekel vor den Schriften der arabischen Aerzte und des Galenus; gründlich zu studieren war ihnen zu mühsam, man suchte Unterricht in der Zubereitung des Steins der Weisen, in der Alchymie, Astrologie, Magie, Nekromantie, ꝛc. um Gold zu machen, verborgene Schätze zu entdecken, große Curen zu verrichten, auch den Teufel zu bannen ꝛc. Hiezu kam noch die allgemein herrschende Begierde, durch die Goldmacherkunst reich zu werden, und den Stein der Weisen zu besitzen. Wer diesen hatte, ward überall erhaben, sehr alt, und Millionen reich. Raym. Lullius machte dem Könige von England Eduard III. so viel Gold, daß er 6 Millionen davon schlagen ließ, die er zum Kreuzzuge gebrauchen sollte, und Nicol. Flamell stiftete so viel Hospitäler, Kirchen und Kapellen, daß man darüber erstaunet, S. 19. Der Stein der Weisen war eine Universalmedicin, wer ihn hatte und zu gebrauchen wußte, lebte so lange wie er wollte. Salom. Trismosin

verfertigte eine Medicin aus dem rothen Löwen oder Azoth, und gab sie alten 90jährigen Weibern, die davon wieder jung wurden, und noch von neuem Kinder gebohren haben rc. Die Gesellschaft der Rosenkreuzer ist bekannt, (obgleich ihre wahre Geschichte noch nie gründlich ist erläutert worden.) Diese Gesellschaft (wenigstens der Theil, der sich für Adepten ausgab,) besorgte, daß die Zahl der ächten Adepten, wenn sie alle ein so hohes und fruchtbares Alter erreichten, zuletzt keinen Platz auf der Erde mehr haben möchte, verordnete also im Jahr 1459. (wo noch an keine Rosenkreuzer gedacht war; der Betrug der vorgebenen R. C. ist gar zu handgreiflich) daß bey der Aufnahme jedes Mitglied schwören mußte, daß er nicht länger leben wollte, als nach Gottes Willen. Die mehresten Adepten hielten sich gemeiniglich in Asien auf, weil sie sich in Europa nicht sicher hielten, S. 25. 26. Viele sind umgebracht, wovon Beyspiele S. 28. 29. aus den Schriften der Adepten genug angeführt sind. Diese Schriften zum Theil, zumal von großen Adepten, waren höchst rar, man hielte sie so geheim, wie den Stein der Weisen selbst, ohngeachtet sie kein Teufel verstand. Auf dem Berge Athos und in den dasigen Klöstern fand man ganze Bibliotheken von griechischen und arabischen alchymistischen Handschriften, auch chymische von Avicenna, Adfar, Rhazes rc. Auch deutsche Aerzte besuchten häufig Arabien, weil sie in den Schulen lernten, daß die Araber große Aerzte, Kräuterkenner und Chymiker wären S. 33. Sie giengen nach Spanien deswegen, auch nach die Nordischen Reiche. In Salamanca war D. Faust unterrichtet, der unter die fahrende Schüler gehört, die in Deutschland herumzogen, Sonnen- und

Mond-

Mondfinsternisse voraussagten, Kalender herum trugen, auch Geister bannten, Schatzgräber, Chiromantisten, und Nativitätsteller agirten, um damit ihren Unterhalt zu verdienen, (das heißt kurz, sie zogen von der Einfalt und Leichtgläubigkeit der damaligen Zeit ihren Nutzen.) Nimmt man alle diese, sagt der Verfasser, von S. 18—36. aus den Schriften der Alchymisten und ihrer Vorredner angeführte, wahre, falsche, übertriebene, auch gänzlich erdichtete Nachrichten zusammen, so wie sie durch Gerüchte entstanden, und durch Schriften weiter ausgebreitet worden: so wird man den Grund einsehen, warum Naturforscher und Aerzte, wie auch chymische Philosophen des XVI. und der vorhergehenden Jahrhunderte ihre Reisen so häufig nach den Morgenländern, Spanien, und in die Nordischen Länder gemacht haben — „Eine große Anzahl, worunter auch Theophrast. Paracelsus, Johann Agrikola, und D. Faust, nebst dem Thurneiser, die hier S. 37. angeführt sind, überzeugen davon, und es ist ganz recht der damaligen Denkungsart gemäß geurtheilet, daß man alle diese Leute nicht blos als Herumläufer und Betrüger ansehen muß, sondern daß die Art Kenntnisse zu erlangen damals auf diesen Fuß gegründet war, und diese Leute sich mit vielen Beschwerlichkeiten sauer genug werden lassen. Sie lernten doch dabey vieles, in der Kräuterkenntniß, deren Wirkung ꝛc. und untersuchten Arzneyen, die nur dem Namen nach bekannt waren, deren Zubereitung und Wirkung. Paracelsus gehört unter die berühmtesten von diesem Gepräge. Ohngeachtet er ohne Schul- und Akademische Wissenschaften war, so hatte er doch auf seinen weiten Reisen und in Feldzügen, so starke Kenntnisse in der Arzneywissenschaft und Chirurgie

erworben, daß er Professor zu Basel ward, wo er Chymie, Chirurgie, und die Verfertigung chymischer Arzeneyen mit Nutzen und Beyfall lehrete S. 39. Weil er nun große und geschwinde Curen machte, so hielte man ihn natürlicher Weise nach damaliger Denkungsart für einen Zauberer. Dieser diente dem Thurneiser zum Muster, und beyde haben wirklich durch die auf ihren vielen Reisen erworbene Kenntnisse ihr Glück gemacht.

Dieser ganze Abschnitt, so mit vieler Belesenheit und Kritik ausgeführt ist, dient zu einer trefflichen Vorbereitung, daß der Leser von dem Charakter des Mannes, dessen Leben hier beschrieben wird, den rechten Begriff fassen kann, und giebt zugleich von dem Zustande der Wissenschaften damaliger Zeit, und der ganzen Denkungsart, eine sehr gründliche Uebersicht und Beurtheilung.

II. Abschnitt, vom Styl der Alchymisten und dem Ursprunge der herrlichen Eigenschaften des Steins der Weisen, S. 39—55. Griechen und Araber hatten schon die Gewohnheit, den Unterricht von der Kunst Metalle zu bearbeiten, und von der Chymie durch Charaktere und Bilder vorzustellen. — Sie hielten es für Geheimnisse, und suchten also die Kunst dadurch zu verbergen. — Die ersten Kirchenväter, die in den Schulen von Egypten erzogen waren, z. B Origenes, Cyrillus ꝛc. hatten so starke Anhänglichkeit an der Lehrart der Egypter und ihrer Bildersprache, daß sie die christlichen Lehren selbst in Sinnbildern, Allegorien und Gleichnissen versteckten — Die Scholastiker folgten treulich hierin nach, S. 41. Viele Alchymisten waren berühmte Geistliche und Ordensbrüder — Cornelius Agrippa nennt die

die Alchymie eine Schwester der Theologie — Die ganze Theologie war darnach gebildet, und weil Pfaffen und Mönche, so damals allein die Arzneywissenschaft trieben, und die medicinischen Schriften der Araber lasen, so fielen sie auch endlich auf den Stein der Weisen — dessen herrliche Eigenschaften den Leib eben so gut aus dem Verderben retten sollten, wie das Blut Christi die Seele (Lullius, *in Codicillo Cap. 9.* schreibt: Et ut Iesus Christus de stirpe Dauidica pro liberatione et dissolutione generis humani, peccato captiuati ex transgressione Adae naturam assumsit humanam, *sic et in arte nostra* —") S. 44. Damit aber auch diejenigen, die den Stein der Weisen besassen, selbigen nicht blos zu Eitelkeiten und zur Verschwendung gebrauchten, so lehrten sie, daß wer dabey ein sündliches Leben führen würde, den würde der Teufel gleich bey der ersten Sünde in tausend Stücken zerreißen. — Der Teufel machte in diesen Zeiten den stärksten Eindruck.

Im XIV. und XV. Jahrhunderte trieben die Mystiker besonders die Alchymie. Diese mischten viele Offenbarungen hinein, und dadurch wurden ihre Schriften immer dunkler und verworrner, S. 46. In den folgenden Zeiten nahm diese Schreib- und Denkungsart noch mehr zu, so gar große gelehrte Leute wurden mit der Seuche angesteckt auch noch in spätern Zeiten, wovon hier S. 48. das Beyspiel des gelehrten Jacob Tollius angeführt ist. Noch giebt es eine Gattung Alchymistischer Schriftsteller, die nicht so dunkel und verworren schreiben, sondern frey gestehen, daß sie den Stein der Weisen erlangt, und alles aus Liebe zu ihrem Nächsten davon offenbaren wollen; diese haben am meisten verführt. Darun-

ter ist der bekannte Geber der älteste. Lullius, Cremer, Basil. Valentinus, machten Testamente, Codicille ꝛc., und wandten darin einen Gewissensdrang vor, daß sie ihre Geheimnisse nicht mit in die Grube nehmen, sondern entdecken wollten — S. 50. Die letzte Gattung ist diese, die aus allen diesen verschiedenen Schreibarten einen zusammengemischten Aufsatz haben, den man gar nicht versteht, wenn man die vorigen nicht kennet, und wozu Thurneiser gehört.

Herr Wiegleb hat auch sogar die Kunst geringere Metalle in Gold und Silber zu verwandeln den Adepten gänzlich abgesprochen (in seinem Tr. Hist. crit. Untersuchung der Alchymie oder eingebildeten Goldmacherkunst, Weimar, 1777. 8.); hergegen hat ganz neuerlich ein Engländer, Jac. Price, Doktor der Medicin, 1782. in seinem Laboratorio in Gegenwart vieler Zeugen, die aber keine Sachverständige waren, so die Instrumente, Tiegel und Materialien mitgebracht, Versuche über die Verbesserung der Metalle mit seinen tingirenden Pulvern gemacht, nach welchen 12 Grane des weißen Pulvers von 30 Unzen Quecksilber 10 Quentchen, also 600 Grane in ächtes Silber, und 2 Gran vom rothen Pulver, von 2 Loth Quecksilber ein halbes, also 120 Gran in Gold verwandelt haben.

Er hat diese Versuche der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London übergeben, und sollten diese Versuche durch selbige bestätigt werden, so würde es wahrscheinlich, daß die Goldmacherkunst nicht ohne allen Grund sey, S. 53. 54. Aber dies ist nun schon vor ziemlicher Zeit geschehen. Die K. Akademie schweigt ganz stille, und es hat alles Ansehen,

hen, daß sie den Price nicht öffentlich zu Schanden machen will. Wenn man nachlieset, was Herr Wiegleb über diese Versuche gesagt hat, so siehet man genugsam, daß Price nur hat Aufsehen machen wollen, und daß er nichts geleistet, wohl aber nachmals die Köpfe der Leute, die das Wunderbare lieben, verrückt hat.

III. Abschnitt, Thurneisers Begebenheiten und Reisen vom Jahr 1530. bis 1570. S. 55. — 66. Leonh. Thurneiser ist 1530. zu Basel gebohren, wo sein Vater ein Goldschmid war. Er lernte auch die Profession, doch mußte er in den Lehrjahren, dem dasigen Arzt und Professor D. Joh. Huber aufwarten, bey welcher Gelegenheit er ihm Kräuter sammlen, und Arzeneyen bereiten half, und dadurch gewann er Neigung zur Arzeneywissenschaft, besonders zur Botanik. Als Goldschmid bekam er bey dem Schmelzen der Metalle, und bey dem Abtreiben ꝛc. Lust zur Chymie ꝛc. S. 55. Er heirathete sehr frühe, und ward von jemand gebraucht, daß er Pfänder bey den Juden zu Miel in des Thurneisers Namen versetzen mußte. Die Pfänder wurden oft verändert, Zinsen ohne Quittung den Juden bezahlt, und nach Verlauf eines Jahrs forderten sie solche nochmals. Thurneiser wußte sich nicht zu helfen, nahm andere Waaren geborgt auf, und versetzte sie den Juden; wie diese wieder eingelöset werden mußten, kam er auf den Einfall, und überzog ein Stück Bley mit Gold, übergab solches den Juden, und nahm alle übrigen Pfänder zurück. (Dieses erste Probestückchen giebt schon auf seinen Charakter eine schlechte Aussicht.) Endlich ward der Betrug entdeckt, und ohngeachtet der Vater alles sein Vermögen

gen anwandte ihn zu retten, so kamen noch mehr Unfälle, und heimtückische Streiche seines Bruders hinzu, so ihn dahin brachten, daß er 1548. im 18ten Jahre Basel, Eltern und Frau verließ, nach England, und in folgendem Jahre nach Frankreich gieng. Wie er nach Deutschland kam, nahm er Kriegsdienste bey der Armee des Markgrafen Albrechts von Brandenburg. In der Schlacht bey Sievershausen ward er 1553. gefangen, verließ die Kriegsdienste, arbeitete in Bergwerken und Schmelzhütten, und gieng 1555. nach Straßburg und Costnitz zurück als Goldschmidt S. 57. wo er sich Geld verdienet hat. Er zog darauf 1558. nach Tarenz im Oberninnthal, und bauete daselbst wie auch zu S. Leonhard Bergwerke auf seine Rechnung. Mittlerweile ward er dem Kaiser Ferdinand und dem Erzherzoge Ferdinand bekannt, und mußte auf Befehl des letztern 1560. nach Schottland, und 1561. nach Spanien und Portugall reisen; von da er die Küsten der Barbarey, Athiopien, Egypten, Arabien, Syrien ꝛc. besucht, und über Griechenland und Italien, wieder zurückgekommen, S. 59. Auf dieser Reise hat er sich vorzüglich auf die Arzneywissenschaft gelegt, und seine Receptbücher, woraus er kurirte, vermehret. Wie er 1565. zurück kam, hatte sein Bruder, ein verdorbener Procurator aus Basel seine ganze Wirthschaft an Bergwerken und Schmelzhütten in Tyrol verfallen lassen. Die Regierung zu Inspruck schoß ihm 700 Fl. vor, alles wieder herzustellen — und der Erzherzog schickte ihn 1567. nach Böhmen und Ungarn, die Bergwerke zu untersuchen. Er rühmt sich, daß er damals bey der Kaiserl. Armee gegen die Türken große Curen verrichtet hätte, S. 60. In der letzten Zeit seines Aufenthalts in

Tyrol,

Tyrol, hatte er sich bey den Grossen durch seinen Stolz und Grossprecherey in Haß und Schulden gesetzt. S. 61.

Im Jahr 1569. bekam er Freyheit nach Nieder-Deutschland zu reisen, um seine Handschriften durch den Druck zu befördern, (die er doch weit eher in Ober-Deutschland, wo die Druckereyen und Formschneider häufiger waren, wie zu Augspurg und Nürnberg z. B. gedruckt erhalten konnte, welches also wahrscheinlich die Ursach seiner Abreise aus Tyrol nicht war, sondern viele Schulden, wie S. 69. ja deutlich angegeben ist). Er gieng nach Münster, woselbst er sein *Archidoxa* (worin der Lauf, Wirkung und Einfluß der Planeten in den menschlichen Körper in deutschen Reimen beschrieben) und seine Quintessenz (worin die nöthige Verbindung der Arzneywissenschaft gezeigt ist) 1569. und 1570. in 4to mit vielen Holzschnitten drucken ließ, S. 63. Mit einmal verließ er Münster, (vermuthlich Schulden halber, wie es alle Avanturiers, worunter er wohl mit Recht gehört, machen) und gieng nach Frankfurt an der Oder, wo eine gute Buchdruckerey war, S. 65. Hier ist S. 66. u. s. w. eingeschaltet der:

IV. Abschnitt, Thurneisers Kenntnisse in Wissenschaften und deren Beurtheilung aus seinen Schriften. Sein moralischer Charakter und übrige Eigenschaften. Nirgends hat er bemerket, wo er Anatomie, Botanik, Arzneywissenschaft und die vielen Sprachen gelernet. Es war aber damals der Ton gewöhnlich, den Leuten einzubilden, daß die ganze Wissenschaft aus göttlicher Eingebung herrühre, ohne den geringsten menschlichen Unterricht. So machte es Lullius und besonders Paracelsus, der als

Pro-

Professor zu Basel die Bücher des Avicenna, Galenus, rc. im Hörsaal verbrannte, um sich dadurch ein weit wichtiger Ansehen zu geben. Den leztern copirte der Thurneißer ganz, doch las er mehr Bücher wie jener, und studirte nicht blos die Natur aus ihren Werken. Ueberdem hatte er einige Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie und Astrologie, so, daß er sich besonders mit Kalender machen abgeben, und astronomische Tabellen ausrechnen konnte, S. 68. Einige Grundlage von der Anatomie hat er in seiner Jugend wahrscheinlich von dem damals in Basel berühmten Vesalius erhalten. In der metallurgischen Chymie hatte er bey dem Bergwerksbau Kenntnisse erworben. Wo er die übrige Chymie, das Distilliren der Oele, und die Zubereitung der Salze rc. gelernt, ist unbekannt. In der theoret. sowohl als praktischen Arzeneywissenschaft war er ein Stümper, und verließ sich auf seine gesammlete Recepte, S. 70.

Sein Buch Pison, die Kalender und sein Kräuterbuch haben ihn eigentlich berühmt gemacht. Das erste brachte ihn an den Brandenburgischen Hof, die Kalender machten ihn bekannt, schafften ihm Geld, und unterhielten seine Druckerey. Seine Art zu studiren war tumultuarisch, und seine medicinische Theorie, besonders die Harnproben, sind auch einem Laien in der Medicin lächerlich, hier aber genau beschrieben, S. 71. 72., und für falsch erkläret. Eben so war seine Denkungs- und Schreibart beschaffen. Er mischte alles durch einander, Adam und Paracelsus, Homer und König David, Junker Burchhard und Abraham ist neben einander gestellet, S. 73. Seine Urtheile und Vergleichungen waren öfters sehr beleidigend; z. B. sagt er an einem Orte —

große

Große und starke Personen sind kalter Natur, haben eine böse unreine Complexion, stinken und schwitzen viel, solcher Art ist auch Herr Christoff Sparr, der Churfürstl. Ober-Hoffmeister zu Berlin" — ohngeachtet derselbe damals noch lebte und am Hofe war. In seinem Buche von den Harnproben spricht er von Juwelen ꝛc. Ueberdem bildete er sich ein, ein grosser Poet zu seyn, und schrieb viele Sachen in Reimen, die so rauh und schlecht wie möglich waren. In seiner *Magna Alchemia* fehlt das Wesentliche, nemlich die Verwandlung der Metalle.

Er hatte sonst ein gutes äußerliches und ehrliches Ansehen. Seine Weltkenntniß, die er auf seinen vielen Reisen und auch an Höfen erworben, verursachte, daß er gar leicht die Schwäche großer Herren und ihre Hauptneigungen ausforschte. Dabey hatte er das beste Maulwerk, und wußte die Unterredungen so zu drehen, daß er seine erlangten Kenntnisse darin überall anbringen, und sich dadurch ein Ansehen geben konnte. Von seinen großen Geheimnissen in der Medicin, Chymie ꝛc. sprach er beständig, und durch seine eingebildete Vorzüge bekam er die Dreistigkeit, seine vermeinten Verdienste sowohl bey Hofe als sonsten überall geltend zu machen. Er nutzte alle Gelegenheiten, und erwarb Reichthum, Ruhm und Ehre. Wenn Verstand und Ueberlegung bey ihm so groß gewesen wäre, wie sein Gedächtniß und seine Betriebsamkeit, so daß er sich in seinen Glücksumständen nicht überhoben, aus Stolz und Eigensinn guten Rath nicht verachtet hätte, so würde er zuletzt nicht in die Lage gekommen seyn, daß er um Ehre, Ruhm und Vermögen kam. Ueberdem war er stolz und grob gegen andere Gelehrte, die er nur mit Verachtung ansahe, und seine Streitschriften sind Muster der größ-

Professor zu Basel die Bücher des Avicenna, Galenus, rc. im Hörsaal verbrannte, um sich dadurch ein weit wichtiger Ansehen zu geben. Den letztern copiirte der Thurneiser ganz, doch las er mehr Bücher wie jener, und studirte nicht blos die Natur aus ihren Werken. Ueberdem hatte er einige Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie und Astrologie, so, daß er sich besonders mit Kalender machen abgeben, und astronomische Tabellen ausrechnen konnte, S. 68. Einige Grundlage von der Anatomie hat er in seiner Jugend wahrscheinlich von dem damals in Basel berühmten Vesalius erhalten. In der metallurgischen Chymie hatte er bey dem Bergwerksbau Kenntnisse erworben. Wo er die übrige Chymie, das Distilliren der Oele, und die Zubereitung der Salze rc. gelernt, ist unbekannt. In der theoret. sowohl als praktischen Arzeneywissenschaft war er ein Stümper, und verließ sich auf seine gesammlete Recepte, S. 70.

Sein Buch Pison, die Kalender und sein Kräuterbuch haben ihn eigentlich berühmt gemacht. Das erste brachte ihn an den Brandenburgischen Hof, die Kalender machten ihn bekannt, schafften ihm Geld, und unterhielten seine Druckerey. Seine Art zu studiren war tumultuarisch, und seine medicinische Theorie, besonders die Harnproben, sind auch einem Laien in der Medicin lächerlich, hier aber genau beschrieben, S. 71. 72., und für falsch erkläret. Eben so war seine Denkungs- und Schreibart beschaffen. Er mischte alles durch einander, Adam und Paracelsus, Homer und König David, Junker Burchhard und Abraham ist neben einander gestellet, S. 73. Seine Urtheile und Vergleichungen waren öfters sehr beleidigend; z. B. sagt er an einem Orte —

grosse

Grösse und starke Personen sind kalter Natur, haben eine böse unreine Complexion, stinken und schwitzen viel, solcher Art ist auch Herr Christoff Sparr, der Churfürstl. Ober-Hoffmeister zu Berlin" — ohngeachtet derselbe damals noch lebte und am Hofe war. In seinem Buche von den Harnproben spricht er von Juwelen ꝛc. Ueberdem bildete er sich ein, ein grosser Poet zu seyn, und schrieb viele Sachen in Reimen, die so rauh und schlecht wie möglich waren. In seiner *Magna Alchemia* fehlt das Wesentliche, nemlich die Verwandlung der Metalle.

Er hatte sonst ein gutes äußerliches und ehrliches Ansehen. Seine Weltkenntniß, die er auf seinen vielen Reisen und auch an Höfen erworben, verursachte, daß er gar leicht die Schwäche großer Herren und ihre Hauptneigungen ausforschte. Dabey hatte er das beste Maulwerk, und wußte die Unterredungen so zu drehen, daß er seine erlangten Kenntnisse darin überall anbringen, und sich dadurch ein Ansehen geben konnte. Von seinen großen Geheimnissen in der Medicin, Chymie ꝛc. sprach er beständig, und durch seine eingebildete Vorzüge bekam er die Dreistigkeit, seine vermeinten Verdienste sowohl bey Hofe als sonsten überall geltend zu machen. Er nutzte alle Gelegenheiten, und erwarb Reichthum, Ruhm und Ehre. Wenn Verstand und Ueberlegung bey ihm so groß gewesen wäre, wie sein Gedächtniß und seine Betriebsamkeit, so daß er sich in seinen Glücksumständen nicht überhoben, aus Stolz und Eigensinn guten Rath nicht verachtet hätte, so würde er zuletzt nicht in die Lage gekommen seyn, daß er um Ehre, Ruhm und Vermögen kam. Ueberdem war er stolz und grob gegen andere Gelehrte, die er nur mit Verachtung ansahe, und seine Streitschriften sind Muster der größ-

sten Grobheiten. Es fehlte ihm also an Lebensart und an einer gesunden Beurtheilung, daher schließt der Herr Verf. bey der Auszeichnung seines Charakters ganz recht — daß er ein lehrreiches Beyspiel sey, daß nicht allemal sehr viel Verstand erfodert werde, um in der Welt sein Glück zu machen, mehr aber, sich darin zu erhalten — S. 77 u. s. w.

V. Abschnitt. Thurneisers Ankunft in der Mark. Er ward Leibarzt, steht bey Hofe und bey auswärtigen Fürsten im Ansehen. Gelehrter Briefwechsel ꝛc. S. 79-99. Er kam am Ende des 1570 oder im Anfange des folgenden Jahrs nach Frankfurth an der Oder, und ließ sogleich den vorgedachten Pison daselbst drucken. Er that gleich Anfangs überall sehr groß mit seinen Kenntnissen, und ward sogleich bekannt. Der Churfürst, Johann Georg, kam damals nach Frankfurth, hörte von ihm und seinem Buche vortheilhafte Nachrichten, ließ sich gedruckte und ungedruckte Bogen schicken, und Thurneiser suchte die aus, so von den Flüssen in der Mark und deren unerkannten Reichthümern, (so größtentheils Wind war) handelten, wo er um Küstrin Alaun, Salpeter, Rubinen, Granaten ꝛc. auch sogar in einigen Flüssen Gold gefunden. Salzquellen, Bergwerke ꝛc. mit einem Worte, alle Naturprodukte hatte er, nach seiner Angabe in diesem Buche, in der Mark aufgefunden S. 81. Dem Churfürsten war er ferner als ein großer Arzt beschrieben, er ließ ihn also rufen, und Thurneiser nahm gleich bey der ersten Unterredung diesen Herren ein, wozu noch kam, daß die Gemahlin damals krank, ihm die Cur aufgetragen ward, die er zwar zum Schein anfänglich declinirte, aber doch übernahm, und sie glücklich ausführte.

führte. Einige Große, die aus seinen Bergwerks-kenntnissen großen Nutzen ziehen wollten, vermehrten den starken Glauben, den der Herr von ihm gefaßt hatte. Er wurde überall vorgezogen, mußte den Churfürsten begleiten, und er verlangte ihn in seine Dienste, die er wieder zum Schein declinirte, aber hernach annahm. Wenigstens war er schon im Monat Julius 1571 Churfürstl. Leibarzt, mit einem Gehalt von 1352 Rthlr. (so damals eine große Summe war). S. 84. 85. Ausserdem bekam er auf 4 Pferde Futter, Hofkleidung und gewöhnliche Deputate, auch freye Wohnung im grauen Kloster zu Berlin, wo er eine eigene Druckerey rc. anlegte. Er unterhielte über 200 Personen an Druckern, Laboranten, Handlanger, Schreiber rc. eine sehr weitläuftige Wirthschaft in dem Kloster. Sein Aufwand in Kleidern war groß. Gemeiniglich gieng er in schwarzem Sammt und Seiden, mit vielen goldenen Ketten und Gnadenmünzen behängt. Er fuhr mit 4 Pferden, und seine Bediente giengen neben her, gieng er aber zu Fuß, so begleiteten ihn 2 Edelknaben von Tetzel, (deren Eltern von der Reichs-Ritterschaft zu Dennenloh im Kanton Altmühl wohnten, und bey ihm in Dienste waren). Es speiseten öfters große Gesellschaften von Hofe bey ihm, selbst der Churfürst mit seiner Gemahlin begnadigte ihn mit ihren Besuchen. Die Vornehmsten des Hofes waren seine Gönner und Freunde. — Man findet noch jetzo auf der Königl. Bibliothek zu Berlin eine Menge von Briefen großer Fürsten, die sich Raths bey ihm erholet, z. B. Friederichs II. Königs von Dännemark, Stephan Batori, Königs von Pohlen, vieler andern dänischen Fürsten, Grafen und Herren, die S. 89. verzeichnet sind. Ferner eine große Anzahl Briefe berühm-

ter Aerzte, die wegen seiner geheimen Arzeneyen, Kalender und chymischer Processe an ihn schrieben S. 90. auch andere große Gelehrte S. 92. Er bekam von ihnen sauber geschriebene Alphabete von allen möglichen Sprachen, womit er sich in seinem Onomastico brüstet. Sein Ruhm gieng so weit, daß ihn auswärtige Fürsten in vielen andern Sachen um Rath fragten, und zu sich baten, z. B. wegen Salzwerke, Bergwerke, auch Prognostika zu stellen. Sonderbar genug ist die Prophezeihung, die er 1578. von Frankfurt an der Oder erhalten, die S. 95. steht. Sie lautet folgendermaaßen:

„Veniet Aquila, cujus volatu debellabitur Leo, „et veniet Pullus Aquilae et nidificabit in domo „Leonis, cujus fructus alimento parvo carebit et „illico eligitur Unus cui honos exhibetur. Tandem *conspirabunt Principes Alemanniae et Magna-„tes Poloniae opprimentur*, et Leopardus devorabit „eos. Exurget *radix de radice Aquilae* nomine „*Friedericus Orientalis*, hic regnans regnabit, et „imperans imperabit, *et extendet famam suam us-„que ad ultimos fines terrae. Tempore illius capie-„tur Summus Pontifex et Clerus dilapidabitur.*" Wir sagen, es ist sonderbar genug, daß dieses im 16ten Jahrhunderte geschrieben worden ist. Aber für etwas mehr als für einen sonderbaren Zufall wird es ein vernünftiger Mensch auch wohl nicht halten. Unser Verfasser sagt hierbey sehr treffend: „Es ist mit „den alten Prophezeihungen wie mit dem Lottospiele. „Bey der großen Menge von Einsätzen, die verlohren gehen, trifft zuweilen einer, wo nicht die gesetzte Terne, dennoch einen einzelnen Auszug." Sehr wahr. Denn ganz treffen dergleichen Prophe-

zei-

zeihungen nie ein, sondern einzelne Umstände scheinen zu passen.

Auch wegen verborgener Schätze schrieb man ihm häufig; kurz, er war zu seiner Zeit fast in allen Sachen ein Orakel, und alles brachte ihm Geld ein. Ausser diesem Erwerb von allen angeführten zusammengenommen, so war er noch der größte Wucherer seiner Zeit. Sein Haus war wie ein Lombard, er nahm hohe Zinsen, und war hart gegen seine Schuldleute, worunter öfters Vornehme waren, wodurch er sich viele Feinde machte. S. 96. Er kaufte, wie ein Jude, alt Silber, schmelzte es zusammen, und schickte es zur Münze nach Warschau S. 96. so auch gute Münzsorten, die er gegen schlechtere einwechselte. Der Hof selbst ließ durch ihn auswärts allerley Bedürfnisse einkaufen. Vorzüglich setzte die Gemahlin des Churprinzen in ihn ein groß Vertrauen. Auswärtig ward er häufig bey Krankheiten großer Fürsten gerufen, selten erhielt er aber Erlaubniß. Im Jahr 1574. verschrieb ihn die Gemahlin des blödsinnigen Herzogs Albrechts von Preußen. In der Instruction an den damaligen preußischen Gesandten steht unter andern — der Churfürst hätte Leonh. Thurneiser an seinem Hofe, dem Gott der Allmächtige durch eine sondere Weise, gefährliche und andern vielen Aerzten zu helfen, fast unmögliche Krankheiten zu kuriren, sonderliche Gnade und Glück gegeben. — In dem ganz ausserordentlichen Ruf stand er in damaligen leichtgläubigen Zeiten S. 98. wo man die ganze merkwürdige Instruction lieset.

VI. Abschnitt. Thurneisers erworbenes großes Vermögen. Angelegte Druckerey, seine Künstler, Beytrag zur Künstler-Geschichte. Er kam

arm in die Mark an — und beschwor 1580, wie er zu Basel heirathen wollte, daß sein Vermögen 100,000 Floren betrüge — sein Silbergeschirr wog allein 9 Centner, und unter seinem baaren Gelde fand der Vormund 12000 Geldstücke von allerley Münze. S. 100. Alles hatte er in Berlin erworben; theils durch seinen Gehalt von 1352 Rthlr. — den Lombard und die hohe Zinsen, — Druckerey — Verkauf seiner Bücher und Kalender — Nativitätstellen — Harnproben, medicinische Praxis und geheime Arzeneyen, so die einträglichsten waren. — Die ausführliche Nachricht von seiner ansehnlichen Druckerey, die ohngefehr 1573 angelegt ist, giebt von den damaligen Preisen des Papiers, des Lohns der Gesellen, der Schriften (der Centner zu 22 Rthlr., im Jahr 1576 hatte er schon eine eigne Schriftgießerey), Pressen rc. sehr nützliche Nachrichten S. 102 u. s. w. Er hatte die besten Correctores, Formschneider, worunter Peter Hille, von letztern der beste (sein Zeichen P. H. F. im Monogramm), es sind aber noch mehr genannt, die als ein Beytrag zur Geschichte der Künstler gehören S. 106. Noch mehr hieher gehörige Künstler sind S. 108. 109. Illuminirer benannt. Der Beytrag zur Geschichte der Kupferstecherkunst in der Mark S. 110. ist erheblich. — Lucas Kranach hat schon 1521 den D. Luther im Mönchshabit in Kupfer gestochen, und noch einige Stücke. In der Note *m*) S. 112. soll es nach den Worten: Letzteres Bildniß ist vorzüglich gut gemahlt — heißen — die übrigen Verzierungen der Hof-Apotheke an Säulen und Architekturen sind von S. T. Gericken, mit der Jahrzahl 1727. Jenes Bild ist viel älter). Franz Friederich, ein guter Formschneider und Kupferstecher in des Thurneisers

neisers Druckerey ums J. 1577. wird mit Franz Floris oft verwechselt. S. 113. Er war lange vorher bey dem Buchdrucker Eichhorn zu Frankfurt an der Oder, und stach noch in Kupfer 1584. S. 115. (auf der S. 116. in der ersten Linie muß Rec. einen erheblichen Druckfehler anzeigen, wo anstatt — nach Thurneisers Abzug — stehen muß — vor Thurneisers Abzug —). Viele auswärtige Gelehrte ließen in seiner berühmten Druckerey ihre Werke abdrucken, mithin verdiente er viel damit; doch ließ er seinen Namen als Drucker nicht darunter setzen, (so gewiß aus Stolz geschehen, wie Rec. glaubt).

VII. Abschnitt. Einkünfte von seinen Kalendern und Büchern, chym. Processen, Handschriften, Laboranten, Harnproben, Arzeneyen. Die ersten trugen ihm das meiste ein, weil sie gar zu häufig versandt wurden; auch wenn sie auswärts nachgedruckt wurden, so bekam er Geld für die Erlaubniß S. 120. — Seine Art, die Prognostica darin zu erklären — Seine Dedicationen an Fürstl. Personen trugen auch viel Geschenke ein. S. 122. Sobald er von seinen Werken etwas neues drucken ließ, schickte er solches mit Empfehlungsschreiben als Geschenke an alle Fürstliche rc. Höfe, wogegen er die ansehnlichsten Geschenke erhielte S. 123. (Eine Methode, die auch noch jetzt von manchem Schriftsteller genutzt wird, auch sogar von solchen, die nicht Schriftsteller sind. Im Jahr 1782 machte ein Quidam die Spekulation gegen 100 Brustbilder des Königs von Preußen, an so viel deutsche Abteyen und Klöster zum Geschenke zu senden, und bekam von den meisten nicht unbeträchtliche Gegenschenke). Auch seine Handschriften (die er hundertmal abschreiben ließ) von seinen chymischen Geheimnissen, die er gleichfalls her-

umschickte, brachten viel Geld ein; mit einem Wort, dieser Charletan hat damals halb Europa in Contribution gesetzt. Von Laboranten, die ihm von den Fürstl. Höfen zugesandt wurden, um sie anzulernen, zog er ebenfalls viel Geld. S. 127. Die Harnproben wurden am besten bezahlt. Zehn Thaler war das gewöhnlichste, und die Arzeney ward besonders bezahlt, Große Herren bekamen Rechnungen zu 60 Rthlr. und doch hat man den Urin in versiegelten Gefäßen durch Bothen so häufig an ihn gesandt, daß er kaum alles expediren konnte. S. 128. Sehr theure und kostbare Medicamente wurden bey der Gelegenheit angewandt. — Ein Loth *Aurum potabile* zu 16 Rthlr.; ein Loth *Oleum vitrioli* dulce zu 4 Rthlr., ein Loth Smaragden-Tinctur zu 11 Rthlr., und Rubinentinctur 12 Rthlr. Ein Loth Oleum cinnamomi 12 Rthlr. — Tinctura Antimonii, ein Loth 16 Rthlr. Er gab auch Gold- und Perlenpulver, die noch weit theurer waren, Oele zu 35 Rthlr. ꝛc. wozu er freylich viele Laboranten hielte S. 129. 130. Seine medicinischen Consilia ließ er sich noch weit theurer bezahlen, und wer nicht gleich etwas Ansehnliches mitschickte, bekam gar keine Antwort. Graf Burchard von Barby schickte ihm seine Krankheitsgeschichte, erhielt aber keine Antwort, wie er wieder darum schrieb, und 100 Dukaten beylegte, war die Antwort mit Recepten gleich zurück S. 130. (Grafen, Herren und Edelleute waren zum Theil damals reich am Gelde, man sieht es aus den Geldsummen und Schuldverschreibungen der damaligen großen Fürsten, selbst des Churf. Johann Georgs, seines Vaters Joachims II. u. a. m. so sie damals von ihm aufgenommen, worunter eben dieser Graf von Barby mit vorkömmt, der ein reicher Herr war.

Recens.

Recens. kann aus einer gewissen landschaftlichen Registratur davon Beweiß führen; mithin war das baare Geld bey diesen Herren damals nicht so rar).

VIII. Abschnitt. Einkünfte aus den Nativitäten und Talismanns. Seine Bibliothek, Kunst- und Naturalien-Cabinet. Aus dem ersten zog er großes Geld, weil alle Vornehme ihr und ihrer Kinder Schicksal nach dem Wahn der damaligen Zeit voraus wissen wollten. Er konnte nicht alles bestreiten; auch zu dieser einträglichen Arbeit hielte er Personen, worunter Mag. Gröpler der vornehmste war, S. 132. bey welcher Gelegenheit auch die Talismanns gut angebracht wurden — deren Beschaffenheit, Würkung 2c. — S. 134. Paracelsus hatte ihm hierin vorgearbeitet — (par nobile fratrum) S. 135. Auch Geistliche unterstützten mit Beymischung des Namens Gottes in hebräischen Buchstaben diesen Aberglauben, wie der Abt Tritheim und seine Schüler S. 137. Verschiedne sind auf der Kupfertafel abgestochen, die man nachsehen kann. Es sind zuweilen für 10 und mehr ungarische Ducaten versandt, mithin ist es wohl kein Wunder, daß er auf so vielerley Art reich zu werden Gelegenheit hatte. Thurneiser sammlete, wie damals in der Mark auch schon würklich Gebrauch ward, eine ansehnliche Bibliothek, und bezahlte Bücher und Handschriften theuer; er war der erste, so im Lande ein Naturaliencabinet anlegte, wozu ihm seine Schreiber, die er an allen Orten herumsandte, mit seinen Handschriften, Arzeneyen 2c. Mineralien, Conchylien, versteinerte Sachen 2c. wieder zurückbrachten. S. 142. In seinem Garten hatte er viele botanische Gewächse, eine gute Gewehrcammer, und man muß gestehen, daß er durch seine Kenntniß in der Mark vielerley vorher un-

unbekanntes Gewerbe einführte. Er verbesserte die Alaun- und Salpetersiedereyen, die Glashütten zu Grimniz, und viele Künstler zog er ins Land.

IX Abschnitt. Heimweh. Wie er im größten Glück und in voller Gnade des Churfürsten war, kam er auf den Einfall, in sein Vaterland zurückzukehren, so den Schweizern gemeiniglich eigen ist. Verschiedne Zufälle und Umstände gaben ihm dazu Gelegenheit. Seine Frau, die ihm die ganze große Wirthschaft führte, starb 1575. Sein liederlicher Bruder, Alexander, der Schulden wegen Basel, Frau und Kinder verlassen mußte, und sich bey ihm aufhielte, setzte ihm zuerst das Glück, so er durch seine Rückkehr ins Vaterland machen könnte, in Kopf, versicherte ihm die Hochachtung der Basler, und daß er jetzt Gelegenheit dort hätte, adliche Güter nahe bey Basel (die Schlösser Angerstein und Schaumburg) gut zu kaufen rc. Der Hof war, bey anhaltender Pest, fast beständig entfernt auf den Jagdschlössern, öfters viele Monat, so ihm sehr lästig fiel, weil er alsdenn von seiner Druckerey und gelehrten Arbeiten dadurch abgehalten, auch daselbst seyn mußte S. 150. Sein Arzeneyenhandel, Kalenderverkauf, rc. einträchtlicher Briefwechsel, mit einem Worte, seine ganze Einnahme litte dadurch, und die große Anzahl seiner Leute war öfters müßig. Der gelehrte Doct. Hoffmann zu Frankfurt an der Oder hatte in einer Rede *de barbarie imminente*, ihn und alle Paracelsisten scharf angegriffen — ihre Theorie wäre erdichtet — sie fegten durch sehr theure unnütze Arzeneyen die Beutel der Reichen, und gäben sich durch Nativitätstellen rc. ein wunderthätiges Ansehen. — Der bekannte Rector Rollenhagen declarirte

rirte öffentlich seine Kalenderprophezeihungen für Narrenspossen, und ihn selbst für einen Phantasten und Schwarzkünstler. — Beyde Gelehrte standen bey Hofe in großem Ansehen, und der schlaue Thurneiser merkte wohl, daß dadurch sein Ansehen fallen, und man ihn endlich für einen Charletan, wie er würklich war, halten würde S. 152. (Recens. glaubt daher, daß noch mehr als das Schweizerische Heimweh, vielmehr diese Umstände ihn von Berlin entfernten, weil er die Folgen voraussehen konnte, und seither Geld genug erworben hatte). Kurz, er wünschte sich vom Hofe loszumachen und nach Basel zurück, nur seine schöne Druckerey wollte er ungerne verlassen, — — endlich überließ er sie seinem Bruder, weil dieser aber bald unsichtbar ward, bekam sie sein Setzer, Mich. Henzke, um einen billigen Preiß, doch behielt er selbst Antheil am Gewinnst S. 154. — Die Geschichte der Druckerey in der Folge. S. 154. 155. Im Jah. 1577. liefen seine 6 Jahre, worin er sich als Leibarzt verbindlich gemacht, zu Ende, er hielte um seinen Abschied an, und hatte schon einige Wagen mit seinen Sachen fortgesandt. — Der Churfürst stellte ihm die unglücklichen Folgen, denen er sich in Basel aussetzte, vor, verbesserte seine Umstände, und ließ die Wagen wieder zurückholen. — Es rührte ihn 1577 der Schlag, dadurch ward er etwas ruhig, sandte aber doch in den 2 folgenden Jahren nach und nach wieder Sachen nach Basel, und endlich hielt er im April 1579 abermal um seinen Abschied an, er bekam ihn aber nicht, sondern nur Erlaubniß zu einer Reise nach Basel. Er gieng sogleich fort, und versprach auf Weihnachten wieder in Berlin zu seyn, S. 157. — hielte um Aufschub bis im März 1580 an, und erhielt ihn. Unterdessen machte er seine

Processe

unbekanntes Gewerbe einführte. Er verbesserte die Alaun- und Salpetersiederenen, die Glashütten zu Grimniz, und viele Künstler zog er ins Land.

IX Abschnitt. Heimweh. Wie er im größten Glück und in voller Gnade des Churfürsten war, kam er auf den Einfall, in sein Vaterland zurückzukehren, so den Schweizern gemeiniglich eigen ist. Verschiedne Zufälle und Umstände gaben ihm dazu Gelegenheit. Seine Frau, die ihm die ganze große Wirthschaft führte, starb 1575. Sein liederlicher Bruder, Alexander, der Schulden wegen Basel, Frau und Kinder verlassen mußte, und sich bey ihm aufhielte, setzte ihm zuerst das Glück, so er durch seine Rückkehr ins Vaterland machen könnte, in Kopf, versicherte ihm die Hochachtung der Basler, und daß er jetzt Gelegenheit dort hätte, adliche Güter nahe bey Basel (die Schlösser Angerstein und Schaumburg) gut zu kaufen 2c. Der Hof war, bey anhaltender Pest, fast beständig entfernt auf den Jagd-Schlössern, öfters viele Monat, so ihm sehr lästig fiel, weil er alsdenn von seiner Druckerey und gelehrten Arbeiten dadurch abgehalten, auch daselbst seyn mußte S. 150. Sein Arzeneyenhandel, Kalenderverkauf, 2c. einträchtlicher Briefwechsel, mit einem Worte, seine ganze Einnahme litte dadurch, und die große Anzahl seiner Leute war öfters müßig. Der gelehrte Doct. Hoffmann zu Frankfurt an der Oder hatte in einer Rede *de barbarie imminente*, ihn und alle Paracelsisten scharf angegriffen — ihre Theorie wäre erdichtet — sie fegten durch sehr theure unnütze Arzeneyen die Beutel der Reichen, und gäben sich durch Nativitätstellen 2c. ein wunderthätiges Ansehen. — Der bekannte Rector Rollenhagen declarirte

rirte öffentlich seine Kalenderprophezeihungen für Narrenspossen, und ihn selbst für einen Phantasten und Schwarzkünstler. — Beyde Gelehrte standen bey Hofe in großem Ansehen, und der schlaue Thurneiser merkte wohl, daß dadurch sein Ansehen fallen, und man ihn endlich für einen Charletan, wie er würklich war, halten würde S. 152. (Recens. glaubt daher, daß noch mehr als das Schweizerische Heimweh, vielmehr diese Umstände ihn von Berlin entfernten, weil er die Folgen voraussehen konnte, und seither Geld genug erworben hatte). Kurz, er wünschte sich vom Hofe loszumachen und nach Basel zurück, nur seine schöne Druckerey wollte er ungerne verlassen, — — endlich überließ er sie seinem Bruder, weil dieser aber bald unsichtbar ward, bekam sie sein Setzer, Mich. Henzke, um einen billigen Preiß, doch behielt er selbst Antheil am Gewinnst S. 154. — Die Geschichte der Druckerey in der Folge. S. 154. 155. Im Jahr 1577. liefen seine 6 Jahre, worin er sich als Leibarzt verbindlich gemacht, zu Ende, er hielte um seinen Abschied an, und hatte schon einige Wagen mit seinen Sachen fortgesandt. — Der Churfürst stellte ihm die unglücklichen Folgen, denen er sich in Basel aussetzte, vor, verbesserte seine Umstände, und ließ die Wagen wieder zurückholen. — Es rührte ihn 1577 der Schlag, dadurch ward er etwas ruhig, sandte aber doch in den 2 folgenden Jahren nach und nach wieder Sachen nach Basel, und endlich hielt er im April 1579 abermal um seinen Abschied an, er bekam ihn aber nicht, sondern nur Erlaubniß zu einer Reise nach Basel. Er gieng sogleich fort, und versprach auf Weihnachten wieder in Berlin zu seyn, S. 157. — hielte um Aufschub bis im März 1580 an, und erhielt ihn. Unterdessen machte er seine

Proceße zu Basel aus, erhielt das Bürgerrecht, und kaufte daselbst Haus und Ländereyen, gieng darauf nach Berlin zurück, schickte seine Töchter und besten Sachen auf 9 Wägen nach Basel. Er ward aufs neue von dem Profeßor Jöel zu Griphswalde der Zauberey beschuldiget — und der Aufenthalt ward ihm bitter gemacht, daher er nochmals um Abschied anhielte, indem er im Begriff war, sich in Basel zu verheyrathen. Der Stolz führte ihn an eine adliche Person, Maria Herbrottin, die 30 Jahr alt (er 50 Jahr), arm, ohne Erziehung, und höchstliederlich, wie er selbst schreibt, Manntoll war. Die Hochzeit ward am 7. Nov. 1580 in Basel vollzogen, und er kam am 25. Jan. 1581. gegen die Entbindung der Churfürstin wieder nach Berlin zurück, mit Hinterlassung seiner jungen lustigen Frau und beyden Töchter. S. 160. 161. Die Nachrichten von der liederlichen Lebensart seiner Frau machten ihn krank und schwermüthig, er suchte nochmals um seinen Abschied an, der Churf. beredete ihn, um sich aus der drohenden Gefahr zu ziehen, Frau und Kinder nach Berlin kommen zu lassen, und versicherte ihn seiner höchs[illegible] Gnade. Er bekam 300 Rthlr. Reisegeld, sie n[illegible] zu lassen, und Thurneiser entschloß sich endlich dazu. — Sie kamen nach Berlin, die Liederlichkeit dauerte fort, sie gestand solche öffentlich — er schickte sie also nicht lange darauf dem Vater zurück. S. 163. 164. Drauf gieng die Eheklage zu Basel an — es ward erkannt, er sollte nach Basel kommen, und mit seiner Frau dort, wie er versprochen, ordentlich haushalten. — Der Schwiegervater bewieß, daß die Ehe im geringsten nicht aufgelöset, er verlangte also, daß seiner Tochter aus seinem Vermögen, welches er 100,000 Gulden angegeben, der

dritte

dritte Theil zu ihrem Unterhalt festgesetzt würde. — Das Gericht immittirte sie am 1. August 1582 würklich in alle seine Güter. — Ein Brief aus Basel beschreibt die damalige Baselsche Gerichtsverfassung höchst elend, dafern er nicht partheyisch und übertrieben ist, wie es eben nicht scheint. S. 166. Anstatt daß Thurneisser mit einer Churfürstl. Vorschrift selbst nach Basel reisen, und seine Sache da betreiben sollte, so schimpfte er auf die Richter im höchsten Grad, sprach von Plünderung und Gewalt, und spielte hierin eine sehr schlechte Rolle. Endlich bat er den Churfürsten um ein Vorschreiben, so im Januar 1583 nach Basel abgieng; in demselben reclamirte man sein Vermögen als ein hier erworbenes Gut, so seiner hier verstorbenen Frau und deren 3 Kindern zugehörte, welchen vor seiner leztern Heyrath der Churfürst Vormünder gegeben S. 168-170. Der Rath von Basel antwortete spät am 6. Febr. 1584, und dem Erwarten vielleicht nicht gemäß — unter andern — Sie mögten wünschen, daß er seine Frau in Berlin behalten, und seine Güter, die sie nie begehrt, und ohne die, mit Gottes Hülfe, die Stadt Basel zu erhalten, guter Hoffnung wäre — auch seine Sache vor Churfürstl. Gerichte ausgemacht hätte, weil sein Weib aber daselbst nicht belangt, sondern ihrem Vater zurückgesandt, und dieser sie um Recht angesprochen, da seine Güter in ihrem Gerichtszwang belegen, so hätten sie dem Vater Recht pflegen müssen, und den Mündeln blieb an den dortigen Gütern (in Berlin) ihr Recht unverhindert. — Er, Thurneisser, sollte auch der unverschuldeten scharfen Worte, womit er ihre Gerichte angetastet, sich enthalten, und deswegen die Gerichte entschlagen. — Die Antwort war allerdings nicht unrecht gefaßt, und in den Beylagen hatte

hatte man seine Anschuldigungen noch mehr aufgedeckt. — Der Churfürst nahm sich ferner seiner an, schickte des Thurneissers Antwort mit einem Vorschreiben sogleich wieder nach Basel, mit der Anzeige, daß er jemand von seinen Räthen, nebst einem Gevollmächtigten von Thurneisser und seinen Kindern dahin senden wollte, seine Sache dort zu betreiben; man mögte ein sicheres Geleit für diejenige mit zurückschicken, weil er gehört, daß man sich an sie vergreifen würde. — S. 173 174. Unterdessen ließ Thurneisser sein Ausschreiben im Jahr 1584 drucken und bekannt machen, worinnen er die Richter äußerst, ja fast die ganze Stadt, angegriffen, (unbesonnen war die ganze Handlung von ihm, und es ist zu bewundern, daß man ihn nicht davon abgerathen, oder er hat vielleicht nicht gefolgt. Indessen ist dieses gedruckte Ausschreiben höchstmerkwürdig, besonders in Absicht auf die Sitten der damaligen Zeit. Da Th. die Aufführung seiner Frau und ihrer Genossen nur allzudeutlich beschreibt, so siehet man, daß damals es eben so gewesen ist, wie jetzt, und daß sogar Laster im Schwange giengen, die man jetzt erst durch allzuviel Kultur, oder gar durch Freydenkerey entstanden zu seyn glaubt). S. 175.

XI. Abschnitt. Seine Flucht nach Italien. Abschied aus der Welt. Nicht lange nach der Bekanntmachung seines vorgedachten Ausschreibens, (ohngefähr in der Mitte des Jahrs 1584) machte sich Thurneisser in Berlin unsichtbar. Die Ursache seiner schleunigen Flucht ist unbekannt, ohngeachtet er noch völlig in der Gnade des Churfürsten rc. war; hier ist also eine Lücke in der Geschichte seines Lebens, die zwar Pauli und Buchholz aus dem Haftiz und

Leuthin-

Leuthinger ausgefüllt, aber wie der Herr Verf. mit Recht S. 178. schreibt, ohne historische Kritik. — Es sind hier viele wahrscheinliche Gründe für und wider ihn angeführt, besonders in Absicht der Goldmacherey, wozu er zuletzt den Churfürsten verleitet, und sein Brief aus Rom, nach welchem er 2000 Mark vom Churfürsten erhalten, (nicht als Geschenk) vermehrt den Verdacht, daß diese Summe als ein Einsatz zum Goldmachen bestimmt, Thurneiser sie aber mitgenommen, weil er sein Vermögen in Basel verlohren hielte, überdem mehr Umstände, die hier S. 184 u. s. w. angegeben sind, entdecken richtiger die Ursachen seiner Flucht, wie Pauli und Buchholz angegeben haben. Er hatte viele öffentliche und heimliche Feinde, und er mußte allerdings befürchten, daß er, da der Churfürst schon den D. Hoffmann als Leibarzt angenommen, plötzlich einmal die Gnade des Herrn verlieren könnte, und alsdenn den schlimmsten Folgen ausgesetzt seyn würde. Soviel ist bekannt, daß er erstlich nach Prag, von da nach Cölln, und endlich nach Rom gegangen. Im Jahr 1591 war er noch zu Rom. Doch soll er nachher im Jahr 1595 oder 1596 zu Cölln gestorben seyn, und vorher gebeten haben, daß man ihn neben dem Albertus Magnus begraben mögte. S. 187.

So endigte sich das Schicksal dieses berühmten Charletans. Seine Lebensumstände, die hier mit vieler Mühe und guter Kritik gesammlet und beschrieben sind, geben ein auffallendes Beyspiel, wie leicht es zuweilen möglich ist, Ehre und Reichthum zu erwerben, und wiederum beydes eben so geschwind zu verlieren. Wir haben mit Fleiß sie genau und weitläuftig ausgezogen, weil der damalige Zustand der

Wissen-

Wissenschaften, die Denkungsart, die Leichtgläubigkeit, mit einem Wort, der Genius Saeculi sich daraus am richtigsten offenbaret, und das gelehrte Publikum ist dem Herrn Verfasser für diesen trefflichen Beytrag den wärmsten Dank schuldig.

Der letzte Abschnitt enthält ein Verzeichniß von seinen gedruckten Schriften, deren zusammen XXVI. sind, wovon dasjenige, so unter dem Titel: *Archidoxa* zu Münster 1569 4to herausgekommen, das erste ist. Die mehresten haben sehr abentheuerliche Titel, und seine Streitschriften sind äusserst grob, z. B. die, so er gegen den Prof. Joel zu Greifswalde, 1580. geschrieben — Kurze Verantwortung und Ehrenrettung des Edlen Hoch- und Weitberühmten Herrn Leonhard Thurneisers zum Thurn, Churf. Brandenb. bestalten Leib-Medici und Bürgers zu Basel, auf die unbesünnen, übelgegründeten, mit Neidt und falscher Anklag, wie ein Sackpfeiff mit bloß ausgefülten, aber mit gleißnerischen Tücken und giftgalliger Bitterkeit, wie ein Igel mit Stacheln überzognen, verlognen, Ehrendiebischen *Theses*, *Disputationes* und Schmehschriften *Franz Ioels* des Leug*centiaten* zu Grypßwald 1580. 4. Viele Schriften haben hebräische und griechische Titel, mit einem Worte, alles zeiget seine Charletanerie, worin er gewiß unter die größten Meister gehört. Die ungedruckten Handschriften sind S. 198. angezeiget.

II. Stück dieses Beytrags. Fragmente zur Geschichte der Chirurgie von 1417 — 1598 rc. Es ist dieses eine interessante Fortsetzung der Historie der Chirurgie in Teutschland, die in der Geschichte der Wissenschaften §. XXV — XXVII. bis zum

Jahr

Jahr 1417. ausgeführt worden. Wir können aber keinen Auszug davon weiter mittheilen, weil wir schon bey dem Thurneiser über unsere Gränzen geschritten sind; doch müssen wir noch daraus S. 207. die sonderbare Art anführen, wie der Erzbischoff Sigismund von Magdeburg und Bischoff zu Halberstadt im Jahr 1564 in seinem Lande die langen Bärte abschaffte. Er lud an allen Orten, wo er hinkam, die Vornehmen zu Gaste, und beredete sie alsdenn, daß sie in continenti sich bey der Tafel die Bärte abnehmen ließen; die andern wurden durch einen Landesbefehl dazu gezwungen.

III. Stück. Verzeichniß der Dom- und Collegiat-Stifter, der Mönche- und Nonnen-Klöster, die in der Mark waren, oder auswärtig von deren Landes-Fürsten gestiftet worden. Dieses sehr mühsame und vorher fast völlig unbearbeitete Object ist tabellarisch eingerichtet in 4 Columnen. Die 1) enthält die Namen, 2) das Stiftungsjahr, 3) den Orden, 4) die Schriften, worin jedes Stift oder Kloster ꝛc. vorkömmt. Hierdurch ist einem künftigen Schriftsteller, so davon schreiben will, sein Vorhaben ungemein erleichtert, und die Grundlage ihm vorgearbeitet.

Indessen ist dennoch unter der Rubrik — Dom- und Kollegiat-Stifter; wie auch Mönchsklöster S. 219. Kühfeldt bloß ein Archidiaconat des Verdenschen Sprengels, und Döhre bloß eine Probstey stehen geblieben, ohngeachtet der kleine Irrthum schon in der Recens. des vorigen Werks angezeiget ist, und der angeführte Lenz hierin nichts beweiset, wenn auch gleich der Herr Verf., wie es aus dem Vorbericht S. 218. scheint, den Sachwalter desselben machen will.

Dieser Vorbericht ist eigentlich gegen den Recensenten der Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg ꝛc. im LII. B. I. St. der Allg. d. Bibl. geschrieben. Daselbst hat unter andern Recens. S. 10 von gedachtem Hofrath Lenz bey Gelegenheit, daß er in seinen histor. Sammlungen, S. 151. und 397. eine völlig ungegründete Nachricht gegeben, daß die Alte Mark im XIV. Jahrhundert einen grossen Strich Landes von eilf Meilen Wegs verloren, S. 149, geschrieben — man dürfte demselben auf sein Wort nicht glauben, wenn er nicht legalen Beweis beygebracht. Recens. kann dem Herrn Leibarzt mehr wie 50 Fälle anführen, und es ist überall bekannt, daß des Lenz seine Schriften blos Collectanea sind, die ohne alle historische Kritik, (denn diese kannte er gar nicht,) zusammengetragen sind. In diesem Vorbericht will Hr. M. Hrn. Lenz vertheidigen, wenn er daselbst S. 218 schreibt — Die Zweifel des Rec. wegen des Alters — und auch die Rüge, wegen einer aus Lenzens historischen Sammlung unrichtig angeführten Stelle, in welcher Rüge dem guten Hof- und Regierungs-Rath (auf Titel kömmt es hier nicht an) Lenz alle historische Treue und Glauben in seinen Schriften abgesprochen wird (so sind die Worte a. a. O. *pag.* 10. auch nicht gestellet), wenn er nicht legale Beweise beybringt — werde bey einer andern Gelegenheit näher erklären ꝛc. Man wird also sehen, wie der Beweis von den Lüneburgischen Aemtern Knesebeck und Bodenteich, wie auch der Grafschaft Dannenberg, daß solche nach Lenzens Angabe durch die Agnes, Gemahlin Herzogs Ottonis Largi von der Alten Mark abgekommen, auf eine legale Art geführt werden wird. Recens. hat sein ganzes Leben vorzüglich mit Untersuchung der

Bran-

Brandenburgischen Geschichte zugebracht, und kennt des Herrn Lenz Schriften und Schreibart sehr genau, so wie den schlechten Abdruck von dem größten Theil seiner Brandenb. Urkunden. — Werden die Zweifel wegen des Alters der Blechmünzen, und der Bedeutung von Marklöthig solide gehoben, soll es dem Recens., dem es überhaupt blos um die Wahrheit zu thun ist, lieb seyn, und er wird die gemachten Zweifel mit Freuden zurücknehmen. Wenn aber der Herr Leibarzt vermeynt, daß Recens. bloß aus lieblosem Tadel, die Zweifel und Berichtigungen gemacht, und sie S. 218. für — aufgesuchte Anmerkungen von keinem Werth hält — so trift er ihm sehr zu nahe. Er hat keine Zeit übrig, ängstlich etwas zum Tadel aufzusuchen, und er wird sich allezeit als einen billigdenkenden Mann, der niemals ohne Grund (und dieses doch mit Glimpf) etwas rügen wird, legitimiren. Was er an der Geschichte der Wissenschaften gerüget hat, sind im Grunde Kleinigkeiten, die dem so sehr großen Werth dieses Buchs nichts benehmen, sie überzeugen vielmehr, daß der Rec. mit großer Aufmerksamkeit das Buch gelesen, und es der Mühe werth gehalten, um der Wahrheit willen diese kleine Berichtigung zu bemerken. Der Rec. hat dadurch den Hrn. V., den er so sehr schätzt, gewiß nicht beleidigen wollen. Er bedauert, daß Herr M. darüber empfindlich scheint. Es ist in Wahrheit für einen gründlichen rechtschaffnen Recensenten kein Vergnügen, wenn er sich ohne gegebene Ursach mit Schriftstellern um Kleinigkeiten herumzanken soll.

Die übrigen Entschuldigungen, oder vielmehr Widerlegungen der Recension sind so schwach, daß Recens. sich darüber von einem sonst solide denkenden Mann

wundert. Z. B. will man nur die wegen der Urkunde K. Karls des Großen anführen. Rec. hatte an der Aechtheit der Urkunden, die in der Geschichte der Wissenschaften S. 52 u. s. w. angeführt sind, wegen des Wodans von gedachtem Kaiser, und dem Sächsischen Hauptmann, wie auch an dem Freyheitsbriefe ꝛc. gezweifelt, die der Herr Verf. daselbst, (wenn er es gleich jetzo leugnen will,) zusammen für ächt hält, wie der ganze Zusammenhang der Erzählung offenbar beweiset, und überhaupt eine unerweißliche, leichtgläubige Erzählung ist, die er jetzo aus dem Buche ganz wegwünschen sollte. Recens. suchte ihn damals zu entschuldigen, und schrieb in der Recens. S. 5. man könnte es dem Verfasser nicht verdenken, weil er kein Diplomatist sey. Anjetzo giebt zwar Herr M. seinen Worten eine andre Wendung, und schreibt hier S. 218. Hätte ich diese Urkunden für ächt angenommen, wie es sich Rec. beykommen läßt, so würde ich nicht hinzugesetzt haben: — Es verdienen beyde Urschriften aus vielerley Ursachen gut abgezeichnet und in Kupfer gestochen zu werden, um sie mit den Gothischen (woher diese hier) oder den Karolinischen und andern Alphab. zu vergleichen, weil sie andere Züge haben. Allein in der Verbindung stehen die Worte in der Geschichte ꝛc. S. 54. — Beyde Urkunden geben eine Probe von der damals gebräuchlichen Sächsischen Mundart, die mit dem Gothischen sehr übereinkömmt. Die erste hat ehemals *D. Brückmann* in Kupfer stechen lassen; allein sehr fehlerhaft, unvollkommen. (gleich darauf) Es verdienen beyde Urschriften ꝛc. Dieses bezieht sich, wie es mir noch scheint, auf den Brückmannschen Abstich, und leugnet keinesweges die Aechtheit. Sie wird aber von jedem Kenner der Diplomatik offenbar

bar für unächt erkannt werden; zumal die sogenannte Bestätigung in den Worten — promittimus *Ottoni Satrapae* — reddendo eis terras et dominatus in administrationem liberas. *A. Salu. n. Iesu Christi fil. Dei unius Amen. VII° LXXXVI. C. R.* Der müste niemals eine Urkunde von K. Karl dem Großen gesehen haben, der diese Schreibart und Datirung aevo Caroli M. gemäß hielte. Es ist indessen dem Recens. lieb, daß sich der Herr Leibarzt erklärt, daß auch Er die Urkunde für unächt hält. Aber vor dieser Erklärung mußte der Recens. daran zweifeln. Herr M. fängt z. B. das ganze Mährchen S. 52. mit den Worten an: — Es verdienen besonders zwey in neuern Zeiten entdeckte Zeugnisse von dem Bilde und Tempel des Wodans bey den Sachsen, hier angeführt zu werden, welche deutlich *NB.* erweisen, daß unter dem Bilde des Crodo auf der Harzburg der Wodan verehret worden. „Das erste „ist ein Gebet oder ein Gelübde an den Wodan — „das andere ein Revers eines Sächsischen Haupt„manns Otto — worunter vorgedachter Freyheits„brief des Kaisers.“ —

S. 218. sagt der Verf. — In der diplomatischen Geschichte — wird S. 81. in der Note untersucht: „ob M. Otto II. 1186 oder 1206. (nicht wie der Recens. fälsch hinsetzt: ob er 1205 oder 1206.) gestorben ist.“ — Ganz recht hatte Recens. die streitigen und zweifelhaften Jahre blos von 1205 und 1206. gesetzt, und im geringsten nicht falsch, denn daß M. Otto II. schon im Jahr 1186. gestorben seyn sollte, hat noch kein neuerer Brandenburg. Geschichtschreiber geglaubt, sondern das zweifelhafte Jahr ist 1205 oder 1206. Garzäus giebt 1206. an, alle

übrigen 1205, wie der Verf. in der Note am Ende selbst anzeigt, und dabey setzt — eins von diesen beyden letzten Jahren wird von den neuern Geschichtschreibern als das sicherste angenommen.“

Darin hat der Herr Verf. völlig Recht, daß Recens. sich versehen, und die 2 bekannten medicinischen Professores zu Basel, den Bauhin und Plater nach Frankfurth an der Oder in vorgedachter Recension S. 19. versetzt hat, wie er hier S. 398. und aus dem Jöcher gar leicht hätte sehen können. Der Recens. gesteht seinen Fehler. So hätte es der Herr Verf. auch machen sollen, noch besser würde er gehandelt haben, wenn er die kleinen Erinnerungen in der Recension, die wirklich aus Wahrheitsliebe geflossen sind, gar nicht erwähnet, sondern es wie andere große Schriftsteller in dem Falle gemacht hätte. Die Wahrheit zu finden ist ja unser beyder Zweck.

HK.

II.

Joh. Pet. Frank, Hochf. Speir. Geh. R. und Leibarzt. — System einer vollständigen medicinischen Policey. Dritter Band. Von Speise, Trank und Gefäßen. Von Mäßigkeitsgesetzen, ungesunder Kleidertracht, Volksergötzlichkeiten. Von bester Anlage, Bauart, und nöthigen Reinlichkeit menschlicher Wohnungen. Mannheim bey Schwan 1783. 8. 1004 Seiten.

Noch

Noch immer bleibt sich der Verf. gleich. Vollständigkeit, Gründlichkeit, lichtvolle Ordnung, Deutlichkeit im Vortrage, vortheilhafte Stellung und angenehme Behandlung der Materien, durch eine ausgebreitete und wohlverdaute Lectüre gewürzt, zeichnen dies einzige Werk in seiner Art noch immer aus. Wir wollen ihm also folgen, und gelegentlich unsere Bemerkungen beyfügen.

I. Abtheil. Von gesunder Nahrungspflege. Der Mensch setzt zu Erhaltung seiner Nahrung alle drey Naturreiche in Tribut. Die alten Völker hatten weniger Schüsseln und weniger verschiedene Speisen, und daher eine bessere Gesundheit als wir. Der Mensch kann Thier- und Pflanzenspeisen gleich gut vertragen. Jene machen das Gemüth wilder, und die Säfte zur Fäulniß geneigter, den Körper leichter. Auf die gänzliche Enthaltung folgt merkliche Schwäche. Die Fastenkost giebt zu vielerley physischen Beschwerlichkeiten Anlaß, und kömmt jeder Haushaltung noch einmal so hoch zu stehen. Die verbotene Fleischnahrung unterscheidet die Karthäuser an ihrer blassen Farbe, und an dem aufgedunsenen Körper von andern Mönchen, und die meisten haben Brüche. Die Fische machen wollüstiger als das Fleisch selbsten, und greifen die Schaamtheile an. Wie manchen Rücken muß also nicht auf die unschuldigste Weise von frommen Händen zerfetzt, und wegen immer sich häufender wollüstigen Gedanken gemartert worden seyn, wenn inzwischen der Bruder Koch, oder die Laienschwester allein die Bewegursache so vieler Unruhe war, oder diese wenigstens in unverdächtigen Schüsseln auftischte. S. 19. (Recens. bekam einst einen Katholiken in

 die

die Kur, dem der ehrwürdige Beichtvater die Stäupung der Ruthe an einem öffentlichen Wassertroge aufgelegt hatte, um seine geilen Gedanken zu unterdrücken, und doch hatte der häufige Genuß von Fleischspeisen, Fischen, besonders eingesalzenen, altem Käse, Schärfe im Urin, und das übrige Gefolge verursacht). Die gemischte Nahrung ist die gesündeste. Die Mosaische Policeyordnung ist noch jetzt das unerreichbare Muster. Die Policey muß dafür sorgen, daß nichts von dem verloren werde, was der Menschheit nothwendiger Weise überall so theuer zu erlernen war, (Wie aber, wenn die Policeyaufseher verdorbene Bedienten und Handwerker sind, die davon nichts verstehen?) daß die Wahl nicht erschweret werde, und alle gut beschaffen sind, die Kornjuden im Zaume halten, die Vergifter der allgemeinsten Speisemittel zu entdecken und zu strafen suchen, die Reinlichkeit unterhalten, und auf alle Folgen der Uebertretung genau Acht haben. (Vortrefflich! aber, leider! kennen meistens die Policeyräthe, hohe und niedere, das alles selber nicht, oder sind zufrieden, wenn etwas geschiehet, was sich mit den an vielen Orten gewöhnlichen Bestechungen vereinbaren läßt).

I. Abschnitt. Von Besorgung der Fleischnahrung. Der Geschmack an den Speisen ist allenthalben verschieden. Der Italiener läßt sich unter den Cervelatwürsten das Eselfleisch recht wohl schmecken, und die armen Deutschen müssen sich von Rom aus strafen lassen, daß sie Pferdefleisch assen. Dessen Genuß wäre unter dem Volke wieder einzuführen. (Alle Vorurtheile sind schwer auszurotten, und diejenigen am meisten, die unter geistlicher Autorität entstanden sind.) Die jüdische Speisordnung war auf Erfahrung und Zuträglichkeit gebauet, die ägyptische

tische derselben sehr ähnlich. Die altchristliche untersagt das Opferfleisch und das von ersticken Thieren, die muhammedanische alles, was Menschenfleisch frißt, oder von andern Thieren, ohne Blutverlust, mit stumpfen Werkzeugen, erlegt wird; die römische nur einige Arten Fleisch; allein diese Verordnungen sind bey uns, wegen veränderten Klima nicht allgemein anwendbar. Diese verdienet den Vorzug, welche die Gesundheit des Schlachtviehes betrifft, und einer Gesellschaft Fleischbeschauer angewiesen ist. (Wären diese nur mehr Kenner, als gewöhnlich.) Dergleichen waren bey den Aegyptern, Juden, Muhammedanern, Römern, bey andern Nationen nicht. Angestecktes Vieh ist nicht sicher zu verspeisen. Eben so wenig das in die Fäulniß gehende. Das Fleisch kranker Thiere muß nicht allgemein, ohne nähere Bestimmung der Krankheit, verboten, kann zu Hause verbraucht, nicht an die Armen verkauft werden. Das Einpöckeln kann das kranke Fleisch nicht genießbarer machen, sondern nur länger vor der Fäulniß bewahren, und die Polizey hat hier bey ansteckenden Krankheiten auf die Ochsenhändler, Abdecker und Wasenmeister wohl Acht zu haben. (Ein Scharfrichter in Sachsen, wo die schwärende Halsdrüse die Franzose heißt, und den fettesten Ochsen zum Aase macht, pöckelt alles dieses Fleisch ein, und verkauft es, dem Gerüchte nach, in benachbarte Lande.) Schweinefleisch, Schinken, Cerverlatwürste, Brat- Leber- und Blutwürste, müssen, wegen vieler schädlichen Unterschleife, unter genauer Aufsicht stehen, und leztere im Sommer gar nicht gestattet werden. Die Schaafe sind vielen Krankheiten unterworfen, und ihr Fleisch ist sodann ungenießbar, die nasse und trockene Räude ausgenommen, weil diese

nur ein örtliches Uebel ist. Die Ochsen sind den Seuchen am meisten ausgesetzt, und zum Essen untauglich, wenn sie an bösen Fiebern mit Durchfall und Lungenfäule sterben; die den Aufblähungen unterworfenen Stücke sind ausgenommen. Verdächtige, allzujunge, gehetzte und blutig geschlagene Kälber, müssen nicht zum Verkauf gebracht werd (Ihr Fleisch schmeckt auch ungleich schlechter.) E so gehört das kranke Federvieh unter Polizeyaufsicht, und nur unangegriffenes, gesundes Wildpret ist zu verkaufen. Das Aufblasen der Schlachtthiere ist ekelhaft und schädlich; der stete Genuß des Mastviehes nachtheilig; allzufettes und allzumageres gleich gefährlich; allzufrisches weniger zuträglich; der verspätete Verkauf unerlaubt; das zugedrängte Zusammenhängen des Fleisches dem Geschmacke hinderlich; und das Ueberstreichen mit Blute nicht zugestatten. Die Schlachthäuser und Schrannen müssen bequem am Wasser liegen, und reinlich gehalten werden. Thierfett von Abdeckern zum innerlichen Gebrauche ist nicht zu verstatten. (An vielen Orten macht er den Arzt, und heilet damit innerliche Geschwüre.) Bratfett ist ranzigt und ungesund, und der Handel mit demselben zu verbieten. Das Selbstschlachten fordert viele Einschränkung. Gastgeber und Gahrküchen vertheilen das ungesündeste Fleisch. In katholischen Ländern muß gutes Fleisch in der Fastenzeit nicht ausgehen, kein Siegel und Brief zur Erlaubniß nöthig seyn, dem Protestanten gar nicht, dem Katholiken ohne Bedenken, wenn er dergleichen forder:. Die Fasten zieht allemal eine Menge Krankheiten nach sich.

2. Abschnitt. Von einigen andern thierischen Erzeugnissen. Hieher rechnet der Verfasser: Milch, But-

Butter, Käse, Eyer, und zeugt das hieher gehörige aufrichtig an.

3. Abschnitt. Von Besorgung der Fischnahrung. Die Fischnahrung ist allgemein. Der Genuß kranker Fische erzeugt Fieber, Aussatz ꝛc. Einige sind zu gewissen Zeiten giftartig, ganz oder zum Theil, z. B. der Rogen von Barben und Brassen, und daher die Verbote bey allen Völkern entstanden. — Der Fischhandel hat ebenfalls seine Einschränkung nöthig. Die Austern sind im Sommer krank, und daher nicht zu verkaufen, die grünen aber öfters gefärbt. Muscheln machen öfters Hautkrankheiten. Häringe geben eine gesunde Speise, wenn sie wohl gesalzen und eingepackt worden sind. Bücklinge werden durch Alter faul und ranzigt. Stockfisch ist gesund, nur muß er nicht im Wasser gefrieren oder mit Kalkwasser benetzt seyn. Der Laberdan geht leicht in Fäulniß.

4. Abschnitt. Von Besorgung der Pflanzennahrung. Getraidevorrath ist nothwendig, die Speicher müssen der Gegend angemessen, und keiner Verderbniß ausgesetzt seyn. Den Brandteweinbrennern, Haarpuderfabriken ꝛc. sollte gesteuert werden. Wie elend kommt es doch heraus, sagt der Verfasser, S. 208., wenn man eine ganze Nation mit weißgepuderten Köpfen in Fehljahren, den Himmel über Fruchtmangel laut anklagen hört, da doch eine ganze Provinz eben von dem nahrhaften Staube schicklich zu leben hätte, mit welchem so viele tausend Perückenmacher sich zu Lungensüchtigen stäuben, indem sie das feinste Mehl in die Luft streuen, und dem hungrigen Bürger entziehen. Die Obrigkeit sollte einen Preiß auf die Erfindung brodtähnlicher Gewächse setzen. Tartoffeln ernähren

jetzt

jetzt viele Tausende. Die Güte des Brodtes hängt vom Getraide und daher erlangten Mehl, und vom Backen, ab. Das Mutterkorn ist die Ursache der Kriebelkrankheit, nicht Honigthau. Das Brandkorn ist unnahrhaft und verdächtig. Die Absonderung der angesteckten Körner und fremder Saamen bleibt noch immer das beste Verwahrungsmittel. Das feinste Mehl ist das nahrhafteste, und der Müller zu Anschaffung guter Steine anzuhalten. Neues Mehl giebt kein schön Brodt, und überhaupt muß alles von der Polizey angewandt werden, daß kein verdorbenes, dumpfiges, feuchtes Mehl verkauft werde. Das Brodt muß wohl gebacken seyn, und nicht zu frühe verspeiset, aber auch nicht zu lange aufbewahret werden. Die Brodtverfälschung der Becker ist ein wichtiger Gegenstand der Polizeyvorsorge, und eben so ihre Heizung, Anstrich rc. Die übrige Pflanzenkost anlangend, so ist in großen Städten für die Zufuhr hinlänglicher Gemüse zu sorgen, alles Giftartige oder Verdächtige auszurotten, und alles Gesundheitswidrige in der Zubereitung zu verbannen. Die Schwämme sind zum Theil schädlich, meist schwer zu verdauen, und daher die gesunden Arten genauer zu untersuchen. Dies hat der Verfasser kurz, aber hinlänglich durch Beyspiele erwiesen. Eben so von den Baum- und Obstfrüchten viel Gutes, das aber meist bekannt ist, mit Eifer gegen die eingemachten grünen Bohnen, Erbsen, Gurken rc., wo gemeiniglich durch Kupfer die Farbe erhalten worden ist.

5. Abschnitt. Von verschiedenen Speisezusätzen. Hier kommt alles darauf an, daß sie unverfälscht sind. In der Rücksicht wird vom Salz, Essig, Oel, Gewürze, das Nöthige beygebracht.

In

In der II. Abtheilung wird von der Besorgung des Getränkes eben so fleißig und mühsam gehandelt, und weitläuftiger von der Pflege des Trinkwassers und der Brunnen, dem Quell- Fluß- Regen- Schnee- und Brunnenwasser, ohne die Römische Brunnenpflege zu übersehen. Auf die Güte kommt alles an, und deshalb sind hier die gewöhnlichen Verbesserungsmittel, z. B. Kochen, Offenstehen der Gefässe, Durchseigen, die Bestellung der öffentlichen Quellen, die Bestrafung verunreinigter Brunnen, das Reinhalten der Teiche und Flüsse, z. B. gegen Hanf- und Flachsbeizen, Wasserleitungen, Zieh- und Röhrbrunnen, Pumpen, auf das genaueste bestimmt. Im 2. Abschnitt, von Besorgung des Biers, empfiehlt der Verfasser alle Polizeyaufsicht gegen die mancherley Verkünstelungen, denn die Güte desselben muß von der Beschaffenheit und dem Verhältnisse des Wassers, Getraides, Hopfens, Hefe, und der Gährung abhangen. Eben so bestimmt ist im 3. Abschnitt von Besorgung des Weines, von Trauben und andern Früchten geredet, Weintrinken ist an sich ungesund, aber Gewohnheit kann eine Ausnahme machen. Die Polizey wird auf die Bestellung guter Traubengattungen, auf das Schwefeln, auf den Verkauf allzujunger Weine, auf die Weinverbesserungen und Verfälschungen, deren erster Erfinder Martinus Bavarus, ein Geistlicher war, und auf die Weinkaufe, genau zu achten haben, doch könnten die mit Bley verfälschten Weine zum Brandtweinbrennen benutzt werden. Die Zeichen eines verdächtigen Weines und Weinproben sind S. 523. f. hinlänglich angegeben, und Schmeckherren empfohlen. Interessant ist der 4. Abschnitt von Besorgung gebrannter Geister, dessen Schäd-

lich-

lichkeit leicht eingesehen, der Genuß aber nicht ganz verhütet werden kann. Verfälschungen sind auch hier mannichfaltig, und Mäßigkeitsgesetze nothwendig, die fremden Arten, Rossoglio, Ratassia ꝛc. auf immer zu verbieten. Die warmen Getränke, (im 5. Abschnitt) Thee und Kaffee werden meisterhaft geächtet, und zu leicht befunden. Auch sind die schädlichen Gefässe und Geschirre (im 6. Abschnitt) nicht vergessen, und mit vielen heilsamen Regeln und Warnungen begleitet.

Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit der Mäßigkeit, in wiefern sie ein Gegenstand der Polizey ist. Unmäßigkeit im Essen und Trinken, (im 1. Abschnitt) hat großen Einfluß auf die Gesundheit. Der Goldaderfluß und Nervenkrankheiten bey den Stadtschönen, Verstopfung, Geschwulst und Wassersucht, sind die Folgen des Luxus. Eine Reihe Speisegesetze zeigen, wie wir nach und nach gesunken sind. Der Orden gegen das starke Trinken, der Temperanzorden, päpstliche Verordnung gegen die Unmäßigkeit der Geistlichen, haben nicht viel vermocht, aber dennoch ist dieser Unordnung durch Gesetze bestmöglichst abzuhelfen. Kindtaufschmäuse, Hochzeit- und Trauermahle sind entweder ganz abzuschaffen, oder doch sehr einzuschränken. Die Menge der Weinberge, Schenken und Brandteweinbrennerer, ist ein redender Beweis von der Unmäßigkeit ihrer Besitzer und Bewohner. Ein Aufseher in lustigen Gesellschaften dürfte nicht uneben seyn. Die Verschiedenheit der Weine greift die Nerven mehr an, als ein in ungleich größerer Menge getrunkener Wein von der nämlichen Art. Die Einfuhr fremder Weine sollte erschweret werden, und junge Leute nicht vor dem zwanzigsten Jahre Taback rauchen,

und

und der Verkauf des Schnupf- und Rauchtabacks unter Aufsicht stehen. Ueber gesunde Kleidertracht (2. Abschnitt) ist viel Belehrendes und Befolgungswerthes gesagt, und den französischen Modehändlerinnen und Schneidern der Text weidlich gelesen. (Könnte doch die Polizey hier den die Gesundheit und den Beutel entkräftenden Modeexpressungen Einhalt thun! Denn auch der gemeine Mann ist an dieser Sucht krank, und setzt die Vornehmern in die Nothwendigkeit, alle Augenblicke zu ändern. Die Bürgersfrau ahmt sogleich den Putz der Frau Räthin nach, und so zieht diese Nachahmungssucht eine wahre Vermögensheftik nach sich. Entweder also baldige Hülfe, oder das Uebel ist unheilbar.) Die Menge der Haarkräusler bleibt bedenklich, und ihr unwichtiges Handwerk, das so viele Jünglinge frühe in Lungensucht stürzt, der Gegenstand einer wohleingerichteten Polizey. Hiebey ist das Pudern der Soldaten, das Schwärzen und Wixen der Schnurrbärte, das Schminken, nebst den übrigen Kleidungsstücken, z. B. Halsbinde, Schnürbrust, Entblößung der Brust, Reifrock, die Trödeley mit Kleidern, mit einer weisen Bestimmtheit des Wo, Wie, und Wenn aus einander gesetzt. Nicht minder reichhaltig ist der dritte Abschnitt von Volksergötzlichkeiten, wo der Verfasser nicht verwirft, sondern auf Sittenmäßigkeit und Gesundheit Rücksicht zu nehmen, anräth. Schauspiel und Tonkunst sind zu dulden, aber schicklicher einzurichten. Der Tanz ist das gemeine Mittel das Gemüth aufzuheitern, und nur Starrköpfe können ihn zur Sünde machen.

Endlich folgt der Abschnitt von den Wohnungen der Menschen, der die beste Anlage und gesun-

de Bauart, und die Reinlichkeitsanstalten enthält, dessen Inhalt auszuzeichnen, der Raum und die Absicht einer Anzeige nicht verstattet. — So wichtig und der Gesundheit zuträglich obige Vorschriften sind, so sehr ist zu wünschen, daß Regenten die Polizey, besonders die Medicinalpolizey, einer mehrern Aufmerksamkeit würdigen mögen. Denn die meisten dieser Vorschläge sind vernünftig, der Gesundheit der Bürger angemessen, und was das Wichtigste ist, gar nicht kostspielig. Uebrigens unterschreiben wir von ganzem Herzen den Wunsch des Verfassers, (s. Vorr. 4.) daß so, wie die Gesundheit einzelner Glieder des Staates die allgemeine Brauchbarkeit des großen Körpers bestimmt, also auch die Leichtigkeit in Erwerbung des benöthigten Unterhalts, überhaupt die gute physische Beschaffenheit der arbeitsamen Klassen, und die Dauerhaftigkeit einzelner Bürger, folglich den Werth der Bevölkerung eines Landes erhöhe; daß es immer verdienstlicher seyn müsse, dem unzählbaren Haufen armer Menschen Nahrung zu verschaffen, als die Folgen des äußersten Mangels auf eine sehr kostspielige Weise in einem von Tausenden angefüllten Krankenhause auf eine kurze Zeit durch Aerzte heilen zu lassen. Allein bey dem immer zunehmenden Despotismus der Fürsten, und willkührlicher Gerechtigkeitspflege, ist das Ende der vielfachen Mühseligkeiten des armen Bürgers nicht zu vermuthen. Viele Regenten scheinen sichs rühmlicher zu halten, über Sklaven und Bettler zu herrschen, als über freye und wohlhabende Bürger.

Hr.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Von den bösen Geistern, und der Zauberey. Ein Sendschreiben an Herrn M. Haubold in Leipzig, auf Veranlassung dessen 1782. gehaltenen Michaelispredigt, von einem Meßfremden, seinem damaligen Zuhörer. Sorau, 1783. in 8vo. 96 Seiten.

Herr M. Haubold hatte zwar das Daseyn böser Geister, nach der Schrift, angenommen, aber die Stelle 1. Sam. 16, 14. für Anwandelung schwerer Melancholey, und die Beschreibung der Verführung 1. B. Mos. 3. für sinnbildliche Erzählung erklärt; auch behauptet, die bösen Geister stünden jetzt mit unserer Erde in keiner Verbindung mehr. Die Zaubereyen und Hexengeschichten hatte er theils für läppische Possen und Betrügerey; theils für Erfolge natürlicher, aber einem großen Theil von Menschen unbekannter Mittel ausgegeben. Die Absicht ist ganz begreiflich: die Zuhörer sollten von abergläubischer Furcht und unnützen Sorgen befreyet, und ihre Herzen im Vertrauen auf den allesregierenden weisen Gott befestiget werden. So löblich und gut auch diese Absicht ist, und so nothwendig öffentliche Vorträge dahin abzielen müssen: so scheint uns doch aus der Widerlegung des Meßfremden zu erhellen, daß der Herr Mag. mehr vorgetragen, nicht, als wie sich erweisen läßt, sondern, wie für die Kanzel und den gemeinen Mann pro nunc et sic gehören möchte, wohin wir besonders manche Erklärungen einiger Schriftsteller rechnen. Der gute Mann nehme sich in acht, der Meßfremde scheint auf dem Wege zu seyn, ihm einen bösen Leumund zu machen, der mit der Zeit schädlich werden könnte. — Nun dann, dieser Meßfremde will die Predigt

nicht loben, und sucht den Inhalt weitläuftig zu widerlegen, nimmt alles im wörtlichen Verstande, ohne sich auf orientalischen Genius, Allegorien, Ort, Zeit, Volk, Denkungsart einzulassen. Wir vermuthen, daß der Meßfremde ein Theologe ist, weil er griechisch und hebräisch fürs Haus versteht, und Beleidigungen des guten Herrn Haubolds fleißig mit einmischt. Vermuthlich wird Herr Haubold nicht antworten. Der Meßfremde wird also alle seine Dämonen, alte Hexen, Kaffesätze, Zauberformeln, und Salzhäufchen behalten, und klagt über Mangel der Erleuchtung mit Recht.

Bm.

Briefe über die Bibel, im Volkston. Vierter Vierteljahrgang. 7 Bogen, in 8.

Briefe über die Bibel, im Volkston. Zweyter Jahrgang. Erstes Quartal. Zweytes Quartal. Halle, 1783. verlegt bey Dost, 14 Bogen in 8.

Nachdem der Verfasser seinen Jesus in den vorhergehenden Briefen erzogen und zubereitet hatte, um einen Volkslehrer aus ihm zu bilden; läßt er ihn in dem vierten Vierteljahrgang den Plan entwerfen, wie er eine bessere Erkenntniß unter dem jüdischen Volk einführen wolle. Ein alter Priester ist ihm dazu mit seiner Unterweisung und mit seinen Rathschlägen behülflich; ein egyptischer Jude will Geld dazu hergeben, Abschriften von den Werken der griechischen Weisen anzuschaffen, und Jesu, dem initiirten Volkslehrer, die nöthigen Bedürfnisse zu reichen; und Lukas der Arzt, welcher viele Kenntniß der Natur hat, will Jesum mit der Natur bekannt machen, ihn die Kunst mancherley Krankheiten zu heilen lehren, damit er durch diese erlernte Heilungskunst das Volk glaubend machen könne, daß er Zeichen und Wunder verrichte, und ein außerordentlicher Gesandter von Gott sey. S. 675. folg.

Aus dem Plan und der Denkungsart dieses Jesus hebt Recensent folgendes aus: Wären nie Priester gewesen, so wäre die Vernunft die sichere Führerin der Menschen geblieben; durch sie ward auf einmal ein allgemeiner Stillstand des mensch-

menschlichen Verstandes. S. 615. Man muß erst die Grossen überzeugen, daß Religion ohne Priester möglich sey, daß Gesetze und Armeen das leichtere Mittel sind, das Volk im Zaum zu halten. S. 619. 20. Anfangs müssen wir aber die Priester, ihr Ansehen und ihr Interesse schonen, — Volksirrthümer nicht gerade zu Irrthümer nennen; uns so behutsam ausdrücken, daß unsere Sprache noch die Sprache des hergebrachten Lehrbegriffs scheine; — die Ausdrücke Meßias, Gottesgeist, Dämonen, Wunder und Zeichen u. s. w. beybehalten, und in unsern Vortrag einweben. S. 621. — Die Religion, dieses allen Menschen unentbehrliche Gut, könne, sagt er S. 675. unmöglich von einer sogenannten göttlichen Offenbarung herrühren. Indessen will er doch auf den Rath seiner Gehülfen, welche im Stillen für ihn nach einem verabredeten Plan arbeiten wollen, S. 684. 685., das Volk täuschen, seine vorzutragende Religion für eine unmittelbare Offenbarung, seine Krankenheilungen für Zeichen und Wunder, seine Person für einen göttlichen Gesandten, für den Meßias und erwarteten Versöhner, und für das wahre Opfer ausgeben, um sich nach der Volksmeynung zu richten, und Glauben und Vertrauen zu erhalten, S. 693. f. Das scheint nun freylich mit dem Charakter eines ehrlichen Mannes nicht recht zu reimen zu seyn; aber Lukas weiß S. 712. 13. sehr spitzfindige Distinktionen zu machen, wie sie die ärgste Priesteraft erfinden kann, und damit ist denn des Verfassers Jesus, wie billig, zufrieden.

Nach diesem Plan läßt nun der Verfasser seinen Jesus auch zur Ausführung schreiten. Seine Freunde und Gehülfen machen eine geheime Gesellschaft aus, den Zweck desselben im Stillen zu befördern. Sie werden in der Geschichte Jesu unter dem Namen der Engel Gottes kenntbar, hatten auch ein Wortzeichen, daran sie sich kannten, nämlich Peruma hagion, und Paulus wurde später hin in diese Gesellschaft aufgenommen. Zweyter Jahrgang S. 33. f. Sie regierten die ganze Sache, und Jesus vollführte das öffentlich, was sie (die Meister von der Loge) insgeheim beschlossen hatten. Die ersten Jünger waren eine große Stuffe niedriger, und wurden als Mißionairs oder Apostel gebraucht, und zu Brüdern des zweyten Grades aufgenommen, sollten auch, wenn sie reif würden, zur Mitherr-

schaft gelangen, und Vollkommene (oder Meister) werden. Ihr Wortzeichen war Hüiostheu, Gottessohn, Meßias, König, u. s. w. S. 37.—43. — Die geheime Gesellschaft stellt viele Ueberlegungen an, ein Mittel zu finden, das Vorurtheil von einem irrdischen Meßias auszurotten. Nach verschiedenen vergeblichen Berathschlagungen entschließen sie sich die Einsamkeit zu suchen, und sie nicht eher zu verlassen, bis sie ein solch Mittel gefunden haben. Indessen weiß es der Verfasser so zu veranstalten, daß Jesus nur allein (in die Wüste, Matth. 4, 1. f.) hingehet. Br. 60. u. folg. In dieser Einsamkeit fällt er darauf, daß er sterben wolle, und daß dies das Mittel sey, das er suche, vorangeführtes Vorurtheil auszurotten. (Wie es dies seyn solle, ist Recensenten nicht ganz begreiflich; im letzten Briefe aber läßt es der Verfasser ahnden, daß dies Sterben nur auf ein scheinbares Sterben, und also auf eine Art des Betrugs hinauslaufen werde. Die weitläuftige, romanhafte Vorstellung von der Versuchung Jesu übergeht Recensent mit Stillschweigen: wer sie wohlausgedacht und wahrscheinlich finden kann, der thue es.)

Daß nun dieser Jesus der Jesus nicht sey, dessen Lehre und Leben von den Evangelisten aufgezeichnet worden, fällt wohl jedem von selbst in die Augen; und es ist fast unverschämt, ihn dem Volk dafür aufhängen zu wollen. Der entworfene, und ganz aus der Luft gegriffene Plan schickt sich schlecht zu dem Charakter Jesu, nicht einmal zum Charakter eines ehrlichen Weisen und Menschenfreundes; der historischen Unwahrscheinlichkeit und Inconsistenz des Ganzen nicht zu gedenken.

Indessen sind in diesen Briefen hie und da Bemerkungen, Urtheile, methodische und dogmatische Erläuterungen, welche von richtiger Menschenkenntniß, und von vielem Scharfsinn und hellem Blick zeugen, und mehrerer Prüfung und Nachdenkens wohl werth sind. Unter denselben scheinen folgende Recensenten die vorzüglichsten zu seyn. S. 626. ist es eine sehr richtige und dem Lehramt heilsame Bemerkung: „Unser Unterricht muß kurz und allen Menschen erkennbar seyn, und den Namen einer Religion für alle Menschen verdienen. — Vielwisserey schadet, und ist der allgemeinen Ueberzeugung und Ausübung nachtheilig.“ Die Sätze der allgemeinen Religion, welche S. 632. folg. dargestellt,

die Beweiß- und Ueberzeugungsmittel, welche S. 637. als die kräftigsten und allgemeinsten angegeben werden, und was S. 643. f. über das Wahrheitsgefühl gesagt wird, verdienen Beyfall, Studium und Anwendung von Lehrern und Predigern. Auch müssen die Aufklärungen über die Vergebung der Sünden, Br. 56. über die Natur und Beschaffenheit der göttlichen Strafen, Br. 57. 58. welche mit philosophischem Geist geschrieben sind, bedachtsam von denselben studirt und erwogen werden; so wie das, was vom Gebrauch und Rectificirung der Religionssprache der Juden durch Jesum, S. 76. f. gesagt wird, wenn es bestimmter gefaßt wird, als es der Verfasser hingeworfen hat, seine unstreitige Richtigkeit hat, und ein unentbehrliches Hülfsmittel ist, die Sprachart des N. Test. in dem rechten Gesichtspunkte zu verstehen. — Ueberhaupt ist in diesen Briefen viel Lehrreiches und zur Aufklärung Brauchbares für Prediger und Lehrer, für Leute, die nachdenken können und sollen, alles prüfen, und das Gute behalten können; aber es ist nicht Volkston: denn das Volk und alles was dazu zu rechnen ist, kann gerade das beste und nützlichste in dem Vortrage des Verfassers nicht beurtheilen, als wozu philosophische Bildung, Menschenkenntniß und psychologisches Anschauen erfordelich ist. —

Das Volk oder der große Haufen muß, wie der Verfasser in einem dieser Briefe selbst sagt, durch Glauben an die Autorität, durch Vertrauen auf seinen Lehrer geleitet, durch die Erfahrung und durch Darstellung des guten Erfolgs überzeugt werden. Und doch schwächt er selbst diesen Glauben an die Autorität, dies Vertrauen auf seinen Lehrer bey dem Volk, durch seine grundlose Erdichtungen, und durch die nachtheilige Stellung, die er dem ersten Lehrer des Christenvolks und allen denen giebt, die an seine Autorität glauben. So inconsequent ist der Schriftsteller, der entweder die Schriftstellerey als eine Finanzoperation, oder als ein Mittel Aufsehen zu machen, zu betrachten scheint: und beyde Zwecke lassen sich freylich am besten erreichen, wenn man seine Talente dazu gebraucht, das Volk zu verwirren, und Halbdenkenden die Wahrheit, die ihnen ehrwürdig war, in einen amüsanten Roman zu verwandeln.

Tz.

Auch Fragmente. Erstes Stück. Philadelphia, 1783. in 8vo. 79 Seiten.

Ein sonderbares Scherflein zur Bestreitung des geistlichen Ansehens, oder, welches man jetzt einerley zu seyn glaubt, zur Aufklärung in der Religion. Wir zweifeln, ob der Verfasser ein Gelehrter ist, indem eine so große Verwirrung theologischer und philosophischer Meynungen bey einem solchen nicht zu vermuthen steht. Er glaubt neue Hypothesen vorzulegen; sie sind aber theils lange bekannt, theils erweislich falsch.

Der erste Hauptsatz, der allen moralischen und metaphysischen Irrungen ein Ende machen soll, ist: **Gott selbst nicht (viel weniger also der Mensch,) kann ohne un-umschränktes Wohlwollen, und stete Wirksamkeit, Vollkommenheit und Glückseligkeit aus allen Kräften zu befördern, glücklich oder selig seyn.** Eine alte Wahrheit, bey der es sonderbar ist, daß sie der Verfasser in Widerspruch mit der Lehre von Gottes Unabhängigkeit finden, und dem Satze entgegen stellen will, daß alles zur Ehre und Verherrlichung Gottes geschaffen sey. Darin besteht ja Gottes Ehre, daß vernünftige Geschöpfe so von ihm urtheilen, daß er der gütige, und alles beglückende Vater ist. Daß aber Gottes Wohlthätigkeit so grenzenlos und allgemein ist, von niemanden blos von planer Unmöglichkeit, beschränkt werden kann, das heißt: **Unabhängigkeit und Herrschaft.** Hier sieht der Verfasser, wie alle diese Begriffe, richtig verstanden, in Eines fließen. Nur nach seiner Unwissenheit dünkt ihm, die Theologie vergifte alles. Nicht dies, oder jenes System heißt **Theologie.** Letztere könne der V. sich aus dem neuen Testamente und seiner Vernunft sicher herausbilden, und denn ist sie herrliche Gottesmedicin, nur übel verstanden, böslich angewandt, wird sie Gift.

Von Gottes guter Regierung kömmt der Verfasser auf den großen Friedrich, die erhabene Catharina, und den weisen Joseph.

Seite 25. wieder ein Fragment. Der Verfasser beschweret sich noch über die Verwirrungen in der Theologie, und findet es z. E. widersprechend, daß man Gott eine unendliche Gerechtigkeit beylegt, da die Befolgung vorgeschriebener Gesetze menschliche Unvollkommenheit ist. Wo nimmt aber der Verfasser dergleichen Erklärungen her? Gottes

tes Gerechtigkeit ist das richtige proportionirliche Verhalten Gottes gegen alle seine Geschöpfe, und weil das immer so gewesen ist, noch ist, und bleiben wird, heißt es **unendlich**. **Allwissend**, sagt er, ist Gott nur, in so ferne er der Erreichung seiner weisen Absichten gewiß ist. Von den Wirkungen des freyen Willens der Menschen weiß aber Gott nichts. (Entwickelt sich im freyen Willen nicht alles nach psychologischen Gründen, warum sollte Gott diese, und ihre Folgen nicht so gut sehen, als etwas anders, das wirklich da ist?) Zweyte Hypothese: **Gott wird in alle Ewigkeit das höchste Wesen bleiben, ist es aber nicht von Ewigkeit gewesen.** Beweis: 1) weil es widersinnig ist, zu denken, Gott habe von Ewigkeit sein Daseyn gehabt, und lange nachher erst den Entschluß gefaßt, etwas zu schaffen. (Wenn das dem Verfasser so anstößig ist, so nehme er immer an, daß Gott auch von Ewigkeit Dinge außer sich hervorgebracht.) 2) Weil ein ewiges Chaos (Cahos schreibt der Verfasser) viel annehmlicher, in welchem sich die selbstständige Substanzen entwickelt, und auch Gott successive entstanden. (Dies ewige Chaos, dessen Grund und Ursache niemand anzugeben wüßte, ist viel unbegreiflicher, als das ewige Daseyn des vollkommensten Wesens, dessen Existenz zu seiner Natur gehört.) Nun folgen die Antworten, die der Verfasser großen Gelehrten, auf ihre Einwendungen ertheilt. Er muß aber noch nicht die rechten getroffen haben, weil diese zweyte Hypothese durch viel wichtigere Einwürfe über den Haufen geworfen werden kann.

Erster Einwurf: durch den von ohngefähr entstandenen Gott wird die Entstehung aller übrigen Dinge nicht besser, als durch die Lehre von einem unendlichen Gott erklärt. **Antwort des Verfassers:** die Existenz selbstständiger Substanzen ist nicht von ohngefähr, sondern nothwendig, das noch größere Ohngefähr des nothwendigen Gottes beruhete in dem wirklichen ewigen Besitze aller seiner Vollkommenheit. — Hätte doch der Philosoph, der dem Verfasser die Einwürfe gemacht hat, ihm die Idee entwickelt, daß a) die Behauptung selbstständiger Substanzen im Chaos, die Möglichkeit zugiebt, daß eine Substanz ohne Entstehung, da seyn kann. b) Der Widerspruch nur in des Verfassers Hypothese liegt, zwischen **immer da seyn, und doch keinen hinreichenden Grund der Existenz zu haben**, denn, ist dieser Grund in der Substanz selbst, so ist sie der von uns angenommene Gott; dessen

sen Einheit nachmals aus andern Betrachtungen von selbst folgt; ist der Grund aber in einem andern, so ist der der wahre Gott.

Zweyter Einwurf, die Gottheit, die entstanden ist, kann auch wieder vergehen. Antwort des Verfassers: die physikalische Möglichkeit ist wohl nicht zu leugnen, aber wohl die metaphysische. (Recensent kann zwischen physischer und metaphysischer hier nichts unterscheiden. Genug, die innere Möglichkeit ist alsdenn da, Gott kann aufhören zu seyn.) Aber es werden sich mehr Substanzen in Wahrheit und Liebe verbinden, und durch diese Vereinigung die Zerstörung des zusammengesetzten Gottes verhüten. Zusammengesetzt? was schadet das, ist doch der theologische Gott auch aus dreyen Personen zusammengesetzt. (Will dann der Verfasser sein System nach dem theologischen System anderer formen? behauptet denn die Schrift einen zusammengesetzten Gott?)

Zuletzt zeigt er den Einfluß auf die Moralität, der seinem System eigen seyn soll. Da nämlich Gott durch Fleiß und Uebung seine Vollkommenheit erreicht hat: so kann kein Mensch ohne selbige vollkommen zu werden trachten. (Der Verfasser siehet nicht, wie ein successiver Erfolg, menschliche Schwachheit ist, und bey Gott nichts exemplarisches seyn kann, dessen im Gutesthun fortdauernde Seligkeit dem Menschen auch nach unsern Lehrsätzen ein Beyspiel ist, wie niemand ohne Gutesthun ruhig und selig seyn kann.)

Wir geben dem Verfasser den Rath, sich bey aufgeklärten Philosophen Licht und Belehrung zu erbitten, und die Feder auf immer niederzulegen.

Bm.

D. Johann Peter Millers Unterhaltungen für denkende Christen. Dritter Theil. Halle, Gebauer, 1782. 352 S. 8.

Sind in einem ermüdenden Tone, und mit keinem gehörigen Interesse geschrieben, so daß sie bey denkenden Lesern schwerlich ihr Glück machen werden. Sie enthalten folgende Stücke; Gehorsam gegen Gott, Jeder gute Mensch kann in jedem

dem Zustande vergnügt seyn, oder von der Glückseligkeit; von der Einbildungskraft; vom Vertrauen auf Gott überhaupt, von der Beschaffenheit, von den herrlichen Vortheilen desselben, Genügsamkeit und Ruhe der Seele in Gott, Schändlichkeit und Schädlichkeit der Unzufriedenheit mit Gott, von der christlichen Tugend, von der Sünde, vom Betruge der Sünde, Jesu Menschheit und wahre Größe, daß, und wie wir ihn nachahmen sollen. Passionsandachten, 1) über die nächste Veranlassung der gewaltsamen Hinrichtung Jesu. 2) Sie geschahe unter der genauesten göttlichen Regierung. 3) Ueber die göttlichen Absichten beym Tode Jesu, und endlich Gewißheit der Auferstehung des Weltheilandes, und Wichtigkeit derselben.

Dessen Vierter Theil, daselbst, 1782. 342 Seiten, 8vo.

Zwey Pfingstandachten, zwo Gnadenstiftungen des Herrn, 1) die Taufe, 2) das Abendmahl. Von der Selbsterkenntniß. Von der evangelischen Seelenbesserung; 3) Betrachtungen; von der wahren Beschaffenheit des Gebets. Vom Beten. Vom beständigen Umgange mit Gott. Einfluß des Christenthums auf einen seligen Tod. Materialien zu öftern Gebetsandachten aus dem Herzen.

II.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Drittes Heft. Frankfurt und Leipzig, 1782. in 8. 163 Seiten.

Diese periodische Schrift scheint sich nicht gleich bleiben zu wollen. Die beyden ersten Hefte zeichnen sich an reichhaltigen Materien, und bündiger Ausführung gegen diesen sehr merklich aus. Die erste Abhandlung ist die beste, in welcher eine kleine Schrift, die den Titel führt: Fragen an Gelehrte über den Kanon, beurtheilt wird.

Die Schrift selbst, die wir nicht gelesen haben, muß, so viel wir aus den Anführungen abnehmen, ein Gewäsche seyn, des Recensenten Urtheile aber verrathen einen gründlichen Mann. Er beantwortet erst seines Schriftstellers Frage, was

ein kanonisches Buch sey, aber nach 5 verschiedenen Meynungen, wovon immer die folgende etwas weniger sagt, als die vorhergehende, so daß jener am Ende wohl nicht klug daraus werden wird. Die erste fängt von der göttlichen Eingebung aller Worte und Sachen an, und so handelt sichs immer herab, bis auf die 5te, welche blos eine allen Zeiten und Menschen angemessene Religion und Moral dazu verlangt, um ein Buch kanonisch zu halten. Damit das halbe Dutzend voll werde, mag noch jemand seine, aus den vorigen zum Theil zusammengesetzte, etwas vollständigere Erklärung hinzu thun. Zum kanonischen Ansehen gehört die Hochachtung vieler verständigen Zeitgenossen, und der wirkliche Vortrag vieler zur vernünftigen Religion und reinen Moral gehöriger Wahrheit. Allgemeine Hochachtung der Zeitgenossen ist bey keinem, auch dem besten Buche nicht erweislich, auch trägt das beste Buch wohl manches vor, was nach Volksmeynung schmeckt, wenn es nur, allgemein betrachtet, einen merklichen Einfluß auf den vernünftigen Gottesdienst hat. Der Verfasser trägt einige ganz wichtige Fragen vor, um das Schwankende vom Begriffe eines kanonischen Buchs zu erweisen.

Hebräischer und griechischer Kanon, in Palästina und außer Palästina, wer hat ihn gemacht, wer hat ihn empfohlen? Neutestamentischer Kanon, wie war er im ersten Jahrhundert, wie ist er auf uns gekommen? Konnten Menschen mit ihrer Denkungsart aus dem Strome der Zeit sich hinaussetzen? Konnten Menschen mehr leisten, als was menschlich ist? Wer verbürgt uns hier die Ausnahme: Prüfet alles, und nur das Gute behaltet. Wer kann manche Psalmen, die allerdings von mißmüthiger, bitterer Laune sind, zu seiner jedesmaligen Norm machen? Wer kann das hohe Lied Salomons von verliebter morgenländischer Ausschweifung, und den Brief Judä von abergläubischen Traditionen frey sprechen? Bey alledem aber, wer kann leugnen, daß in allen neutestamentischen Schriften, auch in vielen Psalmen und prophetischen Büchern, viel nützliches, vernünftige, glücklichmachende Religion, gute Moral herrsche; daß sie liebenswürdig sind? Drum, liebe Leser, Kanon oder nicht Kanon. Zerbrich nicht deinen Kopf um dieser Frage willen. Lies, prüfe was du liesest, behalte das Gute, laß das Unbrauchbare stehen, und übe dich, zu haben ein gut Gewissen vor Gott und der Welt.

Recen-

Recensent hats in seinem Leben tausendmal erfahren, daß diejenigen, die über kanonisch, theopnevstisch und authentisch sich recht erboßten, ca die schlechtesten Menschen waren. Diese Wörter, bey denen auch Gelehrte wenig denken, machen kein Christenthum. Mit Recht tadelt der Verfasser den Begriff eines simpliciter kanonischen Buchs. Wer nur einige Einsicht von der verschiedenen Vorstellung in den menschlichen Köpfen hat, dem fällt so was nicht ein, selbst das konventionelle Ansehen ist nicht allgemein. Wenn aber auch der größte Theil einstimmig ist, da bleibt doch immer noch die Frage: ist denn der größte Theil auch der klügste? kann er auch richtig urtheilen? bleibt nicht die Schuldigkeit jedes Individui, zur eignen Prüfung, übrig, um das mit eigenen Augen bleuchtete, auch nach Ueberzeugung nützen zu können? Noch eher kann man bey dem Worte: authentischer Kanon was gedenken. Der Name kommt alsdenn einem Buche zu, wenn man mit ziemlicher Gewißheit darthun kann, der Mann, dem das Buch zugeschrieben wird, hats wirklich gemacht. Hiebey ist es eine Sache von historischer Wichtigkeit, daß so ein Buch nun nicht geändert worden; für den Glauben und die Wahrheit selbst thut das aber so viel nicht, weil diese vom persönlichen Ansehen durchaus independent bleibt. Menschen sind und bleiben Menschen. Die Erzählung einer Geschichte leidet zwar die willkührliche Abänderung nicht, aber im Vortrage moralischer Religionslehren, kann uns der Eine so lieb als der Andere seyn. Wenn in der Folge die articuli puri und Geheimnisse, als Merkmale der theopnevstischen und authentischen Beschaffenheit eines Buchs von dem Recensenten geschwind auf die Seite gekramt werden, so hat er darin so unrecht nicht. Geheimnisse und articuli puri entziehen eine Schrift ihrer einzigen Probe, der gesunden Vernunft, und wenn die nicht mehr reden soll, wer soll denn reden? Uebrigens ist es nie mit Gewißheit auszumachen, ob dieser oder jener Mann die Befugniß hat, articulos puros und Geheimnisse vorzutragen. Wer soll die Gewähr leisten; wer die Waare beurtheilen? Giebt es articulos puros für jedes Zeitalter? Müßte man zu solchen Entscheidungen nicht den Ausspruch dessen vor sich haben, der aller Menschen Einsichten kennt, und ihre Schranken gemessen hat? Welcher Mensch hat das gethan; kann das thun? Das Erbauliche der kanonischen Bücher ist vollends eine schwankende Sache. Für alle Menschen erbaulich, welch ein Widerspruch! Wobey der Eine die wärmste Thräne weint,

dabey ist der Andere kalt und ungerührt, und was mir nahe ans Herz geht, dabey denkt ein anderer nichts. Für alle alles brauchbar zu machen, gieng nicht an. Ein Buch hat schon einen großen Werth, wenn es bey vielen, unter vielerley Umständen etwas Gutes wirkt. In wie weit ein Buch norma fidei et morum seyn könne, muß die vernünftige Prüfung bestimmen, die durch das Urtheil weiser älterer Zeitgenossen Leitung und Stärke erhält, und so ist leicht einzusehen, in wie ferne man sagen kann: Gott hat das Buch eingegeben. Gott ist Vater der Wahrheit, er ist mit jedem, der die Wahrheit sagt. Der Fanatiker denkt sich hiebey mehr, als sich bey menschlicher Natur denken läßt; der Mensch wird nie ein Engel, und auch Engel können irren. Gegen die Eintheilung der Bücher in canonicos late et strictius sic dictos wird mit Grunde manches eingewandt. Welchen Grund der Bestimmung soll man hier annehmen? Das äußerliche Ansehen läßt sich aus historischen datis so ganz genau nicht erweisen, und die innere Brauchbarkeit ist wieder nicht absolut. Wenn Recensent alles dies auf die Schriften des A. Test. anwendet, und aus diesen unvollkommenen Sammlungen alter Geschichte, Traditionen, Tagebüchern verschiedener guter und schlechter jüdischen Lehrer nun schlechterdings so viel nicht machen will. wer kann ihm das verdenken? Unsere jetzige Erkenntnisse, die wir als Christen haben, machen jene unvollkommene, zum Theil irrige, und nur den damaligen Zeiten angemessenen Lehren entbehrlich, als Urkunden der menschlichen Kindheit, und der göttlichen Oekonomie sind sie aber immer brauchbar. Mithin können wir diese Schriften als Dokument nicht wohl entbehren, wohl aber als Lehrbuch zur Berichtigung. Folglich ist auch die Frage überflüßig: ob da Lücken seyn dürfen, oder nicht? Wer hat uns versprochen, daß wir über den Fortgang menschlicher Erkenntnisse stets Dokumente haben sollen? Wer sagt uns, ob eine Schrift wirklich für diese oder jene Lücke gehört? Wird sie das, jeden Leser beruhigend, immer leisten; oder wird der Eine noch immer Lücke sehen, wo der andere sie nicht sieht? Mit Recht wird angemerkt, daß niemand, als der selbst inspirirt ist, urtheilen könne, ob eine Lehre, ein Theil einer Schrift inspirirt sey, oder nicht. Bey der wirklichen Abtheilung der Bücher des alten und neuen Testaments ist der Verfasser mit seinem Gegner wieder nicht einig. Einer hält dies Buch für kanonisch, der andere jenes. — Kann auch nicht

füglich

füglich anders kommen. Quot capita, tot sensus. Bey der Frage, ob man die apokryphischen Bücher nicht, wie eine jede andere Schrift, einen Cicero, Livius u. s. w. lesen müsse, sehen wir nicht ab, warum das nicht auch von den kanonischen gefragt und bejahet werden könnte, und zwar unbeschadet der größern Achtung, die man für sie hat. Bey der Frage: ob nicht manches in den biblischen Büchern zu ändern? antworten wir mit dem Verfasser, die Zeit scheint noch nicht vorhanden zu seyn, da dergleichen geschehen dürfte, wird auch sobald nicht kommen. Der Verfasser komme nur und sehe die Gesangbuchsgeschichte in den Preußischen Ländern, so wird ihm die Lust zur Veränderung wohl vergehen. Vors erste wird das Buch Esther, Nehemias, und die Apokalypse von der Erbauung nicht ausgeschlossen seyn.

Das 2te Stück ist eine Parabel, die ihren Ort hier nicht verdient. Inhalt und Wendung sind bekannt und gemein. Gott ist unter dem Bilde eines guten Königs, und der Satan als ein Rebelle, der seinem Herrn alle Schmach anthut, vorgestellt. Zuletzt zweifeln einige, ob die Geschichte wohl nicht Unsinn sey. — Wir wissen nicht, was der V. mit der ganzen Parabel sagen will.

Das 3te Stück ist eine Fortsetzung der Abhandlung von der Auferstehung der Todten im 2ten Hefte. Der Verfasser nimmt an, daß der Tod ein Zustand der Ohnmacht seyn werde, darin sich die Seele ihrer nicht bewußt ist, der grobe Körper zerfällt, und aus ihm entwickelt sich ein neuer ätherischer Körper. Eine schon bekannte und gegründete Hypothese. Wir verweisen unsere Leser auf die Recension über den zweyten Heft. In dieser vor uns liegenden Abhandlung wird der Verfasser zu weitläuftig und langweilig, prediget zuweilen, und ermüdet seinen Leser. Wir wollen aus seinen Gedanken das Vorzüglichste ausziehen. Wegen der Dauer des Todesschlafes bestimmt er nichts, glaubt aber, er werde nicht lang seyn. — Wozu dient es, überhaupt einen Todesschlaf anzunehmen? Recensent glaubt, die Entwickelung des neuen Zustandes werde mit dem Tode unmittelbar verbunden seyn. Der Beweis aber von Paulus, der ἐν σώματι ins Paradies verzückt worden, gehört hier gar nicht her. Die Begeisterung des Paulus war dieselbe, welche den Poeten wiederfährt, wenn sie sich durch einen Gegenstand zu sehr fortreißen lassen.

Ob vormalige Ideen nach dem Tode wieder aufwachen, oder verlöschen werden, weiß der Verfasser nicht. — Recensenten dünkt es vollkommen gewiß, daß die Erinnerung des vorigen Zustandes fortdauern werde, theils weil das der Natur der Seele so gemäß ist, theils weil die aus dem Gewissen der Menschen folgende unausbleibliche Belohnung und Bestrafung solche Erneuerung voriger Ideen nothwendig macht. Von dem Zustande des Apostels, 2 Cor. 12. v. 2. sagt der Verfasser wieder, er sey ein solches Bild außerordentlicher Entzückung. — Es ist aber wieder gar von keiner Nothwendigkeit, so was anzunehmen, indem keine außerordentliche Absicht vorhanden ist. Paulus war ein tiefdenkender Mann. Der Verfasser läßt nicht unbemerkt, daß man den neuen Keim unzerstöhrbar halten müsse, und nennt selbigen ψυχη. Wir dächten, man behielte dies Wort lieber für die einfache Substanz, die mit den feinsten elementarischen Theilchen des Körpers im Tode bekleidet wird. Die Stelle Röm. 8. v. 17 — 25. erklärt der Autor. seiner Hypothese gemäß, vom Menschen. Κτισις kann freylich gar wohl Mensch heißen, wie es auch so öfter vorkommt. Πασῃ κτισει soll das Evangelium geprediget werden. Συστεναζειν, συνωδινειν soll den Drang zur Palingenesie bedeuten. Der Verfasser beweiset dabey, daß schon von den Alten die succeßive Auferstehung geglaubt worden, erklärt auch die Sache mit Erscheinungen in der Natur, und dem ewigen Zustande des Menschen selbst, auch schließt die heilige Schrift Fleisch und Blut aus von dem Erbe des ewigen Lebens. So wie aber der innere Lebensquell, der in den Nerven befindlich ist, unsern Augen nie sichtbar wird, so leben die Todten ἐν ᾅδῃ, in der unsichtbaren Welt. Den zukünftigen neuen Zusatz von grober Materie, der nach vielen tausend Jahren geschehen sollte, hält der Verfasser mit Recht für unnütz und unmöglich. Die sinnliche Sprache Hiobs macht keinen Einwurf, es muß vernünftig erklärt werden, auch haben wohl eher noch einsichtsvollere Männer, wie Hiob war, in dieser Materie irrige Meynungen gehabt. Σωμα ταπεινον übersetzt der Autor niederträchtigen Leib, das klingt so hart, warum nicht irdischen Leib? Der Gegensatz ist σωμα ψυχικον. Die Kirchenväter haben sich sehr verschieden hierüber erklärt, Origenes aber noch am besten.

Warum die Stelle 2 Petr. 3. v. 13. dem V. Schwürigkeiten macht, da er sonst geneigt ist, auch den Aposteln reinere

Begriffe

Begriffe vom Reiche Gottes und den letzten Dingen zuzuschreiben, das sehen wir eben nicht ab. Neuer Himmel und neue Erde heißen überhaupt veränderte Gegenstände, die keine totale Umschmelzung nothwendig machen. Man sagt von der Bekehrung, daß sie neue Menschen mache, da doch nur ihre Gesinnung geändert wird. Petrus setzt in der gedachten Stelle hinzu: in der Gerechtigkeit wohnet, d. i. in welcher ihre Vollkommenheit noch sichtbarer werden wird, als jetzt. Unsere Leser können hierbey freylich gewiß glauben, wie es auch der Verf. annimmt, daß bey den Juden, auch noch zum Theil bey den Aposteln, die Vorstellung der Endschaft der jüdischen Verfassung, mit der vom Ende der gegenwärtigen Welt, eine zusammenfließende Idee ausgemacht, welche ihnen einfiel, so oft sie sich Zeiten des Meßiä dachten. Der gemeine Mann fällt noch jetzt gar bald aufs Ende der Welt, wenn nur ein Land oder Provinz verwüstet wird. Der Verf. will indessen, um der vielen sinnlichen Redensarten Jesu willen, eine Katastrophe des Sichtbaren erwarten. (Kann seyn, kann auch nicht seyn, so viel ist gewiß, daß in den Reden Jesu eine gütige und unschädliche Herablassung in die jüdische Schwachheit, und Aberglauben herrsche). Die Beschreibung, die der Verf. von den ewigen Strafen und Belohnungen macht, und die Seite 83. anfängt, ist viel zu sinnlich, schickt sich kaum in einen rhetorischen Vortrag, geschweige denn in eine kalte exegetische und philosophische Abhandlung, er redet von weißen Kleidern, und vom Glanz der Gerechten u. s. w. auch müßte sich der V. einige Provinzialwörter abgewöhnen, z. E. innert (innerhalb), förchten (fürchten), dörfen (dürfen), Sönderung (Absonderung), aufünden (ankündigen), söndern (absondern), des Gewalts (der Gewalt). Die folgende Abhandlung ist über die Versuchung unsers Herrn Jesu Christi. Der V. glaubt eine neue Erklärung über die Geschichte Matth. IV, 1. verglichen mit Luc. IV, 1. vorzutragen, daß nemlich bey Jesu verführerische Gedanken aufgestiegen, die er mit Erinnerung an Gottes Befehl unterdrückt. —. Ganz neu ist die Erklärung nun wohl nicht, und hat ihre große Schwürigkeit. Woher wußte Matthäus und Lucas diese im Innern bey Jesu vorgegangene Reizung? Christus hätte es ihnen erzählen müssen, und dann läuft es auf Praleren hinaus, die nie im Charakter Jesu hervorblickt. Ferner: Kein Geschichtschreiber pflegt sich bey den Gedanken anderer Leute aufzuhalten, deren Aufzeichnung ohnehin schwankend ist, sondern man

bleibt

bleibt bey der That. Ferner klingt es gar zu erbärmlich, die Gedanken Jesu also zu personificiren, daß sie ordentlich aufmarschirt kommen, und wiederholte Anträge thun, welches sich durch die kühnste Hebraismen nicht rechtfertigen läßt. Endlich thut man auch Jesu eben keine Ehre an, wenn man ihm so viele böse Einfälle beylegt. Mit einem Menschen, dem so vieles zur Versuchung Gottes einfällt, ists selten richtig.

Wir wollen also des Verfassers Erklärung, und eine, die uns am besten gefällt, gegeneinander stellen, und den Leser wählen lassen.

Der Verf.

Der Geist drang Jesum, in die Einöde zu gehen. Hier sollte er zum Ungehorsam gegen Gott gereizet werden. Er hatte nemlich 40 Tage, und eben so viel Nächte gefastet. Endlich ward sein Hunger heftig. Nun stieg der verführerische Gedanke in seiner Seele auf: Bin ich nicht Gottes Sohn? Kostet es mich mehr denn ein einziges Wort, um diese Steine in Brodt zu verwandeln?

Aber diesen Gedanken unterdrückte er sogleich mit dem zweyten, es heißt in jener Schriftstelle: nicht leibliche Nahrung allein, kann den Menschen beym Leben erhalten; ein einziges Machtwort aus Gottes Munde thut es eben so gut.

Die zweyte Versuchung hatte er in Jerusalem, als er auf der Tempelzinne stund: Soll ich mich herunter stürzen? lockte ein verführerischer Einfall, geht doch jener Ausspruch

Unsere Erklär.

Es kam Jesu in den Sinn, sich in die Einsamkeit zu begeben, damit er die Einwürfe seiner Widersacher hören mögte. Da er nun 40 Tage und eben so viel Nächte kärglich und kümmerlich gelebt, so hungerte ihn sehr. Da trat ein Verführer zu ihm und sprach; wenn du ein Gottessohn bist, so mache dir aus den Steinen Brodt.

Aber er antwortete ihm: Es stehet geschrieben, der Mensch wird nicht durch Brodt allein befriedigt, sondern auch die Wahrheit kann ihn eine Zeitlang munter und ruhig erhalten.

Aber dieser listige Verführer lockte Jesum nach Jerusalem, und gieng mit ihm aufs Dach vom äußern Vorhof des Tempels, und sprach zu ihm: Wenn du Gottessohn

spruch so vorzüglich auf mich: Er wird den Engeln befehlen, dich auf den Händen zu tragen, eh nur ein Stein dich am Fuße verletzen sollte. Auch dieser Versuchung kam sogleich der Ausspruch der Schrift entgegen: Du sollst den Herrn deinen Gott nicht auf die Probe stellen.

Die nächste Versuchung hatte er, als er auf einem sehr hohen Berge stund. Hier übersahe er auf einmal eine Menge der herrlichsten Weltgegenden, und diese alle, dachte er, kann ich mir verschaffen, ich darf mich nur unter den herrschenden Weltgeist bequemen. Aber er faßte sich sogleich: Weg mit dir, Gottwidriger Gedanke! sagt nicht die Schrift: vor Gott allein sollt du dich biegen; Ihn allein sollt du verehren! Nun waren die Versuchungen vorüber, und es kamen himmlische Boten, die ihn bedienten.

Sohn bist: so springe herab, denn du weist ja die Schriftstelle, darin es heist: Er wird seinen Engeln befehlen, daß sie dich sorgfältig bewahren, daß du auch nicht einmal anstößest. Jesus antwortete ihm: Es stehet auch geschrieben, du sollst Gott nicht unnützerweise auffordern.

Der listige Mensch hatte noch nicht genug, und lockte ihn wieder auf einen hohen Berg, und zeigte ihm allerley irdische Güter, und sagte zu ihm, ich will dir viele schöne Sachen schenken, dich zum reichen Manne machen, wenn du künftig mein Verehrer seyn willst. Darauf antwortete Jesus: Laß mich einmal in Ruhe, du Verführer, es steht geschrieben: du sollst deinen Gott verehren, und seinen Willen allein dir zur Regel machen. Da ließ ihn der Versucher gehen, und seine Freunde und Apostel kamen und dienten ihm.

Die Hauptsache ist hier der Beweis, daß unter Satan ein Mensch zu verstehen sey, und wir wollen nur der einzigen Stelle gedenken, da Jesus zum Petrus spricht: Weg Satan, du ärgerst mich!

Matthäus kleidet, nach der damaligen Gewohnheit seines Volks, die Geschichte ein, welches doch wohl nicht das einzige Exempel seyn wird. Was aber den Dienst der Engel anbelanget, so ists jedem, der die alte Schreibart kennet, wissend, daß von jüdischen Philosophen und Theologen vornämlich der Dienst der Engel allenthalben angebracht worden, wobey man immer den Hebraismen abziehen, und die Summe der Wahrheit herauszumitteln suchen muß.

Kritischer Versuch über einige Stellen des N. Testaments. In der Note ist bemerkt, daß es Uebersetzungen aus dem Theologicalen Repository sind. Die angezeigte Veränderungen sind von keiner sonderlichen Erheblichkeit.

Beleuchtung einiger Stellen des N. Testaments. Auch aus dem Theological, Repos. Von der Stelle 1 Petr. V, v. 8. wird bemerkt, daß nach der gewöhnlichen Erklärung der Grundtext heissen müsse: ἀντίδικος ὑμῶν ὁ διάβολος, da aber alle Handschriften einstimmig vor ἀντίδικος den Artikel setzen, so erfordere die grammatikalische Konstruktion, daß wir auch ὑμῶν mit διάβολος nicht aber mit ἀντίδικος zusammenfügen. Beziehe sich übrigens auf die damalige Verfolgung der Christen.

Etwas über die Version der Siebenzig. Der V. sucht zu beweisen, daß der hebräische Text Veränderungen erlitten, und nicht unverfälscht auf uns gekommen. Das zeigt er nun durch die Abweichungen der Siebenzig vom masorethischen Text, und glaubt mehrere Gründe der Richtigkeit für erstere zu entdecken, auch das Daseyn korrekterer älterer Handschriften daraus erweisen zu können. —

Uns leuchtet der Schluß nicht ein, wir getrauen uns in allen angeführten Stellen den masorethischen Text gegen die Septuaginte vertheidigen zu können, aber hier ist der Ort nicht, diese Weitläuftigkeit anzufangen. Man kann der Septuaginte, deren Alter alle hebräische Handschriften übersteigt, ihren Werth nicht absprechen, sie kann die Lesearten der hebräischen Handschriften bestätigen. Allein soll man Varianten aus ihr sammlen: so muß sie zuvor eine scharfe Kritik passiren, fast eben wie der masorethische Text, denn die Verfasser der Septuaginte haben handgreifliche und absurde Irrthümer mit eingemischt. Ferner, wie viele Fehler sind nicht so wohl den Uebersezern als Abschreibern beyzumessen? Die große Menge der Abschriften hat bey dem höhern Alter die Fehler natürlicher Weise häufen müssen. Sind gleich die masorethischen Handschriften neuer, so haben doch die Masorethen die ältesten und besten Handschriften auch gebraucht, und man kann ihre Vokalzeichen und Accente als einen alten jüdischen Kommentar, sicher gelten lassen, von welchem man nicht, ohne wichtige Gründe zu haben, abgehen muß. Die neuen antimasorethischen Erklärungen behalten äusserst selten vor den masorethischen den Preiß. Was Michaelis in seiner tractat. critica de variis N. T. lectionibus von den Sammlungen der Varian-

ten

ten aus den Uebersetzungen des N. T. bemerkt hat, kann auch auf die Sammlung der Varianten aus den Uebersetzungen des A. T. angewandt werden. — Wenn unser Autor sagt, die 70 hätten den Text gelassen wie er war: so bittet Recens. die Stelle Gen. 4, 8. als einen Beweis in contrar. zu vergleichen, welche aber bey weitem nicht die einzige ist. Confer. Heideggeri histor. patriarch. Tom. prior. p. 122. 123.

Anmerkungen über Christi Todeskampf.

Der Verfasser hält sich bey dem blutigen Schweiße Jesu auf, und sucht die Möglichkeit aus andern Fällen zu beweisen. Man kann hierüber die Acta physico medica Norimbergae Vol. 8. p. 428. nachlesen.

Die Vorlesung über die Aufgabe, wie eine gute Predigt beschaffen seyn muß, ist vorzüglich gut. Wir wünschen, daß die V. dieser periodischen Schrift solche Abhandlungen, die nicht vorzüglich wichtig sind, wegließen und sich eine sorgfältigere Auswahl empfehlen wollten, da sonst diese Sammlung so nützlich ist.

Ueber Pfafferey und Religion, Duldung und Religionsvereinigung, hauptsächlich die Protestanten betreffend. Eine Beylage zu den Reformationsvorschlägen des achtzehnten Jahrhunderts, von H. K. Drey Stücke. Berlin, Leipzig, Wien 1783. kl. 8. 5 Bogen.

Der Verf. dieser Brochüre hat seinen Plan schlecht überdacht, viele ganz verschiedene Sachen untereinander gemischt, wie schon der Titel lehrt, und von diesen kontrastirenden Dingen beynahe lauter übertriebene, unverdauete Urtheile gefällt, so daß man bey den vielen Ungerechtigkeiten kaum den denkenden Prüfer herausfindet. Hauptsächlich solls die Protestanten gelten, die der Verf. schlecht zu kennen scheint. Das erste Stück fängt gleich von der Erklärung des Papstes an, wo unter lauter bekannten Sachen das ganz falsch, und der nothwendigen Ordnung in jedem Stande entgegen ist, daß kein Geistlicher eine Würde oder Vorzug vor andern haben soll. Von der ersten Einrichtung der christlichen Kirche kommt der Verf. auf den nachfolgenden Punkt der Geistlichkeit. Hier

hätte er die mit dem geistlichen Pomp verbunden gewesene Tyranney und Untertretung der Vernunft mit Recht geißeln können, aber er stößt gleich auf Uebertreibung im Modeton, wenn er zusetzt: Von der Zeit ist kein Priester Gottes mehr satt worden. Was nutzt und frommt eine solche, aller Geschichte und Wahrheit entgegenlaufende hyperbolische Beleidigung! Sehr richtig ist dagegen das Urtheil, daß Religionsfrieden nur erhalten wird, 1) wenn man die Sittenlehre Jesu mehr treibt, und 2) das mystische fahren läßt. Dagegen ists offenbar einseitig, und auf die Protestanten inapplikabel, daß 3) die nothwendige Reformation nichts als die Beschränkung des geistlichen Ansehns ist. Die ersten christlichen Zeiten, sagt der V., hatten bloß Vorleser der heil. Schrift, die sie mithin nach bloßer Rücksicht aufs Lesen unter sich aussuchten. Die Beichte nennt er die gröste Frechheit, und soll abgeschafft werden. (Wie kann das Protestanten gelten, deren Beichte nichts mehr und nichts weniger als jedes andere Gebet ist!) Ueber symbolische Bücher zu schwören und dem Athanasius nachzubethen, ist eine schlechte Gewohnheit. (Wie oft ist diese Wahrheit von andern schon gesagt!) Die überhand nehmende Gewalt der Geistlichen hat den Monarchen ihre Freyheiten und Rechte genommen, und jede fette Pfründe an sich gerissen. (Wer kann bey Protestanten dabey etwas denken!) Die Geistlichen haben den Wissenschaften, und namentlich der Philosophie geschadet, ihnen sollte man die Erziehung der Jugend nicht überlassen. (Geht das auch die Protestanten an?) Selbstdenkende gehören nicht zu dieser zusammengeschwornen Rotte, als Spalding, Jerusalem, Teller, Bahrdt, Basedow, Büsching. (Sollten diese, so wacker unter einen Huth gebrachte Männer, dieser öffentlichen Ausstellung wegen, sich wohl bey dem V. zu bedanken gemeynet seyn?) König Friedrich der Zweyte, Leßing und Diez (Ey, ey, die Gesellschaft fällt ja immer sonderbarer aus!) sollen auch Selbstdenker seyn. Die Orthodoxen aber denken nichts. (Gar nichts ohne Unterschied? Der Herr ist wirklich gar zu streng!) Noch herrscht die Clerisey und trotzt dem Monarchen. (Unter den Protestanten?)

Im zweyten Stücke, dessen logikalische Abtheilung gewiß kein Mensch finden wird, handelt der V. von der Religion überhaupt, dann von der geoffenbarten, die durch so viele Abschreiberhände zu uns gekommen, daß, wie er meynt, kein Strahl von Wahrheit mehr entdecket werden kann. (Das ließe

sich

sich aber auf alle alte Schriften ausdehnen, so ist am Homer und Virgil auch kein wahres Wort.) Vernunft ist besser als aushängende Symbole der Pfaffen. (Wer zweifelt daran?) Noch kommt der V., bey der Reform des orthodoxen Systems auf den Herrn Domprediger Feddersen in Braunschweig, wobey wir uns gedrungen sehen, die Ungezogenheit mancher jetzigen Schriftsteller zu rügen, welche jeden beliebigst rangliren und klaßificiren, und dadurch nicht selten Unheil anrichten. Wenn der V. in der Folge alle Menschen zu Philosophen machen, und von der Anhänglichkeit an schriftliche Anweisungen losmachen will: so zeigt er, wie wenig Menschenkenntniß er hat. Wenn er die Heterodoxen von den Orthodoxen ganz separirt wissen will, und doch in der Folge eine Duldung der Irrthümer und Widersprüche nöthig hält: so widerspricht er sich selbst. Der dritte, noch am besten gerathene Abschnitt von der Vorzüglichkeit der natürlichen Religion, die sich allein Siege unter den Menschen versprechen könnte; (wie viel würden deren wohl seyn?) von der diktatorischen Aufführung der Konsistorien, dem Gewirre der Systemslehre; elenden Maaßregeln der Mißionarien; Dummheit des Pastors Götze, Eleusinischen Geheimnissen und Freymäurern. Wer die Schrift von den ungegründeten Rechten der christlichen Geistlichkeit, und Diezens Preßfreyheit gelesen hat, kann diese Bogen entbehren.

Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion. Viertes Heft. Frankfurt und Leipzig. 1783. 215 Seiten in 8.

Von der Theosophie, Rosenkreuzerey und mystischen Theologie unserer Zeit. Der Verf. nimmt hier Theosophie in sehr weitem Verstande, wogegen mancher Theosoph protestiren würde, der die Rosenkreuzerey als Auswuchs und Unsinn erklärt. Es hat hierin immer Grade gegeben, so wie wahre gesunde Philosophie dunkler und schwächer wird, so viel mehr erhebt die Mystik ihr Haupt. Je verdorbener die Einsicht des gnostischen und platonischen Schülers wurde, desto kräftiger wurde seine Neigung zur Theosophie, und wo Mystik und Theosophie prädominiren, da ist Unsinn freylich nicht weit. Den Fingerzeig des V. auf manches Lehrsystem wird

man nicht verkennen. Uebrigens bleibt er nur beym allgemeinen, und damit ist es, wie mich dünkt, der Welt wenig geholfen. Man siehet wohl, daß der Verf. die heutige Rosenkreuzerey und die damit verbundene schwärmerische Freymäurerey, ganz und gar nicht ihrem innern Wesen nach kennet, sondern nur in ein Paar Büchern etwas davon gelesen hat. Man sieht dies schon daraus, daß er sagt, die Rosenkreuzerey wäre vor einigen Jahren entstanden. Sie ist aber viel älter. Der Saamen zu diesen Ideen hat ununterbrochen seit Anfange dieses Jahrhunderts in den Gemüthern der Menschen gelegen, und man weiß auch recht wohl, wie wieder eine besondere Gesellschaft daraus entstanden ist. Die Ursache, warum dieses geschehen ist, und die Ursachen, welche die so berufenen unbekannten Obern, die *I h.. Inc :::.* haben, ein so gewaltiges Treiben und Drängen zu verursachen, hätte der Verf. entwickeln sollen, wenn er gekonnt hätte. Er würde den wärmsten Dank jedes vernünftigen Menschen verdient haben. Mehr als das halbe Deutschland ist von dieser Seuche angesteckt, und selbst der Herzens-Pfenninger hat im Kirchenboten immer etwas, den Rosenkreuzern zu schmeicheln. Man sieht wohl, wohin das gehet. Aber sich bloß wie unser Verf. zu wundern, wie so etwas in dem aufgeklärten achtzehnten Jahrhundert existiren kann, hilft der Sache nicht ab.

Versuch einer nähern Bestimmung der Begriffe ist und Nichtchrist. Das ist ein Christ, nach des V. zug, der von dieser Religion so viel weiß und glaubt, Erkenntniß die charakteristische Vortrefflichkeit des Chrial hat, und nun bekennet, daß Jesus dazu gesandt daß seine Lehre die Menschen weise und glücklich machen S. 21. sagt der V. Die christliche Religion hat re Vollkommenheit erreicht, die sie zu ewigen Zeihaben kann. Das ist doch objektivisch zu verstehen, allein dann kann er im Gegensatz nicht sagen: Die natürliche Religion ist immer neuer Erweiterungen fähig. Das Object der natürlichen Religion hat auch die Vollkommenheit, die es zu ewigen Zeiten haben kann. Die ganze Natur bleibt sich immer gleich. Die Bearbeitung aber, sowohl der Offenbarung, als aller natürlichen Dinge und menschliche Entwickelungen haben keinen Termin. Wir verstehen also den von dem V. gemachten Unterschied nicht. Wenn S. 25. gesagt wird, der sey kein Christ, der die christliche

liche Offenbarungen nicht als ausserordentlich, sondern die Religion zufällig entstanden glaubt: so ist das letzte zwar immer sehr unphilosophisch gedacht, da nichts in dem Sinne des V. zufällig, ohne Zweck und vorsetzliche Absicht der Vorsehung geschieht, allein das Außerordentliche der Offenbarungen kann jemand leugnen, ohne sich desfalls um den christlichen Namen zu bringen, bey welchem allen er die christliche Religion doch für untadelhaft und unentbehrlich halten kann. Daß in der Religion kein *plus ultra* statt finde, kann leicht gemißdeutet werden. Der V. hätte es gehörig erklären sollen, wie er diesen Satz unter mancherley Einschränkungen objektivisch genommen, wissen wolle.

Vom Hexenprocesse. Diese ganze Erzählung, die leider vier Bogen ausfüllt, ist unwürdig in einem Hefte zu stehen, das so schöne Arbeiten neben sich hat. Wer wird den Plunder lesen?

Gedanken über Herrn Professor Eichhorns Meynung vom Pentateuch. Nach des Herrn Professors Meynung ist Moses der Verf. des Pentateuchs. Die Gründe desselben werden hier gewogen, und wahre Bedenklichkeiten dabey vorgestellt, wobey wir des Herrn Recens. kritische Einsicht rühmen. Nur darin hat er offenbar unrecht, wenn er den Abschnitt Genes. 2. v. 4. bis ans Ende des dritten Kapitels eine Recapitulation des Mose nennt. Der veränderte poetische Styl, der unverkennbar vom vorigen abweicht, giebt ihm das sichtbare Gepräge eines alten Liedes, dagegen das 5te Kap. kein neuer Abschnitt eines andern Verf. ist. Wer Hebräisch versteht, dem sagt das die Empfindung, ohne allen andern Beweis. Die bloße Veränderung des Namens Elohim und Jehovah in El Eljon, im 14ten Kap. beweiset keinen vormosaischen Verf., weil die Veränderung dieser Namen sehr gewöhnlich ist, auch kann der Mangel einer strengern Methode, in so einem alten Buche, wider die Einheit des V. nichts darthun. Die Zerreissung der Genes. in einige 80 einzelne Bruchstücke hat so wenig unsern Beyfall, wie der Recens. damit zufrieden ist. Die Gründe zu dieser wichtigen Behauptung finden wir nicht stark genug. Wer Semlers Meynungen hierüber gelesen hat, kann sich alles leicht selbst berichtigen.

Von Besitzungen. Aberglauben und Unsinn von Heiden, Juden, Kirchenvätern, Katholiken, Gasnern und allerley christlichem Pöbel, viel zu weitläuftig beschrieben.

Ueber die bessere Art des Vortrags der Lehre von dem verdienstlichen Leiden Christi. Jesus hat für uns gelitten, heißt: Jeder von uns wäre verbunden gewesen, sich mit Leib und Blut dem herrschenden Verderben zu widersetzen, denn Jesus hat nie gesagt, ich sterbe um die Versehen der Menschen zu büßen, sondern: a) Er ist am gewissesten für seine Jünger gestorben, hat sie von der peinlichen Inquisition der Juden frey gemacht. „Suchet ihr mich, so lasset „diese hingehen.“ b) Er hat sie, durch die Annahme seiner Lehre, von der Verbindung mit ihrem Vaterlande, und mithin von aller Theilnehmung am nachtheiligen Aufruhr frey gemacht. c) Er hat sie von den alten beschwerlichen Gesetzen erlöst. d) Man kann zur Warnung an den Feinden Jesu sehen, wohin der Unglaube den Paßionirten verleiten kann. e) An Christo aber sieht man die Schönheit der Tugend. Dennoch, setzt nun der Verf. hinzu, soll man bey dem Seelenleiden Jesu, mit den kühnen Aufräumern nicht alles unerklärbare leugnen, weil in dieser Angst noch eine geheime Verbindung mit der kompletten Absicht Gottes bey dem Tode des Sohnes für die Sünden der Welt statt haben kann. (Solche geheime Verbindung verstünden wir also nicht, könnten nichts dabey denken, sie mithin auch nicht nützen, für uns also so viel, als sey sie nicht vorhanden. — Ist wohl kein Beytrag zum vernünftigen Denken!)

Ueber 1. Tim. 3, 16. Eine zwar nicht neue, aber lesenswürdige Abhandlung.

Muthmaßlicher Zug im Charakter unsers Herrn, bey Anlaß 2 Cor. 8, 9.: er war reich, wird im buchstäblichen Verstande genommen, und der metaphorischen Bedeutung von einer Präexistenz vorgezogen, auch mit andern Sprüchen und der ganzen Geschichte Jesu bewiesen.

Beurtheilung einer Abhandlung: Was macht eine schriftmäßig christliche Predigt aus? Die Abhandlung steht im christlichen Magazin III. Bandes 1stes Stück. Diese Recension ist eine gründliche schätzbare Berichtigung jener äußerst irrigen Abhandlung, die von unbewiesenen und unverdauten Hypothesen strotzt.

Von den Apokryphis der Juden. Eine mit vieler Belesenheit und Kritik abgefaßte Beleuchtung der, unter mancherley Absichten, vornemlich von griechischen Juden erdichteten abergläubischen Bücher.

Bm.

Christ

Christlicher Religionsunterricht in Gesprächen für die protestantische Jugend. Leipzig. Crusius 1783. 478 S. 8.

Fürtrefflich ist das Raisonement des V. wie der Religionsunterricht theoretisch betrachtet, beschaffen seyn müsse, daß er nicht als eine geheimnißvolle, unsre Vernunft übersteigende, und ohne Nachforschen blindlings zu befolgende Lehre behandelt, sondern als der vernunftmäßige sichere Weg zur Glückseligkeit vorgestellet werden müsse, Gott nicht als erzürnten Rächer und willkührlichen Belohner kennen lehre, sondern als Vater, der nichts verwehre, als was uns schädlich sey, nichts gebiete, als was unser Glück befördere, der die Ungehorsamen nicht eigentlich strafe, sondern nur züchtige, um sich nicht seiner im Lichte zu stehen, der die Folgsamen nicht eigentlich belohne, sondern sie nur des Grades von Glückseligkeit theilhaftig werden lasse, zu welchem sie sich durch ihr Verhalten und Gesinnungen geschickt gemacht haben. Gleichwohl ist der Verfasser nicht ganz frey von Behauptungen, wodurch seine eigne Theorie beschränkt wird. Dahin gehören folgende: Daß Gott beleidigt werden könne, Verkleidung des Teufels in eine Schlange, um die ersten Eltern zu verführen, wodurch doch nur der Saame zum Aberglauben ausgestreuet wird; die dem Abraham befohlne Opferung seines Sohnes, von welchem der V. behauptet, er habe, um Gehorsam gegen Gott zu zeigen, sich gegen alle Zärtlichkeit und menschliches Gefühl hart gemacht, wodurch wahrlich nicht wahre Frömmigkeit, wohl aber Schwärmerey befördert wird, Vergebung der Sünden um Christi willen u. s. w.

Ein gleicher Fehler hat den V. in seinen Gesprächen beschlichen. In der Vorrede dringet er nämlich auf allgemeine Verdeutlichung, es thut uns aber leid, daß wir das Urtheil fällen müssen, sein Buch sey für keinen Stand gemeinnützig. Der Unterricht ist überall zu schwer, und setzt in den Kindern Begriffe zum voraus, die durchaus nicht vorhanden sind. Wir wollen davon zwey Beweise geben.

S. 20. K. Wie kann man einen, den man sehr fürchtet, auch lieb haben?

V. Das geht wohl an — denn ich weiß gleich jemand, den du sehr fürchtest, und doch lieb hast. —

K. Ach ja, liebster Vater! sie selbst — aber sehen sie, ich fürchte sie nicht anders als so, daß ich sie aus Liebe nicht gerne beleidigen mag, und denn freylich auch manchmal, weil sie Macht haben mich zu strafen; aber diese Art Furcht fällt mir nicht eher ein, bis ich wirklich was Böses gethan habe.

So frägt auch das Kind, ob es nicht vielleicht das Gute von Gott zufällig genieße.

S. 145. frägt der Vater: Woher kommt es, daß ohngeachtet der Vorschriften Gottes, die Menschen einander so viel zu leide thun?

K. Weil der Reiz gegenwärtiger angenehmer Empfindungen uns entferntere üble Folgen öfters vergessen machen, ja veranlassen kann, daß wir auch mit Bewustseyn derselben doch der Versuchung zum Bösen nicht allemal widerstehen!

Uebrigens schlägt der V. einen neuen Weg ein, nemlich den, daß nach seiner Methode das Kind mehr fragen und der Lehrer antworten müsse. Man darf aber nur mit Kindern zu thun haben, um es zu wissen, daß Kinder, wenn ihnen das Fragen überlassen wird, bis ins Unendliche fortfragen, ohne daß sie einen Begriff recht gefaßt haben, weil sie nicht lange genug in der Anschauung desselben verweilt haben. Die Rochausche Methode ist sicherlich noch die bekanntlich beste, die bey gehöriger Vorsichtigkeit und Vermeidung unnützer Weitschweifigkeit, Aufmerksamkeit, Mannichfaltigkeit der Erkenntniß und hinlängliche Deutlichkeit gewähret.

II.

Zwölf Predigten von Daniel Philipp Troschel, Prediger an der Nicolai- und Klosterkirche in Berlin. Berlin, 1782. Bey Lange. 8. 251 S.

Die darin abgehandelten Materien sind folgende: 1. Die Größe Gottes im Pflanzenreiche. 2. Hochachtung gegen das Wort Gottes ist eine Pflicht, die wir von Jesu lernen sollen. 3. Von der Allwissenheit Gottes. 4. Von der Allgegenwart Gottes. 5. Die große Macht sündlicher Neigungen. 6. Die innere

innere Abscheulichkeit der Sünde. 7. Die Erscheinung Jesu Christi, ein Beweis der allergenauesten Versehung Gottes. 8. Eine Berechnung unserer Lebenstage. 9. Regeln der Klugheit, die die Menschen im Geistlichen vernachläßigen. 10. Lust und Liebe zur Frömmigkeit macht es uns leicht, alle Schwürigkeiten dabey zu überwinden. 11. Es ist eher Besserung von einem unbedachtsamen Sünder, als von einem Menschen der viel Gutes redet, aber nicht thut, zu hoffen. 12. Betrachtungen über die Herrlichkeit Gottes im Gewitter. Man kann nicht sagen, daß diese Predigten einen eigenthümlichen Charakter hätten, oder sich irgend wodurch vor andern auszeichneten, vielmehr sind sie im Gehalt den Vorträgen gleich, die man zu tausenden in unzählbaren Predigtsammlungen lieset. In dem ersten Theil der 7ten Predigt trägt der V. die Einwendungen vor, welche sich gegen die Lehre von der göttlichen Fürsehung machen lassen, und zeichnet besonders ein fürchterliches Gemählde von den physischen Uebeln in der Natur, und den schrecklichen Plagen, die so viel Menschen elend machten, „indem ihre bleiche und zerfallene Gesichter verkündigten, „mit wie geringer und sparsamer Kost sie sich auf die mühsamste Art und unter vielen nagenden Sorgen ernähren müßten — Die Reichen den Armen drükten — Millionen „Menschen in Sklaverey lebten, und wie das Vieh behandelt „würden — Andere abscheuliche Krankheiten hätten — in „Hunger und Blöße stürben — melancholisch und wahnsinnig „würden — indem wir die Unsrigen oft durch den Tod verlören — durch Krieg und Schlachten tausende geliefert, „zerschmettert und niedergehauen würden, daß ihr Gehirn und „Blut die Erde tränke — Feuer, Wasser, Sturm, Hagel, „Dürre, Nässe, Frost und Hitze große Verheerungen anrichteten — so daß von einer gewissen Seite der Erdboden als „ein Thal angesehen werden könne, das mit Blut, mit Thränen, mit Schweiß, mit Todtengerippen bedeckt wäre, und „wo von allen Gegenden ein dumpfer Ton von Klagen, Aechzen, Wimmern und Weinen empor schallete.“ Da nun in dem zweyten Theil der Predigt erwiesen werden sollte, wie durch die Erscheinung Jesu Christi alle daraus entstehende Schwierigkeiten wider Gottes gütige Fürsehung gehoben worden, so war Rec. sehr begierig, diesen Beweis zu lesen, indem uns die Erfahrung lehrt, daß alle die angezogenen Uebel noch nach der Erscheinung Christi in der Welt fortdauern; da lief es denn aber mit dem Beweise auf weiter nichts hinaus, als

daß

daß Gott durch die Sendung Jesu augenscheinlich dargethan habe: „er bekümmere sich um die Wohlfarth der Menschen, „und würdige sie seiner besondern Aufmerksamkeit — er wolle „die Menschen von den Plagen, die eine Folge ihrer Sün „wären, befreyen — er öffne durch Christum eine Aussicht „die zukünftige Welt — er wolle da nicht mehr durch sol „Plagen strafen, wenn wir uns dem Dienst der Sünde ent „zögen. — Die Leiden dieser Zeit wären für die Frommen Zu„bereitungen auf die Ewigkeit bey aller scheinbaren Strenge „derselben. — Gott wollte seine ungehorsamen Kinder nicht „ewig verstoßen — Er suche die Uebel wegzuschaffen, welche „aus der Sünde entstanden wären — versöhne die Welt durch „Christum mit sich, zeige aber auch seinen Abscheu an der „Sünde, denn er strafe sie an einem Unschuldigen, der in der „Sünder Stelle träte, er strafe sie an seinem Sohn u. s. w." Dies sind freylich alles Beweise von der gütigen Fürsorge Gottes für die Menschen. Es ist aber nicht abzusehen, wie dadurch die im ersten Theil vorgebrachten scheinbaren Schwierigkeiten gegen die göttliche Providenz gehoben werden; denn es steht um jene äußerlichen Plagen des menschlichen Lebens, um jene physischen Uebel, die nicht immer Folgen des moralischen Verhaltens derer sind, die darunter leiden, noch völlig nach wie vor. Die Lehre von der göttlichen Fürsehung und dem zukünftigen Leben ist Lehre der natürlichen Religion und des Christenthums zugleich. Wir sind dem Stifter unsers Glaubens Dank dafür schuldig, daß er sie in helles Licht gesetzt und zur Volkslehre gemacht hat. Aber dem, der an jenen scheinbaren Uebeln Anstoß nimmt, und um ihrentwillen Gottes gü e Fürsehung bezweifelt, dem bleiben sie auch nach der Er inung Christi, durch den in dem physischen Zustande der lt nichts geändert worden ist, noch immer fort eben so anstößig. Zur Hebung solcher Anstöße braucht es anderweitiger spezieller Gründe, welche auch Gottlob vorhanden sind. Diese hätten entweder im 2ten Theile auseinander gesetzt werden, oder die Häufung der Plagen, die das menschliche Leben elend machen, im 1sten Theil gänzlich wegbleiben müssen. Denn es thut eine überaus nachtheilige Wirkung auf die Zuhörer, wenn in einer Predigt starke Zweifel und Einwendungen wider eine Wahrheit aufgeworfen, aber hernach nicht gründlich gehoben, nicht bis zum klarem Anschauen für einen jeden vollkommen aufgelöset werden. — In der Zuschrift an die Fr. von York misfällt uns der ungemäßigte Komplimentirton äus-

serst.

fertt. Daß doch unsere deutschen Schriftsteller immer noch nicht die Sprache der Höflichkeit zu treffen, und von der Sprache einer widrigen Schmeicheley zu unterscheiden wissen.

Cr.

Christliche Unterhaltungen zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit im bürgerlichen Leben, von Heinrich Matthias August Cramer, Pastor zu St. Nicolai in Quedlinburg. Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. 8. 600 S.

Der Zweck dieses moralischen Buchs ist so würdig, als er seyn kann. Hr. Cr. will nämlich seine Leser mit den Pflichten des bürgerlichen Lebens bekannter machen und sie lehren, wie sie die Religion stets auf dasselbe anwenden sollen. Zu dem Ende legt er ihnen folgende Betrachtungen vor. 1. Ueber den öffentlichen Gottesdienst. 2. Ueber den Ausspruch Pauli: Was ihr thut, das thut zu Gottes Ehren. 3. Die christliche Gottseligkeit hat auch die Verheißung dieses Lebens. 4. Es stiftet großen Schaden, wenn man die Religion nicht im bürgerlichen und täglichen Leben zur Führerin wählet. 5. Das Christenthum giebt den Pflichten des bürgerlichen Lebens einen höhern Werth, und verbindet sie mit der Religion. 6. Unser tägliches und bürgerliches Leben soll eine Schule der Tugend seyn. 7. Die Geschäftigkeit des menschlichen Lebens stört die Gemüthsruhe des Christen nicht. 8. Ueber den Werth und Gebrauch moralischer Beyspiele. 9. Regeln der Klugheit für die irrdischen Entwürfe und Hoffnungen der Menschen. 10. Praktische Gedanken über zeitliches Glück und Unglück. 11. Ueber den Luxus. 12. Belehrungen über guten Namen, Ehre und Schande. 13. Ueber die Eintheilung und den klugen Gebrauch der Zeit. 14. Ueberlegungen eines Christen über die Pflicht, in allen Dingen, auch weltlichen und bürgerlichen Angelegenheiten nach gutem Gewissen zu handeln. 15. Ueber die evangelische Lehre von dem Verhalten gegen unsere Feinde, und ihren wohlthätigen Einfluß auf das menschliche Leben. 16. Von Prozessen und bürgerlichen Streitigkeiten. 17. Ueber den Eid, besonders für Eidigende. 18. Von der Wiedererstattung. 19. Würde und Pflichten christlicher Obrigkeiten.

20. Pflich-

20. Pflichten christlicher Unterthanen gegen die Obrigkeiten und ihr Vaterland. 21. Lehren und Betrachtungen für diejenigen, welche in Kriegsdiensten stehen. 22. Für Kaufleute und andere Gewerbe treibenden Stände. 23. Ueber den Stand und Beruf der Landleute. 24. Praktische Gedanken für die Jugend. 25. Ueber die Kunst, auf eine gute Art alt zu werden. — Das Buch ist kein zusammenhangendes Lehrbuch der Moral für die bürgerlichen Stände, welches es nicht seyn sollte, sondern ein die Sittlichkeit der Christen in dem gewöhnlichen Leben beförderndes moralisches Andachtsbuch. Es ist Wahrheit, Vernunft, ächtes gesundes Christenthum darin. Der Vortrag ist kunstlos, natürlich, überzeugend, aber er hat eine gewisse Trockenheit und Langweiligkeit, die Recensent öfters beym Lesen gefühlt hat. Manche Betrachtungen sind mir zu gedehnt. Meine Aufmerksamkeit war ermüdet, ehe ich zu Ende damit kam. Ich wünschte oft, der V. möchte über Gewissenspflicht und religiöse Tugend im gemeinen Leben nicht bloß philosophisch raisonnirt, sondern sie anschauender dargestellt in Handlung gebracht, durch einzelne Beyspiele aus dem gemeinen Leben erläutert haben. Das wäre z. B. in der 14ten Betr. nöthig gewesen. Es giebt ja der ehrlichen Leute noch immer, die in ihren bürgerlichen Verhältnissen aus Religion gewissenhaft handeln, und der ehrlosen Betrüger, eben weil sie sich über alle Religionsgrundsätze wegsetzen, noch mehr. Warum nicht deren Denkungsart und Handlungsweise nach dem gewöhnlichen Weltlauf in speciellen Fällen nach dem Leben dargestellt, und jenen rechtschaffenen Leuten entgegengesetzt? Das würde die Betrachtungen sehr gehoben, und sie dem Leser weit interessanter gemacht haben. So ein Buch, wenn es den abgezweckten Nutzen schaffen soll, muß mehr als einmal gelesen werden. Die Leute, für die es geschrieben ist, müssen sich nicht satt daran lesen können. Und den anziehenden Reiz scheinen mir diese Unterhaltungen nicht zu haben.

Fb.

Summa institutionis Theologi Christiani in capitibus religionis theoreticis, in usum praelectionum academicarum edidit D. *Ioh. Christoph. Doederlein.* 1782. 11 Bogen in 8.

Ist

Ist ein zu Vorlesungen eingerichteter bequemer Auszug der größern Dogmatik des Herrn Verf. als welche zu diesem Gebrauch zu weitläuftig und kostbar war. Die Paragraphen sind in derselben Zahl und Ordnung beybehalten, und die weitläuftigen gelehrten Anmerkungen, welche weitere Erläuterungen, sammt der Geschichte der Lehrsätze enthielten, weggeschnitten. Bey dieser Einrichtung wird das größere Werk Lehrern und Zuhörern beym Gebrauch dieses Auszugs sehr gute Dienste thun.

Rw.

Johann Kiddel's Abhandlung von Eingebung der heiligen Schrift, mit vielen freyern Zusätzen von D. Johann Salomo Semler. Nebst einem Anhange über das Buch Esther. Halle, bey Gebauer, 1783. 22½ Bogen in gr. 8.

Die Uebersetzung dieses Buchs ist dem Herrn D. Semler von einem Schweizer zugesandt worden, um sie zum Druck zu befördern. Wir müssen gestehen, daß wir nicht leicht ein erbärmlicheres trivialeres Gewäsche von England aus gesehen haben als dies. Was seit hundert Jahren in allen dogmatischen Compendien hundert und neun und neunzigmal aufgetragen worden, wird hier zum zweyhunderten mal wieder aufgekocht, ohne die mindeste neue Vorstellung oder Vorstellungsart. Der Uebersetzer muß sehr unwissend seyn, und in seinem Leben noch nichts über diese Materie gelesen haben, daß er an diesem gemeinen Buch einen besondern Fund zu machen geglaubt hat, oder er ist so geschmacklos, wie ein Mensch, der nach einem ansehnlichen Dessert noch eine Schüssel voll Kartoffeln auftischt; und Herr D. Semler nimmt sich die Mühe, dieselbe mit einigen Bon-bons auszuputzen, um das Abgeschmackte in der Veranstaltung etwas zu verdecken. Ueberhaupt sind die Anmerkungen des Herrn Doctors das einzige, was an dem Buche gelesen zu werden verdient; das Kiddelsche gedankenlose Geschmiere ist nicht einer tauben Nuß werth. Man wird sich also leicht vorstellen, daß die Anmerkungen durchaus polemisch sind, indem der Herr D. den elenden Verfasser überall widerlegen und zurechtweisen muß. Wir haben seine Geduld und

und Gefälligkeit, die er dabey bewiesen, bewundert; jeder andere würde den geschmacklosen Uebersetzer seine elende Waare selbst haben zu Markte tragen lassen. Der Verfasser geht von 2. Tim. III. 16. aus, und will daraus mit vieler wäßerigen Weitschweifigkeit beweisen, daß nicht allein das Alte, sondern auch das Neue Testament unter der γραφη zu verstehen, und aus göttlicher Eingebung geschrieben sey. Besser hätte er gethan, wenn er uns erklärt hätte, wie es möglich war, daß sich zwey inspirirte Männer, wie Petrus und Paulus, über eine Religionsmaterie hätten streiten, und ganz entgegen gesetzte Meynungen haben können. Gal. II. 11. u. ff. wo der eine sogar von dem andern sagt, daß er sich nicht nach der Wahrheit des Evangeliums betragen. Kann sich der Geist auch selbst widersprechen? anders aus Paulus als aus Petrus sprechen? oder waren sie damals, als sie sich stritten, nicht inspirirt? nun so mag er, oder sein gelehrter Uebersetzer beweisen, daß sie beym Schreiben ihrer Briefe die Inspirationsperiode gehabt. Wir sind auf den Vordersatz begierig. Auch würde hier ein Commentar über Ciceros Worte: nemo vnquam vir magnus sine aliquo afflatu diuino fuit, nicht am unrechten Ort gestanden haben. Der Anhang über das Buch Esther ist von einem jungen denkenden Schweizer, sehr gut geschrieben, und ist ebenfalls ein purpureus pannus, der die Kiddelsche Makulatur verkaufen hilft.

Pm.

Zum Versuch einer Verbesserung der christl. Evangelischen Liturgie; erster Anhang, von D. J. Fr. Seiler. Erlangen, bey Palm, 1783. in kl. 8.

Der Verf. ist auch hier wieder seinem angenommenen Grundsatz treu geblieben: die alten Formuln so wenig als möglich zu andern, und doch zu verbessern. Man darf sich also auch nicht wundern, daß man hier noch manches findet, was ein aufgeklärter Leser oder Beter, wohl schwerlich billigen kann. Unbegreiflich ist es indessen, wie der Verf. behaupten kann, daß dem gemeinen Mann ein Gebet durch öfteres Vorlesen erst recht verständlich werde. Auswendig lernt er es freylich, und es gefällt ihm, daß er ohne Nachdenken die Worte nachsprechen kann, aber hat er auch Nutzen davon? Bg.

Ver-

Versuch einer vollständigen Geschichte der schwedischen Bibel-Uebersetzungen und Ausgaben mit Anzeige und Beurtheilung ihres Werths — des Vierten Stücks 2te Beylage, worin der Anhang zum Werke enthalten, und mit demselben zugleich das Ganze beschlossen wird, von D. Johann Adolph Schinmeier. Flensburg, in der Kortenschen Buchhandlung, 1782. 4. 132 Seiten.

Dieser Anhang, womit das ganze Werk geschlossen werden soll, bestehet aus zwey Abschnitten. In dem ersten wird von den öffentlichen Schwedischen Bibliotheken, von ihrer Anlegung, ihren Manuscripten, seltenen Büchern u. s. w. gehandelt. Wir wollen die unsern Lesern vermuthlich nicht unangenehme Nachricht von dem auf der Universitätsbibliothek zu Upsal befindlichem Codex des Ulphilas ausziehen. Zuerst entdeckte und prüfte ihn in der Büchersammlung der Abtey Werden 1597. Anton Morillon, nach ihm Arnold Mercator eben daselbst, von dessen Sohne Johann Gruter einige Stellen zum Abdruck für sein Werk von den Inschriften erhielt. Von Werden kam er während des Böhmischen Krieges, unter Friedrich V. nach Prag, und bey der Eroberung dieser Stadt übersandte ihn Königsmark an die Königin Christina nach Stockholm. Von da kam er durch ihren Bibliothekar Voßius nach Holland, aus dessen Bücher-Auction ihn der Reichsrath, Graf de la Gardie, für 400 Rthlr. erhielt. Dieser ließ diesen mit silbernen gothischen Uncialbuchstaben auf rothem Pergament geschriebenen Codex in einen ganz silbernen Band binden in 4to, und schenkte ihn mit einem Schenkungsbriefe der akademischen Bibliothek zu Upsale auf ewige Zeiten, nebst einer alten wohlgeschriebenen Copey. Die pergamentenen, dünne geglätteten Blätter sind wie die Buchstaben schon hin und wieder verbleicht und zerfressen. Die grösseren Anfangsbuchstaben sind mit Golde eingebrandt, so wie die andern mit Silber. Die drey ersten Verse eines jeden Evangeliums sind mit goldenen Buchstaben, so wie die erste Zeile eines jeden Abschnitts und der Anfang des Vaterunsers. Alle Buchstaben sind ungetrennt zusammen geschrieben, nach alter Manier. Auf den beyden Deckeln sind auf die biblische Geschichte und

auf den Ulphilas anspielende Sinnbilder. Aus der Aehnlichkeit der Handschrift mit spätern Manuscripten und Schreibarten schließt man, daß er nicht ein Stück vom Original, und daß er nicht über 800 Jahr alt seyn könne. Daß indessen die Uebersetzung schon im vierten Jahrhundert gemacht, und älter sey als die lateinische des Hieronymus, folgert man aus desselben Bekenntniß, daß, da Ulphilas schon ein Mann war, er noch sehr jung gewesen, und seine Benutzung dieser Gothischen Uebersetzung, die aus den Gothicismen in der lateinischen Uebersetzung des Hieronymus wahrscheinlich ist. Daß er aber wirklich ein Ueberrest der alten Gothischen Sprache sey, muthmaßt man 1) aus der Uebereinstimmung des Ulphilaischen Dialekts mit dem Dialekt des vom Herrn D. Knittel in der Wolfenbüttelschen Bibliothek entdeckten codicis Carolini, welcher einige Kapitel des Briefs an die Römer im Fragment enthält, und eine Fortsetzung des Upsalschen Codex zu seyn scheint. 2) Aus der Uebereinstimmung seines Dialekts, und des Dialekts eines in Italien abgefaßten alten gothischen Kaufbriefes und der von Herrn Kanzeleyrath Ihre herausgegebenen Schuldverschreibung, (welche vom Verfasser hier eingerückt ist). Dieser Codex enthält, wie bekannt, von den Evangelisten nur Fragmente. Es fehlen im Matthäus und Johannes die ersten 5 Kapitel. Am Ende ist er im Matthäus, Lucas und Johannes auch castrirt, denn es fehlt Matth. XII — XXVI, 70. Luc. XX, 37 — Ende des Kapitels. Joh XIX, 13 — XX. Ende. In der Mitte sind im Marcus, Lucas und Johannes viele Lücken. Die Zahl der Blätter ist 188. Oben über dem Text ist der Name eines jeden Evangelisten, wie es scheint, von einer andern Hand. An den Seiten sind die κεφαλαια bemerkt; und unten auf jeder Seite sind in Hallen eingeschlossene harmonische Canones. Es enthält dieser Codex schätzbare Lesarten in dunkeln und zweydeutigen Stellen, und drückt den Urtext glücklich aus, wie Critici, z. B. Ihre und Sotburg, gezeigt haben. Beyspiele findet man auch zum Theil in der hier beygedruckten lateinischen Vertheidigung des Kanzeleyraths Ihre gegen einen Lemgower Recensenten, betreffend seine Erklärung dieses Codex. Ich will seine Bemerkungen über Luc. XV. 25. und XIX. 19. 22. hier ausschreiben. In der ersten Stelle: ηκουσε των χορων ist das χορος in Gothischen durch Laikans übersetzt. Herr Ihre bemerkt, Laikan sey eben so viel als das Schwedische Leka, welches alle Arten von Spiel anzeige, und also sey es ein gutgewähl-

tes

tes Wort, da χορος nicht bloß ein Spiel der Tanzenden, sondern auch der Singenden anzeige, und Tanzen auf Gothisch eigentlich plinsjan heiße. In der letzten Stelle ist πονηρε δουλε durch unselja Skalk übersetzt, eben so nachdrücklich als im Urtext. Daß unselja ein eben so starkes Wort sey, als πονηρος malignus, sieht man aus der Uebersetzung des Gegentheils: ἀγαθος (benignus), da ἐν καρδια καλη και ἀγαθη (Matth. V. 39.) übersetzt ist: in hairtim godamma jah Seljamma. Der Verfasser setzt zuletzt, um die Uebereinstimmung der alten Gothischen Sprachen mit den alten Nordischen zu zeigen, noch das Vaterunser in drey verschiedenen Sprachdialekten von Dahlland, ferner in dem Altschwedischen, heutigem Isländischem, Mösogothischem, Ulphilanischem, Fränkischem, Alemannischem und Angelsächsischem hinzu.

In dem zweyten Abschnitt, der die Ueberschrift hat: von den in dieser Geschichte merkwürdigen Personen, liefert der Verfasser eine Lebensbeschreibung von D. Carl Friedrich Menander, gegenwärtigem Erzbischof von Upsal und Prokanzler der dortigen Universität, von dessen Einsichten und Rathschlägen er einen wichtigen Beytrag zur größern Vollkommenheit der neuverbesserten Schwedischen Bibelübersetzung herleitet, und den er deshalb zu den ersten und vorzüglichsten in dieser Geschichte zählet. Er verspricht das Leben der übrigen in einem Nachtrage, zugleich mit der Critik über die neue Bibelübersetzung zu liefern, wenn er von allen Mitgliedern der Bibelcommissien mit den nöthigen Beyträgen versehen seyn wird.

St.

Das Neue Testament übersetzt und mit Anmerkungen erläutert von D. Georg Friedrich Seiler. Zwote Auflage. Erlangen, zu finden in der Bibelanstalt, 1783. 2 Alphab. 9 Bogen in 8vo.

Das Neue Testament, oder die neuesten Belehrungen Gottes durch Jesum und seine Apostel. Verdeutscht und mit Anmerkungen versehen durch D. Carl Friedrich Bahrdt. Dritte Ausgabe,

Berlin, bey Mylius, 1783. 2 Alph. 16 Bogen, in gr. 8v.

Die Arbeiten beyder Verfasser sind schon aus den vorigen Auflagen bekannt, beyde haben indessen gesucht, denselben in dieser neuen Auflage mehr Vollkommenheit zu geben, und haben sie also an vielen Stellen verändert, und so viel wir sehen können, größtentheils verbessert. Herr D. Bahrdt entschuldigt sich über diese Verbesserungen in der Vorrede, und erklärt zugleich, daß er alles, was er vor dem Jahr 1780. geschrieben, selbst sein Glaubensbekenntniß nicht ausgeschlossen, jetzt verwerfe.

Die kritisch verdächtigen Stellen, welche Herr Bahrdt sonst mit kleiner Schwabacher hatte drucken lassen, sind hier alle mit gewöhnlicher Schrift gedruckt. Die Anmerkungen sind zahlreich, und belaufen sich gegen zwölfhundert. Marc. IV, 26. steht hier Gesellschaft für Societät. 2. Kor. XI, 20. ist der Ausdruck auf der Nase tanzen, geblieben.

Wir glauben, daß es den Lesern, (deren ein großer Theil ohnehin vielleicht die ersten Auflagen beyder Uebersetzungen nicht hat) angenehmer seyn werde, wenn wir beyde bey einigen merkwürdigen Stellen unter sich, als wenn wir jede derselben mit der vorigen Auflage vergleichen.

Röm. IIX, 19 — 23.

Herr Bahrdt.	Herr Seiler.
Denn die ganze Schöpfung flehet jener großen Entwickelung des Schicksals der Kinder Gottes entgegen: sintemal alles Geschaffene (obschon wider Willen, und durch den Zwang des Allmächtigen) der Vergänglichkeit unterworfen ist, und nichts vor sich hat, als die Hoffnung dereinst mit den Kindern Gottes von der Unvollkommenheit entfesselt, und in den Zustand der Vollkommenheit versetzt zu werden. Denn die ganze Schöpfung	Denn die vernünftigen Geschöpfe (auf Erden sehnen sich nach einer höhern Seligkeit, und) erwarten das, was den Kindern Gottes einst öffentlich mitgetheilet werden wird. Denn die vernünftigen Kreaturen sind der Eitelkeit (den mancherley Arten des menschlichen Elendes) nicht freywillig unterworfen; sie befinden sich in diesem Zustand, weil Gott sie (dieser Eitelkeit) unterworfen hat, nicht auf immer, sondern auf Hoffnung. Denn

Herr Bahrdt.

pfung ist jetzt noch wie eine Schwangere anzusehen, welche ihrer Geburtsstunde entgegen seufzet. Ja, wir selbst, die wir doch schon die Erstlinge der Vollkommenheit empfangen haben, seufzen nach dem Zustande der Kindschaft, und sehnen uns nach der Befreyung von einer so hinfälligen und lastenden Hülle.

Herr Seiler.

Denn die Menschheit wird einst von der Gewalt des Verderbens befreyt, und in die Gemeinschaft der herrlichen Freyheit der Kinder Gottes versetzt werden. Und wir wissen, daß die ganze Menschheit bis auf diese Stunde nach höherer Glückseligkeit seufzet, und wie in Geburtsschmerzen darnach ringt. Nicht allein aber dies, sondern auch die, welche die Erstlinge der Geistesgaben empfangen haben, und wir (übrigen Apostel und Lehrer) seufzen mit ihnen darnach sehnsuchtsvoll, und erwarten das Kindeserbtheil, welches wir nach der Befreyung aus diesem Leibe erhalten werden.

Röm. IX. v. 1—5. 14. u. ff.

Und o, welcher Jammer, welche Quaal für mich, daß ich dieses erhabenen Glücks, so viele meiner Brüder aus dem Judenthum noch beraubt sehen muß. — Sie — diese (ehrwürdigen) Nachkommen eines Abrahams, — welche Kinder des Höchsten waren, unter denen die Gottheit ihre Wohnung hatte — welche die Versehung einer eignen Verfassung der Gesetzgebung gewürdiget hatte — sie — unter denen der Dienst des wahren Gottes blühete, und die mit jenen großen Verheißungen begnadiget waren, — sie — die

Ich betheure es bey Christo und lüge nicht, sondern sage es mit Beystimmung meines Gewissens, nach dem Trieb des heiligen Geistes, daß ich große Traurigkeit und unaufhörlichen Kummer in meiner Seele empfinde. Ja ich wünschte sogar, als ein Fluchopfer von Christo dahin gegeben zu werden für meine Brüder, die meine Blutsfreunde, nach der leiblichen Abstammung, die Israeliten sind, die das göttliche Kindesrecht, und andere herrliche Vorzüge besitzen; mit denen Gott die Bündnisse errichtet; denen er das

Herr Bahrdt.

— die allein die Ehre hatten, Nachkommen jener Patriarchen zu seyn, ja aus denen selbst unser Messias, der leiblichen Geburt nach — abstammte. —| Dafür Gott dem Allerhöchsten Lob und Preiß sey, in alle Ewigkeit. Amen. — O gern wollte ich — Christus ist mein Zeuge, daß ich mit Beystimmung meines Gewissens im heiligen Geist also rede, — gern wollte ich selbst die Ehre, ein Apostel Jesu zu seyn, hingeben, wenn ich mit diesem schrecklichen Verluste ihnen dies Glück erkaufen könnte.

— — — — — —

Herr Seiler.

das Gesetz mitgetheilt; unter denen er seinen Gottesdienst gestiftet, und denen er die Verheißungen gegeben hat; die von den Vätern abstammen; von welchen Christus herkommt, nach seiner Menschheit, der da ist der über alles erhabenene Gott, hochgelobt in Ewigkeit!

— — — — — —

Und man darf nicht sagen, daß Gott dabey ungerecht handele. Denn Gott sagt schon bey Mose: ich erzeige Wohlthaten, wem ich will. Also — in solchen Dingen gelten nicht Ansprüche, nicht Laufen und Rennen, sondern sie sind freye Gnade. Daher heißt es z. B. vom Pharao: Gott habe ihn auf den Thron erhoben, (nicht seine Macht) um an ihm seine Kraft zu erzeigen, und die Erkenntniß des wahren Gottes in der Welt auszubreiten. Daraus man offenbar siehet, daß Gott Glück und Unglück nach seinem Wohlgefallen austheilt. Ihr werdet zwar hier von neuem einwenden: daß man ja auf diese Art außer Schuld sey, weil dem Willen Gottes niemand

Aber, was folgt hieraus? Etwa dies, daß Gott ungerecht sey? Keinesweges. Es ist auch hier das anzuwenden, was er zu Mose gesagt hat: ich erzeige meine Gnade, welchem ich will, und meine Barmherzigkeit wem ich will. Es kommt also nicht auf jemandes Wollen und heftiges Bemühen, sondern auf die Gnade Gottes an. (Eben so verhält es sich auch mit den göttlichen Strafgerichten.) Denn Gott sagt in der Schrift von Pharao: eben dazu habe ich dich aufgestellt, daß ich an dir meine Macht beweise, und daß meine Herrlichkeit auf der ganzen Erde verkündiget werde. Gott erzeigt dem also Gnade, welchem er will, und läßt

Herr Bahrdt.	Herr Seiler.
niemand widerstehn kann. Aber Unsinn wäre es, deswegen Gott eine Schuld aufzubürden, weil er unumschränkt mit uns handelt. Ein Geschöpf darf nie zu seinem Schöpfer sagen: du bist Schuld, daß ich so, und nicht anders bin. Sondern wie ein Töpfer das Recht hat, aus einem Klumpen Thon ein schönes und prächtiges Gefäß so gut, als ein schlechtes und zu niedrigem Gebrauch bestimmtes zu verfertigen, so wenig kann man Gott darüber tadeln, wenn er z. B. Bösewichter, (die deswegen immer für sich strafbar bleiben) eine Zeitlang in den glücklichsten Umständen läßt, um sie einst, auf eine desto in die Augen fallendere Weise zu züchtigen, und seine Macht an ihnen zu verherrlichen: oder wenn er im Gegentheil diejenigen, denen er die herrlichsten Wohlthaten zugedacht hat, lange unter dem Elende seufzen läßt, um alsdann die ganze Fülle seiner Schätze über sie auszuschütten.	läßt, welchen er will, in der Verstockung (zu den Strafgerichten) dahingehn. Aber, wenn es so ist, sprichst du, warum beklaget sich denn Gott über den Menschen? Wer kann seinen Rathschlüssen widerstehn? Wie! o Mensch! wer bist du, daß du Gott vor deinen Richterstuhl forderst? Sagt auch das Geschöpf zu seinem Schöpfer: warum machest du mich also? Hat der Töpfer nicht Macht, aus eben dem Thone ein Gefäß zu einem herrlichen Gebrauch, und eines zu einem geringen Gebrauch zu verfertigen? Da denn also Gott seine Strafgerechtigkeit öffentlich zeigen, und seine Gewalt bekannt machen wollte: so trug er mit vieler Langmuth, die Werkzeuge, welche er zu öffentlichen Strafexempeln aufzustellen beschlossen hatte. Und damit er den Ueberfluß seiner preiswürdigen Gnade öffentlich bekannt machen möchte: so zeigt er sie nun an denen, die er zu Beweisen seiner Barmherzigkeit ausersehen, und zur Herrlichkeit zubereitet hat.

1. Kor. II. 14. 15.

Denn der sinnliche Mensch fasset einmal gewisse erhabenere Belehrungen nicht, sondern er hälts für Thorheit, weil es nicht nach seinem Geschmacke ist: denn solche Dinge	Der sinnliche Naturmensch aber nimmt die Lehren des Geistes Gottes nicht an. Sie scheinen ihm Thorheit. Er kann sie nicht fassen; weil sie nach andern vorhin schon erkann-

Herr Bahrdt.	Herr Seiler.
ge wollen von einem Gemüthe beschauet und beurtheilet seyn, dessen Geschmack und Nachdenken sich über das Sinnliche und Irdische emporgeschwungen hat. Nur ein solches Gemüth ist fähig, alles zu fassen und zu durchschauen, so wie es sich hingegen von andern nicht richten, und in seinen Urtheilen und Einsichten Schranken setzen läßt.	kannten Geisteslehren geprüft werden müssen. Aber der durch die Geisteslehren aufgeklärte Mensch kann dies alles (prüfen und) beurtheilen. Er selbst aber kann von keinem (sinnlischen Menschen) beurtheilt werden.

Es wäre kaum begreiflich, wie sich fast alle Ausleger und Uebersetzer an dieser nicht sogar schweren Stelle, die Köpfe zerstossen könnten, wenn nicht jeden sein System auf Abwege leitete. Herrn Seiler verleitete das Seinige dahin, uns statt des blos Sinnlichen, einen sinnlichen Naturmenschen zu geben; (sollte es dann wohl auch sinnliche Gnadenmenschen, oder geistige Naturmenschen geben? und wenn es diese giebt, nehmen die die Lehren des Geistes Gottes an, oder nicht? im letztern Fall war der Ausdruck sinnlich, im erstern der Ausdruck Naturmensch überflüßig, also ohne Sinn, und scheint nur gebraucht zu seyn, um diesem verdufteten Antidot, gegen das Pelagianische Gift, doch nicht alle Kraft zu benehmen) und Herrn Bahrdt das Seinige zu einer ganz entgegengesetzten Ausschweifung: Paulus wolle unter den erhabenen Belehrungen hauptsächlich den Satz verstanden haben, daß alle positive Religion Priesterbetrug sey. Wenn die Herren es versuchen wollten einem rohen Fähnrich, Pagen, Renommisten, Kaufburschen, Handwerksburschen, Gottes- und Menschenliebe, Bescheidenheit, Demuth, Sanftmuth zu predigen, so würden sie bald erfahren, daß nie eine Wahrheit zu allen Zeiten so richtig gewesen, als die, welche Paulus hier sagt: sie würden bald des Apostels ψυχικος kennen lernen, der kein Ohr für moralische Wahrheiten hat, und würden weder auf Augustinische noch Naturalistische Grillen verfallen.

Herr

1. Kor. X. 1. u. ff.

Herr Bahrdt.

Erinnert euch einmal meine Brüder an die Geschichte eurer Vorfahren. Nicht wahr, sie waren alle unter dem Schutze einer himmlischen Wolke? und giengen alle durchs rothe Meer? und wurden dadurch (wie wir durch unsere Taufe) zum Gehorsam gegen Moses verpflichtet? Und aßen alle von dem wunderbaren Getränke — nämlich von dem folgsamen Felsen, den man als ein Bild vom Messias ansehen kann. Und gleichwohl waren die meisten unter ihnen Gott verhaßt, so daß sie noch in der Wüsten weggerafft wurden.

Herr Seiler.

Ich wünsche daher, meine Brüder! daß ihr dessen eingedenk seyn möget, wie unsere Väter, zwar alle unter (der Bedeckung mit) der Wolke durch die Wüste geleitet wurden, und alle durch das Meer giengen, und gleichsam durch Mosen mit der Wolke und dem Meer getauft wurden; daß sie alle von der Speise aßen, und alle von dem Wasser tranken, welche ihnen beyde durch die wunderbare Kraft Gottes gegeben wurden. Sie tranken nämlich, was ihnen der sie begleitende geistliche Fels, welches Christus war, mittheilte. Aber Gott hatte an vielen unter ihnen keinen Wohlgefallen. Daher wurden sie denn auch in der Wüste aufgerieben.

In der Bahrdtischen Uebersetzung wird wohl einem jeden der Druckfehler in die Augen fallen: aßen alle von dem wunderbaren Getränke; wo das Homöoteleuton den nachläßigen Setzer zum Auslassen einer ganzen Zeile Anlaß gegeben hat. Herr Seiler hat sich Mühe gegeben, den thalmudischen Wunderfelsen zu verbannen, und die Stelle durch Allegorie verdaulich zu machen. Allein da vorhin πνευματικὸς bey der Speise und Trank von ihm durch wunderbar übersetzt worden, warum soll es nun hier beym Felsen geistlich heißen? Nach der Freyheit, die er sich in ähnlichen Fällen genommen, durch Parenthesen zu paraphrasiren, hätte er hier auch immer setzen mögen: „aus dem (wie man sagt) „das Volk begleitenden Wunderfelsen."

Gal. II. 17. ff. III. 19. 20.

Herr Bahrdt.

Wenn also gleichwohl wir, die wir blos auf dem Wege, den

Herr Seiler.

Wenn wir, die wir um Christi willen, als Gerechte von

Herr Bahrdt.	Herr Seiler.
den die christliche Religion vorschreibt, zur wahren Würde des Menschen zu gelangen hoffen, eben dadurch, (wie man uns Schuld giebt) zu Heiden würden, so müßte folgen, daß Christus, (der uns auf diesen Weg verwiesen hat) ein Heidenthum eingeführt habe, welches doch niemand behaupten wird. Vielmehr würde ich mich einer offenbaren Untreue schuldig machen, wenn ich das wieder aufkommen ließe, was ich (auf Christi Befehl) abgeschafft habe. Denn ich bin durch eine Religion der andern gleichsam entstorben, um ganz für die Belehrungen Gottes zu leben. Ich bin auf die Art ein Nachfolger des Gekreuzigten, indem ich — für alles andere todt — ihm allein lebe: voll Glaubens an den, der euch geliebet, und sich für meine und aller Menschen Beseeligung aufgeopfert hat: und das um so vielmehr, da ich durch ein entgegengesetztes Verhalten die göttliche Wohlthat fruchtlos machen würde. Denn wenn unsere Unsträflichkeit vom Jungengesetz abhängt, so hat der Tod Christi keine Absicht mehr.	von Gott behandelt zu werden suchen, noch als Sünder angesehn werden könnten: so diente ja Christus zu nichts, als dazu, daß er uns in unsern Sünden ließe: aber so ist es nicht. Wenn ich das Gesetz, welches ich niedergerissen habe, wieder aufbauen (und bestätigen) wollte, so stellte ich mich selbst als ein Sünder dar. Alleine ich bin durch das Gesetz verurtheilt, dem Gesetz abgestorben, damit ich Gott lebe. Ich bin mit Christo gekreuziget. So lebe ich denn nun nicht mehr als der alte Ich, (als ein Jude) sondern Christus lebet in mir. So lange ich denn nun in diesem Leibe noch lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebet, und sich selbst für mich dahin gegeben hat. Ich vereitele die Gnade Gottes nicht. Wenn man aber durch die Beobachtung des Gesetzes gerecht werden könnte, so wäre Christus umsonst gestorben.
— — — — — —	— — — — — —
Aber wenn das ist, werdet ihr sagen, wozu hatte Gott nöthig, jenes Gesetz zu verordnen? Antwort: es ist blos eine	Wozu nützt denn also das Gesetz? Es wurde um der Sünde willen nachher gegeben, bis derjenige Nachkomme

Herr Bahrdt.	Herr Seiler.
eine Interimsreligion, welche Gott, um die Ausschweifungen (des jüdischen Volkes) zu beschränken, (zur alten Patriarchalischen Religion) hinzugethan, und unter jenem himmlischen Gefolge durch den Mittler, — (denn jede Religion, auch die alte, hat ihren Mittler, obgleich eben derselbe Gott es ist, in dessen Namen beyde handeln) bekannt gemacht hat, und welche nur so lange dauern sollte, bis der rechte Nachkomme käme, den jene Verheißungen angiengen.	me erschiene, dem die Verheißung ertheilt worden war. Jenes Gesetz wurde so gegeben, daß die Engel Dienste dabey leisteten, und ein Mittler es den Israeliten überbrachte. Der (wahre) Mittler aber ist nicht eines einigen Volkes (nur der Juden) Mittler: denn es ist ein Gott. (Beydes der Juden und Heiden, und dieser ist sich in seinen Verheißungen stets gleich.)

2. Thessal. II. 3. u. ff.

Es muß erst die Bosheit des verworfenen Bösewichts ihren höchsten Gipfel erreichen, und seine schändliche Gesinnung sich mehr entwickeln und ausbrechen. Er ist der Feind (Gottes und der Tugend) der sich über alles was Gott und Gottesdienst heißt, erhebt: und sein Bildniß in dem Tempel Gottes aufzustellen beginnt, um sich als eine Gottheit verehren zu lassen. Ihr werdet euch erinnern, daß ich euch das alles schon gesagt habe, da ich bey euch war. Daher kann es euch nicht unbekannt seyn, was jetzt diesen Bösewicht noch zurückhält, seine Auftritte zu machen, die er zu seiner Zeit vor hat. Indessen ist seine Bos-	Denn jener Tag kommt nicht eher, als bis ein gewisser Abfall geschehen ist, und ein vorzüglicher Beförderer der Sünden und erzverderbter Mensch sich gezeigt hat, der sich andern widersetzt, und sich erhebt über alles, was Gott und Gottesdienst heißt, so, daß er sich in dem Tempel Gottes als ein Gott auf den Thron setzt, und sich für einen Gott ausgiebt. Erinnert ihr euch nicht, daß wir, da wir noch bey euch waren, dies euch schon gesagt haben. Und nun wisset ihr auch, was dies Verderben bis jetzt noch verhindert, daß es nicht eher, als bis zu seiner Zeit ausbrechen kann. Denn die Bosheit reget sich schon im Verbor-

Herr Bahrdt.	Herr Seiler.
Bosheit schon im Geheim wirksam, und wartet nur, bis derjenige aus dem Wege geräumet ist, der ihn zurückhält. Hernach aber wird noch ein anderer Bösewicht seine Auftritte machen, den der Herr durch einen Wink seiner Allmacht niederstürzen, und durch seine majestätvolle Ankunft vernichten wird.	borgenen und wird ausbrechen, wenn das, wodurch es verhindert wird, wird aus dem Wege geräumet seyn; dann wird der Bösewicht sich offenbar zeigen; der Herr aber wird ihn, durch seine allmächtige Kraft zu Grunde richten, und endlich bey seiner Erscheinung vertilgen.

1. Petr. III. 18. u. ff.

Dieser Tod traf auch nur seinen Leib. Dahingegen der (in ihm wohnende) Geist ihn ins Leben zurückbrachte, als nach welchem er schon ehemals, denen jetzt unter den Todten befindlichen Seelen, den Willen Gottes bekannt gemacht hat, nämlich zu den Zeiten Noah, da die göttliche Langmuth auf ihre Busse wartete, sie aber auch da noch ungläubig blieben, da schon das Schiff gebauet wurde, in welchem nur wenige, nämlich acht Personen gerettet wurden, in jener Sündfluth.	Und er wurde zwar dem Leibe nach getödtet; aber lebendig gemacht durch seine geistige Natur. In derselben gieng er hin in das Behältniß der Geister, um ihnen daselbst (den göttlichen Willen) zu verkündigen: sonderlich denen, welche einst nicht glaubten, da Gott nach seiner Langmuth auf ihre Besserung wartete, zur Zeit des Noa, der das Schiff zubereitete, in welchem wenige, nämlich nur acht Menschen, erhalten wurden durchs Wasser.

1. Joh. V. 6. 20.

Und der Geist ists, der da bezeuget, daß Geist Wahrheit ist.	Und die Wirkungen des Geistes bezeugen, daß die Geistesreligion Wahrheit sey.
Hingegen die Nichtchristen stehen unter der Gewalt des Geistes der Bosheit. Denn es ist bekannt, daß der Sohn Gottes gekommen ist, uns solche Gesinnungen einzuflössen,	Aber alle Weltmenschen liegen in dem sündlichen Verderben. Wir wissen, daß der Sohn Gottes gekommen ist, und hat uns die Einsicht gegeben, daß wir den wahren Gott

Herr Bahrdt.	Herr Seiler.
sen, die uns einer (lebendigen) Erkenntniß des wahren (Gottes) empfänglich machen. Folglich haben wir diesem seinem Sohne Jesu Christo (allein) das Glück zu danken, mit Gott in der seligsten Gemeinschaft zu stehen. Dieser Gott ist der alleinige wahre Gott, und der Urquell der ewigen Seligkeit.	Gott recht erkennen, und lieben, und mit ihm, den wahren Gott vereiniget bleiben, und mit seinem Sohne Jesu Christo. Dieser ist der wahrhaftige Gott, und der Urheber des ewigen Lebens.

Beym 7. und 8. Verse ist Herr Bahrdt nicht damit zufrieden, den ersten zu verwerfen, wiewohl er ihn in der Uebersetzung ausgedrückt hat, sondern er hält auch den zweyten für unächt. Herr Seiler hat den 7. Vers in Klammern eingeschlossen, hat aber die Worte: auf Erden mit gewöhnlicher Schrift drucken lassen, als ob diese ächt wären, da sie doch, nebst den vorigen, von den Handschriften verworfen werden. Ueberall sieht man noch bey beyden Uebersetzern, daß ihr verschiedenes System und vorgefaßte Meynungen auf ihre Uebersetzung Einfluß gehabt haben.

Pm.

Was hielte Mohammed von der christlichen Religion und ihrem Stifter? Aus der Urkunde beantwortet von M. Georg Lorenz Bauer. Nürnberg, im Verlag der Stiebnerischen Buchdruckerey. 1782. 8. 94 Seiten.

Nach einigen allgemeinen Urtheilen über Mahomeds Lehre, und die Quelle, woraus er vorzüglich geschöpft hätte, nämlich die Schriften der Propheten und Apostel, die er doch, Hrn. B. Meynung nach, nicht selbst gelesen, rückt der Verfasser aus dem Abulpharadsch, den er ins Deutsche übersetzen will, eine kurze Nachricht von Mahomeds Leben ein. Alsdenn folget unter vier Abschnitten ein kurzer Auszug aus dem Koran, welcher Mahomeds Urtheile von der christlichen Religion und ihrem Stifter enthält. I. Sein Urtheil von Christo,

Christo, dem Sohn der Maria, dessen Empfängniß, Geburt, Person, und Lehramt. II. Mahomeds Urtheil von den heiligen Schriften der Christen oder der Bibel, die ihm so gut als der Koran, göttliche Offenbarung war. III. Lehrsätze der Christen, welche Mahomed billigte, von ihnen entlehnte, und in sein Glaubensbuch aufnahm. Dahin rechnet Herr B. die Lehre von Gott und der Vorsehung, von der Schöpfung der Welt und des Menschen, vom Sündenfall, von den Engeln und dem Satan, von der Busse, der Auferstehung der Todten, dem letzten Weltgerichte, Himmel nnd Hölle. IV. Urtheil Mahomeds von den Christen und einigen Personen, die unter den Christen merkwürdig sind. — Dies kleine Buch kann dazu dienen, daß Leute, die von der Mahomedanischen Religion gar keine Kenntniß haben, und meinen, es sey lauter Absurdität damit, sich einen bessern Begriff davon machen lernen. Wahrheit und Fabeley sind hier freylich vermischt; aber wo ist in irgend einer Religionsparthey auf der Welt ganz reine, unverfälschte Wahrheit? Mahomed argumentirt öfters auch sehr vernünftig. Z. B. Sure IV. 169. (*) „Ihr Christen, die ihr die heilige Schrift „besitzt — saget von Gott nichts anders, als was lautere „Wahrheit ist. Messias Jesus ist allerdings ein Gesandter „Gottes — Glaubet deshalben an Gott und an seine Gesand„ten, und sprechet nicht: es sind drey. Enthaltet euch dieses „Ausdrucks, das wird euch besser seyn. Gott ist nur ein ein„ziger.“ Hätte Mahomed Joh. 10, 36. selbst gelesen, und daraus gelernet, was Gottes Sohn in der Bibel heiße, und warum sich Jesus von Nazareth so nannte, so würde er nicht die Wahrheit, daß Christus Gottes Sohn sey, aus dem läppischen Grunde den Christen Sure VI. 100 — 102. und LXXII. 3. 4. abgeleugnet haben: „daß der Schöpfer Himmels „und der Erden, da er keine Frau hätte, auch keinen Sohn „haben könne.“ — Sur. VI. 61. heißt es sehr vernünftig: „Die Gläubigen, und die Juden, und die Christen, und die „Sabäer, wer an Gott glaubt und den jüngsten Tag, und „Rechtschaffenheit ausübt, die haben ihren Lohn bey ihrem „Herrn zu gewarten, über ihnen wird keine Furcht schweben, „und sie werden nicht betrübet werden.“ Und Sur. II. 111. 112. „Die Schriftbesitzer sagen: Es kömmt niemand ins „Paradies, als wer ein Jude oder ein Christ ist. Das sind „ihre

(*) Herr B. citirt nach der Ausgabe des Maraccius.

„ihre Wünsche. Sprich: Bringt Beweise darüber, wenn „ihr wahrhaftig seyd. Gewiß, wer den einzigen Gott ver„ehrt, der ist fromm, und er wird seinen Lohn bey seinem „Herrn finden. Er wird weder Furcht noch Traurigkeit em„pfinden.“ Herr Bauer macht darunter die Note: „Hier „lerne mancher seine Lection!“ und er hat nicht Unrecht.

Br.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Abhandlung von den Tagbüchern der Rechnungsbeamten von Friedrich Wilhelm Ulrich von Plessen, Herzogl. Würtemb. Hofjunker und Zögling der Herzogl. Carls-Hohenschule. Frankfurt und Leipzig, 1783. 49 S. in 4.

Gar keine Tagebücher, und Tagbücher nach der Vorschrift des Verfassers sind Extremen. — Er hat wenig eigene Gedanken, oder eigentlich von Erheblichkeit gar keine. Denn die Verurkundung der Tagebücher durch Unterschriften oder Attestaten wird einem ehrlichen Rechner nur unnöthiges Geschäfte machen, und einen Betrüger aber nicht enger binden, als er bereits durch andere Verordnungen gebunden ist. Und wenn es zu einer Untersuchung über die Rechnungsführung kömmt, hat man wohl andere Wege, Unrichtigkeiten zu entdecken, als diesen, der zu sehr ins Mikrologische fällt. — Die Anführung der Seiten des Tagebuchs in der Rechnung ist auch deswegen ganz überflüßig, weil in dem Tagebuch eigentlich bey jedem Posten schon bemerkt ist, wo er in dem Manual oder Rapiat eingetragen worden sey, dieses aber mit den Rechnungsrubriken gleich läuft, — Ueberhaupt sollte man das Rechnungswesen eher zu simplificiren suchen, als mit mehrern Formalitäten überhäufen. — Die Quittungsbücher können so wenig als die §. 29. bemerkte Beylagen als etwas besonders zum Tagebuch gehöriges angesehen werden, sondern Quittungen sind bey jeder Rechnungsführung ein wesentliches Stück. — Uebrigens sind Quittungs-Büchlen, welche ein jeder Wär-

temberger haben solle, um sich darinnen von seinem Beamten für Herrschaftl. Gelder bescheinen zu lassen, eine für den Herrn, den Rechner, und den Unterthanen vortreffliche Sache, welche nach unserm Verfasser erst im Jahr 1735. verordnet, aber schon nicht mehr im Gebrauch ist. Wenn die Arbeit des Verfassers die Wiedereinführung dieses Gesetzes veranlaßte, hätte sie wirklich was Gutes gestiftet Außer diesem aber will er blos die Absicht gehabt haben, seinen Fleiß zu zeigen, und das mag bey der allgemeinen Schreibsucht Deutschlands unsertwegen seyn.

D. Walter Vincent Wiese, d. R. öffentlichen Lehrers zu Rostock, Sammlung seiner juristischen Abhandlungen. Rostock, in der Koppenschen Buchhandlung. 1783. 231 S. in 8.

Der Verfasser hat seine Abhandlungen von der Zahlung der Pupillengelder 1756., von der Verbesserung des Justizwesens 1757., von den Rechten und Verbindlichkeiten der Gläubigen, so wohl unter sich als auch gegen den gemeinschaftlichen Schuldner bey einem gemeinschaftlichen Betrieb ihrer Anlegenheiten 1771., von der geistlichen Verwandschaft, und derselben verschiedenen Graden, und über die Sachverfolgung, so wohl nach Römischen als auch nach Lübschen und Rostockschen Rechten von neuem durchgesehen, verdeutscht, mit Zusätzen vermehrt, und hingesammelt, sodann aber noch drey neue Abhandlungen; von den ehelichen Rechten in Absicht der Frauengüther: von einigen, bey Erbschaftsangelegenheiten zu beobachtenden Vorsichtsregeln, und über die Erklärungsarten der Gesetze und öffentlichen Vorträge angehängt.

Die ältern Abhandlungen unsers Verfassers liegen in Betreff der Beurtheilung außer dem Plan unserer Bibliothek, und waren übrigens der Sammlung nicht unwürdig. — Die Abhandlung von den Frauengüthern hat aber unsern Beyfall nicht. Sie kläret die Vermischung der römischen und deutschen Rechte und Sitten, welche besonders in dieser Materie sehr groß ist, und in der Anwendung manche Schwierigkeit macht, nicht auf. Die übrigen beyden Abhandlungen sind mittelmäßig, und die letzte besonders enthält eigentlich nur Beyspiele von zweifelhaften Gesetzen und Verträgen, und einigen

anthen-

authentischen Erklärungen derselben. — Der Verfasser schreibt ganz deutsch; das ist zu loben. Aber sein Syntax ist nicht der beste. Und warum so oft: die einzigste Regel; einzigste Betrachtung, einzigste Ausnahme und dergleichen?

In der Vorrede äußert der Verfasser, daß der Beyfall des Publikums entscheiden werde, ob er seine übrigen lateinischen Abhandlungen in Herrn Professor du Roi Museum juridicum geben oder besonders deutsch auflegen lassen solle? — Für die Leser wird es immer eins seyn, was geschiehet. Nur wolle Herr W. eine strenge Auswahl halten, und abkürzen, was nicht wesentlich und von Bedeutung ist.

Betrachtung der Frage: ob Personen, welche im Zustande der Unwissenheit oder des Wahnsinns binnen einem Jahre von Zeit ihnen immittelst angefallenen Erbschaft mit Tod abgehen, nach römischen Rechten ihren Erben ein Deliberationsrecht verlassen? von Christian Ulrich Ludewig Hennemann, Postdirektor zu Schwerin. Schwerin, 1782. bey Wilhelm Bärensprung, 3 Bogen, in 4to.

Der Verf. setzt die Regel, daß ein Unsinniger, wenn er während der Tollheit stirbt, die Erbschaft nicht antreten, also auch nicht auf seine Erben versenden könne; und dann die Ausnahme fest, daß, wenn der Tolle innerhalb Jahres mit Tod abgehe, er seinen Erben das Berathschlagungsrecht, also auch sodann das Recht die Erbschaft anzutreten hinterlasse. Er bedienet sich dazu sehr glücklich des Inhalts der 158. Nov. und erklärt den seiner Auslegung entgegenstehenden Text L. 19. C. de iure delib. etc. dahin, daß hier nur verordnet werde, es möge der Erbe die ihm angetragene Erbschaft äußern oder nicht, so transmittire er sie auf seine Erben in einem Jahre. Allein deutlich sagt Justinian im letztern Ort: Si enim ipse, *postquam* testamentum fuerit insinuatum — — annali tempore elapso nihil fecerit, ex quo vel adeundam vel renunciandam hereditatem manifestaverit: is cum successione sua ab hujusmodi beneficio excludatur.

Sin autem instante annali tempore decesserit: reliquum tempus suis successoribus — relinquat. Hier setzt also der Kayser deutlich fest, daß das Deliberationsrecht nur von Zeit der Wissenschaft an laufe. Sollte also, wenn ein Unsinniger auch mehrere Jahre in solchem Zustande ist, daß er nicht einmal die Wissenschaft der an ihn verfallenen Erbschaft erlangen, ihm also das Jahr des Deliberationsrechts nicht ablaufen kann, derselbe solches nicht noch nach Jahren seinen Erben hinterlassen, folglich die von Herrn H. festgesetzte Regel durch die Ausnahme verschlungen werden?

Neuester Reichsschluß über einige Verbesserungen des Kaiserl. und Reichskammergerichts mit mehrern Beyträgen zur deutschen Reichs- und Staatspraxi. Wezlar, bey Winkler dem ältern. 1783. in 4. S. 142.

Denkmale unserer deutschen Reichs- und Justizverfassung. 1. Stück, enthält auf 36 Seiten Reichsgutachten vom 23. Oct. 1775. Reichsfürstenrathsprotocoll dd. eod. Kays. Rescript an die Visitations-Commissarien zu Wezlar vom 17. Aug. 1774. Reichsgutachten vom 3. Jun. die Berichtigung des Deputations Schematis betr. Conclusum Collegii Civitatensis dd. 3. Iun. 1774. Deputations-Schema. Kays. Hofdecret an die Reichsversammlung vom 4. Aug. 1774. Dasselbe aus Kammergericht.

2. Stück hält 56. Seiten. — Kays. Ratifications-Commissions-Decret vom 13ten December, sammt Beylagen.

3. Stück auf 24. Seiten. — Kays. Commissions-Decret an die Reichsversammlung vom 1. März 1776. Intensiv Conclusum Corporis Evangel. von 12. März. 1776. Weiteres Concl. Ejusd. vom 13. Dec. 1775. Bericht der Evangelischen Subdelegirten nach Regenspurg vom 25sten Febr. 1776.

4. Stück auf 24. Seiten, Kays. Hofdecret an die Reichsversammlung zu Regenspurg vom 13. Jul. 1776. die den 8ten May erfolgte Trennung der Reichsdeputation in Wezlar betreffend, mit Beylagen.

Ver-

Vermischte Betrachtungen über den Blutbann der unmittelbaren freyen Reichsritterschaft in Schwaben. 1783. ohne Anzeige des Druckorts. 104 Seiten, in 8vo. ohne Titel, Vorrede, und eine Tabelle.

Ein kleiner Commentar über den Rudolphinischen Freyheitsbrief vom Jahr 1609., worinnen der Ritterschaft in Schwaben der Blutbann ertheilt worden ist. Der Verfasser nennt sich nicht, ist aber vermuthlich in Ritterschaftlichen Diensten, oder trachtet wenigstens nach solchen, denn seine Partheylichkeit ist etwas merklich. Er will für die Ritterschaft die Landeshoheit vindiciren, und glaubt im Ernste, daß gedachter Freyheitsbrief nach vorgängiger hinlänglichen Untersuchung ertheilt worden sey, da es doch mit der Landeshoheit entweder nicht wahr ist, oder genau betrachtet auf einen Wortstreit hinausläuft, und im übrigen sich eben so verhält, als wenn ein Reichsstand, weil er alle Hoheitsrechte eines Monarchen hat, Monarch titulirt seyn wollte; und da, des Charakters des Kaysers selbst nicht zu gedenken, gleichwohl selbst aus dem Freyheitsbriefe nichts erhellet, daß die Reichsfürsten, welche bey einer solchen Untersuchung und Entscheidung (und eigentlich war es mehr eine Entscheidung einer strittigen Sache, als eine Ertheilung eines Privilegiums) so nahe interessirt waren, gehört worden seyn. Ganz billig und von Rechtswegen hätte auch damals schon ein Unterschied unter der Reichsritterschaft Gütern gemacht, und diejenige, welche dieselbe von andern zu Lehen trägt, deren Eigenthum also den Lehensherren zuständig ist, mit denjenigen, welche Allodium oder Reichslehen sind, nicht vermengt werden sollen. Mit diesem Unterschiede wären die ewigen Processe zwischen der Ritterschaft und den Reichsständen unterblieben, aber freylich würde das Corpus der Ritter und ihrer Güter und Rechte sodann sehr im Kleinen geblieben, allem Anscheine nach das aus ihnen geworden oder geblieben seyn, was sie im Sächsischen, Brandenburgischen u. s. w. noch sind. — Recensent wünschte einmal eine vollständige Pragmatische Geschichte und Beschreibung der Ritterschaft und ihrer Rechte zu sehen. Aber diese Sache interessirt freylich nur die Kraise in Schwaben, Franken und am Rhein. Was bisher darüber gestritten worden, geschah meistens von partheyischen Schriftstellern, und wie viel ge-

hört dazu, dessen Lied nicht zu singen, der einem Brod giebt, und es gerne singen hört? — wohl gar noch deswegen das Brod giebt? —

Christiani Gottlieb Schwarz, Professoris quondam in Vniversitate Altorfina celeberrimi, Exercitationes academicae, quibus Antiquitatis et juris Romani nonnulla capita explicantur. Collegit, recensuit, et praefatus est *Theoph. Christoph Harles*. Accessit *Henrici Brencmanni* Epistola, qua examinantur praecipua capita Epistolae D. Qui donis Grandi de Pandectis et Schwarzianae argumenti similis Dissertationis. Cum tabulis aeri incisis. Noribergae, sumtu Bibl. Baueriani et Bischoffiani, 1783. in 8vo. ohne Zueignung und Inhalt. 452 Seiten.

Herr H. liefert hier wieder mit sauberm Druck und auf gutem Papier eine schätzbare Sammlung Schwarzischer Abhandlungen, von denen wir überhaupt unser Urtheil, das wir über eine ähnliche Sammlung im 41. B. S. 86. gefällt haben, wiederholen.

Die Abhandlungen sind außer der auf dem Titelblatt bemerkten Brencmannischen, folgende: de jure italico; de cohorte italica et Augusta ex Act. Apost. X. 1. XXVII. 1. de aetate et statura militari veterum ad. illustr. vers XIII. Cap. IV, Epist. ad Ephes. — ad prooemium Instit. e collatis XII. Codd. MSS. variisque libris impressis Scholia. An omnia ff. Exempla, quae adhuc extant, e Florentinis manaverint? De Irenarchis. De ritu legitimandi per pallium. De vetusto quodam diptycho consulari et ecclesiastico. De foro et tribus tabernis ad illustr. Act. Apost. Cap. XXVIII. 15.

D. Jacob Gottlieb Siebers — Abhandlung von der Macht, der Reichsstände und Gerichtsherren

Selbst

Selbst Recht zu sprechen. Zweyte verbesserte Auflage. Göttingen, bey Bossiegel, 1780. 360 Seiten in 8. ohne 24. Seiten Vorrede und Register.

Die erste Auflage dieses Buchs ist in dem Anhange zum 13. bis 24. Band unserer Bibliothek S. 1097. angezeigt und beurtheilt. Worinnen diese Auflage verbessert sey, giebt der Verfasser selbst keinen Fingerzeig, und gegenwärtiger Recens. hat die erste Auflage nicht bey der Hand, um eine Vergleichung anzustellen. — Der erste Recensent machte dem Verf. über seinen überspannten Begriff von den Oberappellationsgerichten, und über die aufgestellte Regel, daß der Landesherr ordentlicher Weise das Recht habe, Proceßsachen selbst zu entscheiden, Einwendungen. In gegenwärtiger Auflage sind aber weder berührte Sätze anders modificirt, noch die Einwendungen gehoben. Ists überall so beym Alten geblieben: so wird das Prädicat einer verbesserten Auflage unrichtig seyn.

Em.

Friedrich Christoph Jonathan Fischer. Erbfolgsgeschichte der Seitenverwandten in Deutschland. Leipzig, im Schwickertischen Verlage, 1782. 1 Alph. in 8.

Des Verfassers Geschichte der deutschen Erbfolge ist in der D. Bibliothek angezeigt worden. Dies ist gewissermaaßen eine Fortsetzung davon. Auch ist die Art der Ausführung völlig so wie in jener: indem der Verfasser bey seinen Lehren bis auf ihren Ursprung zurückgehet, sie bis auf die neuern Zeiten verfolget, und seine dabey geäußerten Meynungen durch historische und urkundliche Belege zu beweisen sucht. Und man weiß, wie ausgebreitet hierinnen, so wie in der Litteratur, des Verfassers Kenntnisse sind. Es kann hierbey nicht fehlen, daß der Leser nicht nur über den abgehandelten Gegenstand, sondern auch gelegentlich über andere Punkte der Rechtsgelahrheit und der Geschichte auf eine befriedigende Art unterrichtet von manchem zweifelhaftem Satze überzeugt, von manchem Irrthum überführt wird, und über manche dun-

sle Lehren Aufschluß erhält. Auf der andern Seite ist aber auch nicht zu leugnen, daß er auf manche vom Verfasser aufgestellte Hypothese und gewagte Behauptung stößt, von welcher er sich schwerlich wird überzeugen können. — In der vorhin erwähnten Erbfolgsgeschichte hatte der Verfasser das Verfangenschaftsrecht und dessen Zusammenhang mit dem Germanischen Erbsysteme untersucht. Hier nun will er zeigen, wie es an den Orten, wo jenes Recht üblich war, mit dem Vermögen während der Ehe und nach Trennung derselben, wenn daraus keine Kinder vorhanden waren, gehalten worden ist. In diesem Falle nämlich trat das Rückfallsrecht, oder, wie es auch genannt wird, das Fallrecht ein, nach welchem das Vermögen auf die Familie zurückfällt, von welcher es herkommt, der Nießbrauch davon jedoch einem andern überlassen bleibt. Der Verfasser geht davon aus, daß er in den ersten Hauptstücken zeigt: 1) wenn in der Ehe keine Kinder vorhanden waren, so konnte ein Ehegatte dem andern sein Vermögen erblich übertragen; 2) wenn dies nicht geschahe, so habe der überlebende Ehegatte den andern alsdann beerbt, wenn entweder die in der Ehe erzeugten Kinder vorhero gestorben, oder zuweilen auch, wenn nur die Decke beschlagen gewesen, wobey untersucht wird, ob und in welchem Falle das Erbrecht der Ascendenten Statt gefunden habe. 3) Wenn endlich die Ehegatten gar keine Kinder erzeugt, oder die Decke nicht beschlagen wurde, so erhielt zwar der überlebende Ehegatte die Fahrniß und Errungenschaft, die liegenden Güter aber fielen auf den Stamm, von welchem sie herrührten, oder es kam zur Ausübung des Fallrechts, welches auch Statt fand, wenn eine unverheirathete Person starb. Der Grund dieses Rechts liegt, wie der Verfasser mit Recht behauptet und beweiset, in dem bey der deutschen Erbfolge überhaupt zum Grunde liegenden Gesammteigenthum. Die angestellte Untersuchung über den beym Fallrechte eintretenden Nießbrauch, und über die demselben unterworfene Güter erläutert diese, so wie die damit in genauer Verbindung stehende Lehre von der Verfangenschaft, welche in des V. Erbfolgsgeschichte abgehandelt worden ist. Da die Fallgüter nur die schon einmal vorhero auf Nachkommen vererbte unbewegliche Güter waren, so ist davon die Fahrniß und Errungenschaft zu unterscheiden, bey welchen, wie schon erwähnt worden, die eheliche Beerbung eintrat. Die fallrechtliche Erbordnung der Seitenverwandten hat der Verfasser nach den Grundsätzen, die in Deutschland herrschten,

ten, gut auseinander gesetzt, und manche in dieser Lehre vorkommende Schwierigkeiten gehoben. Besonders verdient das, was er von der Geschichte des Vertretungsrechts, und von der Bestimmung desjenigen Collateralerbens, welcher unter mehrern den Vorzug hatte, sagt, alle Aufmerksamkeit. Die in Ansehung des letztern Punkts angegebene Regel: es erbt der Nächste, in Beziehung auf den nächsten Stammvater, und nicht in Beziehung auf den Erblaßer; scheint uns wahr zu seyn, nur daß sie noch mehrere Beweise bedarf, ehe sie gegen alle Zweifel gesichert wird. Nach dieser Regel hat diese Erbordnung einige Aehnlichkeit mit der Stammfolge, sie ist aber von derselben wesentlich unterschieden, wie der Verf. deutlich zeigt. Daß aus jener Regel auch das Regredienterbrecht seine richtige Bestimmung erhalte, brauchen wir wohl kaum zu erwähnen. Der Verf. hat auch darüber, so wie über das Verhältniß des Fallrechts zur Lehnsfolge, verschiedene Erläuterungen beygefügt. Bey der im 9ten Abschn. untersuchten Geschichte des Fallrechts bemerken wir nur, daß der V., dessen Ursprung in den aus dem alten Sameigenthume herzuleitenden, bey der Verheyrathung, auf den Fall des Kinderlosen Absterbens der Verehlichten bedungenen Rückfall des Heyrathsguts setzt, welches erst dann erfolgte, als, wider die alte Beschaffenheit des Sammteigenthums, die Weiber zum Eigenthum liegender Güter gelangten, welches in der Folge zu den Verzichten Anlaß gab. Bey dieser Gelegenheit sucht der V. seine in Ansehung der weiblichen Erbfolge, und des bey der Erbfolge überhaupt zum Grunde liegenden Sammteigenthums in seiner Geschichte der deutschen Erbfolge aufgestellten Grundsätze zu bestärken; die Lehre von Regredienterbrechte aufzuklären, und die Allgemeinheit des Fallrechts in Deutschland zu beweisen. Indessen gesteht er zu, daß im Sächsischen Rechte so wenig das Fall- als das Verfangenschaftsrecht vorkomme. Nachdem endlich der V. die Schicksale, welche die Lehre vom Fallrechte in den Händen der Glossatoren und romanizirenden Rechtslehrer hatte, kurz angeführt, so zeigt er, was das römische Recht diesfalls enthalte, und schließt mit dem heutigen Gebrauch des Fallrechts. Das beygefügte Urkundenbuch enthält im ersten Theil bereits gedruckte, aus Gesetzen und Schriftstellern genommene Beweisthümer verschiedener vom V. in der Abhandlung behaupteten Meynungen, die unter 19 Rubriken angebracht sind; und im zweyten Theile 30 vorher ungedruckte Urkunden, die großentheils Baiern betref-

sen, und zur Erläuterung der deutschen Erbfolge dienen. Für diese Urkunden so wohl als für jene mit Sorgfalt und Fleiß zusammengestellte Beweisstellen verdient der V. allen Dank: da dies der beste, wo nicht einzige Weg ist, endlich einm darüber einig zu werden, welche verschiedne Grundsätze, der Verschiedenheit der Zeit, bey der deutschen Erbfolge [illegible] achtet worden sind.

Eg.

Comparaison du nouveau reglement de justice Prussien avec celui d'Autriche. à Berlin chez Decker 1782. 1 Bogen in 4.

Eine kurze aber sehr richtige, treffende Gegeneinanderstellung der neuen preußischen Gerichtsordnung vom 26. April 1781 und der Oesterreichischen vom 1. May dieses Jahres, welch dann freylich sehr zum Vortheil der erstern ausfällt. Wir wollen die Hauptpunkte ausziehen.

Der Zweck der Oesterreichischen Gesetzgebung ist [illegible] den deutschen Erblanden ein gleichförmiges gerichtli[illegible] fahren einzuführen; die Absicht der Preußischen aber: [illegible] Verfahren abzuschaffen, und ein völlig neues an dessen zu setzen.

Im Oesterreichischen also bezweckt man lediglich d[illegible] der Friedericianische Codex vom Jahr 1748. im Preuß[illegible] leisten sollte.

In der O. G. O. ist die Ordnung nicht die beste: [illegible] sind zusammengehörige Lehren zerrissen, hingegen in de[illegible] sischen ist das Ganze, und jeder Theil mit philosophi[illegible] tigkeit geordnet.

Die O. Ordnung ist ausnehmend kurz; sie hat [illegible] als 437 Paragraphen, die meistens nur 3 bis 4 [illegible] sind; bleibt nur bey allgemeinen Grundsätzen st[illegible] überläßt dem Willkühr der Richter und Advoca[illegible] sehr [illegible] handelt auch bloß vom ordentlichen Proceß; [illegible] wichtige Materien aus. Keiner dieser Mängel fi[illegible] der P.

Die O. legt auf die Advocaten noch ein großes Gewicht, beynahe ein größeres als auf die Richter; in der P. ist der Advocatenorden auf ewig abgeschafft.

In der Lehre vom gerichtlichen Ungehorsam ist die P. bestimmter und billiger als die O. Denn die P. setzt nach der Verschiedenheit der Fälle verschiedene Strafen, und verstattet dem Verurtheilten noch Rechtsmittel, welche in der O. abgeschnitten sind ꝛc.

Bibliotheca dissertationum selectissimarum, tum antiquarum tum recentium. *Sectio I.* Prag. et Vienn. In Officina de Schoenfeld. 1783. 15½ Bogen. med. 8.

Der Verleger will, wie er in der Vorrede sagt, die kleinen Abhandlungen Pragischer Gelehrten sammeln, und in jeder Leipziger Messe eine solche Section herausgeben. Habet, sagt er, nimirum, quae nunc Theresiae beneficio publici usus est, bibliotheca Clementina Pragensis lucubrationes virorum in Carolo-Ferdinandea nostra olim celebrium non paucas, quae typis excusae sunt nunquam, quibus, si huius aetatis Theologorum, Ictorum, Medicorum ac Philosophorum praeclaras meditationes coniunxero, quarum aliquae lectorum manibus elabuntur, ut ita dicam, eo facilius, quod singulae eduntur, cum posteris communicandae certius, si in unum colligantur: nae mea, quam meditor, bibliotheca in iustam brevi molem excrescet. Wir verstehen dies nicht recht. Will denn der Verleger für jede Scienz eine besondere Sammlung machen, oder sollen Dissertationen aller Facultäten in Eine Sammlung zusammengebracht werden? Das Letzte wäre ein seltsamer Plan. Und wenn alle Messen nur ein Stück von 15 Bogen erscheint, wenn ferner so weitläuftige Abhandlungen aufgenommen werden, als in diesem ersten Stücke: so wird die Collection schwerlich ihr Glück machen. Das erste Stück nemlich enthält weiter nichts als ein nachgelassenes Werk des verstorbenen mit Ruhm bekannten Prof. Schrod, seine Diss. de iure supremi in civitate imperantis circa sacra, worin dann viel gesunde Philosophie und Belesenheit in den neuesten und besten Schriften bemerkbar ist. Daß die Philosophie oft genug mit dem Katholicismus im Kampf seyn müsse, kann man leicht denken. Daß aber ein so aufgeklärter Kopf als S. war, dem Primat des Papstes noch daraus beweisen kann, (S. 277)

weil Christus zu Petrus gesagt habe: weide meine Schaafe, weide meine Lämmer, und weil unter den Schaafen die Bischöfe verstanden würden, *quia quasi sunt patres agnorum*, ist doch zu arg.

Sammlungen auserlesener Abhandlungen aus dem Lehnrechte, herausgegeben von D. Karl Friedrich Zepernick. III. Theil. Halle in der Rengerischen Buchhandlung. 1782.

Auch dieser Theil enthält schätzbare und nicht gemeine Stücke, deren Sammlung den Freunden des Lehnrechts willkommen seyn wird. Man findet darin: 1) C. F. von Herzberg Abhandlung von den häufigen Veräußerungen der Mark Brandenburg im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, und von dem geringen Werth, um den sie, wie man glaubt, verkauft worden. 2) D. N. G. B. von Löwenstern Gedanken von der Aufnahme des longobardischen Lehnrechts in Teutschland, wobey vorzüglich derjenigen Meynung, welche solche ins funfzehnte Jahrhundert setzen, beleuchtet wird. 3) A. F. von Reinhard Beantwortung der Frage: Was ist eigentlich dasjenige, was regierende Herren und teutsche Reichsvasallen vom Kaiser und Reich zu Lehen haben? 4) Von der Lehnsverneuerung bey minderjährigen Lehnherren. Mit Beylagen. 5) D. B. F. R. Lauhns Erneuertes Andenken der nach Absterben des gebohrnen Churfürstens, Johann Friedrichs zu Sachsen, im Jahr 1555, über die Fürstl. Sächsischen Ernestinischen Lande, geschehene Reichsbelehnung. 6) Von den Ministerialen besonders in den Braunsch. Lüneburgisch. Landen. 7) J. J. Müller, Ob mit Verleihung eines Fürstenlehns (Feudi Regalis) auch zugleich der Fürstenstand (Dignitas Regalis) ertheilet werde? Mit Zusätzen von J. B. Müller vermehrt. 8) Vom Habichts- und schönen Frauenlehn. 9) Von der Belehnung mit einem Backofen. 10) K. A. Freyherr von Braun Gedanken über die Lehre von den uneigentlichen Lehen. 11) G. E. L. von Preuschen rechtliche Ausführung, daß die Lehnfolge der Seitenverwandten in theilbaren Lehnen nach den Stämmen, und nicht nach dem nähern Grade zu beurtheilen sey. 12) D. D. Nettelbladt über die rechte Einrichtung eines Lehrbuchs der Lehnrechtsgelahrtheit. 13) *D. G. Struben* Observatio de vestitu Vasallorum.

Ein

Ein Stück der Braunischen Abhandlung (Num. 10.) steht schon in Jenichens thesaur., und ein anderes im Schottischen Wochenblatt. Hier findet man sie vollständig, und mit einem Anhange vermehrt. Zu der Abhandlung Num. 11. hat Herr Z. Verbesserungen vom Verfasser erhalten. Mit diesem dritten Theil ist übrigens vor der Hand die Sammlung leider beschlossen. Indessen giebt der Herausgeber doch einige Hoffnung zur künftigen Fortsetzung.

Cz.

---

3. Arzneygelahrheit.

Abhandlung von den Zufällen und der Curart der Lustseuche bey neugebohrnen Kindern in der besondern Versammlung der med. Facultät — — vorgelesen den 15. Weinmon. 1781. von Herrn Doublet, Rector der med. Facultät zu Paris. — Aus dem Französischen. Frankf. bey Fleischer. 1783. 8. 84 Seiten.

Der Polleeyaufseher in Paris, Lenoir, hatte im Heumonat 1780. eine öffentliche Stiftung im Hospital Bicetre für venerische Schwangere errichtet, und dieselbe dem Herrn Colombier übertragen. Hier wird die eingeschlagene Methode beschrieben. Vor der Niederkunft wird die Schwangere durch gelinde antivenerische Mittel behandelt, und die zu frühe Geburt verhindert, dagegen dem angesteckten Kinde, dessen Uebel sich in den ersten acht Tagen durch Geschwüre, Blattern und Geschwülste am Kopfe, Gesicht, Ohr, Leib, Zeugungstheilen und Gliedmaßen verräth, aber nicht allemal tödtlich ist, Frauenmilch gegeben, welche durch antivenerische Mittel heilsam gemacht worden ist. Die Amme, welche die gewöhnlichen Kindbettzufälle hat, wird darnach besorgt, und endlich am 12ten Tage mit Quecksilbersalbe gerieben, das Kind aber ebenfalls mit dem letztern behandelt und gehörig gepflegt. Ein besonderer Zufall ist der Millet des Levret, d. i. ein Ausschlag von kleinen weißen, beständig wiederwachsenden Spitzen in dem

dem Munde neugebohrner Kinder, wogegen gesunde Milch am ersten hilft. Daraus zieht der Verf. den Schluß, daß dergleichen saugende Kinder eher durchkommen, als die andern. Das Mittel ist ein desperates Mittel, hat aber so manche Bedenklichkeiten gegen sich, die hier nicht erörtert werden können.

Dissertationes medicae selectae Tubingenses oculi humani affectus medico-chirurgice consideratos. *Volumen I.* sistens. Denuo in lucem editae cura et studio D. *Christ. Frid. Reuss*, M. Prof. in Acad. Tubing. Tubing. ap. Cottam, 1783. 8. 370 Seiten. *Vol. II.* 1783. 392 Seiten.

Bey der Menge der Schreiber muß auch die Zahl der Sammler zunehmen. Wären sie nur immer so glücklich in der Wahl des Gemeinnützigen, als unser Herausgeber! Er legt hier die seltenen Disputationen, zusammen 20, des ehemals wegen seiner Stärke in Augenkrankheiten berühmten Tübingenschen Lehrers, Burch. Dav. Mauchard, von 1726 bis 1750. vor Augen, und verdienet dadurch den Beyfall der Kenner, die diese Schätze oft vergebens suchten und nicht fanden. Hoffentlich folgen die andern nach. Die enthaltenen Schriften sind: Ophthalmoxysis nouantiqua, de hypopio, de vngue oculi, de vlceribus corneae, de empyesi oculi, de fistula corneae, de setaceo nuchae, de maculis corneae, Tobiae Leucomata, de paracentesi oculi in hydrophthalmia et ambiyopia senum, de hydrophthalmia et hydrope oculi, de mydriasi, de pupillae phthisi et synizesi, de synechia, de coniunctiuae et corneae vesiculis ac pustulis, de staphylomate, de oculo artificiali, de palpebrarum tumoribus cysticis, de corneae examine anat. physiol. Orat. in Taylori merita et famam.

Auszüge aus den besten medicinischen Probeschriften des vorigen Jahrhunderts, von Christoph Jak. Mellin, — Phys. zu Kempten. Dritter Theil.

Offen-

Offenbach am Mayn, bey Weiß und Brede. 1783. 8. 186 Seiten.

Fortgesetzte Auszüge aus den besten alten medicinischen Probeschriften von L. J. Mellin. I. Bändgen.

Endlich nach zwölf Jahren erscheint hier die Fortsetzung einer nützlichen und zur Litteraturgeschichte brauchbare Sammlung. Auch die Vorfahren dachten. sagten und schrieben manches Gute, das unsere Kraftmänner nicht kennen, und daher tadeln, und gleichwohl sind diese alten Disputationen ausserordentlich schwer aufzutreiben. Wer dergleichen versucht hat, und die dabey vorkommenden Schwierigkeiten kennt, wird dem V. vielen Dank wissen. Hier sind 88. akademische Abhandlungen aus dem 15. und 16. Jahrhundert quintessenzirt, und einige wirklich selten, und doch dabey interessant. Z. B. *El. Rud. Camerar.* de coryzà sicca, *Forster* de pleuropneumonia epid. 1688. *Valentin* de chinachinae 1695. wegen der Geschichte, *Stahl* de lumbricis terrestribus eorumque vsu med. (gegen Fallsucht, Hüftgicht, Gicht, Wassersucht). *Nenter* de vesicatoriorum vsu (wegen einer Erfahrung bey Kopfwunden). *Stahl* de metaschematismis morborum, (ist allerdings wichtig, die Verwandelung der Krankheiten zu erkennen). *Scheid* de duobus ossiculis in cerebro humano, *Petraeus* de arthritide (der von der Schwäche der Theile die Gicht ableitet). *Mardorff* de maniacis nuper Giſſenſibus a ſolano furioſo, (dagegen Oel gebraucht wurde). *Camerar.* hist. anat. renum et vesicae, (enthält manche artige Beobachtung). *Faber* Nakir Arabum, (wegen der seltenen Krankheit). *Camerar.* de colica paretico-epileptica, (ist zur Geschichte der Bleykolik belehrend) *Wurfbain* de sparganosi, (liefert viel Gutes, die Milchgeschwulst der Brüste betreffend). *Franc* de variolis, vertheidigt die innern und mehrmals wiederkehrenden Blattern. *Hauser* de ischuria, (beschreibt die seltene Ursache des Harnverhaltens — Entzündung der Nieren). *Gruvius* de Haemurisi, (hat artige Beobachtungen vom Blutpißen,) und *Bürlin* de feminis ex suppressione mensium barbatis, verschiedene Geschichten von solchen Bartverwandlungen der Weiber.

Taschen-

Taschenbuch für deutsche Wundärzte auf das Jahr 1783. Mit Kupfern. Altenburg, bey Richter. 1783. 8. 174 Seiten.

Zu einer Zeit, wo alles aufgeklärt werden soll, und Jedermann populären Unterricht erwartet, er sey groß oder klein, jung oder alt, gelahrt oder ungelahrt, kann doch wohl ein junger Schriftsteller, wie unser Verf. (denn dergleichen scheint er zu seyn) einen Versuch mit den Wundärzten machen, für die, leider! in Deutschland viel zu wenig gesorgt wird. Hier finden also die Herren, welche Milchspeise bedürfen, die nöthige Nahrung, die in der Folge schon wird nachhaltiger werden. Der Inhalt ist dieser: 1. Geschichte der Wundarzneykunst. Sie ist ziemlich richtig, hier und da zu panegyrisch. Das Urtheil über den Werth chirurgischer Schriftsteller dieses Jahrhunderts meistens billig und gerecht. Die Italiener haben ohnstreitig in diesem Fache den wenigsten Werth, (und doch wegen Menge der Lazarethe und Spitäler die schönste Gelegenheit,) mehr die Dänen, Schweden und Niederländer, etwas mehr die Franzosen, den größten aber unstreitig die Engländer. Billig kann man dem deutschen Verdienste die mittelste Stelle in jener Rangordnung anweisen. (Nicht durch eigene Schuld, sondern aus Mangel an Gelegenheit, muß der Deutsche auch hier, wie gewöhnlich, sich selbst bilden.) 2. Biographien. Der Bruder Come und Hr. D. Bilguer werden nach Verdienst, aber zu blumenreich, gelobt. 3. Uebersetzungen und Auszüge. Dahin gehöret Herrn Fellers Nachricht vom Casamata's, und Simon's Methoden, den Staar zu operiren, Leipz. 1782.; und Auszug aus Herrn D. Joh. Val. Müllers Abb. vom Skirrhus. Jena 1779. Beyde waren wegen ihrer Gemeinnützigkeit einer Uebersetzung werth, und zur erstern kleinen Schrift gehöret auch das beygefügte Kupfer, worauf die Augeninstrumente abgezeichnet sind. 4. Erfahrungen und Beobachtungen. Es sind ihrer zwey. Von einem aus innern Ursachen entstandenen Brande, nebst damit verbundener Knochenfäule am Unterfuße; und von einer Erschütterung des Gehirns, nebst einer Wunde am Schlafmuskel, vom Wundarzt Spöthe, zu Mitweyde in Kursachsen. Sie zeugen wenigstens von den guten Einsichten ihres Verfassers. 5. Herrn Lic. Kochs in Apolda

Apolda Anmerk. zu Herrn Generalchir. Theden verbesserten Beinbruchsmaschine. Sie betrifft die vom Herrn Theden verbesserte Sharpsche Maschinen. K. macht sie aus Büchenholz, und wünscht sie von der Art zu sehen, welche verlängert und verkürzt werden könne. Das übrige bestehet aus Anmerkungen, wie sie sich von einem Lic. Koch denken lassen. Denn wo wir nicht irren, ist er der große Geburtshelfer, der vor etlichen Jahren ein Stück des Muttermundes und der Mutterscheide statt des Kindeskopfes ausriß, und sich deshalb in einer elenden Scarteke zu vertheidigen suchte. 6. Entdeckungen, Erfindungen und Bereicherungen in der Wundarzneykunst, welche im achten Zehend des jetzigen Jahrhunderts sind gemacht worden. Diese sind Levrets Instrument zur Abbindung der Nasenpolypen; Herbiniaux zur Abbindung der Mutterpolypen, Aitkens Maschine zur Heilung eines Bruchs des Schenkelbeinhalses etc. und als Notizen dem Wundarzte willkommen. 7. Kritische Anmerkungen über einige im J. 1782 erschienene chir. Schriften. Hier werden Theden und Richter, eine Disp. von Delius und Tode Bibl. angezeigt, dieser beißend getadelt, jene mit vollen Backen gelobt. 8. Einrichtungen und Anstalten, die das Studium der Wundarzneykunst betreffen. 9. Preißaufgaben. 10. Beförderungen und Promotionen einiger Wundärzte. 11. Todesfälle. 12. Bekanntmachungen. 13. Ankündigungen von Büchern. 14. Neue Bücher 1782. Zur Uebersicht des Ganzen dienen dergleichen Notizen allerdings; hätten aber nicht bessere Artickel diesen Platz einnehmen, wenigstens interessanter gemacht werden können?

Hr.

D. Ernst Anton Nicolai — in Jena, Fortsetzung der Pathologie oder Wissenschaft von Krankheiten. 2ter Band. Halle 1782. Hemmerde. 8.

Aus der Recension dieses Werks in den vorigen Bänden der Bibliothek, werden unsere Leser schon wissen, was sie etwa von der Fortsetzung desselben zu erwarten haben. Der Verf. scheint jedoch unsern Rath, die Belege und Beweise seiner Meynungen mehr aus neuern Schriften, als aus den finstern Zeiten des Aberglaubens etc. beyzubringen, genutzet zu haben.

Indwis

Inzwischen ist dieser Theil wieder beynahe eben so sehr gedehnt und in die Länge gezogen als die vorigen, und über 800 Seiten angewachsen. Da es nicht schwer wird, von einer oder der andern Krankheit unzählige Exempel bey Schiftstellern über eben dieselbe Materie zu finden, so läßt sich erklären, wie leicht es werden müsse, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man dergleichen einzelne Beobachtungen, oder Beschreibungen, von Epidedemien, als die von Finke S. 642. in extenso wieder liefert, oder namentlich abschreiben will. Dieser Theil handelt übrigens von den **Fehlern der Ausleerung der Milch**, also auch von Milchversetzungen aus dem Puzos rc. Ob das Friesel der Kindbetterinnen von der Milch herrühre, wo ihm Gastelliers Preisschrift noch unbekannt war. Sehr richtig wird S. 126. angegeben, daß nicht aller Ausschlag der Wöchnerinnen aus dieser Ursachen entstehn — daß es gutartigen und bösartigen Friesel gebe. Wöchnerinnen, die selbst säugen, seyn den Milchversetzungen unterworfen. Verschiedne Ursachen der Milchversetzungen. Eine nützliche Warnung, daß man nicht alle Zufälle im Wochenbette, mit den französischen und deutschfranzösischen Aerzten für Milchversetzungen à la Puzos erklären müsse, war hier am rechten Orte, und der Verf. wiederholt mit Recht die Einwendungen, welche Herr Crell gegen diese französische Lehre gemacht hat, ob er sie gleich hie und da zu widerlegen, und sich mehr auf jene Seite zu neigen scheinet. Die Bemerkungen der Engländer vom Kindbetterinnenfieber waren hier auch gut angebracht, um das Allgemeine der französischen Theorie zu widerlegen. Dann folgt ein gutes Verzeichniß der Schriften über die Milchversetzungen. Zuletzt von Fehlern der Milch. Das folgende Kap. handelt von **Fehlern der Ausleerung des Speichels**, wo wir jedoch, ohngeachtet der großen angeführten Verschiedenheit vom Speichelflusse, den nicht seltenen bey hysterischen Personen vermißt haben. Das 6te Kap. von **Fehlern der Ausleerung der Galle**. Von Gelbsucht, ihrer Entstehungsart, wo die Meynungen verschiedener Schriftsteller untersuchet werden, und alle mögliche Arten von Ursachen, auch die von Brünning, vortrefflich bestimmt, aufs genaueste angezeigt. Besonders lange beschäftigt er sich mit Herrn **Marcard**, nicht als wann er eine Pathologie, sondern eine eigne Theorie von Gelbsucht schreiben und alle vorige Hypothesen darüber prüfen müste, aber man höre nur wie. Nachdem ihm einige andre Meynungen, wie die Gelbsucht entstehe, da die

Galle

Galle durch den Stuhlgang abgehet, nicht gefallen, setzt er seine eigne hinzu: ich erkläre den Abgang der Galle durch den Stuhlgang bey der Gelbsucht, nicht aus dem Einsaugen der Galle durch die lymphatischen Gefäße, sondern — von häufiger Ergießung der Galle in die Därme, davon nicht nur die Gelbsucht, sondern auch der Abgang der Galle durch den Stuhlgang entstehet. Da hat nun der Leser auf einmal das ganze Räthsel aufgelöset, die Galle geht durch die Gedärme weg, weil sie sich in die Gedärme ergießet, — völlig so wie Moliere seinen Arzt sagen läßt: Opium facit dormire, quia habet vim dormitivam. So klug waren wir vorher auch, werden viele Leser denken, wenn ich Wasser ausspeye, daß ich dann erst vorher Wasser im Munde haben muß, und man siehet, daß der V. noch immer in seinen eignen Erklärungen nicht glücklicher ist, als wir bey der vorigen Recension seines Werks gesagt haben. Um Morbus niger von Icterus niger zu unterscheiden, sagt er, jene Krankheit sey alsdenn zugegen, wenn die Farbe des Körpers schwarzbraun ist; der Speichel insbesondre sey so schwarz, wie eine Dinte, und die Zähne völlig schwarz überzogen. Wo hier nicht Morbus niger ein Druckfehler ist, so dienet diese Erklärung grade zur Verwirrung der Begriffe, da sie ohnehin Erscheinungen angiebt, die uns wenigstens bey sehr viel Exempeln dieser Krankheit niemals vorgekommen und fremde sind. Der Abschnitt S. 608. von Gallenkrankheiten, ist sehr ausführlich, und wird, zumal in den jetzigen biliösen Zeiten, wo jede von Pfannkuchen rc. entstandene Unbequemlichkeit Gallenfieber heißt, eifrig gelesen werden. Die Zusätze enthalten Bestätigungen aus Schriftstellern, unter andern aus Weikard und Fritzen, daß Eydexen und dergleichen im Menschen sich befinden können. Mit der Autorität aus den ältern Zeiten darf man es nun freylich so genau nicht nehmen, es gehöret sonst viel Köhlerglauben dazu, Gesners Geschichte für zuverläßig zu halten, daß einem Manne Schlangen und Eydexen, wenn er geschlafen, bis in den Mund heraufgekrochen, sich aber wieder zurückgezogen, wenn er sie habe anfassen wollen. Die Zusätze enthalten ferner Beschreibungen des Kindbetterinnenfiebers aus dem Hulme, Leake und andern Engländern.

Pr.

auch im deutschen Gewande nicht lieset und nicht lesen und nutzen kann — Der Uebersetzer will es deutschen praktischen Aerzten durch die Uebersetzung gemeinnütziger machen, wie er in dem Vorberichte sagt. Zu beklagen ist es, wenn er dies im Ernste sagt, da die Urschrift schon hierzu hinlänglich wäre. — Indessen sagt derselbe, er habe weder Zusätze noch Abkürzungen gemacht, und sey dem Urtexte möglichst getreu geblieben — Das beste hierbey ist noch, daß er die Apothekernamen so übersetzt hat, wie solche in Apotheken und Apothekerbüchern gebräuchlich sind. In der Uebersetzung der systematischen Namen der Gattungen und Arten der Pflanzen sey er meistens Herrn Prof. Planer, dem übersetzten Linneischen Planzensystem, und dem Reuß gefolgt.

D. Christ. Godfr. Gruners, Herzogl. Sachsen-Weimar- und Eisenach. Hofrathes und Prof. zu Jena 2c. Anleitung, Arzeneyen zu verschreiben — Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Heidelberg, bey den Gebrüdern Pfähler. 1782. in 8. 327 Seiten.

Dem Recens. mißfiel beym ersten Anblick dieses Buchs die Uebersetzung aus dem Lateinischen, da es zum Gebrauch akademischer Vorlesungen hauptsächlich, wie es der Titel besagt, bestimmt war; — allein wir wollen des Uebersetzers Vertheidigung selbst hören, wenn er in der Vorrede S. 13. sagt: „Diese Schrift nun gemeinnütziger zu machen, habe ich sie in die deutsche Sprache umgekleidet; ich hoffe nichts unnöthiges gethan zu haben, obschon die meisten deutschen Aerzte nur nach Uebersetzungen aus fremden Sprachen haschen. — Er beruft sich ferner auf Herrn Hofrath Gruner, welcher in seinem Almanach für Aerzte und Nichtärzte sagt: „Man übersetzt, ohne vorher zu prüfen, ob das ausländische Produkt Kosten und Mühe verlohne. Jedes elende Werkchen, das ein unbekannter Britte, ein armseliger Wundarzt oder empirischer Apotheker liefert, wird von Deutschlands Aerzten angestaunet, gerühmt, empfehlen, übersetzt und allgemein befolgt." Das alles läßt Recens. gern gelten, und Herr Hofr. Gruner hat durchaus recht, wenn er gegen die häufigen Uebersetzungen ausländischer Schriften eifert — allein ob dieses Buch im deut-

deutschen Gewande gemeinnütziger werde, als die Urschrift, daran ist sehr zu zweifeln, weil doch die Formul lateinisch geschrieben werden muß, und Recens. ist überzeugt, daß jeder denkende Arzt die Urschrift, wegen ihrer Vortrefflichkeit schon in Händen haben wird. Im Fall aber solche noch hie und da unbekannt wäre, so wollen wir hier nur noch kürzlich erwähnen, daß die ausgesuchtesten und mit vielem Menschenverstande zusammengesetzten Formeln aus den besten in- und ausländischen Schriftstellern, welche auch zugleich genannt werden, hier anzutreffen sind.

Ef.

4. Schöne Wissenschaften.

Die Schweden in Baiern, oder die Bürgertreue. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen. München 1783.

Eins von den historischen Stücken, die man jetzt Modestücke nennen könnte, weil unsere Schriftsteller daran viel Geschmack finden, welches die große Anzahl derselben seit einigen Jahren beweiset. Wir wundern uns nicht darüber, weil unsern rüstigen Scribenten ein guter Theil der Arbeit bey deren Verfertigung erleichtert wird. In Ansehung der Hauptanlegung des Plans, der Erfindung, finden sie vom Historiker vieles vorgearbeitet, so wie die Hauptzüge selbst in Ansehung der mancherley Charaktere der handelnden Personen von ihm gewöhnlich — mit einem oder anderm starken, wenn gleich oft einzigem Zuge vorgezeichnet sind. Die Hauptschwierigkeit bleibt, unsers Ermessens, bey dieser Art Stücken, die völlige Versetzung in die damalige Zeiten, Sitten und Denkungsart, in damaliges Costume, und alle Eigenthümlichkeiten der Personen in Reden und Handlungen. Wie sehr diese Schwierigkeiten von unsern neuern Schriftstellern überwunden oder ungehoben geblieben, ist hier nicht der Ort zu untersuchen, oder zu entscheiden, nur mögen wir das nicht unberührt lassen, daß es der Götze von Berlichingen, der Agnes Bernauerin, nur wenige giebt. Die Rede Gustavs im vorliegenden Stücke, scheinet Recens. nicht ganz dem Geiste damaliger Zeiten, und dem Charakter des Redenden angemessen. Auch enthält das

Stück wenige oder fast gar keine Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Charakterzeichnung. Bey allen die nemliche Leidenschaft: Vaterlandsliebe und Bürgertreue. Dazu bedarf es aber weder feiner Züge noch vorzüglicher Menschenkenntniß, sondern das Stück bekömmt dadurch eine auffallende Monotonie, und wird langweilig. Die sonst gute Scene zwischen dem sterbenden Albert und seinem Vater verliert auch dadurch sehr, daß der bereits agonisirende Sohn noch so lange Reden hält. So unnatürlich dies ist, so eine widrige Wirkung thut es ohnedem auf der Bühne, und jeder Zuschauer, der ohnehin nicht viel davon hört, bekömmt lange Weile, und wünscht dem Sterbenden ein baldiges Ende. Eben dieser Vorwurf trifft die letzte Scene, die indessen, durch Gustavs Rauhigkeit, noch einige Entschuldigung findet. Indessen mag, wie Sturz sagt, auch dieses Stück mitflattern unter den Ephemeren dieser Zeit.

Pusillana, ein Schauspiel in 4 Aufzügen von C. F. Sander, Lehrer am philantropinischen Erziehungs-Institute zu Dessau. Daselbst 1783.

Ein Schauspiel, hauptsächlich für Kinder bestimmt. Die sehr artige Dichtung ist kürzlich folgende: Pusillana, eine Insel in der Nordsee, von hohen unzugänglichen Felsen umgeben, hat Menschen, die nicht größer als Kinder sind. Eine Ueberschwemmung aller nordischen Gegenden im 5ten Sec. lehrt die Tradition die Pusillanen, soll die Insel vom Germanischen Gestade abgerissen haben, so wie England von Frankreich. Daher sprechen die Pusillaner noch immer deutsch, kennen deutsche Sitten und Sprichwörter. Ihr König Foll hat das traurige Schicksal blind zu werden, und Griffo, sein Leibarzt, schickt sich an, eine Reise ins Ausland zu thun, um Hülfe für diese Blindheit zu suchen. Er kommt, (in der That eine artige Benutzung dieses wahren Umstandes) zu Hamburg beym Dr. Mumsen ins Haus, macht die Bekanntschaft mit einem Schiffskapitän Kroch, der, weil er so schön spielt, ihn lieb gewinnt, und ihm den Namen William Croch giebt, und als er einsmals sein Schiff besieht, plötzlich die Anker lichten läßt, und mit ihm davon segelt. Untröstbar über sein Schicksal, lernt er auf eben dem Schiffe einen sehr geschickten Oculisten, Bernhard von Hügel, nebst dessen Bruder, Hans von

von Hügel, einen wahren M — Landjunker kennen. Er-
steren beredet er, als das Schiff in die Gegend von Pusillana
verschlagen wird, auf einem Boote die nahgelegenen unbekann-
ten Felsen zu untersuchen. Mit ihnen geht der dumme Hans,
und als sie gelandet sind, entdeckt Griffo dem Bernhard seine
Absicht, den König durch ihn operiren zu lassen, und wird
deshalb von ihm demselben vorgestellet. Nun ist aber ein sehr
altes Gesetz auf der Insel folgenden Inhalts: Wenn zufälli-
ger weise Europäer landen, so werden alle bis auf einen ge-
tödtet: und dieser eine bleibt ohne alle Hoffnung der Rückkehr
in Pusillana, wenn er ein nützliches Gewerbe versteht. Sonst
wird auch der Eine nicht geduldet. Nach diesem Gesetze ist
es um des armen Hans Leben geschehen; da aber sein Bru-
der Bernhard den König nicht eher operiren will, bevor nicht
der andere begnadigt worden, so macht das Gericht der Ein
und Zwanziger diesmal eine Ausnahme.

Eine artige Fabel, mit der sehr lehrreichen Nutzanwen-
dung für Kinder: daß Männer von Einsichten, Wissenschaf-
ten und Verdiensten allein würdige Mitglieder des Staats
sind. Der sonst gut gezeichnete Charakter des dummen sitten-
losen Hans scheint Recensent fast ein wenig zu roh; und er
zweifelt, ob es gerathen sey, junge Leute mit solchen Flüchen,
Schimpfnamen, und pöbelhaften Reden bekannt zu machen,
deren sich gleichwohl der Junker Hans augenblicklich bedienet,
und die nur gar zu leicht kleben bleiben.

Wf.

Lesbare Sachen beym Verdauungsgeschäfte und am Putztische. Zwanzig Begebenheiten. Petersburg und Leipzig, bey Dyk in Commission, 1783. 25½ Bogen. 8.

Unter diesem Titel hat jemand die Frechheit einige schmutzige
in schlechte Verse gebrachte Vademecumsgeschichten in Gesell-
schaft anderer bekannten längst gedruckten Stücke (z. B. der
Inoculation der Liebe, von dem Herrn von Thümmel) ohne
die Namen der Verfasser zu nennen, auftreten zu lassen.

G.

 Die

Die Gedichte Ossians neuverdeutschet. Tübingen, bey Heerbrandt, 1782. 1 Alphabet 9 Bogen, groß 8vo.

Nach so manchen deutschen Verdollmetschungen einzelner Gedichte Ossian's, und nach einer zwiefachen Uebersetzung seiner Werke von Denis und Harold, möchte man sich verwundern, eine abermalige Verdeutschung derselben zu sehen. Selbst bey dem, der jene beyden Uebersetzungen nicht für mangellos hält, und sich das Ideal einer bessern bilden kann, wird wenigstens die Hoffnung entstehen, der Verfasser der gegenwärtigen Arbeit werde seine Vorgänger übertreffen, und sich aus Selbstgefühl dieser Ueberlegenheit an dieselbe gewagt, oder wenigstens durch die Ueberzeugung davon zu ihrer Bekanntmachung entschlossen haben. In dieser Hoffnung wird man durch die Vorrede des ungenannten Uebersetzers bestärkt, worin er von Herrn Denis Arbeit als von einer völligen Entstellung der wahren Sprache Ossians, und von Herrn Harold's Verdeutschung noch verächtlicher spricht. Seine eigene Arbeit giebt er freylich auch nur für einen Versuch aus, den er vor mehrern Jahren zu seinem eigenen Vergnügen und Gebrauch unternommen habe. Diese bescheidene Aeußerung war dem Recensenten nach jenem vorausgeschickten scharfen Tadel etwas unerwartet.

Wir hatten die beyden gedachten vorigen Uebersetzungen nicht gleich zur Hand, um sie mit der gegenwärtigen zusammenzuhalten; aber wir haben sie — weil das uns auch das sicherste und gerechteste Verfahren dünkte — mit dem Original stellenweise verglichen; und diese Vergleichungen haben uns in der That sehr wenig befriedigt. Nicht nur der ganze Ton und Styl hat zu wenig von der so numerösen Schönheit des Englischen; auch der Sinn ist nicht selten verfehlt, und die Bilder des Dichters sind oft, gewiß nicht zu ihrem Vortheile, bis zur Unkenntlichkeit abgeändert. Nur ein Paar Proben von beydem. Der Uebersetzer scheint sich das Zusammendrängen des Ausdrucks fast durchaus zum Gesetze gemacht zu haben; vermuthlich, weil er Fülle und Kürze für eine der wesentlichen Schönheiten seines Originals hielt; aber mit dieser Fülle und Kürze noch nicht zufrieden, verengte und preßte er die Begriffe manchmal noch mehr, und sein Ausdruck wurde darüber hart, unverständlich, und oft sogar, anstatt nachdrück-

drücklicher zu werden, unedel und kraftlos. So steht z. B. S. 5. Diestelnwieger für: that bendest the thistle; S. 31. Der Schildkönig für: the King of shields; S. 36. einbgemal, die Ruhehöhle, für: the cave of rest; e. d. sein Schlachtarm, für the right hand of his battles; und S. 173. wird chief of peace durch Friedens-Hauptmann übersetzt. Eben alle diese Wörter mit Genitiven der Beschaffenheit oder Eigenschaft, sind in Ossians Schreibart weit charakteristischer, als alle zusammengesetzten einzelnen Wörter, die sich, auch mit minderer Härte als die angeführten, in ihre Stelle setzen ließen. — Zuweilen vermißten wir die edle Einfachheit und Kunstlosigkeit des Ossianischen Styls, und trafen auf unnatürliche und gesuchte Ausdrücke. Z. B. S. 6. „kein Wort erklang" wo im Englischen bloß steht: no words *came forth*. S. 16. im Englischen: there no dark deed wandered in secret, ist übersetzt: „nie von einer schwarzen That im Geheim bewandelt." S. 35. steht: zum Mond erglänzen, welches Niemand verstehen wird, für: „dem Mond entgegen glänzen." S. 36. die Söhne des Einfalls, für: the sons of battle. — Zuweilen sinkt der Ausdruck wieder zu sehr ins Platte: S. 7. z. B. wird young wandrer of the field gegeben: „mein Knab, ein junger „Springinsfeld." S. 18. „Da zog er einen Pfeil aus „seiner Lende;" im Englischen: he drew an arrow from his side. — Dazu kommen noch hie und da ungrammatische Provinzialismen; z. B. nimmer zum öftern für nicht mehr; S. 15. zeucht für zieht eure Schwerdter! u. a. m. — Daß auch der Sinn zuweilen ganz verfehlt sey, davon nur ein Paar Beyspiele. Gleich auf der ersten Seite wird: roll back his soul *to* the bard! sehr unrichtig übersetzt; rufe des Barden Seele zurück! Und ebendaselbst steht die See Lochlin für Lochlin of the Lakes, ungeachtet die Note, daß Lochlin der celtische Name Skandinaviens sey, gleich darunter gesetzt ist. S. 6. wird dweller of battle's wing sehr falsch durch Hauptmann des Flügels verdeutscht; und S. 35. he *sets* far distant like a meteor, durch: ferne sitzt er nun u. s. f. anstatt: weit in der Ferne geht er unter, verschwindet er. — Die Lieder von Selma hat der Uebersetzer in der Göthischen Uebersetzung aus Werthers Leiden abdrucken lassen. Die Nebeneinanderstellung ist der seinigen eben nicht günstig; auch hätte er doch vorher das Original damit vergleichen sollen, um einige Unrichtigkeit daraus weg-

 zu-

zutilgen. So sind z. B. die Worte S. 156.: „mit dir wollt ich fliehen, verlassen Vater und Bruder, die Stolzen!“ ganz was anders, als im Original: with thee would fly, my father! with thee, my brother of pride! „Mit dir möcht' ich fliehen, mein Vater! (oder: der du mir Vater wärst!) mit dir, mein Bruder des Stolzes!“ d. i. der du nur Bruder wärst, auf den ich stolz seyn könnte! Und S. 159. ist: thy face was calm as the breast of the lake, nicht: „ruhig war deine Brust, wie der See;“ sondern, dein Antlitz war so ruhig, wie die Brust, das ist; die Oberfläche des Sees.

Von den Anmerkungen Macpherson's sind nur einige mit aufgenommen, denen der Uebersetzer etliche eigene, wenig beträchtliche, beygefügt hat. Als Anhang sind zuerst noch einige für Ossianisch ausgegebene Gedichte beygefügt; zwey davon, nämlich Bosmina und Ossians letztes Lied, aus der Haroldischen Uebersetzung. Dann folgt die bekannte Abhandlung Macpherson's über die Aechtheit der Ossianischen Werke, und ein kurzer Aufsatz des Uebersetzers über den nämlichen Gegenstand, der sich, seit den neuesten Streitigkeiten englischer Kunstrichter darüber, noch sehr erweitern und berichtigen ließe.

Fr.

Liebrecht und Hörwald, oder: So geht's zuweilen auf dem Lande. Ein Schauspiel in drey Aufzügen, bearbeitet nach Shakespear von Carl von Eckhartshausen, Hofrath und Büchercensurrath rc. München, bey Strobl, 1783. 7 Bogen, in 8vo.

Die Raubvögel, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, von Emanuel Schikaneder. Salzburg, bey Mayr, 1783. 7 Bogen, 8.

Die vergiftete Traube. Ein Trauerspiel in Einem Aufzuge, mit doppelter Katastrophe rc. Von einem Soldaten. Prag, bey Gerle, 1783. 3½ Bogen. 8.

Der

Der Rekrut. Ein deutsches Schauspiel mit Gesang, in fünf Aufzügen, von J. G. Hagemann. Hamburg, bey Reuß, 1783. 5½ Bog. 8vo.

So ziemlich von einerley Werth! Das erste ist ein gar zu elendes Stück, und noch dazu in Baierischem Provinzial-Deutsch geschrieben. Schon die Zueignungsschrift läßt sich nicht ohne Ekel lesen. Es ist doch wahrlich nicht erlaubt, sich so in die gelehrte Welt zu wagen, wenn man nicht einmal eine einzige Zeile ohne grobe Sprachfehler schreiben kann.

Was die Raubvögel betrifft, so sind Schikaneder und Salzburg schon zwey Namen, die vorausdeuten, was man zu erwarten hat, und diese Erwartung hat der Verfasser noch zu übertreffen gewußt. Ein deutscher Schauspieldirektor, der seine Sprache weder reden noch schreiben kann, ist heut zu Tage keine seltene Erscheinung; aber daß ein solcher Mann, bey der Menge von Stücken, die er täglich lieset, nicht mehr Gefühl bekömmt, als daß er das Publikum mit einem solchen Gewäsche heimsuchen mögte — das ist nicht zu verzeihen.

Die vergiftete Traube ist Soldatenarbeit, und ein so äußerst mattes elendes Stück, daß man dergleichen zwölf in einem müssigen Tage schreiben könnte.

Sollte der Rekrut (welches der Himmel verhüten wolle!) je aufgeführt werden; so wünsche ich dem, der die Rolle des Herrn Hafner macht, eine gute Lunge, um die ungeheuren Monologen mit den unzähligen Arien hintereinander her zu haspeln. Was für läppisches Zeug man doch lesen muß! Man höre nur den Anfang des rührenden Duetts Seite 68.

M. H. Jetzt, o Himmel, gieb mir Kräfte,
Daß ich meinen Sohn bekehr.
H. Ach, das schwerste meiner Werke,
Ach, wenn's überstanden wär!

Vermischte Aufsätze zum Nachdenken und zur Unterhaltung. Erster Theil. Dessau und Leipzig, Buchhandlung der Gelehrten, 1783. 29 Bogen, in 8vo.

Samm-

Sammlungen von der Art sehen einer Finanzoperation nicht unähnlich. Bekannte Anekdoten von großen Männern, ziemlich langweilig und undeutsch vorgetragen, einige leidliche Gedichte von verschiedenen Verfassern, Uebersetzungen und Auszüge aus allgemein bekannten Büchern, Erzählungen von der gemeinsten Art und dergleichen. — Ja! wer wird nicht, wenn er diese sammeln will, so viel Bände herausgeben können, als Tage im Jahre sind, und auch hie und da das Glück haben, ein leidliches Stück mit unter zu liefern? Aber ist das, bey der unerträglichen Menge von Büchern, die jetzt herauskommen, zu verantworten? Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, welcher sich Lilienfeld unterschreibt, will dieselbe tapfer fortsetzen, so lange noch jemand lesen mag — Das ist hart — Wirklich sind in diesem Bande manche zu elende Stücke, z. B. das Raisonnement über Homer und Ossian. Ich will nur Eine Stelle anführen. Es heißt: Homers Helden wären uninteressante Leute; die Griechen hätten überhaupt keine andere Tugend als die Tapferkeit gekannt — Welches Gewäsche! Sind nicht die Helden in der Odyssee fast auf jeder Seite dieses unsterblichen Werks, wegen ihrer Großmuth, Gastfreundschaft, Gerechtigkeit, Gottesfurcht, Treue, Freundschaft; die Weiber, wenn sie keusch und fleißig [illegible]d; ist nicht so mancher wegen seiner Geselligkeit und Be[illegible]samkeit gelobt? Sind nicht manche häusliche Scenen mit [illegible]er so herzergreifenden Simplicität geschildert, daß jeder [illegible]t ganz verderbte Mensch davon gerührt werden muß?

Ein gar lächerliches Produkt ist der Prolog Seite 370. zu Emilia Galotti, bey Gelegenheit als eine Gesellschaft von vier Liebhabern das ganze Trauerspiel mit allen Rollen zum Zeitvertreib für die Zuschauer (vermuthlich auf einem Jahrmarkte) aufführten.

Unter den Aphorismen Seite 87. ist jämmerliches Zeug.

Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel von Friederich Schiller. — Nam id facinus inprimis ego memorabile existimo, sceleris atque periculi nouitate. Sallust vom Katilina. Manheim, bey Schwan, 1783. 12 Bogen. 8.

Es ist zu bedauern, daß dieser junge Mann nicht mehr Erfahrung hat von dem, was Wirkung bey der Vorstellung thut, und daß er nicht mehr Studium und Fleiß an die Ausfeilung wendet. Jetzt wollen wir ein wenig ins Detail einzelner Scenen und Charaktere gehen. Anfangs scheint nicht nur, nein ist Fiesco wirklich verliebt in Julien. (Man lese nur das Ende des 4ten Auftritts im Isten Aufzuge) und daß er hernach diese seine Leidenschaft als Verstellung, als ein Kunststück ausgiebt, kömmt — nicht unerwartet, sondern gänzlich unvorbereitet. Der Charakter des Mooren ist bis gegen das Ende sehr gut gezeichnet; aber seine Kaltblütigkeit bey der Cärimonie, da er aufgeknüpft wird, (Vter Aufzug 10ter Auftritt) ist gegen die menschliche Natur.

Verrina's Fluch über seine Tochter (Seite 37.) ist genugsam empörend. Die Gräfin Julie behandelt (Seite 42.) Leonoren so grob, als doch wahrlich keine feine Koquette von Stande thun könnte. Die Sprache im Ganzen ist zu bilderreich, zu voll von Wortspielen und Gleichnissen — Der Fehler aller neuern seynwollenden Shakespearschen Nachahmer — Fiesco war bis zum Ende des IIten Akts ein schätzbarer Mann, ein siegender Kämpfer gegen seine Leidenschaften. Warum konnte er nicht also bleiben? Gewiß hätte das Stück dennoch so viel Interesse haben, ja! von manchen Fehlern befreyet werden können. Der IIIte Aufzug vom 3ten Auftritte an, gefällt dem Recensenten am besten. Der 5te und der 6te Auftritt des IVten Aufzugs wird wegen der doppelten Scenen schwerlich gut darzustellen seyn. Der 12te Auftritt und der Anfang des 13ten sind interessant, aber dann wird Fiescos Begegnung gegen Julien pöbelhaft grob, eines so feinen Mannes unwerth. Die jungen Schriftsteller nach neuer Mode glauben immer, was plump ist, wäre stark. Unnatürlich ist es, (Vter Aufzug 8ter Auftritt) daß Bourgognino seine Bertha nicht gleich erkennt. Warum muß die arme Leonore (11ter Auftritt) so jämmerlich umkommen? Wir reden hier nicht der sogenannten poetischen Gerechtigkeit das Wort; aber so etwas ist gar zu unnatürlich. Daß sich Fiesco so leicht über diesen entsetzlichen Verlust tröstet, (13ter Abschnitt) ist nach dem wie man den Mann anfangs gesehen hat, unwahrscheinlich.

Der Verfasser hat gute Talente, aber sie bedürfen Ausbildung. Abentheuerliche Dinge sind nicht Zeichen von Genie.

mehr, dazu sind Sie nicht gebohren; befleißigen Sie Sich als Jurist etwas rechtes zu lernen, womit sie künftig dem Vaterlande dienen können, so werden die Ihrigen Freude an Ihnen haben, und Sie selbst werden sich noch im späten Alter, meiner als eines unbekannten Freundes erinnern.

Rz.

Bagatellen von Anton-Wall. Erstes Bändchen. Leipzig, 1783. 8. 16½ Bogen.

Der Verfasser giebt in einer Art Vorrede die Versicherung, daß diese Bagatellen weder übersetzt noch umgearbeitet, noch entlehnt sind, der Fall muß doch also in der Büchermacherwelt vorgekommen seyn; er droht übel zu werden, wenn man irgend eine derselben eines zweymaligen Durchlesens würdig achte. Was man doch nicht alles sagt, wenn man Autor ist! In diesem Bändchen ist folgendes enthalten: 1) die Kirmes oder der Brautwerber, ein Lustspiel in zwey Aufzügen — woher das Ding wohl die Aufschrift haben mag? Der Dialog ist gut, denn den scheint der Verfasser in seiner Gewalt zu haben, aber die Handlung schleppt sich doch gar langsam fort, so langsam — 2) Antwort aus der geheimen Geschichte einer Residenz, ist eigentlich ein Stückchen aus einem Roman. 3) Omer, eine morgenländische Erzählung. 4) Der Beytrag zur Gesichterkunde — laßt uns doch dieses gut gemachte Wort künftig aufnehmen — ist gut und dokumentirt das Unsichere der Lavaterschen Wissenschaft. 5) Der Maulwurf, eine Phantasie, ganz herrlich! viele Wahrheiten spielend gesagt, und Stoff zu weiterm Nachdenken — reichlich geen. 6) Ursprung der Küsse, kann in einer n.untern o vertraulichen Gesellschaft einen Scherz abgegeben haven, gehört aber nicht hieher, ohnerachtet manches Mädn es zweymal lesen wird. 7) Baruch, der Schuler der isheit, eine morgenländische Erzählung von einem Narren, der außer der Reihe weise und glückselig seyn wollte, dieses würde ein eben nicht unzierliches Anhängsel zum Candide machen. 8) Abu, ein Mährchen, der es brauchen konnte und sollte, wird es schwerlich lesen. 9) August, eine wahre Geschichte, warnendes Beyspiel der natürlichen Bestrafung der Koketterie; das mögen alle geistige, witzige, und dabey unschuldige Mädchen zwey und mehr mal lesen, es ist zwar schon oft

oft gesagt und geschrieben, aber es kann nicht oft genug gesagt werden. 10) und 11) Ein paar Dialogen — das ist eigentlich des Verfassers Fach, und wir wollen uns freuen im zweyten Bändchen mehrere zu lesen.

Die Silhouettentrauung, oder was vermag ein Schnurrbart nicht. Ein Lustspiel in drey Aufzügen von Heinrich Reinicke. Leipzig, 1783. 8. 7 Bogen.

Diese Bogen hätten nur immer im Manuscripte bleiben können. Es ist nichts weniger als ein Lustspiel.

Herr John mit seinem: so zu sagen, ist eine schlechte Nachahmung von dem Sattler in: Nicht mehr als sechs Schüsseln, und Tapfer von Lessings Wachtmeister. Die Anglomanie zeigt sich auf dem Titel. Hexerey kömmt nun gar nicht darinnen vor, aber die Menschen handeln ganz anders als im gemeinen Leben. Ein preußischer Wachtmeister muß nach Hamburg Courier reiten, um des daselbst auf Werbung liegenden Rittmeisters Stammtafel zu hohlen, die doch durch Henriette, eines Kaufmanns Tochter, häßlich unterbrochen wird. Man wird uns nicht zutrauen, als wenn wir die Heyrath eines Rittmeisters mit einem wohlgezogenen bürgerlichen Mädchen für etwas Unschickliches halten, aber da doch nun einmal die Rede von einer Hochadelichen Stammtafel ist, so hätte das Costume beybehalten werden müssen. Die Episode mit dem Feldprediger und Klärchen ist unerträglich, denn statt eines naifen Mädchens hat uns der Verfasser die Carricatur des einfältigsten Geschöpfes unter der Sonnen gezeichnet.

Der Decameron des Franz Argelati. Aus dem Italiänischen übersetzt. Wittenberg und Zerbst. 1783. Erster Band. 20 Bogen.

Eigentlich sind es 100 Erzählungen von zehn Personen in 10 Tagen — davon auch der Titel aus dem Griechischen gemacht ist. — Ohnmöglich kann man von einem Recensenten verlangen, daß er allen ausländischen Plunder kennen soll, er muß sich also diesesmal mit den Nachrichten behelfen, die

der Uebersetzer von dem Original gegeben. Freylich weiß man noch nicht viel, wenn man erfährt, daß Argelati ein Doktor der Rechten in Bologna gewesen, und daß er sein Buch im Jahr 1751. in 2 Bänden habe drucken lassen, aber das ist gerade alles was er, und mithin wir auch erfahren konnten.

Der Styl ist eben nicht der fließendste; öfters ist er, wie das pretieuse Original aufgeschrieben; manchmal sündigt er sogar gegen die Sprachregeln; die italiänischen Sprüchwörter sind sklavisch und wörtlich übersetzt, daß sie zum öftern des lieben deutschen Lesers wegen haben mit Noten versehen und erklärt werden müssen. Kurz, wenn der Uebersetzer nicht versicherte, daß das Original 1751. herausgegeben worden, so würden wir glauben, ein Produkt aus Harsdörfers Zeit vor uns zu haben.

Komisches Theater der Deutschen. Aeltere und mittlere Zeit. Herausgegeben von W. C. S. Mylius. Erster Band. Berlin, 1783. 8vo. 23½ Bogen.

Hast Recht, lieber guter Salomon, völlig Recht, daß des Bücherschreibens kein Ende sey; und wußtest nicht einmal etwas vom retouchiren, raccourciren, commentiren, emendiren, modernisiren, oder wie des Zeugs in ireu Alles heißen mag, wußtest nichts von der Allgemeinen Bibliothek, nicht, daß die Autoren böse wurden und dagegen sprudelten, wenn sie mit ihrem Kritikackel die Herren beleuchtete, und nach Stand und Würden beurtheilte — — doch wir wollen nicht in dem Tone der Vorrede anfangen, lieber anzeigen, was der Herausgeber willens ist, und dann kürzlich dessen Gedanken von dem Projekte und dessen Ausführung sagen. Die Zuschrift ist: der ewig unvergeßlichen Starken, der ersten Künstlerin Deutschlands. Das ewig ist nun freylich sehr relatif, weil es auch ewiges Hosenzeug giebt, das doch nicht hält; das Wort erste will auch ein Bisgen viel sagen, aber auch darum wollen wir uns nicht bekümmern, und diesen Streit andern auch ersten Künstlerinnen mit dieser ersten Künstlerin auszumachen überlassen. Des Herausgebers Gedanken sind in Gährung gerathen — Wiegleb mag entscheiden, zu welcher Art Gährung diese gehöre — genug der Gedanke gohr in ihm, ältere und

mittlere, gute oder wenigstens brauchbare Stücke unserer Bühne, nach dem rühmlichen Beyspiele der Engländer und Franzosen, dem deutschen Publikum in verjüngter Gestalt vorzuführen, und sie, dem veränderten Geschmacke gemäß, einzurichten. Das ganze Werk, nach vollendeter Gährung, wozu aber alle Patrioten in Breslau, Dresden, Hamburg, Gotha und Wien aufgefordert werden, soll nur 8 Bände stark werden, und darinnen will der Herausgeber von Gottsched bis zum Lessing alles zu retten suchen, was nur irgend der Erhaltung würdig ist.

Hier haben wir folgende Stücke: 1) Seltene Treue! oder: giebt's viel solcher Weiber? Lustspiel in 5 Aufzügen, nach Schlegel von Lotich. 2) So macht man kranke Weiber gesund! Lustspiel in einem Aufzuge, nach Gellert von Lotich. 3) Weiberkanäle die besten Kanäle. Lustspiel in drey Aufzügen, nach Krüger von Wagenseil. 4) Der glückliche Tausch! Lustspiel in einem Aufzuge nach Schlegel von Lotich. Sie hießen vorher: der Triumph der guten Frauen; die kranke Frau; die Kandidaten; und die stumme Schönheit. Wir haben gegen den Einfall nichts, und finden wirklich die abgezweckte Verbesserung in vielen Stellen. Daß wir sie nicht nach der Reihe angeben, leidet der Platz in kurzen Anzeigen nicht, und eine besondere Abhandlung darüber zu schreiben, verlangt wohl der Herausgeber selbst nicht, zumal die allgemeine Bibliothek ohnehin nur ein gar kleines Lichtlein in seinen patriotischen Augen ist.

S.

Gesellschaftstheater von der Verfasserin des Erziehungstheaters. Aus dem Französischen frey übersetzt von F. W. Gotter. I. Band. Leipzig, im Verlag der Dykischen Buchhandlung. 1783. 12 Bogen in 8vo.

Zwey Stücke sind in diesem Bande enthalten: der Verschlag in einem Akt; und der Liebhaber ohne Namen, in fünf Akten; zwey gar sonderbare possierliche Dinger, die man fragen möchte, wie sie zu der Ehre kämen, von einem Gotter übersetzt zu werden. Chev. Torville war mit Sophien, seiner Cousine von gleichem Alter, erzogen worden, und wird bey er

wachender Liebe gegen sie entfernt, kommt aber, als er hört, daß Sophie einen andern heyrathen soll, am Tage vor der Hochzeit eiligst vom Regiment zurück, sieht sie nicht, s[illegible] wird von ihrem Vater eingesperrt, doch in ein Nebe[illegible] gebracht, um aus Sophiens Munde, die man durc[illegible] Nachrichten gegen ihn eingenommen hatte, zu [illegible] daß sie ihn nie geliebt habe, und itzt mit den besten Cleanthen ihre Hand geben werde. Das Feuer einer [illegible]lichen gekränkten Liebe lehrt ihn nicht zu Sophien [illegible] [illegible]gen, sondern das geduldige Schaaf geht wieder in [illegible] Arrest, entspringt aber aus dem Fenster — ohne Bei[illegible] begegnet zum Glück der dienstfertigen Kammerjungfer, die anfangs in ihr Zimmer, und dann in das nämliche Ca[illegible] führt, (daher der Titel des Stücks) wo er sich ung[illegible] mit Sophien unterhält, und — die Wand spre[illegible] und [illegible]phien entführt! nein, sondern sie von ihrem Vater erhält. Nun wird er auf dem Theater sichtbar, aber statt so gleich auf seine so lang versagte Sophie zuzustürzen, f[illegible] erst Vater und Tante zu Fuß, und muß sich von dem [illegible] daran erinnern lassen ꝛc.

Wir enthalten uns, das zweyte Stück gleichfalls [illegible]zugehen. Bis zur Stupidität getriebene Mißverständn[illegible] und Verläugnung des gesunden Menschensinns in Nichtein[illegible]hung dessen, was sogleich zu errathen stund, und deutlich [illegible]nug markirt wurde, machen die Schwierigkeiten aus, die [illegible]lich mit zu weniger Schonung des weiblichen [illegible] frühe bey Lichte in dem Schlafzimmer der sittsa[illegible] bey zudringendem Volke, entwickelt werden. Haben [illegible] schlechte Originalstücke genug, daß wir solche noch [illegible] zu den Franzosen borgen? Das Eigentliche, das diese [illegible]ke zu Gesellschaftstücke machen, können wir auch nicht sehen.

Zf.

---

5. Schöne Künste. Musik.

Des Herrn Joseph Haydn Passionsmusik [illegible] [illegible]bat mater, mit einer deutschen Parodie,

nem Klaviermäßigen Auszuge, herausgegeben von Johann Adam Hiller. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1782.

„Bey der Menge großer und kleiner musikalischer Werke,“ schreibt Herr Hiller in der Vorrede, „die jetzt so häufig zum „Vorschein kommen, muß man allerdings eines gewissen „Nachtheils wegen, der der Musik dadurch erwachsen kann, „in Sorgen seyn. Auf einer Seite ist dieser Ueberfluß an „neuen Musikalien zwar ein Beweis der jetzt stärker gewor„denen Liebe zur Musik, als sie vor einiger Zeit noch war; „allein der Geschmack des Liebhabers ist dabey auch sehr in „Gefahr, eine falsche Richtung, und niemals eine Festigkeit „zu bekommen.“

Um diesem Uebel vorzubeugen, entschloß sich Herr Hiller, einige namhafte Werke aufzusuchen; ihnen, nach unsern Verfassungen, mehr Brauchbarkeit zu geben, und sie, in dieser Gestalt, öffentlich bekannt zu machen. Aus dieser wohlgemeynten Absicht erhalten wir auch das gegenwärtige vorzüglich schöne Werk. Recensent erinnert sich nicht, seit geraumer Zeit eines gesehen zu haben, welches den Namen eines Meisterstücks mehr verdienete, als dieses. Jeder wahre Kenner wird unser Urtheil mit der vollkommensten Ueberzeugung unterschreiben; wenn auch der Liebhaber für seinen noch nicht genug gebildeten Geschmack weniger Nahrung darinnen finden sollte.

So sehr sich Hayde in seinen übrigen sehr bekannten und allgemein beliebten Arbeiten für jeden Nichtkenner herabzulassen weiß: so ernsthaft, so erhaben, so voll wahrer Grösse erscheint er hier als Kirchenkomponist. Wir würden beynahe alle Sätze dieses Werkes auszeichnen müssen, wenn wir Beyspiele davon anführen wollten.

Welch ein feyerlicher, dem Endzweck entsprechender, würdiger und erhabener Gesang! Man höre zur Probe die Einzige nur: (pag. 20.) Matt ruft seine müde Seele ꝛc. Wer dabey nicht gerührt, nicht äußerst gerührt wird, kann auf Gefühl wohl wenig Anspruch machen. Kurz, alles entspricht dem Inhalte der Worte und dem Endzweck der Sache auf das vollkommenste. Auch sogar die langsamen Sätze, die der V. sonst gewöhnlich beynahe etwas zu lang ausdehnt, haben hier diesen Fehler nicht; wenigstens sind sie dem Recensenten

 nicht

nicht langweilig worden. Das einzige Doppelchor pag. 16. welches vielleicht Manchen ein wenig ermüden könnte, nehmen wir davon aus.

Es würde unverantwortlich seyn, wenn wir bey einem so vortrefflichen Werke Kleinigkeiten herausgrübeln wollten, gegen die sich allenfalls etwas einwenden ließe; daher übergehen wir sie ganz, und überlassen diese Mühe denen, die gern das Ganze darüber vergessen, wenn sie ein Paar verdeckte Oktaven ausspähen können. — Herr Hiller verdient aber nicht blos wegen der öffentlichen Bekanntmachung dieser Passionsmusik, sondern zugleich für die, den Worten mit so vielem Glück unterlegte deutsche Parodie, wovon er selbst der Verf. ist, unsern aufrichtigsten Dank. Wir glauben es gern, daß sich bey dieser Arbeit mehr Schwierigkeiten gefunden haben, als vielleicht Mancher, der nie einen ähnlichen Versuch gemacht hat, denken mag. Indessen muß es ihm Belohnung genug seyn, wenn er den Beyfall der Kenner hat; und den hat er gewiß. Auch mit dem Klavierauszug, welchen wir mit der Partitur verglichen haben, sind wir sehr zufrieden. Der Liebhaber hat mit keinen Schwierigkeiten zu kämpfen, und doch kann sich der Geübtere nicht über eine ekelhafte Leere beklagen. Nur wünschten wir, um der Schwachen willen, welche immer den größern Theil ausmachen, daß auch dem Duetto pag. 28. wo beyde Singstimmen zusammen kommen, und in zwey verschiedenen Reihen stehen, desgleichen dem letzten Chore noch ein besonderer Klavierauszug, so gut er sich machen ließ, beygefüget seyn möchte.

Dieses Umstandes wegen, dürfte das erwähnte Duett, und besonders das Chor, (wobey uns vorzüglich das gleich mit eingewebte Amen gefallen hat) vielleicht weniger gespielet werden, als es sonst geschehen würde; denn es erfordert schon viel Fertigkeit und Kenntnisse, aus den darüber stehenden Singstimmen einen Auszug herauszusuchen. Allenfalls hätten, in Ermanglung des Raums, bey dem Chore zwey und zwey Singstimmen, wie in Naumanns Lyra, in Eine Reihe gedruckt werden können.

Idamante, oder das Gelübde, ein musikalisch Drama, in Musik gesetzt, und als ein Auszug zum

Singen beym Klaviere, nebst einer Sonate, herausgegeben von Johann Heinrich Rolle. Leipzig, im Schwickertschen Verlage.

Herr Rolle ist unter den Musikfreunden so bekannt und beliebt, daß es ganz überflüßig seyn würde, wenn wir seine Verdienste um die Singmusik, und besonders um das geistliche Drama, hier auseinander setzen wollten. Das gegenwärtige gehört vielleicht nicht zu seinen neuesten Arbeiten, demohngeachtet enthält es gewiß immer noch so viel Schönes, daß es den Freunden des Gesanges viel Vergnügen verschaffen wird. Auch in diesem Werke, so wie in allen seinen übrigen, haben wir die Chöre vorzüglich schön gefunden. Den Gang der Rollischen Arien, die edle Simplicität und das Gefällige derselben, kennt man schon. In den Recitativen haben wir hie und da einige Kleinigkeiten bemerkt, worinnen uns die richtige Deklamation verfehlet zu seyn scheinet. Seite 7. hat der V. deklamirt: was klagt das Volk? Es sollte aber heißen: was klagt das Volk? Da hier das Volk nicht dem Könige rc. entgegen gesetzt wird. Auch sagt man nicht: zugetragen; sondern zugetragen. Seite 10. würde Rec. die von einer andern Person angeführten Worte des Königs: Mächtge Götter rc. nicht als ein Arioso, worinnen noch obendrein Wiederholungen des Textes vorkommen, haben vortragen lassen. (In Sulzers Theorie rc. kommen hierüber, unter dem Artikel: Recitativ, einige vortreffliche Bemerkungen vor, die wohl werth sind, daß sie jeder Singkomponist beherzige. Die Worte, welche der unsterbliche Sulzer zum Gegenstande gewählt hat, heißen: Betrübt ist meine Seele rc. Zwar beruft er sich blos auf sein Gefühl, welches er nicht zur Regel machen will; allein Recensent, und gewiß der größere Theil von Kennern und Nichtkennern, stimmte seiner Meynung bey.) Dagegen sind wir mit dem V. ganz einig, daß er die Worte pag. 12. O Vater, gieb den Göttern mich rc. als ein Arioso singen läßt: denn hier machte es die Empfindung der singenden Person nothwendig. Seite 14. ist der grammatische Accent auf dem Worte Angesicht verfehlet. Man sagt nicht Angesicht; sondern Angesicht. Die erhöhte Note auf der Sylbe An ist hier, nach unserer Meynung, nicht zureichend, da das Taktgewicht und die neue Harmonie der Sylbe sicht einen noch größern Nachdruck giebt. Seite 15.

steht der Accent bey den Worten: Laß in Erfüllung gehn, nicht am rechten Orte. Es darf nicht heißen: Laß in Erfüllung gehn, sondern laß in Erfüllung gehn. Eben so sagt man S. 27. nicht aufzuhellen; sondern aufzuhellen. S. 35. muß deklamirt werden: ergießet sich in jede Brust, und nicht: ergießet sich in jede Brust. S. 37. hätte nach den Worten: ganze Ströme Zähren, da der Sinn des Textes noch nicht geendiget ist, kein förmlicher Einschnitt in die Harmonie und Melodie angebracht werden sollen. Seite 38. liegt der Nachdruck bey den Worten: ein jeder an des andern Brust, auf dem einsylbigen Worte an, welches uns ebenfalls unrichtig zu seyn scheint. Wir wissen, daß Herr Rolle jetzt richtiger deklamiret, als ehemals; daher wundern wir uns, wie er diese kleinen Fehler, die einem geübten Ohr anstößig sind, bey der Verfertigung des Klavierauszugs hat übersehen können. Am Ende befindet sich noch eine Sonate, die den Klavierfreunden willkommen seyn wird.

Gk.

---

6. Romanen.

Briefe der Julie, Tochter des Kaisers August, an Ovid. Eine Handschrift, welche in dem Herkulan gefunden worden. Nach einer englischen Uebersetzung. Frankf. und Leipzig 1783. 7 Bogen in 8.

Recht gut hat der ungenannte Englische Verfasser den durch einige Stellen Ovids selbst bestärkten Verdacht, daß ein geheimes Verständniß mit der Livia diesem unglücklichen Dichter die Verbannung zugezogen habe, genutzt, um daraus in einer Reihe von Briefen der Julie einen Roman zu verfertigen, und ihm durch die auf dem Titel angegebene Erdichtung ein antikes Ansehen zu geben. Julie trägt dem Dichter in dem ersten Brief ihre Liebe an, mit Verschweigung ihres Namens: er dringt endlich auf eine Zusammenkunft mit seiner Geliebten, und sieht nun, daß es Julie ist. Julie soll den Tiber heyrathen — das giebt ihren folgenden Briefen mehr Feuer, mehr Interesse

Interesse. Endlich wird ihre Liebe verrathen. Im letztern Brief entdeckt sie, was über ihn beschlossen ist, und nimmt Abschied — aber dieser Brief ist für ihre Lage, und für die Lebhaftigkeit ihrer Empfindung zu kalt. Wenn wir uns recht erinnern, ist das englische Original in den funfziger Jahren herausgekommen.

Zf.

Die Wallfahrt nach Loretto. Erster Theil. Berlin und Leipzig, bey Decker 1782. — —, Zweyter Theil. — — 1782. 8. zusammen 38½ Bogen.

Die Wallfahrt nach Loretto? Nun, die machte man wohl in einigen Winterabenden mit. Her damit. Es giebt vielleicht angenehme Unterhaltung von Wallbrüdern und Schwestern, und Wunderhistörchen aus Loretto. Aber, wer nicht selber da gewesen ist, oder sich doch von einem und dem andern Wallbruder was vorerzählen lassen kann, der wird hier nichts dergleichen vorfinden. Denn es ist ein bloßer Roman, darin eine Spanierin, Josefine, aus dem Hause Soserillos, die Heldin ist, die der Verf. schon vor ihrem zwölften Jahre mit dem heftigstem Triebe zum Klosterleben erfüllt. Da sie das einzige Kind ihrer reichen Eltern ist: so ist ihnen das ganz ungelegen, und sie wenden alle ihre Beredungskraft an, ihre Tochter von der vorgefaßten Meynung herunter zu bringen, als wenn nur in den Klostermauern ungeheuchelte Frömmigkeit wohnte. Vergebens. Denn durch die Nonne Marzia ward sie zu sehr in ihrem Vorsatze befestiget, als daß sie davon wieder abgehen wollte. Endlich gestattet ihr die ganze Familie noch 4 Jahre Zeit zum überlegen. Je mehr man ihr aber vorstellt: je unbeweglicher beharrt sie auf ihrem Vorhaben, mit welchem dann Karlos, der ihr zum Gemahl bestimmt war, freylich nicht zufrieden seyn wollte. Zwar ward er ihr Freund: mehr aber auch nicht; nicht ihr Geliebter, so eifrig er sich immer bestrebte, es zu werden. Er mußte nachgeben. Inzwischen ward ihr ein Bruder gebohren: und nun erklärt sich alles der Ausführung ihres Entschlusses günstig. Sogar ihre Großmutter, Maria di Lukka, wird ihre Gesellschafterin auf der Wallfahrt nach Loretto, zu der sich Josefine durch ein Gelübde verbunden hatte. Hier ereignete sich ein eben nicht ungewöhnliches Wunder.

Ein Pilger nämlich, Marko, eigentlich Gonsalvo di Perez, dessen Vater in Feindschaft gegen das soferillische Haus lebte; verliebte sich in Josefinen, (bereits in Madrit hatte er sie geliebt, doch ohne daß sie selbst davon wußte,) und er gefällt ihr. Nachdem sie ihr Gelübde vollbracht, kam sie, ohne ihre Großmutter, die in Loretto gestorben war, wieder nach Madrit, grade den Tag nach dem Tode ihrer Mutter Morera. Dieser traurige Zufall dringt sie, ihr Probejahr anzufangen. Bald aber lernt sie, so gar im Kloster, glauben, daß auch außer dem so genannten heiligen Leben Glück und Heil zu finden wären: und heyrathet, mit allerseitiger Zufriedenheit, ihren vorgezogenen Marko. Wers nicht glauben mag, lese es einmal auf seine Kosten, wenn er anders will, und nur keine Erzählung von Wallfahrten, Wundern und Merkwürdigkeiten aus Loretto erwartet.

V.

Der empfindsame Maurus Pankrazius Ziprianus Kurt, auch Selmar genannt. Ein Moderoman. Vierter und letzter Theil. Erfurt, 1782. 8. 30 Bogen.

Der Verfasser unterschreibt sich in der geharnischten Vorrede dieses Theiles Christian Friedrich Timme. Lieb wäre es Recensenten gewesen, wenn er hübsch seinen Stand und Wesen mit dabey angezeigt hätte, denn von Meuseln ist erst der erste Theil wieder heraus, und wenn man 5 – 6 Meilen von allen Buchhandlungen entfernt ist, so kann man die sa genannten Nova litteraria nicht leicht erfahren. Der V. hätte nur die garstige Vorrede weglassen sollen; man sagt ja, daß sich ein [illegible] rm krümme, wenn er getreten wird, und der Verfas[illegible] l, daß ein Narr, der kurirt werden soll, nicht einmal [illegible] es Maul machen soll, würklich ein bischen zu viel ver[illegible] Von dem Buche selbst müssen wir bekennen, daß sich der [illegible] al in diesem letzten Theile schier selbst übertrifft. Nie sind [illegible] ol die Empfindler lächerlicher gemacht worden, als eben in diesem Theile. Haben Eltern oder Erzieher einen Sohn, Tochter oder Zögling mit so gespannten Nerven, so lasse man sie nur dieses Buch lesen, werden sie nach dessen Durchlesung nicht geheilt, so ist ihnen wahrlich nicht zu helfen.

sen, und man denke bey Zeiten auf eine Lebenslange Unterhaltung in einem Spitale.

Fritz von Pappelwald, von Christian Friedrich Peschek. Wien, 1783. 8. 20 Bogen.

Was der Verfasser eigentlich in seiner Dedications-Epistel an Herrn Bernhard Friedrich Behling in Zittau hat sagen wollen, soll von uns unverrathen bleiben, und das aus der sehr wichtigen Ursache, weil wir sie nicht verstehen. Der Inhalt des ganzen Werks ist folgender: Der Wohlgebohrne Herr Fritz von Pappelwald, wird in seinem achtzehnten Jahre, aus einem fleißigen Fuchsjäger, ein schwärmender Liebhaber, der das Fräulein von Lilienfeld, ein unbesonnenes Mädchen von 17 Jahren, verleitet, sich mit ihm in einem abgelegenen Wald zu verbergen, wo sie drey ganzer Wochen in aller Unschuld leben, und endlich wieder zu ihren Eltern gebracht werden. Um den jungen Herrn die verliebte Schwärmerey zu vertreiben, bekömmt er ein Fähnchen. Sein aus England angekommener Bruder wird in seine Braut verliebt und entführt sie, aber ihre Tugend wird durch einen von Hamburg nach London gehenden Engländer gerettet. Fritz nimmt seinen Abschied, reiset nach, trifft seine Geliebte wieder an, wird ein Kaufmann, und heyrathet sie. Seine Geschäfte veranlassen ihn zu einer Seereise. Auf der Rückfahrt wird er von einem spanischen Kaper aufgebracht, und durch Sturm auf ein fremdes Eyland geworfen, von wannen er doch, zur Freude seiner Frau, glücklich wieder nach London kömmt. Er muß aufs neue eine Seereise unternehmen, während welcher seine Frau bey ihm verleumdet wird. Er hält sie für untreu, schreibt ihr einen drohenden Brief und verläßt sie. Sie will sich durch Gift das Leben nehmen, erhält aber von einem Arzte statt dessen einen Schlaftrunk. Er überzeugt sich von ihrer Unschuld; nach ihrem Erwachen flieht sie zu ihren Eltern, und er reiset ihr, sehr natürlich, nach, wo sie nun, nach geschehener wechselseitiger Aufklärung, vergnügt zusammen leben. Recensenten deucht, daß er das ganze Ding, wenigstens die Anlage dazu, schon in einem englischen Magazin gelesen habe. — Doch man kann sich irren. Die naive Sprache, wornach der Verfasser sehr zu jagen scheint, ist ihm nicht gelungen. Mit Maschanerien

nerien ist er sehr freygebig, daher denn auch der ganze Roman sehr unwahrscheinlich ist.

Rz.

Lalala, Tralala. Ein Roman mit zween Titeln, worinne der Herausgeber mitunter ein Wörtchen redet. Eisenach, 1782. 8. 13 Bogen. Der zweyte Titel heißt: Minne und Harm eines Volksdichters. Eisenach, 1782.

Der Verfasser, welcher, um hin und wieder eine Note anbringen zu können, gewiß einerley Person mit dem Herausgeber ist, will sich in die launigte Lage des Yoriks versetzen, springt daher öfters aus dem Wege, thut links und rechts Ausfälle auf diesen und jenen angeblichen schönen Wissenschaftler, hauptsächlich auf die Volksliederdichter. Vielleicht irren wir uns, wenn wir sagen, daß das Ganze uns noch nicht so vollkommen verdauet zu seyn scheint. Da er inzwischen am Ende auch uns vielleicht zuruft: Hau nicht blutig, Kriticker! so wollen wir uns vor dieses mal alles fernern Beurtheilens enthalten, und erst sehen, was aus dem Kindlein werden wird. Er verspricht ja, daß nach Ostern 1783. das zweyte Bändchen treulich den Schluß machen soll.

Schulstaub und Hofluft, oder der glücklich gewordene Hofmeister. Eine neue mit allem Fleiß bearbeitete Uebersetzung des Baccalaureus von Salamanka, von Herrn le Sage. Zwey Theile. Leipzig 1783. 8. zusammen 41 Bogen.

Das Buch selbst ist schon längst, im Original sowohl als in der Uebersetzung, von dem ganzen Publikum und Lesewelt beurtheilet worden, mithin brauchen wir davon selbst nichts zu sagen. Da wir also nur das Daseyn dieser neuen Uebersetzung anzeigen, so können wir unsern Lesern versichern, daß das modernisirte Kleid dem Titel völlig entspricht, und die vorige Uebersetzung unnütz macht. Wir haben also wieder einen Roman mehr, der dem Gilblas von Santillana an die Seite gesetzt und jungen in die große Welt tretenden Leuten mit Zuversicht

versicht in die Hände gegeben werden kann, damit sie nicht Opfer der Arglist, der Schmeicheley und der thörichten Einbildung werden. Von wie viel Romanen kann man das sagen?

S.

Friedlieb Grumbach oder meine Geschichte als Dedication und Vorläufer an die schönen lesenden Damen zu Gernwitz, vor einen (einem) ganz neuen Roman von vierzig Bänden. Mit Silouhetten (Silhouetten) Germanien, 1783. 19 Bogen. 8.

Wenn der Verfasser dieses unsinnigen Zeugs durch einen Arzt wieder zur gesunden Vernunft zu bringen wäre, und es fände sich ein Mann, der die Cur übernehmen wollte; so wäre Recensent nicht abgeneigt, aus Menschenliebe die Kosten zu bezahlen, aber mit der Bedingung, daß er dann nichts mehr schriebe.

Lebenslauf meiner Tochter, Therese von Silberbach. Teutschlands edelsten Töchtern gewidmet. Zweyter und letzter Theil. Berlin, bey Maurer. 1783. 17 Bogen. 8.

Dieser Theil ist schlechter, leerer als der erste. Die Charaktere sind alle ohne Feinheit gezeichnet. Mit Einem Worte, wir hätten des ganzen Buchs, bey der Menge ähnlicher Schriften, gern entübrigt seyn können.

Julie von Hirtenthal. Eine Geschichte in Briefen. Dritte Sammlung. Mit der Silhouette des Normanns und der Julie. Eisenach, bey Wittekind 1783. 11½ Bogen. 8.

Aufrichtig, und mit Beziehung auf die Rezensionen der ersten beyden Theile, zu gestehen, so sind wir nicht böse darüber, daß diese Geschichte nunmehro ihr glückliches Ende erreicht hat. Es kommen solcher Schriften, durch welche man weder klüger noch

[illegible]phabeth stark. Gotha, bey Ettinger in Commission, 1783. 8.

Rahmin und Sigismunda, oder Größe und Schwäche des menschlichen Herzens. In drey Theilen, von Jos. Fr. Keppler. Wien, bey Sonnleithner, 1783. 8.

Rosenberg, eine baierische Klostergeschichte, in zwey Theilen. Frankfurt und Leipzig. 1783. 8.

Marianne Schönfels, eine lehrreiche Alltagsgeschichte, Zwey Theile. Berlin, bey Hesse. 1783. 8.

Die Tiefen des menschlichen Herzens. In Begebenheiten dargestellt. Weimar, bey Hoffmann. 1783. 8.

Herrliche Speise für Ratten und Mäuse! Es würde schwer seyn, aus diesen 10 Bänden zehn verständig geschriebene Seiten auszuschreiben. Wenn auch Amalia von Nordheim, wie in der Vorrede steht, ein Frauenzimmer zur Verfasserinn hat; so wird man dies kaum glauben. Die Charaktere dieses Ron[illegible] sind so grob angelegt, und die ganze Ausführung so [illegible] übereilt, daß es Mißbrauch von der bekannten [illegible] des deutschen Publicums gemacht heißt, solche Din[illegible]cken zu lassen.

In Rahmin und Sigismunde sind eine Menge un[wa]hrscheinlicher Abentheuer und Mordgeschichten gehäuft, und [illegible] viel, theils ganz wahre gemeine, theils langweilige [illegible]nements über allerley Gegenstände eingeschaltet.

In Rosenberg findet man bekannte, oft gesagte Dinge, bekannte oft geschilderte Scenen, in einer uninteressanten Geschichte vorgetragen.

Bey Mariane Schönfels hat es uns Mühe gekostet, uns durch das voluminöse Gewäsche hindurch zu arbeiten, um am Ende nach gutem Gewissen nichts weiter sagen zu können, als daß es eine höchst gemeine, langweilige, vermuthlich in äusserster Geldnoth geschriebene Geschichte ist.

Die

Die Tiefen des Herzens sind ein mittelmäßiges Produkt, in einem elenden Style, ohne Menschenkenntniß und ohne Geschmack geschrieben.

G.

Leben und die außerordentlichen Begebenheiten des Robinson Crusoe von York. II. Band. Aus dem Englischen der 15ten Ausgabe neu übersetzt. Nürnberg, in der Felßeckerischen Buchhandlung. 1783. 1 Alph. 9 Bogen in 8.

Nun können also die Freunde des Englischen Robinsons ihn ganz in dieser neuen fließenden Uebersetzung lesen. Dieser zweyte Theil, aus dem Campe nur zwey Abentheuer in seine Umarbeitung aufnahm, ihn aber übrigens so gut als Wezel völlig übergieng, ist ganz die Erfindung des englischen Verfassers, Dan. Defoe, der zu dem ersten Theile doch wenigstens an den Begebenheiten Alex. Selkirks eine wahre Grundlage hatte, und enthält Robinsons Besuchreise nach seiner Insel, und die Rückreise über Brasilien, Madagaskar, Bengalen, China, Siberien, Archangel und Hamburg. Er ist mit zwey niedlichen von Mayr gezeichneten und gestochenen Kupfern geziert. Man muß dem V. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß seine Erdichtungen so wahrscheinlich und so gut erzählt sind, daß man seinen Roman noch itzo gerne lesen wird. Gut wäre es aber gewesen, wenn man das Buch bey dieser neuen Ausgabe in einige Abschnitte, als Ruhepunkte zum Lesen, abgetheilt hätte. Hie und da scheint man doch diese Uebersetzung, die sich im Ganzen gut liest, eine zu große Anhänglichkeit an das Original anzusehen.

Geschichte der Sevaramben, aus dem Französischen übersetzt, vom Verfasser des Siegfried von Lindenberg. Itzehoe, bey Müller 1783. I. Theil 22 Bogen. II. Theil. 19 Bogen in kl. 8.

In den gegenwärtigen Uebersetzungslustigen und Romanreichen Zeiten, die so manchen vergeßnen Roman wieder haben aufleben lassen, wäre es würklich zu verwundern gewesen, wenn man

man nicht auch die Geschichte der Sevaramben wieder hervorgezogen hätte, um in einer neuen Gestalt unter andern verdeutschten Romanen ihr Glück zu versuchen. Da wir vielleicht nicht von allen Lesern der A. d. B. voraussagen können, daß sie das Buch entweder aus dem Original oder aus den ältern Uebersetzungen bereits kennen sollten: so wurde ihnen diese Anzeige unverständlich seyn, wenn wir nicht von dem Inhalt des Buchs selbst etwas sagen wollten. Die Geschichte der Sevaramben ist nichts mehr und nichts weniger als eine Utopia oder neue Atlantis — die Beschreibung eines erdichteten Landes, nach Beschaffenheit, Sitten, Religion, Gesetzen und Einrichtungen, es sey nun bloß zum Vergnügen, oder zur Begünstigung politischer Speculationen, und mit satyrischen Rücksichten auf unsre Sitten und Gebräuche. Das Buch erschien zuerst französisch, ob es gleich nach dem Titel aus dem Englischen übersetzt seyn sollte. Der wahre Verf. ist Veiras von Allais in Provence, (dessen Name durch Buchstabenwechsel Sevari, die Veranlassung zu dem Namen Sevarambia gegeben haben mag.) Im Jahr 1689. kam die erste deutsche Uebersetzung zu Nürnberg heraus, die 1717. wieder aufgelegt wurde. Es war eine Zeit, da man dem Verfasser gefährliche Absichten gegen die Religion beymaß, weil er heimtückische, verfolgende Priester aufführte, die betrügerische Wunder thaten, welche mit einigen Wundern Mosis Aehnlichkeit hatten, und weil er den Sonnendienst der Sevaramben, nach dem Dienst des wahren Gottes, für den vernünftigsten Gottesdienst hielt. Wir wollen nicht hoffen, daß die Ketzermacher unsrer Zeit diese Urtheile zum Nachtheil der neuern Uebersetzung wieder aufwärmen werden. In dieses Sevarambenland nun, das der V. unter den 40sten Grad S. B. setzt, läßt er einen Hauptmann Siden auf einem holländischen Batavia segelnden Schiff, nebst einigen hundert Mann, verschlagen werden. Hier wird er auf das bereitwilligste aufnmen, verpflegt, und mit der Landesverfassung bekannt macht, deren Grundgesetze Mangel des Geldes und alles rivateigenthums sind: alles ist dem Staat; jeder muß arbeiten, doch für den Staat, und erhält dafür alles, was er mit den Seinigen bedarf. Die gesammte Einrichtung verdankt das Land einem gewissen Parsen, Sevarias, der 1427 in demselben gelandet ist, um den Sonnendienst daselbst fortzupflanzen. Die Beschreibung nun dieses glücklichen Staates nimmt den größten Theil des Buches ein, und gewährt eine ange-

angenehme Lektüre, die durch einige eingewebte ganz artige kleine Romanen noch unterhaltender wird. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen. Sich in eine genaue Beurtheilung der poetischen Wahrheit einzulassen, ist bey einem so altem Buch nicht nöthig.

Zf.

---

7. Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie, Mineralogie.

Versuche mit Quecksilber, Silber und Gold — angestellt zu Guildford im May 1782, und beschrieben von James Price, Doctor der Arzneygel., Mitgl. d. Königl. Soc. d. Wissensch. Nebst einem Auszuge aus Boyle's Erzählung von einer Degradation des Goldes. Aus dem Englischen. Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1783. 8. 3 Bogen.

Dies ist die Beschreibung einer alchemistischen Geschichte, welche im vorigen Jahre die stille Wuth unserer deutschen Alchemisten zum starken Ausbruch veranlasset hat. Auch andere Dilettanten, die keine Alchemisten von Profession sind, liefen umher und kommandirten das ausgeloschene Feuer unter den philosophischen Oefen wieder anzuzünden, weil Price, der Wundermann, aufs neue dasjenige bestätiget habe, was bisher so kräftig verleugnet worden sey. Doctor Price nämlich hat in dem Londner Chronikle selbst angekündigt, daß er in Gegenwart vieler Zeugen Gold gemacht habe, und von dieser Ankündigung ist dies die Uebersetzung. Von der Geschichte selbst glauben wir den Auszug ersparen zu können, weil gewiß jedermann, der unsere Bibliothek lieset, auch sich erinnern wird, solchen bereits in den Gothaischen und Göttingischen gelehrten Anzeigen, wie auch im Göttingischen Magazin gelesen zu haben. Es war damals lustig anzusehen, wie der bey manchen Personen lange in der Brust eingeklemmt gewesene alchemistische Dunst recht kraftvoll ausgestossen wurde.

 Jetzt

Jetzt aber ist wohl offenbar, daß auch die deutschen Leser zu leichtgläubig gewesen sind. Dies kann eine kräftige Warnung seyn, künftigen Erzählungen ähnlicher Art nicht gleich Glauben beyzumessen. Denn es ist schon im deutschen Merkur für den Februar 1783. aus Pricens Erzählung selbst klar erwiesen, daß Dr. Price seine in dieser Sache unkundigen Zeugen hintergangen habe.

Dies war die erste Beurtheilung, welche in Deutschland öffentlich erschien, ehe man noch wußte, was man in England von dieser Erscheinung urtheilte. Nicht lange darnach aber wurde es bekannt, daß die vernünftigsten Engländer ebenfalls Betrug bey der Sache ahndeten. Die königliche Societät der Wissenschaften wurde dadurch veranlaßt, dem gelehrten und aufgeklärten Ritter, Kirwan, Auftrag zu ertheilen, diesen Vorgang genau zu untersuchen. Darauf fieng nun Price an, allerhand Ausflüchte zu machen, um die Untersuchung zu erschweren, die ohnedem nicht so vollkommen angestellet werden konnte, als es nöthig war, weil die betreffenden Versuche NB. nicht wiederholet werden konnten, da Price von seinem angeblichen philosophischen Verwandlungspulver vorgab, nichts übrig behalten zu haben. Dadurch gab er also sicher genug zu erkennen, daß er bey seinen Versuchen nicht ehrlich zu Werke gegangen sey. Wahrscheinlich muß man auch in England noch mehrere specielle Umstände des vorgegangenen Betrugs entdecket haben, weil verschiedene Mitglieder der Societät der Wissenschaften auf seine Verstoßung aus dieser Gesellschaft angetragen haben. Jedoch soll er endlich, durch Vorsprache anderer, und aus dem Grunde noch zur Zeit geduldet werden, weil doch noch die Akademie der Wissenschaften zu Paris einen Sage nicht verstoßen hätte. Dazu mag auch wohl das meiste beygetragen haben, daß er der königlichen Soc. versprochen, sein Pulver nochmals zu verfertigen, und die Versuche durch den Ritter Kirwan wiederholen zu lassen, wovon der Erfolg mit der Zeit entweder bekannt gemacht werden wird, oder wird, nach so vielem gemachten Lärmen nichts bekannt, so ist leicht zu erachten, was daraus folge.

Die

Die Richtigkeit der Verwandlung derer Metalle, aus der wahrhaften Begebenheit, welche sich im Jahr 1761. auf der Churfürstl. Trierischen Münzstatt zu Koblenz mit einem Adepten Namens George Stahl zugetragen hat. Beschrieben von dem damaligen Churtrierschen Münzdirektor, K. K. wirkl. Hofräthe, Herrn von M***. Leipzig, bey Böhmen. 1783. 8. 4 Bogen.

Stahl, zerrissen und zerlumpt gekleidet, schickt durch eine andere Person einen Zahn Silber zum Münzwardein zum probiren, wovon sich der Gehalt 9 Loth 5 Grän befunden hat. Aus Bedenklichkeit giebt Letzterer seinem Direktor Nachricht davon, der Stahlen vor sich kommen ließ, und sich mit ihm unterredete, wobey derselbe ganz erschrocken, mit blasser Farbe und niedergeschlagenen Augen eingestanden, daß Silbermachen seine geringste Kunst sey, und daß er auch eben sowohl Gold, und zwar aus Silber oder Kupfer machen könnte. Er fängt endlich gar zu weinen an, und erklärt sich für einen unglückseligen Menschen, der sich bey seiner Kunst Gold und Silber zu machen, doch nicht helfen könne, und daß er schon lange Zeit auf ihn den Direktor sein Augenmerk gerichtet habe, und da Letzterer in der Gnade des Churfürsten stehe, so könnte er ihn (Stahlen), seine Frau und Kinder glücklich, den Churfürsten aber und das ganze Land reich machen. Aus diesem Eingange wird schon jeder vernünftig denkender Leser erkennen können, daß Stahl ein rechter dummer Betrüger gewesen seyn müsse. Nach verschiedenen gemachten Gegeneinwürfen fügt derselbe die vermessene Betheurung hinzu, daß er, so wahr als Gott lebe, und es gewiß sey, daß Christus für uns gestorben sey, ein ehrlicher Mann wäre, und das Geheimniß Gold und Silber zu machen, besitze, und beruft sich auf eine anzustellende Probe. Diese wurde veranstaltet. Es werden 2 Loth 2 Quentchen Kupfer geschmolzen, und zwey Messerspitzen voll von einem graulichten Pulver darauf getragen, und davon ein 4 Loth 3¾ Quentchen schwerer Zahn erhalten, welcher also 2 Loth 1¾ Quentchen Zuwachs am Gewichte zeigte, dessen Gehalt bey angestellter Probe 8 Loth 9 Grän befunden wurde. Daraus urtheilt nun der Verfasser, daß es richtig und ausgemacht sey, daß Stahl ihn nicht betro-

 gen

gen habe, und ein Partikular besitze. — Wie viel Leichtglaube und Unvorsichtigkeit verräth sich aber nicht hierbey? Denn das aufgetragene Pulver ist weder nach der Schwere noch Gehalt probiret worden. Stahl bekam auch nach der Schmelzung den Zahn ehe in seine Hand, als er gewogen wurde, konnte ihn also sehr leicht verwechseln. Stahl wurde darauf beurlaubet, stellt sich aber am andern Tage wieder ein, und äußerte gegen den Verfasser, daß er in der größten Gefahr und Angst lebe, durch das Blut- oder Halsgericht zu Koblenz aufgehoben und ins Gefängniß geworfen zu werden, in welchem er schon vor etlichen Jahren gesessen, weil ihm (nach seiner Angabe) ohne Grund wegen angeschuldigter falscher Münzerey der Proceß gemacht werden sollen. Der Verfasser merkt auch dabey selbst an, daß die Sache für den Stahl nicht ohne Grund und Gefahr zu seyn geschienen habe. Demohngeachtet nimmt ihn der Verfasser als einen Münzmeister in Dienst und Pflichten! Ein Beweis von einer unbegreiflichen Verblendung, den wahrscheinlichsten Betrüger für einen ehrlichen Mann zu halten. Dies kann der Leichtglaube an die Goldmacherey bewirken; denn der Verfasser gesteht selbst ein, daß er noch größere Proben sehen, und das Geheimniß von Stahlen selbst zu erlangen suchen wolle. Es wird auch darauf, welches wohl zu merken ist, in Stahls Gegenwart eine größere Probe gemacht, die aber viel weniger reichhaltig ausgefallen, worüber Letzterer die Erläuterung gab, daß, jemehr er Pulver zusetzte, je besser der Gehalt ausfalle, und je weniger er nehme, desto ärmer würden die Silber; und damit ließ sich auch der Verfasser begnügen, und glaubte, daß alles seine Richtigkeit haben müsse.

Weil Stahl nun bettelarm, nackt und bloß war, und nicht einen ganzen Rock am Leibe, und keine Schuhe an den Füssen hatte, (ist es möglich, daß ein Mensch unter solchem Bilde einen Goldmacher vermuthen kann?) so kleidete ihn der Verfasser von Fuß auf, gab ihm auch Geld, solches seiner Frau und Kindern zu schicken. Stahl wurde aber liederlich, und soff sich nun Tag und Nacht voll, machte noch darzu, wenn er nicht Geld genug bekam, auf den Verfasser aller Orten Schulden. Und immer noch bildet sich Letzterer ein, an der Richtigkeit des Geheimnisses keine Ursache zum Zweifel zu haben! Diese Sache wird endlich dem Churfürsten vorgetragen, und darüber geheimer Rath gepflogen. Der Churfürst

unterredete sich darauf selbst mit Stahlen, wobey Letzterer unter andern sagte: „ja, Ew. Churfürstlichen Gnaden, ich kann nicht nur Silber, sondern auch Gold machen, und will wöchentlich 5 bis 6 Centner, oder so viel als Ew. Churfürstlichen Gnaden haben wollen, verfertigen, und wenn ich dieses nicht kann, so lassen Ew. Churfürstlichen Gnaden mir den Kopf abschlagen.“ — Wenn dies an einem andern Hofe geschehen wäre, so würde man ohnfehlbar den Kerl geradehin ins Zuchthaus geschickt haben. Hier aber war man geblendet, ohnerachtet der Churfürst nach Abtritt des Stahls selbst zu seinen Räthen sagte: „das ist der Kerl, den ich vor vier Jahren als einen Spitzbuben und falschen Münzer mit bey ihm noch angetroffenen Stempeln auf der Thälermühle sammt des Müllers Ehefrau aufheben, und ins Gefängniß werfen ließ. Wir müssen mit dem Menschen vorsichtig zu Werke gehen, und ihm auf alle Tritte und Schritte Achtung geben, folglich nicht aus den Händen lassen.“ Darauf wurde Stahl aufs neue wieder vorgelassen, und durch Zureden zu bewegen gesucht, seine Kunst zu entdecken, welcher auch nach allerhand gemachten Einwendungen darein willigte. Ehe er dies vollzog, sollte noch eine Probe ins Große gemacht werden, die auch gleich des andern Tages angestellet wurde, deren Ausfall den Churfürsten sehr vergnüget hat. Aber zum Entdecken des Geheimnisses war immer keine Hoffnung. Endlich verpflichtete sich Stahl für ein Wochenlohn von 20 Thaler wöchentlich 2 Centner Kupfer in Silber zu verwandeln, verlangte aber noch einen Gehülfen, der ihm das Pulver bereiten, und sonst zur Hand gehen müßte, für welchen er 20 Gulden Wochenlohn ausbedung, und das war von Profession ein Jäger; auch mußte ihm sein Pulver noch besonders für jedes Loth 4 Gulden bezahlt werden. Demohngeachtet stund Stahlen die Arbeit nicht an, und wollte immer seiner Dienste entlassen seyn, (vermuthlich weil er immer unter genauer Aufsicht stund, und keine freye Hand in der Münze hatte, welches wohl seine Absicht gewesen seyn mochte). Endlich wurden Stahls Anhänger uneinig, und einer aus ihrer Gesellschaft entdeckte dem Verfasser, daß Stahl mit der Ehefrau eines Bürgers K., die ohnehin eine nichts taugende Person war, die Flucht ergreifen, und durchgehen wollte, der auch schon Tag und Nacht in ihren Armen schlief. Dies wurde ohnverzüglich dem Churfürsten berichtet, der sogleich Befehl ertheilte, Stahlen und seinen Gehülfen zu arretiren; aber er

 war

gen habe, und ein Partikular besitze. — Wie viel Leichtglaube und Unvorsichtigkeit verräth sich aber nicht hierbey? Denn das aufgetragene Pulver ist weder nach der Schwere noch Gehalt probiret worden. Stahl bekam auch nach der Schmelzung den Zahn ehe in seine Hand, als er gewogen wurde, konnte ihn also sehr leicht verwechseln. Stahl wurde darauf beurlaubet, stellt sich aber am andern Tage wieder ein, und äusserte gegen den Verfasser, daß er in der größten Gefahr und Angst lebe, durch das Blut- oder Halsgericht zu Koblenz aufgehoben und ins Gefängniß geworfen zu werden, in welchem er schon vor etlichen Jahren gesessen, weil ihm (nach seiner Angabe) ohne Grund wegen angeschuldigter falscher Münzerey der Proceß gemacht werden sollen. Der Verfasser merkt auch dabey selbst an, daß die Sache für den Stahl nicht ohne Grund und Gefahr zu seyn geschienen habe. Demohngeachtet nimmt ihn der Verfasser als einen Münzmeister in Dienst und Pflichten! Ein Beweis von einer unbegreiflichen Verblendung, den wahrscheinlichsten Betrüger für einen ehrlichen Mann zu halten. Dies kann der Leichtglaube an die Goldmacherey bewirken; denn der Verfasser gesteht selbst ein, daß er noch größere Proben sehen, und das Geheimniß von Stahlen selbst zu erlangen suchen wolle. Es wird auch darauf, welches wohl zu merken ist, in Stahls Gegenwart eine größere Probe gemacht, die aber viel weniger reichhaltig ausgefallen, worüber Letzterer die Erläuterung gab, daß, jemehr er Pulver zusetzte, je besser der Gehalt ausfalle, und je weniger er nehme, desto ärmer würden die Silber; und damit ließ sich auch der Verfasser begnügen, und glaubte, daß alles seine Richtigkeit haben müsse.

Weil Stahl nun bettelarm, nackt und bloß war, und nicht einen ganzen Rock am Leibe, und keine Schuhe an den Füssen hatte, (ist es möglich, daß ein Mensch unter solchem Bilde einen Goldmacher vermuthen kann?) so kleidete ihn der Verfasser von Fuß auf, gab ihm auch Geld, solches seiner Frau und Kindern zu schicken. Stahl wurde aber liederlich, und soff sich nun Tag und Nacht voll, machte noch darzu, wenn er nicht Geld genug bekam, auf den Verfasser aller Orten Schulden. Und immer noch bildet sich Letzterer ein, an der Richtigkeit des Geheimnisses keine Ursache zum Zweifel zu haben! Diese Sache wird endlich dem Churfürsten vorgetragen, und darüber geheimer Rath gepflogen. Der Churfürst unter-

unterredete sich darauf selbst mit Stahlen, wobey Letzterer unter andern sagte: „ja, Ew. Churfürstlichen Gnaden, ich kann nicht nur Silber, sondern auch Gold machen, und will wöchentlich 5 bis 6 Centner, oder so viel als Ew. Churfürstlichen Gnaden haben wollen, verfertigen, und wenn ich dieses nicht kann, so lassen Ew. Churfürstlichen Gnaden mir den Kopf abschlagen.“ — Wenn dies an einem andern Hofe geschehen wäre, so würde man ohnfehlbar den Kerl geradehin ins Zuchthaus geschickt haben. Hier aber war man geblendet, ohnerachtet der Churfürst nach Abtritt des Stahls selbst zu seinen Räthen sagte: „das ist der Kerl, den ich vor vier Jahren als einen Spitzbuben und falschen Münzer mit bey ihm noch angetroffenen Stempeln auf der Thälermühle sammt des Müllers Ehefrau aufheben, und ins Gefängniß werfen ließ. Wir müssen mit dem Menschen vorsichtig zu Werke gehen, und ihm auf alle Tritte und Schritte Achtung geben, folglich nicht aus den Händen lassen.“ Darauf wurde Stahl aufs neue wieder vorgelassen, und durch Zureden zu bewegen gesucht, seine Kunst zu entdecken, welcher auch nach allerhand gemachten Einwendungen darein willigte. Ehe er dies vollzog, sollte noch eine Probe ins Große gemacht werden, die auch gleich des andern Tages angestellet wurde, deren Ausfall den Churfürsten sehr vergnüget hat. Aber zum Entdecken des Geheimnisses war immer keine Hoffnung. Endlich verpflichtete sich Stahl für ein Wochenlohn von 20 Thaler wöchentlich 2 Centner Kupfer in Silber zu verwandeln, verlangte aber noch einen Gehülfen, der ihm das Pulver bereiten, und sonst zur Hand gehen müßte, für welchen er 20 Gulden Wochenlohn ausbedung, und das war von Profession ein Jäger; auch mußte ihm sein Pulver noch besonders für jedes Loth 4 Gulden bezahlt werden. Demohngeachtet stund Stahlen die Arbeit nicht an, und wollte immer seiner Dienste entlassen seyn, (vermuthlich weil er immer unter genauer Aufsicht stund, und keine freye Hand in der Münze hatte, welches wohl seine Absicht gewesen seyn mochte). Endlich wurden Stahls Anhänger uneinig, und einer aus ihrer Gesellschaft entdeckte dem Verfasser, daß Stahl mit der Ehefrau eines Bürgers K., die ohnehin eine nichts taugende Person war, die Flucht ergreifen, und durchgehen wollte, der auch schon Tag und Nacht in ihren Armen schlief. Dies wurde ohnverzüglich dem Churfürsten berichtet, der sogleich Befehl ertheilte, Stahlen und seinen Gehülfen zu arretiren; aber er

war schon 6 Stunden vorher entwischt. Es wurde ihm nachgesetzt, man fand ihn in einem Kloster und brachte ihn gefesselt zurück. Nach allerhand Zwischenfällen, die wir übergehen wollen, gieng unterdessen der Proceß wider Stahlen fort, und da er im Verhör sich schon so weit vergangen hatte, daß die Kommissarien wegen seiner Goldmacherey und anderer gethanen Dingen hinlänglichen Stoff zur Tortur gefunden zu haben vermeinten, so kam es so weit, daß er auf die Folter gebracht werden sollte. Aber an dem darzu bestimmten Tage war Stahl aus seinem wohlverwahrten Gefängnisse sammt der Wache ausgebrochen und glücklich durchgegangen, und niemand hat es weiter erfahren, wo er hingerathen ist.

Wer aus dieser Geschichte die Richtigkeit der Verwandlung der Metalle folgern will, der muß nothwendig seine Vernunft unter der Alchemistenzunft schon verloren haben.

Zt.

Peter Joseph Macquers ꝛc. Chymisches Wörterbuch, oder allgemeine Begriffe der Chymie nach alphabetischer Ordnung. Aus dem Französischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von D. Johann Gottfried Leonhardi, d. A. o. Prof. in Leipzig. Vierter Theil. Von Pil bis Sce. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1782. gr. 8. 788 Seiten.

Die Güte dieser übersetzten Schrift, und wie viel solche gewonnen, ist nun sattsam bekannt. Herr Pr. Leonhardi hat auch an diesen Theil vielen Fleiß gewandt. So reichhaltig dessen Anmerkungen und Berichtigungen sind, so ist doch keine überflüßig; alle zeigen von dessen gründlicher Gelehrsamkeit. Es befinden sich auch in diesem Theile wieder sehr viele ganz neue eingesetzte Artikel von ihm: Pillen, Präcipitat falscher, Pyrmesonstein, *Syropum aes*, Quecksilbererzeprobirung, Reverberiren, Rubin und andere Edelsteine — sehr interessant — Säuren vegetabilische, haben sehr reichhaltige Zusätze bekommen. Salmiakspiritus

m. Was-

m. Wasser milder, weinigter, Salpeteralaun, prismatischer und vitriolisirter Salpeter, Salpetersäure phlogistisirte, Ambersalz, Mineral. arsenikal. Mittelsalz, unter den Mittelsalzen überhaupt befinden sich sehr viele Zusätze von L. Auch noch Salzsäure dephlogistisirte und Schwererde, zwey sehr lehrreiche Artikel, sind von ihm. Besonders muß dem Herrn Uebersetzer dieses Buchs das große Verdienst zugestanden werden, daß er bey jedem Punkt, alles bisher Bekannte, mit Anführung der besten Quellen, dem Leser zur Uebersicht vorgeleget hat, wobey aber zugleich dessen eigenen scharfsinnigen Beurtheilungen zur Richtung dienen können.

Aw.

Franz Ludwig Cancrinus — erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde. Achter Theil, welcher die Scheide- oder Aufbereitungskunst der Mineralien enthält. Mit 21 Kupfertafeln. Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung, 1782. (11 Bogen in 8.)

Was unsere beyden Vorgänger am Amte (Anh. zum 13 — 24. B. 1. Abth. 583 S. und 41. B. 213. S.) an den vorhergehenden Theilen dieses brauchbaren Buches ausgesetzt haben, läßt sich nicht wohl bey dem gegenwärtigen wiederholen: also hätten sie uns nichts zu tadeln übrig gelassen, als — die Kupfer, die sie gelobt haben. Doch diese gehen, in ihrer Art und in Vergleichung mit so vielen andern Kupfern hinter deutschen Büchern, wirklich noch immer an. Auf sie kommt es aber hier, und in den nächstvorhergehenden Bänden, mehr an, als auf den Text. Und wer die Werke, die sie vorstellen, nicht gerade selbst bauen lassen, sondern nur kennen lernen will, dem sind perspectivische, oder die Perspective, obgleich unvollkommen, nachahmende Vorstellungen, willkommener als geometrische Risse mit Maaßstäben. Die Maaße, auf die es hauptsächlich ankommt, sind ohnehin auch im Texte angegeben. Unsere Leser verlangen wohl nicht, daß wir die Namen der Werkzeuge und Vorrichtungen für jede besondere Arbeit hier abschreiben: denn viel mehr könnten wir doch nicht dabey thun. Die meisten kennen wir zwar dem Namen nach;

 aber

aber ob der Unterschied zwischen der Schwere des Scheide-fäustels und Grubenfäustels richtig angegeben, ob andere die Scheidekau besser oder schlechter bauen, ob die erste, andere oder dritte Auslösung der Aufgaben: Setzwerke mit der Hand zu setzen, Setzwerke durch eine Setzmaschine zu setzen, Kehrheerde, Glanchheerde, Planheerde, Stoßheerde, Schlemmheerde zu bauen u. s. f. die bessere ist, darüber müssen uns die geneigten Leser für entschuldigt halten. Bergwerkskundige und Bergwerksunkundige werden es gerne thun; aber wir fühlen, daß eine dritte Gattung von Lesern, die den Uebergang zwischen beyden machen, oder eigentlicher, die zur letztern gehören, aber gerne zur erstern gerechnet seyn möchten, sich nach Kunstwörtern umsehen wird. Doch diese verweisen wir auf das Register.

Ng.

Ueber das Große und Schöne in der Natur, von Heinrich Sander. Zweytes Stück. 1781. 18 Bogen, drittes Stück, 1782. 15 Bogen, viertes Stück, 15 Bogen, 8vo.

In dem zweyten Stücke werden zuerst viele weise Einrichtungen in der Natur erzählt, sowohl von ganzen Ländern, sehr gemischten Inhalts, als auch von Thieren, Pflanzen und Mineralien. Die Merkwürdigkeiten der Thiere sind nach den Klassen derselben geordnet. Hierauf folgt die Fortsetzung der im ersten Stücke angefangenen Naturgeschichte des Meers, eigentlich aber eine Geschichte der schwimmenden Amphibien, (der Stör und der Bauchsauger sind ausgelassen) wozu zu Anfang noch etwas von Schildkröten, am Ende etwas von einigen Seefischen, als Muränen, Aalen, Schlangenfischen u. m. kömmt.

Das dritte Stück handelt ebenfalls von einigen weisen Einrichtungen in der Natur, zuerst in ganzen Ländern, in Absicht auf ihre Produkte, Gewerbe, und physische Merkwürdigkeiten, zweytens in der Menschenwelt, ein sonderbares Gemengsel, zuletzt auch von Kaiser Carls V. Absichten mit seinem Sohne Philipp, dem Verhältnisse des Churfürsten Moriz mit demselben, und den guten Folgen für das Ganze, von der ersten Größe des Hauses Oesterreich und der Vermählungsgeschichte

schichte der Maria von Burgund; drittens im Thierreiche, nach der Ordnung der Klassen; im Pflanzenreiche, im Mineralienreiche und im Wasser. In den Bemerkungen aus der Menschenwelt kömmt auch etwas von unserm Zahlensystem vor, worin der Verfasser zu viel Wunderbares sucht. In einer Anmerkung sagt er, es sey ein unauflösliches Räthsel in der Rechenkunst, warum alle Zahlen, die man mit 9 multipliciren kann, wieder in 9 aufgehen; er wollte sagen, eine durch 9 theilbare Summe ihrer Ziefern geben. Dieses ist eine sehr leicht zu beweisende Eigenschaft unsers Zahlensystems, welche in jedem Zahlensystem auf eine ähnliche Art statt findet. Man sieht aus diesem Beyspiele, daß der sel. Sander bey seinen Nachforschungen nur Stoff zum Bewundern suchte, wodurch er bey einem liebenswürdigen und gefühlvollen Charakter, zu sehr hingerissen ward, alles unordentlich auffaßte, und es eben so seinen Lesern, in der Wärme seines Gefühls wiedergab. Immer aber ist der Verlust des wackern Mannes zu bedauern, der bey einer durch die Zeit gereiften und festern Denkungsart, eben durch seinen Enthusiasmus, der Naturgeschichte noch sehr nützlich hätte werden können. Seine Schriften, besonders die hier angezeigte, werden dennoch vielen Lesern brauchbar und angenehm seyn, wenn sie gleich einen philosophischen Leser ermüden.

Das vierte Stück hat dieselben Rubriken mit derselben Mannichfaltigkeit, wie das dritte.

L.

Allgemein nützliches chemisch-physikalisches Mancherley. Erster Theil. Mit Kupfern. Berlin, 1781. S. 242. Zweyter Theil, 1782. 372. S. 8.

Der ungenannte Verfasser will diese Schrift als einen Beytrag zu dem Crellischen chemischen Journale angesehen wissen, und dafür kann sie gelten. Sie besteht aus einer Sammlung übersetzter lateinischer Abhandlungen aus den Schriften gelehrter Gesellschaften, und anderer Privatschriftsteller, als auch kleiner akademischer Abhandlungen; worauf sich Herr Dr. Crell nicht eingelassen habe; soll also dessen Journale nicht zu nahe kommen. Wenn der Verfasser auf diesem Wege so

so fortfährt, wie in den beyden ersten Theilen, so darf niemand befürchten, in dieser Sammlung Abhandlungen anzutreffen, die auch schon im Crellischen Journale vorgekommen sind. In diesen beyden Theilen steht nichts, was in jenem Journale befindlich ist.

Der erste Theil enthält Spielmanns Geschichte der fixen Luft, Bergmanns Art kalte und warme Gesundbrunnen zu bereiten, Scheelens Widerlegung der Meynung, daß sich Wasser in Erde verwandeln lasse, das Gravenhorstische Verfahren, Schwefel ohne Feuer hervorzubringen, Arsenik durch Kunst zu erzeugen, Nachrichten von der Bestuschefischen Tinktur, Hagens Arten die metallischen Körper zu verkalchen, Buchholzens Abhandlung über die Essignaphte, Hagens Abhandlung vom Braunstein, Wieglebs chemische Untersuchung über den Kiesel, Beckmanns Versuche mit der Färberröthe, Scopoli vom Schwefel, Mangolds Versuche mit Farben, Cartheuser von der Reinigung des flüchtigen Brennsalzes.

Im zweyten Theile ist befindlich: Spielmanns und Corvinus Geschichte der fixen Luft, anderer Theil; Bergmann von der Luftsäure; derselbe von der Zerlegung der Wässer; derselbe über die Gestalten der Kristalle; Scopoli metallurgische Beobachtungen; Wenzels chemische Versuche, die Metalle vermittelst der Reverberation in ihre Bestandtheile zu zerlegen, eine Preißschrift; umständliche Nachricht von den berühmten Bestuschefischen Nerventinkturen oder sogenannten Lamottischen Tropfen, von Georgi — Lauter nützliche und lesenswerthe Abhandlungen. Jeder Theil ist auch mit einem brauchbaren Register versehen.

Zf.

Stoll's Abbildungen von Cikaden und Wanzen, herausgegeben und übersetzt von Winterschmidt. Abth. I. Pl. III. — IV. Abth. II. Pl. V. — XII. nebst den Bogen D. E. zur ersten, und C. D. E. zur zweeten Abtheilung gehörig.

Auch in diesen sind mehrere von Linné, und selbst von spätern Insektabschreibern nicht berührte Arten dieser Geschlechter beschrieben und abgebildet; von den Cikaden gedenken wir der

grauen

grauen surinamischen, der javanischen lederartigen, der buntflügelichten, der florflügelichten, der surinamischen mit vier Punkten, der gelben Harnischcikade, und des Stumpfknopfs von Laternenträgern des grünen und punktirten, von Wanzen des Damenbretrandes, des umgekehrten Y, des Sechsecks, der einfärbigen, der violetten, der gelben Bogenwanze, des Harlekins, der rothgefleckten Grandswanze, des Schulterhorns, der rothgesäumten und der okerfarbigen Wanze, des Achatrückens, der Buschwanze, der Wanze mit dem spitzigen Kopf, der rothen, gebänderten, gelben Zimmetfarbigen und geäugelten Schildwanze, des schwarzen Dickfusses, des Hottentotten, des Blattfusses, der goldglänzenden, der Gujava-der surinamische und kapsche Bilsenkrautwanze, des Lilienträgers, des Samojeden, der surinamischen Fangwanze, der grossen zweyfleckigen, der krummfüßigen, rothrückigen, modesten, bunten, der blutfleckigen, der gelbschildigen, der schönen Wanze mit weißen Flügelspitzen, der Wanze mit bunten Fühlhörnern, des schwarzen Kreuzes, des gelernten Rothbauchs, des Keilhorns, des weißen Streifchens, des Stelzenläufers, des Vierpunkts, des weißen Halsbandes, und des gelben halben Mondes; und von Wasserskorpionen des grossen Tranquebarischen.

Mb.

D. Johann Friedrich Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte. Mit Kupfern. Multa sunt eadem sed aliter. Quintilian. Zweyte durchgehends verbesserte Ausgabe. Göttingen, bey Dieterich, 1782. 8vo. Seiten 561. Register 2 Bogen.

Ich habe in den zwey Jahren, sagt d. Herr Verfasser, „in „der Vorrede, die seit der ersten Ausgabe dieses Handbuchs „verstrichen sind, allen Fleiß angewandt, dessen Mängel „zu verbessern, und schäme mich nicht zu sagen, daß es „nun so wohl in Rücksicht der Sachen, als des Ausdrucks, mehrere hundert Berichtigungen und Zusä„tze erhalten hat; und hingegen vieles minder wichtige „ausgelassen worden. An der Einrichtung überhaupt aber, „an der Klassifikation u. s. w. habe ich nichts abzuändern ge-

„fun-

„funden: so wie auch die gegenwärtige Auflage der vorigen an „Bogenzahl gleichgeblieben ist. Den Thieren, die sich in „Deutschland finden, habe ich wieder so wie in jener ein † „vorgesetzt: und ein * am Ende des Charakters bedeutet, daß „ich das ganze Thier im akademischen Museo oder sonst wo „gesehen habe.“ — Recensent hat genau die vorige Ausgabe mit dieser vorliegenden verglichen, und kann versichern, daß der Verfasser ohnstreitig seinem Buch, einen ungleich größern Werth durch diese seine gemachten Verbesserungen gegeben habe, und man es fast wie ein neues Werk betrachten müsse. In dieser Rücksicht, und um denjenigen, denen die erste Ausgabe dieses Werks unbekannt geblieben, oder die sich durch die mancherley Beurtheilungen in verschiedenen deutschen kritischen Blättern, dieses nützliche Buch zu lesen, abhalten lassen, eine deutliche Uebersicht vom Inhalte dieses jetzt so sehr brauchbaren Werks zu verschaffen, ist der Plan hier ausführlich angezeigt worden. Es theilt der Hr. Verf. sein Werk in sechszehen Abschnitte. Es handelt der

Erstere Abschnitt: Von Naturalien überhaupt, ihrer Eintheilung in drey Reiche. Der Verfasser beschreibt sie §. 4. folgendergestalt:

Die Thiere, sagt er, sind organisirte Körper, die erstens willkührliche Bewegung besitzen, und zweytens ihre Nahrungsmittel durch den Mund in den Magen bringen, wo der nahrhafteste Theil davon abgesondert, und zur Nutrition verwandt wird. **Die Pflanzen** hingegen sind auch organisirte Körper, denen aber die willkührliche Bewegung gänzlich mangelt, und die zweytens ihren Nahrungssaft durch Wurzeln (auch durch die Stengel, Blätter, und allen Zweigen, die zwar auch als Wurzeln betrachtet werden können) einsaugen, und nicht so wie die Thiere ihre Speisen durch eine besondere einfache Oefnung zu sich nehmen. **Die Mineralien** endlich sind unorganisirte Körper, die blos dadurch entstehen, daß einfache Theile durch Ansatz von außen zusammen gehäuft, und mit einander verbunden werden, ohne daß sie die mindeste Nahrung, weder durch einen Mund, wie die Thiere, noch durch Wurzeln, wie die Pflanzen, in sich bringen, und so ihr Wachsthum durch innige Aneignung bewirken könnten. Der Verfasser geht also von den bekannten Unterscheidungen der drey Naturreiche in etwas ab.

Zweyter Abschnitt. Von den organisirten Körpern überhaupt. Jeder organisirter Körper entsteht, lebt

und stirbt ab, es geschehe nun in Jahrtausenden oder in wenig Minuten, in dieser Zeit erfüllt er seine drey große Bestimmungen: sich zu nähren, zu wachsen und seines gleichen zu zeugen, wovon die dritte aber conditional ist. Das Zeugungsgeschäfte wird §. 18. in 4 Klassen getheilet, und in den folgenden §§. von der Degeneration und dem Sterben geredet.

Dritter Abschnitt. Von den Thieren überhaupt. Hier behält der Verfasser die 16. Klassen des Linneischen Systems bey, und handelt im

Vierten Abschnitt von den Säugthieren, welche er aber nach einem eignen angenommenen, jedem Gelehrten frey stehenden System, nach unserer Einsicht, sehr gut geordnet hat. Es entstanden daher 12 folgende Ordnungen: I. Ord. Inermis. Der Mensch mit zwey Händen. II. *Pitheci*. Thiere mit vier Händen. Affen, Pongos, Iockos; (Eine ausführliche Beschreibung des Aeußern eines Pongo oder Ourangoutangs hat der verst. Bar. von Wurmb aus Batavia mitgetheilet, sie stehet im 4ten Stück des Lichtenbergischen Magazins aus der Physik und Naturgeschichte, so zu Gotha herauskömmt: in welchem die Insel Borneo, als das wahre Vaterland dieser großen Affen angegeben wird. Die ganze Länge des Thieres vom Fuß bis auf den Kopf war 3 Fuß 10$\frac{3}{8}$ Zoll rheinländischen Maaßes. Der Umfang des Körpers über die Schultern 3 Fuß $\frac{1}{8}$ Zoll. Umfang des Körpers unter der Brust 3 Fuß 3$\frac{1}{8}$ Zoll. Umfang des Körpers um die Hüfte 2 Fuß 4$\frac{7}{8}$ Zoll. Durchmesser des Kopfs von oben nach unten 10$\frac{3}{8}$ Zoll. In der Queere 6$\frac{4}{8}$ Zoll. Länge des Arms bis an die Fingerspitzen 3 Fuß $\frac{4}{8}$ Zoll. Länge von der Ferse bis ans obere Ende des Dickbeins 1 Fuß 8$\frac{3}{8}$ Zoll. — Mehrere Verhältnisse findet man im angezogenen Magazin.) III. Bradypoda. Thiere mit langen Hakenförmigen Krallen, deren ganzer Körperbau auf den ersten Blick Trägheit und Langsamkeit verräth. Faulthiere und dergleichen. IV. Sclerodermata. Säugthiere, mit sonderbaren Decken, statt behaarter Haut, Schuppen, Schildern, Stacheln. V. Chiroptera. Säugthiere, deren Vorderfüsse Flügel bilden. Fledermäuse. VI. Glires. Säugthiere, die vielzehigt sind, und fast immer auf dem ganzen Hinterfuß, und mehrentheils im Gallop gehen. Mäuse, Hasen u. s. w. VII. Ferae. Reißende Thiere, die Menschen anfallen. Bäre, Hunde, Katzen. VIII. Solidungula. Pferd, Esel. IX. Bisulca. Thiere, mit gespalte-

nen

nen Klauen. Kameel, Schaafe, Gemse, Ochse, Hirsch, u. dergl. X. Belluae. Ungeheure, große, dünnbehaarte Thiere, mit dicken Füssen. Tapir, Elephant, Nashorn, Nilpferd. — XI. Palmata. Amphibien mit kurzen Schwimmfüssen, a) lacustria, mit blosser Schwimmhaut zwischen den Zehen; b) marina mit verwachsenen Fingern. Der Biber, Seehund. XII. Cetacea. Wallfische, warmblütige Thiere, die mit kaltblütigen Fischen fast nichts als den unschicklichen Namen gemein haben.

Fünfter Abschnitt. Von den Vögeln. Auch hier weicht der Verfasser von dem Linneischen System ab, und setzt folgende 9 Ordnungen, da Linnee nur 6 hat. I. Accipitres. Raubvögel mit krummen, starken Schnäbeln, kurzen starken, knorrichten Füssen, und großen, gebogenen, scharfen Klauen. Geyer, Adler, Neuntödter. II. Levirostes. Vögel der heißesten Erdstriche, mit kurzen Füssen und ungeheuern, großen, aber holen und daher sehr leichten Schnäbeln. Papageyen, Nashornvögel, u. s. m. III. Pici. Vögel mit kurzen Füßen, mittelmäßig langen, schmalen, aber doch starken Schnäbeln, und mehrentheils fadenförmiger Zunge. Wendehals, Spechte, Colibrittgen, u. a. m. IV. Anseres. Schwimmvögel mit Ruderfüssen, einem stumpfen, mit Haut überzogenen, am Rande meist gezänelten Schnabel, der sich an der Spitze des Oberkiefers mit einem Häckchen endigt. Schwaan, Ente, Peguin, Albatros, Möve, u. s. w. V. Grallae. Sumpfvögel mit langen Füssen, langem walzenförmigem Schnabel, und meist langem Hals. Reiher, Storch, Schnepfen, u. a. m. VI. Struthiones. Die großen zum Flug ungeschicktrn Vögel. Straus, Casuar, Dudu. VII. Gallinae. Vögel mit kurzen Füssen, oben etwas erhabenem Schnabel, der an der Wurzel mit einer fleischichten Haut bewachsen ist. Trappe, Haushahn, Tauben, Wachtel und dergleichen mehr. VIII. Coraces. Vögel mit kurzen Füssen, mittelmäßig langem, und ziemlich starkem, oben erhabenem Schnabel. Raben, Golddrossel u. s. w. IX Passeres. Die Sangvögel, nebst den Schwalben: Sie haben kurze Füsse, und einem kegelförmigen zugespitzten Schnabel, von verschiedener Länge und Dicke.

Sechster Abschnitt. Von den Amphibien.

Siebenter Abschnitt. Von den Fischen. In beyden behält der Herr Verfasser die Klassifikation des Ritters Linné.

Achter

Achter Abschnitt. Von den Insekten. Auch hier bleibt die Klassifikation des Linne'e, die sich am meisten auf den ganzen Habitus derselben gründet, und wegen der wenigen Ordnungen auch den Vorzug der Faßlichkeit fürs Gedächtniß hat. Die Fühlhörner, die andere berühmte Männer für Werkzeuge besonderer den Insekten eigener Sinne angesehen haben, hält der Herr Verfasser blos für Werkzeuge des Gefühls, Sonden, Tangenten, die ihnen bey ihrer harten unempfindlichen äußern Decke doppelt wichtig werden.

Neunter Abschnitt. Von den Würmern. Hier geht der Verfasser etwas von der Eintheilung des Linne'e ab, deswegen wir seine Klassification hier hersetzen. Er setzt ebenfalls fünf Ordnungen fest: I. Mollnscula. Nackte weiche Würmer, die sich theils durch zahlreichere Gliedmaaßen, theils durch zusammengesetztere Eingeweide und eine bleibendere, dauerhaftere Gestalt von den Zoophyten auszeichnen. II. Testacea. Die Würmer, die ein Schneckenhaus oder Muschelschaalen bewohnen. III. Cartilaginea. Mit knorplichtem Körper, und theils mit einer festen spatartigten Cruste. Seeigel, Seesterne, Seepalme. IV. Corallia, Die Polypen und andere Thierpflanzen, die einen Corallenstamm oder ein anderes ähnliches Gehäuse bewohnen, worunter eine vom Verfasser im Stadtgraben von Göttingen entdeckte Federbuschpolype, Tubularia Sultana, ein überaus niedliches Geschöpf, auf der ersten Kupfertafel gezeichnet ist. Es hat 20 Arme, die äußerst regelmäßig, wie ein kleiner Federbusch (Sultan) rangirt sind. V. Zoophyta. Die nackten Thierpflanzen ohne Gehäuse. Nebst den Infusionsthierchen, deren Zahl unendlich ist, und unerforschlich bleiben wird.

Zehnter Abschnitt. Von den Pflanzen. Von diesen handelt der Verfasser nur überhaupt, ohne sich auf ein System einzulassen, und weitläuftig zu klassificiren. Er ziehet kurz die Vorzüge des Linne'ischen und Hallerischen Systems an. Ernährung und Fortpflanzung ist das Geschäft der Pflanzen, so wie die allgemeine Bestimmung der organisirten Körper.

Eilfter Abschnitt. Von den Mineralien überhaupt. Der Verfasser trägt hier seine Meynung über den Ursprung unserer Erde in einer eignen Hypothese vor, um aus ihr den Ursprung unserer Mineralien herzuleiten. (Wir haben uns schon oben einmal erklärt, daß wir gegen angenom-

mene Methoden und Hypothesen keine Widerlegungen machen wollen, weil jeder Gelehrte doch immer bey seiner Lieblingsgrille bleibet.) Der Verfasser glaubt überzeugt zu seyn, daß unsere Erdkugel wenigstens schon einen jüngsten Tag einmal, (warum nicht zwey und mehrmals? Gott ist ewig!) erlebt — und diesem damals über sie ergangenen allgemeinen Gerichte ihre jetzige Gestalt zu verdanken habe. Diese Katastrophe sey wohl durch unterirdisches Feuer bewirkt worden, das vermuthlich den Boden des Meers sehr in die Höhe getrieben, mithin das trockne Land mit einemmal überschwemmen müssen, dadurch folglich die ganze beseelte Erde ertrunken, und hingegen die nun außer ihr Element versetzten Wasserthiere im Vertrocknen umgekommen sind. Daher also die Menge und die regelmässige Lage der meisten versteinerten und noch nie in der Natur entdeckten und schwerlich je zu entdeckenden Conchylien und dergleichen auf höhern Bergen, auch in großen Tiefen, die nur wie Blasen im Brod durch innere Gluth empor gehoben werden. An tausend Stellen aber ist das Feuer durch die Rinde der Erde herdurchgebrochen, daher die unzählichen ausgebrannten Vulkane, die in neuern Zeiten erst wieder davor erkannt worden sind, und deren man allein von Göttingen bis zum Ufer des Rheins auf 50. bemerkt hat. Vielleicht, daß auch der Granit durch diese Katastrophe sein jetziges Ansehen erhalten, und folglich so wie die allermehresten Petrefakten, wie die meisten ausgebrannten Vulkane und Basaltsäulengebürge, blos als Ruinen der Vorwelt, jener Präadamitischen Erde anzusehen sind, und daher von allen den andern Mineralien wohl unterschieden werden müssen, die auf der nachher erkalteten Erde, nachdem sie der Schöpfer, auf die von Moses erzählte Weise, mit den gegenwärtigen Geschöpfen neu belebt, allgemach oder auch durch ähnliche gewaltsame Katastrophen entstanden sind.

Ausbruch unterirdischer Feuer und Ueberschwemmungen sind, nach des Verfassers Meynung, die beyden Mittel, wodurch die Vorwelt vernichtet, und wären auch itzt noch zwey der beträchtlichsten Quellen zur einseitigen Zerstörung und anderseitigen Umschaffung und Entstehung der Mineralien. Unbemerkter aber unaufhörlich ergiebig und ungleich wichtiger ist hingegen die Entstehung der Mineralien durch das allmählige Absterben der organisirten natürlichen Körper, durch das Verwittern der unorganisirten selbst, und endlich durch die Zerstörung aller

aller verarbeiteten Naturalien und Kunstsachen. So groß dieser unerschöpfliche Stoff zur fortdauernden Erzeugung der Mineralien ist, eben so unermüdet ist die Natur, diesen gemischten Stoff auseinander zu sondern, zu reinigen, zu bilden. Und wenn sie in Ruhe und ungestört gelassen wird, so braucht sie weniger Zeit als insgemein geglaubt wird, um daraus Steine — Erzt — hervor zu bringen. (Zu den angeführten Beyspielen S. 483. f. wollen wir noch eins aus Sulzers Geschichte des transalpinischen Daciens, 1 Thl. S. 138. setzen, welches den geschwinden Wachsthum der Metalle beweiset: In der Bergstadt Schemnitz in Ober-Ungarn, ohnweit dem Stollen Glanzenberg, fand man, bey Grabung eines Brunnens, eine braune Eisenstufe mit Bleyglanz, in welcher ein eiserner Nagel, und ein Stück von einer Kette, von zwo verschiedenen Seiten durch und durch verwachsen war. Diese Kette und der Nagel konnten nach den Umständen des Orts nicht über 25 Jahr dorten gelegen seyn. Binnen dieser Zeit hatte sich diese Stufe erzeuget.)

Der Verfasser theilt die Mineralien in folgende Klassen: 1) Erden und Steine, 2) Salze, 3) Erdharze, 4) Metalle und Halbmetalle, und 5) giebt er als eine Zugabe die Versteinerungen. (Wir halten die Klassifikation der Freybergsächsischen Mineralogen für natürlicher, und wünschten sehr, daß Herr Werner sich gefallen lassen mögte, die übrigen Theile der Kronstedtschen Mineralogie auszuarbeiten, und das erwartende mineralogische Publikum zu befriedigen, welches schon 2 Jahre vergeblich hofft.)

Zwölfter Abschnitt. Von Erden und Steinen. Diese werden nach der äußern Bildung in folgende 3. Ordnungen gebracht: 1) in Calcariae, Kalkarten. 2) Argillaceae, Thonarten. 3) Siliceae s. vitrescibles, Kieselarten.

Dreyzehnter Abschnitt. Von den Salzen. 1) Acida, Saure Salze. 2) Alcalina, Laugensalze. 3) Salia neutra s. media, Mittelsalze.

Vierzehnter Abschnitt. Von den Erdharzen.

Funfzehnter Abschnitt. Von den Metallen. 1) Eigentliche Metalle, und 2) Halbmetalle.

Sechzehnter Abschnitt. Von den Versteinerungen, worunter die Naturspiele und figurirten Steine nicht gerechnet worden. Der Herr Verfasser theilt sie in 1) kalcinirte Körper oder Fossilien. 2) Versteinerungen, wahre Petrefacten. 3) Metallisirte Körper. 4) Steinkerne (Nuclei).

 5) Spuren.

5) Spurensteine (typolithi). Ferner nach der Klassifikation ihrer Urbilder, in Versteinerungen des Thierreichs, und zwar 1) von Säugthieren, 2) von Vögeln, 3) von Amphibien, 4) von Fischen, 5) von Insekten, 6) von Würmern, worunter die schaligten die stärkste Abtheilung machen, und in unsäglicher Menge gefunden werden, die vornehmsten Geschlechter sind hier angeführt. Dann folgen die Versteinerungen des Pflanzenreichs. Es ist sehr zu bedauern, daß dieses gute Werk ein so fehlerhaftes Register haben muß: von Seite 250. trifft keine im Register angegebene Seitenzahl mehr zu, auch fehlen verschiedene im Register befindliche Namen im Texte gänzlich. Und wie mag es geschehen seyn, daß dem Herrn Verfasser diese Unrichtigkeiten entgangen sind: da derselbe doch am Ende des Registers einige Druckfehler, die zum Theil abgeschmackten Sinn geben, vor dem Gebrauch des Buches, abzuändern bittet. —

Eg.

Des Voetischen Käferwerks, zwote Ausgabe. Tab. IV.—VI. Bögen, C. D. 1782.

Auch diese Ausgabe beschäftigt sich noch ganz mit Arten des Linnäischen Erdkäfergeschlechts, die Abbildungen gehen von 25—52; unter den abgebildeten Käfern sind einige von Jamaika, vom Vorgebürge der guten Hoffnung, und aus Ostindien.

Zb.

Beyträge zu der Verfertigung der wissenschaftlichen Kenntnisse, und dem Gebrauche meteorologischer Werkzeuge. Erster Band. Von Gottfried Erich Rosenthal. Gotha, bey Ettinger, 1782. 1 Alphb. 2 Bogen in 8vo.

In der Vorrede verspricht der Verfasser in dem folgenden zweyten Bande sein System der Höhemeßkunst mit meteorologischen Instrumenten zu liefern, und mittelst eines Instruments, das er aber noch nicht nennt, sowohl die nach der Theorie des Herrn de Lüc und des Chevalier Schuckburghs

heraus-

herausgebrachte Höhe weiter zu berichtigen, als auch dadurch die wahre Höhe zuverlässig zu finden. Da Herr de Lüc die Absicht hatte, diese Berichtigung mittelst eines Hygrometers zu bewirken, dieses Instrument aber bey seiner gegenwärtigen Unvollkommenheit zu wenig erwarten läßt, so könnte man fast vermuthen, daß Hr. R. der Meteorologie den wichtigen Dienst erwiesen, und übereinstimmende Hygrometer erfunden habe. — Der gegenwärtige erste Band, der dem Herrn Stadthalter zu Erfurt Reichsfreyherrn von Dalberg zu geeignet ist, enthält in der ersten Abhandlung eine Reihe von Briefen, die der Verf. an seinen Freund Schiaketto, über die Verbesserungen des de Lücschen Barometers, geschrieben hat. Die Barometerscale hat hierbey eine doppelte Abänderung erhalten, einmal wird der Barometerstand durch $\frac{1}{16}$ Pariser Linien angegeben, und dann die Ausdehnung und Zusammenziehung der ganzen Masse Quecksilbers im Barometer auf eine leichte und bequeme Art gefunden. II. Eine Beschreibung der äußerlichen Gestalt des Barometers. III. Ueber die Messung kleiner nicht weit von einander entfernter Erhöhungen und der möglichen Fehler bey Messung derselben. IV. Briefe an Hrn. Dr. und Prof. Planer in Erfurt über das Wärmemaas. Man findet hierin eine glückliche Vereinigung des Lambertischen Luftthermometers mit dem de Lücschen, so daß seine Grade nicht allein die wirkliche Wärme anzeigen, sondern daß sich auch die Berichtigung der Differenz der Logarithmen zweyer Barometerstände, durch eine blosse Multiplikation bewerkstelligen lasse. Auch kann man sich dieses Thermometers zur Berichtigung des gefundenen Barometerstandes bedienen, wenn man gleich mit keinem Barometer nach der oben angezeigten Art versehen ist. Die daran angebrachte Logarithmische- und Quotientenscale, vertreten die Stelle der beweglichen Scale des Herrn de Lüc. V. Formeln zur Vergleichung der verschiedenen Quecksilberthermometer unter einander mit 7 Tafeln. VI. Vergleichung der Weingeist-Thermometer mit 5 Tafeln. VII. Vergleichung der verschiedenen Luftthermometer. VIII. Verbindung der Quecksilberthermometer mit denen vom Weingeist, durch Vergleichung der neuen Thermometerscale mit der alt Reaumurschen Weingeistscale. IX. Verschiedene beobachtete Grade von Wärme. X. In wie weit bringen Thermometer, welche nicht bey einerley Barometerstand gekocht worden sind, Irrthümer in die meteorologischen Beobachtungen? XI. XII. XIII. XIV. Wie groß Amonton, Schackburgh, Roy und

Lutz die Ausdehnung einer Quecksilbersäule von 27 Zoll gefunden haben. XV. Die Kunst, Städte mit dem Barometer zu nivelliren, in einem Beyspiele an der Reichsstadt Nordhausen. XVI. Reise nach dem Brocken. XVII. Reise nach dem Kiepfhäuser Schloße. XVIII. Reise nach Gotha und wieder zurück. XIX. Höhe des bey dem Stifte Ilefeld liegenden Berges der Kaulen und Herzberg genannt. XX. Schreiben an den Herrn Legat. Rath Lichtenberg in Gotha, nebst Profil des Weges zwischen Gotha und dem Brocken. XXI. Höhe des Schwarzburg-Rudolstädtischen Schloßes Strausberg über Nordhausen. XXII. Vergleichung der Erhöhung des Harzes gegen die Erhöhung des Erzgebürges; und endlich XXIII. Nivellirung des Wegs, den Herr Schiaketto gereiset ist. Dieser kurze Auszug kann hinreichen, die Aufmerksamkeit unserer Leser rege zu machen; und ihre Wünsche mit den unstrigen zu verbinden, die Fortsetzung eines für die Witterungslehre so wichtigen Werks, bald zu erhalten.

Nk.

Allgemeine Historie der Natur, nach allen ihren besondern Theilen abgehandelt. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen und Zusätzen. Eilften Theils zweyter Band. Leipzig, bey Heinsius. 1782. 4. S. 250. (ohne Register) und 13 Kupfertafeln.

Den eigentlichen Inhalt dieses Werks, das theils bekannt genug ist, theils als Uebersetzung, in der A. D. B. nicht umendlich beurtheilt werden kann, müssen wir übergehen. Wir führen daher nur an, was der Uebersetzer geleistet hat. Die Uebersetzung ist gut und richtig: die beygefügten Noten sind zahlreich; sie ergänzen theils die Synonymien durch Verweisung auf neuere, besonders deutsche Schriftsteller: theils erläutern und berichtigen sie manche andere Umstände. Ueberdem hat der Uebersetzer zu den mehrsten Geschlechtern auch zu verschiedenen Arten noch besondere Zusätze gemacht. Dieser Band beschreibt die Ordnung der Dickschnäbel: hierunter gehören die Kernbeißer und Kreuzschnäbel; und die verwandten Arten: der coromandelsche, blaue amerikanische, kanadische, sprenklichte, rothe und schwarze, gelbgraue, grauweiße, vierfarbige, abyssi-

abyssinische, kapsche, der Nonnen- und der gesprenkelte Kernbeißer mit der Halsbinde, der gehäubte Cardinal, das Rosenkehlchen, der Reißvogel, Tucnam-Curvi, Goldkopf, Domino, Baglafecht, Guiffo-Balito: in den Zusätzen des Uebersetzers sind noch der guianische, sibirische, gekrönte, langgeschwänzte Kernbeißer, und der Duratschock beygebracht. Alsdann kommen die Sperlinge; der Haussperling und die fremden verwandten Arten, der senegallische, rothschnäblichte, schwarze- und Dattel-Sperling — der Feldsperling, und damit verwandte Vögel; der graue, blaue, gehäubte, und afrikanische; und der Foudi; — der Graufink und die verwandten Arten: der kanadische, kapsche Sperling und der Pawars — Der Canarienvogel; worunter der Woraber, der Habesch nnd der ultramarinfarbne Canarienvogel: alle diese Arten sind vom Herrn von Buffon beschrieben: die folgenden von Herrn Guen, de Montbrillard, zuerst die Hänflinge; der Bluthänfling; nebst dem strasburgischen, dem kleinen, und dem Steinhänfling — der Bluthänfling — Die Bengalis und Senegali's: Der Bengali; der braune, und der punctirte — der Senegali; nebst dessen Abänderungen; der Lockschnabel, der Serevan, der kleine Senegallische Sperling; der Maja urd Mejan. Die Finken: der Fink, nebst dessen Abänderungen, dem braunen, braungekuppelten, weißen, dem Finken mit dem Halsbande, und mit schwarzen Flügeln und schwarzem Schwanze; der Quäcker; der kleine braune, der braune, der schwarz- und weißköpfigte, der schwarze rohtäugige, der schwarz und gelbe, der langschnäblichte, der olivenfarbene, gelb und rothe, gekrauste, der schwarz- und saftgelbe, der große Berg-, der Schnee-, und der Fink mit doppeltem Halsbande; der Tuite, er Bonana. Der Uebers. hat noch den surin., havan., dreyfärbigen, rosenfarbenen, und den surinamischen Herbst-Finken, den Gornaja-Owsjanka, den Hesnoi-Worobei hinzugefügt. Die Wittwen-Vögel; die große, die gesprenkelte, die braune, die Domikaner-, die Wittwe mit dem goldnen Halsbande, mit vier Fäden, mit den Achselbändern, mit der feuerrothen Brust: — der rothschnäblichte Distelfink; — der Grünfink; — der Papst — mit dem Grünfink verwandte Vögel; als der javanische, kleine indianische, indianische, bahamische, domingische, kapsche Grünfink — der Stieglitz, nebst dessen Abänderungen, als der gelbbrüstige, weißlichte, weiße, schwarze, Bastard-, der Stieglitz mit weißen Augenbraunen und weißer Stirn; mit

 roth

roth und gelbgestreiftem Kopfe, mit der schwarzen Kappe, mit orangefarbnem Kopfe — der Stieglitz mit vier Streifen — der Maracaxao — der gelbe Stieglitz — der Meerzeisig — der Zeisig und dessen Abänderungen; als der Neujork., oliven-farbige schwarze und Bastard-Zeisig; die verwandten Arten; der Catotol, und Acatechili. Die folgenden Vögel hat Herr von Büffon wieder beschrieben: sie gehören zu den **Tangara's**; zuerst die großen, als der große, gehäubte, violette, scharlachfarbene, kanadische, mississipp., mordorefarbene, schwarze und braunrothe, dunkelblaue Brasil., der blaue, rothköpfigte, grüne, olivenfarbige, der Tangare mit der schwarzen Kappe, mit den gefurchten Krallen: der Silberschnabel, der Sklave. — Die mittlern Tangara's; der schwarze und blaue, und der grüne, kayennische, der dreyfärbige, der graue und olivenfarbene: der siebenfärbige, der blaue weißbäuchigte, der schwarzkehligte, der schwarzplattige, der grüne Tangara, mit rothbrauner Stirne — die kleinen Tangara's; der grüne mit rothbraunem Kopfe, der schwarze; der Sayaeu, der Organist, Jacarini, Teitei: Diese sind noch vom Uebers. durch den glänzend schwarzen, den weißschnäblichten, und den Tangara von Madagaskar vermehrt. Den Beschluß macht der einsame Vogel.

Ew.

Herrn von Büffon's Naturgeschichte der Vögel; aus dem Französischen übersetzt, mit Anmerkungen, Zusätzen und vielen Kupfern, vermehrt durch Bernhard Christian Otto, der Arzn. D., Prof. der Naturg. und Oekon. in Greifswalde rc. Achter Band. Berlin 1782. bey Pauli. 8. S. 342. und 6 Bogen Kupfer.

Dem unermüdeten Fleiße des Herrn Prof. Otto haben wir nunmehr auch schon einen zweyten Band seiner Fortsetzung der vom seel. Martini angefangenen, verbesserten Ausgabe der Geschichte der Vögel zu verdanken. Wir müssen, nach unsrer Ueberzeugung, auch diesem Theile dasselbe Lob beylegen, was wir dem vorigen siebenten ertheilt haben. Man bemerkt in diesem eine gleiche sorgfältige, von Herrn O's ausnehmender litterarischen Kenntniß zeigende, Anführung der Schriftsteller,

ler, in welchen man Nachrichten von jedem beschriebenen Vogel antrifft, ausserdem findet man noch sehr häufige, theils berichtigende, theils ergänzende Noten unter dem Texte; das vorzüglichste aber sind reichhaltige Anhänge hinter sehr vielen Beschreibungen der Vögel; und auch einige Zusätze. Da wir nicht alles das beygebrachte Merkwürdige, wodurch sich Herr O. um seine Leser verdient gemacht, auszuziehen, im Stande sind, und deshalb auf das Werk selbst verweisen müssen; so begnügen wir uns, noch die Vögel zu benennen, die in diesem Theile vorkommen. Der erste unter ihnen ist der Staar, nebst dessen Abänderung, (wozu ein Anhang von Herrn O.) der Elsterstaar (Anh.), der Louisian. Staar (Anh.), der Tolocatzanatl, Caxcaxlolotl, Piznialotl, der weißstreifige, und (Zusatz), der daurische Staar (Anh.), der Pyrole (Anh.), Troupial (Anh.), der Reoichichi, der Troupial mit dem Bogen, der Japacani, Coztototl, graue Troupial, Commandeur (Anh.), schwarze Troupial (Anh.), der Troupial mit der schwarzen Kopfplatte (Anh.), der Cajenn. gefleckte (Anh.), und olivenfarbige Troupial, der Mohrenkopf, Pfeiffer, Baltimore (Anh.), der brasilian. Japu, der Jupujuba, der grüne und Louisian. Caßike, der Caßike mit dem Zopf (A[illegible]), der Pisangvogel, der cayenn. Gelbsteiß (Anh.), der gelb[illegible]rige und olivenfarbige Xanthorn, der Kink, Pyrol, Cou[illegible], der Chines. und Ind. Pirol (Anh.), der geft[illegible]e Pi[illegible] — — (Zusatz. 1. Der rothe; 2. der gelbe Tr[illegible] l v[illegible] an[illegible] 3. der kleine blaue Xanthorn; 4. der Ca[illegible] Krammetsvogel (Anh.), die Weißdroßel (Anh.), die [illegible] Gesang-, die gehäubte, guianische (Anh.), karolinische, Kopr- (Anh.) und Mistel-Droßel (Anh.), der Krammetsvogel (Anh.), der gefleckte, Cayenn. Canad. Ziemer (Anh.), die Rothdrossel (Anh.), die Barbar., Doming. und Philippin. Droßel, der Tilly, der Chin. [illegible]amy, die kleine Chin. Amsel. Die Spottdroßel (Anh.) 1. Der Spötter des Catesby, und 2. des Edwards, 3. die Doming., und 4. bunte Spott-Droßel). Die Droßel Chaumi (Zus.), die rothhalsige und sibirische Drossel (Zusatz). Auch sind diesmal wieder mehrere und zwar gute Kupfer beygefügt, und einige Zeichnungen aus Seligmann, und der Schwed. Academie genommen; das Männchen und Weibchen des Pyrol ist aber nach der Natur gezeichnet.

Db.

Joan. Iacobi Reichard, Med. Doct. eiusque Pract. ord. Moeno - Francof. horti bot. Senkenbergiani Praef. rel. rel. Sylloge opusculorum botanicorum cum adiectis annotationibus. *Pars I.* Francof. 1782. 13 Bogen in 8.

De mortuis non nisi bene, und so müssen wir glauben, der verstorbene Reichard würde den Titel nicht gewählet haben, wenn er bey seinem Leben die Ausgabe dieser von andern geschriebenen Abhandlungen selbst besorgt hätte. Nach dem Titel muß nemlich der Leser denken, es sind des Mannes eigene Arbeiten, aber bey genauerer Ansicht zeigen sich *Ludwig* Diss. de sexu plantarum, *Eiusdem* Observationes in methodum plantarum sexualem Linnaei. *Stief* Diss. de vita nuptiisque plantarum. *Walther* Progr. de plantarum structura. *Willich* observationes et illustrationes plantarum, hin und wieder mit einigen wenigen Anmerkungen von dem Verf. mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens versehen, und eine solche Sammlung heißt hier Sylloge opusculorum. Da loben wir uns den aufrichtigen Titel anderer Sammler, wo es heißt: Sylloge opusculorum, collegit &c. — Diesen nicht angemessenen Titel indessen abgerechnet, wird es manchen lieb seyn, einige nach grade selten gewordene kleine Schriften hier zusammengedruckt zu sehen. Die Anmerkungen betreffen bloß die **Willichschen** Bemerkungen, mehrentheils Berichtigungen botanischer Namen. Eine nehmen wir davon aus, da S. 85. vom gemeinen Weißdorn die Rede ist, dessen Blumen R. auf einem Stamme mit einem, zwey, und drey Pistillen gefunden hat, und daher Jacquin tadelt, daß er aus ersteren eine eigene Gattung erschaffen hat. Allerdings ist die von Zinn im Horto Gottingensi S. 350. angeführte Colutea fruticosa, foliolis subrotundis, apice retusis bey neuern Botanikern eine eigne Gattung und keine Abart C. arborescentis. Sie ist Colutea orientalis Mill. schon [illegible] Tournefort erwähnet, deren kleine röthliche Schoten [illegible] Medikus Bemerkung oben her eine längliche Spalte [illegible] einem kleinen Wulst umwachsen haben, daher sie auch beym [illegible]drücken keinen Schall von sich geben. Eben diese Spalte scheint hier von Willich S. 136. auch bemerkt und angezeigt worden zu seyn. — Vielleicht liefert uns der folgende Theil dieses Buchs mehr eigenthümliche Arbeiten des Verfassers.

Io.

Io. Iac. Reichard enumeratio stirpium horti botanici Senkenbergiani, qui Francofurti ad Moenum est. Frcf. 1782. 8.

Diese vier Bogen sind der Schwanengesang Reichards, der wahrscheinlich noch vor dem Abdrucke, zu Frankfurt an der Lungensucht verstarb. Ein bloßes Verzeichniß der in dem Senkenbergschen Garten enthaltenen Pflanzen, für botanische Correspondenten zur Bereicherung desselben bequem, auch wohl in dieser Absicht verfasset, da Bucholz, Du Roi, Gattershof, Leske, Mönch, Müller, Murray, Panzer, Salzwedel, Schrader, Storr, als Freunde genannt werden. Der Bemerkungen sind wenige, doch finden wir eine neue Pflanze, Cucurbita amara, die so genannte Giftcalebasse aus Berbice, die vielleicht doch C. lignosa Mill. seyn kann, Cucumis Zeylanicus, Lapsana crispa, Gnaphalium triflorum sind neue Gattungen. Der Verf. sagt von seiner Arbeit: Ultimum meorum in scenam produco laborum, tabido morbo me misere tenente, inchoatum ac peractum, und nimmt von uns durch Valete et actori de theatro decedenti favete ernsthaften, feyerlichen Abschied. — Molliter ossa cubent!

Sz.

Magie, oder die Zauberkräfte der Natur, so auf den Nutzen und die Belustigung angewandt worden, von Joh. Samuel Halle, Prof. des Kön. Preuß. Corps des Cadets in Berlin. Mit 9. Kupfertafeln. Berlin 1783. bey Pauli, gr. 8. 424 Seiten.

Die Anlage dieser Schrift ist nach Wieglebs natürlichen Magie gemacht worden, wozu auch das meiste aus Guyots physikalischen und mathematischen Belustigungen entlehnet ist. In der vorausgeschickten Einleitung hat der Verf. den wahrscheinlichen Ursprung und Geschichte der Magie, nach den mancherley Epochen bey verschiedenen Völkern auf 38 Seiten beschrieben. Darauf folgen Versuche aus der Elektricität, Chemie, mit Farben, mit Schiesspulver, mit Metallen, mit

dem Magnet, aus der Optik, Mechanik und Oekonomie, specifischer Hausmittel und vermischten Inhalts. Die meisten Stücke sind auch in der vorhin angeführten natürlichen Magie beschrieben, denen aber der Verf. noch viele andere beygefüget hat. So findet sich unter den elektrischen Versuchen die Beschreibung verschiedener Elektrometer und der medicinischen Elektricität. Die darin angeführte Formel zu Hells Magnetisme animal finden wir nach andern wahrscheinlichern Beschreibungen hier darin unrichtig, daß statt eines halben Grans eines präparirten Goldpulvers, und eines Grans Borax, Drachmen für Grane, und statt des Demantpulvers Magnetstein gelesen werden muß. Unter den chemischen Versuchen sind die verschiedenen Luftgattungen mit beschrieben. Bey der Bereitungsart des Pyrophors wäre noch zu bemerken gewesen, daß der Zweck am sichersten erreicht werde, wenn die Durchglühung so lange fortgesetzt wird, bis keine Flämmgen mehr erscheinen. Augenblickliche Verwandlung der Milch in Blut. Die Vorschrift zur Bereitung des Aethers ist nicht kunstmäßig. Diese Mischung verträgt kein 16stündiges beständiges Kochen. Es ist auch nicht richtig, daß nach diesem Verhältniß der vermischten Stücke, bey wiederholter Destillation des Uebergegangenen, nach der Naphta, der Liquor anodynus übergehet. Die Kristallen des rohen Boraxes können aus keinem Grunde eine Art von weißem Vitriol genennet werden, wie es S. 119. geschehen ist. Weil gewisse vermeynte Zaubereyen auf dem Gebrauch verschiedener Gifte beruhen, so ist es sehr schicklich, daß der Verf. eine Beschreibung der Gifte und Gegengifte mit angeführet hat. Wenn der Verf. S. 161. vom Braunschweiger Grün glaubt, daß es ein mit Kalkwasser aus dem blauen Vitriol gezogener Niederschlag sey, so irret er sich sehr. Bey der andern eben daselbst beschriebenen wohlfeilen grünen Farbe ist der Niederschlag Bleyvitriol, aber kein Bleyzucker. Unter den Farbenversuchen ist auch die Bereitung der Pastellfarben angeführet. Unter den Metallversuchen macht der Stein der Weisen als ein Unding, wovon sich viele für Besitzer ausgeben, und durch geheime Kunstgriffe dessen Wirkung beweisen wollen, den Anfang. Das Angeführte paßt sehr gut hieher, denn ob man durch geheime Mechanik einen angeblichen Geist erscheinen läßt, oder einem leichtgläubigen Patrone weiß macht, ein Stückgen aus einer Arbeit erlangtes Gold sey durch die Kunst gemacht, ob es gleich nur untergeschoben ist; beruhet eines wie das andere auf

versteckten Kunstgriffen der natürlichen Magie. Noch besser wäre es gewesen, wenn die meisten bekannt gewordenen Arten, (denn wer wollte alle Arten dieser Betrügerey wissen, deren Anzahl täglich mit neuersonnenen vermehrt wird), wodurch die schelmischen Goldmacher andere Menschen hinter das Licht führen, angeführet worden wären. Daß zu den Goldtropfen des Generals de la Motte kein Gold kommt, und daß sie auf eine ganz andere Art entstehen, als S. 186. angegeben worden, hätte der Verfasser wissen können. Bey der Angabe, daß aus Gold, Spießglas und Spießglaskönig mit tartarisirtem Weingeist eine ätzende Spießglastinktur erlanget werde, mag wohl ein Uebereilungsfehler vorgefallen seyn. Unter den optischen Versuchen kommt die Beschreibung einer magischen Geistervorladung, die Kunst der Falzbilder, Illusion des Gesichts, an dem Exempel Heinrichs des Vierten von Frankreich; einer Augenmusik, der Camera clara, des Brockesberges, einiger Hülfsinstrumente für Zeichner, der Lieberkühnschen Art, die großen Adersysteme im Menschen auszuspritzen, und in Silber abzugießen, vor. Unter den mechanischen Versuchen ist ein Beyspiel eines (freylich endlichen) Perpetuum mobile, die Beschreibung einer Wasseruhr, eines Hygrometers, des Magnetismus der Kräfte, wenn sich Personen schwere Gewichte auf der Brust in Stücke zerschlagen lassen, des Hellfeldischen Meilenzählers, des Schwimmkamisols, verschiedene Arten Feuer anzumachen, u. a. m Unter den ökonomischen Versuchen führen wir nur an, die Beschreibung des fruchtbarsten Ackers, und der Vorsicht beym Beschlagen der Pferde, der Harlemer Leinwandsbleiche, der künstlichen Hervorbringung eines Wachses von den Pappeln, eines ländlichen Mittels gegen den Kornbrand, einer Wasserlaterne zum nächtlichen Fischfange, einer Mehlwürmerhecke zur Erleichterung des Nachtigallen-Futters, der Verfeinerung des Rauch- und Schnupftabacks, der verbesserten Bienenzucht, einer regelmäßigen Hünerzucht, der künstlichen Ausbrütung der Hünereyer, nützlicher Futterkräuter, u. d. m. Zuletzt beschließt eine Sammlung specifischer Hausmittel in den Krankheiten der Menschen mit Anführung verschiedener giftiger Substanzen, und noch verschiedener andern vermischten Versuche.

Die neuesten Entdeckungen in der Chemie. Gesammlet von D. Lorenz Crell, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Bergrath ꝛc. Vierter Theil, mit Kupfern. 282. S. Fünfter Theil. 274. S. 8. Leipz. bey Weygand. 1782.

Im vierten Theile sind: I. 10 Original-Abhandlungen. II. Auszüge von 12 Abhandlungen aus den Schriften der K. Schwed. Akad. der Wissenschaften; viere, aus den Abhandlungen der Haarlemer Ges. der Wissensch.; viere, aus den Schriften der Königl. Gesellschaft der Aerzte zu Paris. III. Anzeigen chem. Schriften; und IV. Vorschläge befindlich. — Wir werden uns nur auf die Anzeige der erstern Abhandlungen einschränken. 1. Beschreibung eines Blasbalgs zum Gebrauch chemischer Versuche, von D. C. H. Köstlin ꝛc. Sie betrift eigentlich einen von Herrn Hofrath von Born erfundenen gedoppelten Blasebalg, den R. in Wien gesehen hat, zur erleichterten Anwendung des Blaserohrs. Schon Zimmermann beschreibt in Henkels kleinen mineralog. und chym. Schriften einen ähnlichen zu gleicher Absicht, wie denn auch nach Herrn Bergr. Crells Bemerkung auch Nollet in seiner Physik eine etwas ähnliche Anstalt beschrieben hat. 2) Beytrag zur Geschichte des Benzoesalzes, von Dr. Lichtenstein — sehr gut ausgearbeitet. 3) Versuche über einen ganz reinen strahligten glänzenden Braunstein, von Ilefeld, und dem daraus erhaltenen König, von Ilsemann in Clausthal. Johns und Bergmanns Methode, wornach beyde aus dem Braunstein ein besonderes Metall zum Vorschein gebracht haben, waren dem Verf. unbekannt; er stellte also in gleicher Absicht allerhand Versuche an, und erhielt endlich, aus 8 Loth Braunstein, 3 Loth Lederkalk, 3 Loth Flußspath, 2 Loth Kohlenstaub, und 8 Loth verkrachtes Kochsalz, nach anderthalbstündiger Schmelzung vor dem Gebläse, 76 Gran kupferfarbnes, und 6 Gran eisenfarbenes Metall. Von beyden sind die Eigenschaften beschrieben, und besonders in letztern hat das Färbewesen des Braunsteins zu liegen geschienen. Diese Ausbeute ist zwar nur gering, jedoch hält der Verf. für sehr möglich, daß sie noch vergrößert werden könne. Der Braunstein enthält nach des V. Versuchen hauptsächlich Bittersalzerde, ein stahlfarbenes Metall; ein vollkommenes kupferfarbenes Metall, wirkliches Kupfer,

Kupfer, eine Spur von Eisen, Brennbares und Luftsäure. 4) Versuche mit der Küchenschelle. 5) Versuche mit der Gartenkreße. 6) Versuche mit dem Amberkraute, von Heyer. 7) Ueber die Versüßung der Salzsäure mit Weingeist, und eine besondere daraus zu erhaltende Naphta; von Westrumb. Der Verf. vermischte Salz, Vitriolöhl und Braunstein in gehörigem Verhältniß zugleich mit dem Alkohol, suchte dadurch die entbundene Salzsäure alsofort in einer dephlogistisirten Beschaffenheit mit dem Alkohol zu verbinden, welches ihm auch gelungen ist. Er hat eine versüßte Salzsäure erhalten, die einen dem Salpeteräther ähnlichen Geruch gehabt, und keine freye Säure zu erkennen gegeben. 8) Zufällige Bemerkung, die blaue Farbe des Quajakgummi betreffend, von Hagemann. 9) Von einem kristallisirten Oehl aus Petersiliensaamen, von Tilebein. 10) Von der Zunahme des Gewichts vom Zink, durch das Verkalken, von Abich. Die Zunahme betrug den fünften Theil. Wenn es aber in einer Anmerkung heißt, daß das Spießglas noch ein stärkeres Uebergewicht erhalte, und daß man aus einem Pfunde Spießglas 15 Unzen 6 Quentgen schweißtreibendes Spießglas bekomme, so ist dieses irrig, indem man gewöhnlich nur drey viertel Pfund davon erlangt. Unter den Auszügen aus Briefen hat uns vornämlich die kurze Anführung einiger Umstände der Gebrüder Gravenhorst in Braunschweig, wovon der ältere vor kurzen gestorben ist, sehr interessiret.

Der fünfte Theil enthält 9 chemische Abhandlungen; Auszüge aus den chemischen Abhandlungen der Schriften der Königl. Gesellschaft der Aerzte, und der Acad. der Wissensch. zu Paris. Anzeige chemischer Schriften, Vorschläge und chemische Neuigkeiten. 1) Chemische Untersuchung des sogenannten Meerschaums, von Wiegleb. Nach dieser Prüfung besteht solcher ohngefehr aus gleichen Theilen Bittersalzerde und Kieselerde, gehört also nicht unter die Thonarten, wie man bisher geglaubt hat, sondern unter die Speckseinarten. Seit dieser erstern Untersuchung gedachter merkwürdigen Erdart hat auch Herr Pr. Beckmann Beyträge zu der Naturgeschichte derselben in einer bey der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen vorgelesenen Abhandlung geliefert, (S. Gött. gelehrte Anzeigen von 1781. St. 152). 2) Ueber einige Vortheile für die Arzneygelehrsamkeit, aus der zunehmenden

menden chemischen Aufklärung der Natur des Feuers und der Luft von Herrn Pr. Storr. 3) Chemische Untersuchung des Milchzuckers und dessen Säure, von Hermbstädt. Eine Abhandlung, die ihrem Verfasser, einem ehmaligen Schüler des Herrn Wieglebs, Ehre macht. Nachdem in der Absicht die eigentlichen Bestandtheile des Milchzuckers zu entdecken, allerhand Versuche angestellet worden, wobey aber der Endzweck nicht erreicht wurde, schlug der Verf. Scheelens Methode ein, den Milchzucker, wie den gemeinen Zucker, mit Salpetersäure zu dephlogistisiren. Von vier Unzen desselben wurden sechszehen Unzen so genanntes doppeltes Scheidewasser, nach erforderlicher Art, abgezogen. Der Rückstand hatte eine dunkele Farbe, und bey der Erkaltung eine ziemliche Menge eines erdigten Körpers abgesetzt. Von letztern wurde die Flüßigkeit abgeschieden, und aufs neue mit 16 Unzen Salpetersäure zur Destillation eingesetzt. Die Salpetersäure gieng wieder in rothen Dämpfen über, die rückständige Flüßigkeit sahe nun helle aus, und lieferte kristallisirte Zuckersäure. Die gesammten erdigten Theile betrugen anderthalb Unzen und mußten nach allen Erscheinungen auch noch Zuckersäure enthalten, es wollte aber dem Verf. nicht gelingen, deren wahre Bestandtheile von einander zu scheiden. Nur drey Drachmen Kalkerde war er darin zu beweisen im Stande; die übrigen neun Drachmen mögen wohl wahrscheinlich, nach den Erscheinungen zu urtheilen, auch Zuckersäure gewesen seyn. Dieser Voraussetzung nach wäre überhaupt aus 4 Unzen Milchzucker, mit Zurechnung der anfänglich ausgeschiedenen 3½ Drachme Zuckersäure, 12½ Drachme von dieser Säure, und 5 Drachmen Kalcherde erhalten worden, wobey sich mithin ein Verlust von 2 Unzen und ½ Drachme ereignet hat, welchen der Verfasser in einem Theile unter der Arbeit zerstörter Säure setzet. Inzwischen ist doch dieser Verlust bey weiten noch nicht so stark, als er beym gemeinen Zucker ist. Der Milchzucker ist demnach ein Salz, welches aus Zuckersäure, Kalcherde und brennbaren oder schleimigten Theilen bestehet. Und da ein Theil derselben Säure mit der Kalcherde zu einer schwerauflöslichen Masse, der übrige Theil Säure aber nur mit dem Brennbaren verbunden ist, so erläutert sich daraus die schwere Auflösbarkeit und der geringe süße Geschmack des Milchzuckers sehr gut. 4) Salpeternaphta, nach der Fischerischen Methode. 5) Das mineralische Chamäleon, von Bindheim. 6) Versuch über eine besondere

in

in der Luft befindlichen Säure. Von keiner sonderlichen Wichtigkeit. 7) Von dem Mittelsalze, so gewöhnlich in der Pottasche angetroffen und für vitriolisirten Weinstein gehalten wird. Ich dächte doch, es gehörte unter die ausgemachten chemischen Wahrheiten, daß das allermeiste Mittelsalz in der Pottasche vitriolisirter Weinstein sey. Recensent hat mehr als ein hundert Pfunde daraus bereitet, und noch keine ächte Pottasche gesehen, wovon ihm schon mancher Centner durch die Hände gegangen ist, die nicht vitriolisirten Weinstein enthalten hätte — und der Verfasser der Abhandlung will noch nie dieses Mittelsalz darin angetroffen haben! Hat er auch wohl vorher die Güte seiner Pottasche geprüft? Hätte er sich doch nur, um recht sicher zu seyn, solche selbst bereitet, so würde er gewiß nicht das darin steckende Mittelsalz gleich neben dem Borax gesetzet haben. Das ganze Phänomenon, so ihn in Verwunderung gesetzt, habe ich auch schon mehrmals beobachtet, ohne daß es mir in den Sinn gekommen wäre, solches mit dem Borax oder Sedativsalze zu vergleichen. Es ist, kurz zu sagen, nichts anders als Selenit, der entweder zur Verfälschung unter der Pottasche befindlich seyn kann, oder er hat seinen Ursprung von einer kalchigten Erde, die entweder auch schon in der Pottasche, oder in dem Wasser vorhanden ist, welche durch die Sättigung mit Vitriolsäure zum Selenit gemacht wird. Daraus erläutert sich auch der Umstand, daß der Verf. sein Produkt am kürzesten bey Anwendung der erwähnten Säure erlangt hat. 8) Ueber die Behandlung eines sich nicht entzündenden Pyrophors, von Ilsemann. Etliche Tropfen Salpetersäure hinzugesetzt, verursachten die schnelle Entzündung. 9) Einige Versuche mit dem neuen versüßten Salzgeiste, vom Herrn Bergr. Crell. Von den Auszügen aus Briefen merke ich nur noch an, daß sich im letztern Herr Hermbstädt geirret, wenn er daraus die anziehende Kraft der Salze zu sehen geglaubt hat, daß bey der Sublimation des versüßten Quecksilbers in vier Gläsern, wovon eines in die Mitte und drey um dasselbe herum gesetzt gewesen, der Sublimat in dem mittelsten Glase alle Seiten bedeckt, in den übrigen aber nur an derjenigen Seite angesetzt gewesen, welche sich nach dem mittelsten Glase zugekehrt. In dem Mittelpunkt der Kapelle ist der Grad der Hitze von allen Seiten gleich; die übrigen Gläser aber, so um das mittlere gestanden, sind an der Seite, welche gegen die Wände der Kapelle gerichtet gewesen, stärker

erhitzet worden, als die entgegengesetzte, darum hat sich der Sublimat an letztere gelegt; eben aus dem G[illegible]unde erscheint das nemliche, wenn nur ein einziges Glas zur Sublimation mehr auf eine Seite, als in den Mittelpunkt gesetzt wird, in welchen ebenfalls der Sublimat sich an die nach innenzu gekehrte Seite anleget, weil diese, in Vergleichung mit der andern Seite, in einem mindern Grade erhitzet ist.

Die Anzeige der übrigen Auszüge, Recensionen und Vorschläge übergehen wir. Jeder Liebhaber dieser Wissenschaft wird sie unterhaltend und lehrreich finden.

Aw.

Deliciae Cobresianae *I. Pr. Cobres* Büchersammlung zur Naturgeschichte. 1782. 8. I. *Th.* S. 470. II. *Th.* 471-956.

Die Sammlung des Verf. ist für eine Privatsammlung reich, und die Bekanntmachung mag gut seyn, obgleich Naturgeschichte und Bücherkunde nicht so sehr dabey gewinnt: denn dem Kenner vertritt das Verzeichniß die Stelle einer vollständigen Bibliothek noch lange nicht, wenn es ihm auch zuweilen mit einer neuen, doch selten wichtigen, Schrift oder Uebersetzung bekannt machen sollte; und der Anfänger wird sich nicht in die Ordnung des V. (diesem letzten dünkt uns durch das angehängte nach den Verfassern eingerichtete Verzeichniß noch nicht ganz geholfen zu seyn), und noch weniger in seine gar zu kurze, von andern oft selbst flüchtigen oder partheyischen Richtern entlehnte, und manchmal nichts sagende oder unrichtige Urtheile finden können.

Naturgeschichte einiger Vögel von G. F. Götz, mit 6 ausgemahlten Kupfertafeln. Hanau, bey dem Verfasser; und Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. 8. S. 89.

Gründliche Ornithologie wird durch diese Schrift nichts gewinnen; wir haben wenigstens keine neue wichtige Bemerkung darin gefunden, davon nichts zu sagen, daß einige hier vorkom-

kommende Abhandlungen schon ein — oder gar zweymal abgedruckt sind. Wie kann der V. sagen, und dem verewigten Linne zum Vorwurf machen, er habe die Krontaube auch unter dem Fasanengeschlecht aufgeführt, wie Brisson gethan hat? Wir wollen nicht hoffen, daß er die Linneische Spielart des Haushahns, den Gallum pusillum, dafür angesehen habe. Als eine besondere Bemerkung wider H. Pr. Blumenbach führt der Verf. an, daß seine weiße Mäuse nichts weniger als Lichtscheu gewesen seyen. Hier sind also die Quackreiher, die Tauchergans, der Eisvogel, der Seidenschwanz, der Kneitz, die Trappe, der weiße, der Silber- der Goldfasan, das Schneehuhn, die Kronentaube, der Mauerspecht, und die Schwanengans beschrieben, und die sechs letztere abgebildet; ob das Verdienst des Mahlers größer sey, als des V. müssen wir zweifeln; im Anhang über die anomalisch weißen Vögel sagt uns der V., daß er Dorfschwalben, Feldlerchen, Sperlinge, Lachtauben, Blaumeisen, gelbe Bachstelzen und Elstern, weiß, oder doch stark ins weiße spielend, gesehen habe. Die Namen der Pränumeranten füllen einen Bogen.

Schriften der berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde. IV. Band. mit 14 Kupferplatten. S. 461. Berlin 1783.

Ausser der Lebensgeschichte zwey verstorbener Mitglieder, des Herrn Apot. Kobelt und Dr. Reichard, finden wir hier mehrere merkwürdige Auszüge aus Briefen, und 26 eigene Abhandlungen. Herr Chemnitz beschreibt die von S. Croix erhaltene geäpfelte Kupfermuschel, die sich ihre ganze Lebenszeit an einem kupferhaltigen Felsen aufhält, und davon grün und giftig ist; ferner die gegitterte Stachelschnecke von Eisland, die eigentliche Bohrmuschel von Grönland, einem Eyerstock des Ochsenauges (Hel. ampullac.), wo schon jede Schnecke ihren Deckel hatte, von Tranquebar, und äussert aus den Seegewächsen, die darauf festsaßen, die Vermuthung, die Todtenkopfmuschel finde sich im mittelländischen Meere. Hr. v. Rochow und v. Düring erwähnen einer schwarzen Spielart des Rehs, welche sich in dem gräflich dannenbergischen Walde, die Lucie, findet. Herr Bindheim hat sich durch Versuche versichert, daß das mit grünem Kiese vererzte Gold von Nagyag in Siebenbürgen ausser Gold, das schwerere und in geringerer

Menge daraus gezogen wird, als aus dem eben daselbst brechenden Blättererze, Eisen, Kupfer, Braunstein, Schwefel und Quarz hält; in den Schwerspatkristallen von der Isaakfundgrube bey Freyberg, fand er ausser der mit Luftsäure gesättigten Schwererde etwas Eisenkalk und Kieselerde; im Zinkspat und im weissen Galmei vom Thomasstolln zu Bleyberg in Kärnthen, ausser Zinkkalk, Luftsäure, und etwas weniges an Eisenkalk und Kieselerde. Hr. Duroi erzählt die Bereitungsart der Turinschen Kerzen; sie gelangen besser, wenn man, statt sie in Zimmetöl, und nachher in Kampfer und Schwefel umzuwälzen, sich darzu nur zart abgeriebenen Salpeters bediente. Hr. Merrem zeigt durch mikroskopische Beobachtungen, daß sich die thierische und Pflanzenfasern nicht so weit theilen lassen, daß man sie zuletzt mit einer mathematischen Linie vergleichen könnte. H. Georgi erzählt aus eigenen Versuchen, daß nicht nur Hanf, sondern auch Wolle, Harz und daraus verfertigte Waaren, wenn man sie mit Oel oder Fett tränkte, zuband, ein wenig erwärmte, und nachher wieder aus der Wärme herausnahm, daß selbst Mehl, Grütze, Bohnen, Erbsen, Kaffee, Kräuterhülsen, Sägespäne, wenn sie grob gestoßen und braun geröstet oder auch gebrannt, und noch heiß, in einen nachläßig zugedeckten Topf geschüttet wurden, sich im letztern Falle langsamer von selbst entzündeten. Hr. Crell giebt Nachricht von einigen neuern Entdeckungen des Hrn. Gr. v. Saluzes, und der Hr. Woulfe, Kirwan, Landriani, Volta und Suckow. Hr. Metzger findet es unrecht, daß man den wiederkäuenden Thieren vier Mägen zuschreibt, es sey nur ein Magen, durch starke Falten abgetheilt; seine Bewegung und Reizbarkeit sey verhältnißmäßig schwächer, Leber und Gallenblase kleiner, als bey andern Thieren, die Verdauungskräfte also nothwendig geringer, daher fallen fast alle Krankheiten des Rindviehs auf den Magen. Herr v. Paulla Schrank vermuthet, daß der schweizerische Rheinanke mit dem bairischen Recke ein Fisch, aber vom Hauchen verschieden sey, und bestätigt es, daß die Schwarzreuterchen in Baiern zum Linneischen Salmo alpinus gehören. Herr Wartmann beschreibt die Spielarten des Weißfisches, den Weis- Kropf- und Sandfelchen. Und nun zu den Abhandlungen selbst. I. Hr. v. Burgsdorf beschreibt die Knoppern, die wir so wohl aus der Levante, als aus Pohlen, Böhmen, und der Moldau erhalten, und zeigt, daß sie ein, wie die Galläpfel, durch den Stich eines Insekts, einer eigenen Art der

der Gallwespe, verursachter widernatürlicher Auswuchs an den Früchten unserer gewöhnlichen Sommereiche ist. II. D. Hacquet beschreibt kristallisirte Erze, Metalle und Steine, als das Eisensumpferz aus der Gegend des böhmischen Klosters Ossig, Eisenglimmer von Hüttenberg in Kärnthen, rothes Kupfererz von mannichfaltiger Gestalt aus der Tiefe der bannatischen Grube, Benjamin zu Moldawa, Gold von Abrudbanya, Boitza, und vom Berge Joppen in Siebenbürgen, Rothgülden vom Brennerstollen und Siegelsberge bey Schemnitz, Praser vom Vorgebürge der guten Hofnung. III. Hr. Silberschlag bestimmt die wahre Schwere eines rheinländischen Cubikfußes Wasser, wie auch die Größe des Berliner Kannenmaaßes; der erstere wiegt 62 Pfunde 13 Loth nach Pariser Gewicht. IV. Hr. Thunberg beschreibt das neue Pflanzengeschlecht, Dilatris, zeigt seinen Unterschied von den verwandten Geschlechtern, Iris und Wachendorfie, unter welchen es vormals stand, und erwähnt hier dreyer Arten von Vorgebürge der guten Hofnung; seine Abhandlung ist lateinisch, und zur Seite ins Teutsche übersetzt. V. Hr. Wartmann vom Rheinneken oder Illanken, als einer eigenen Art des Lachses, die im Rhein und in der Ill sehr gewöhnlich ist, und jährlich bis zu tausend Stücken gefangen wird. VI. Ebend. von der Alpforelle auf dem Säralper See, und ihre Abweichung von der Linneischen Beschreibung des schwedischen Fisches. VII. Hr. v. Trebra vortreffliche Nachrichten vom schwarzen Wurm und der Wurmtrockniß in den Fichten oder Rothtannen, der sich schon 1665. am Harze einfand, 1707 und 1708. häufiger kam, 1747 nach einem heftigen Windsturm wieder, und nun seit 1772. zu ganzen Heeren sich einstellt, und in den dichtesten geschlossenen Oertern 10. 20. 30 Bäume auf einmal anbohrt und darin nistelt, ohne doch leicht so schnell dem Holze zu schaden, welches, wenn der Baum bey Zeiten umgehauen wird, nichts an Güte verliert; das Insekt selbst, das unter die Schabkäfer gehört, die Art, wie es sich einbohrt und seine ganze Oekonomie ist hier meisterhaft geschildert. VIII. H. v. Burgsdorf Abhandlung von den eigentlichen Theilen und Grenzen der systematischen aus ihren wahren Quellen hergeleiteten Experimental und höhern Forstwissenschaft; ein tabellarischer Entwurf sowohl der Hülfswissenschaften, in Beziehung auf sie, als der Forstwissenschaft selbst. IX. H. Gr. Mellin Naturgeschichte des Rennthiers, mit eben der Genauigkeit abgefaßt, als die Geschichte des Rnnhirsches, oder

des männlichen Geschöpfes; es hat Gehörn, aber kleiner als das letztere, und bekommt es sehr bald, weit früher als andere Thiere des Hirschgeschlechtes. X. Hr. Walbaum Naturgeschichte des gelben Kohlmauls, oder des Pollaks, nicht so sehr nach innern Bau und Oekonomie, als nach Farbe und Größe des Ganzen und der einzelnen Theile beschrieben. XI. Herr Tode zween Schwämme, die er, weil sie erst unter einem guten Vergrößerungsglase sichtbar worden, mikroskopische nennt, eine Art Haarschwamm, und eine Art Schimmel. XII. Auch er versucht eine genauere Eintheilung der eigentlichen Keulenschwämme in similares, oder solche, welche keinen deutlichen Stiel haben, und in dissimilares, oder solche, die einen deutlich unterschiedenen Stiel haben. XIII. Herr Gernau beschreibt einen Nachtfalter, den schon Rösel abgebildet, er aber, weil sich die Raupe nie im Freyen findet, den Schattenfreund (Scotophila) nennt. XIV. Herr O. F. Müller beschreibt eine Art hier auch abgebildeter Wassermose, die aus sich willkührlich bewegenden Fäden zusammengesetzt sind, und gleichsam an der äußersten Gränze des Thier- und Pflanzenreichs stehen. XV. Herr Beireis einen americanischen Frosch, der an den Füssen runde Nägel, einen glatten Leib und auf grauem Grunde länglichte milchweiße Flecken hat. Herr B. erwähnt bey dieser Gelegenheit noch einiger vorzüglichen Stücke seiner Sammlung. XVI. Hr. Gleditsch nennt, auf Veranlassung einer blauroth und glänzend gewordenen, sich selbst zum Theil mit dieser Farbe vermehrenden Pflanze der Wiesenangelike, andere Pflanzen, die leicht die gleiche Veränderung erleiden; sucht diese Veränderung hauptsächlich aus dem Einfluß des Bodens zu erklären, und aus Erfahrungen darzuthun, daß die Pimpinelle mit der schwarzen Wurzel und dem blauen Safte an derselbigen von der gewöhnlichen Steinpimpinelle beständig verschieden sey. XVII. Herr Fuchs setzt seine Beyträge zur Geschichte merkwürdiger Versteinerungen und Steine fort. Kettenkorallithen von Chalcedon, Achat, mit Quarz vermengten Jaspis in Kalkstein, oder auch im letzteren liegend. Wenigstens an zehn Orten um Potsdam herum Spuren von Elephantengerippen, einige 50—60 Schuhe tief an dem sandigen Ufer der Havel auf Leim oder Thon; auch aus der Geschichte erweiset Herr F. daß weder diese noch andere in Deutschland gefundene von Römern dahin gebracht seyn können. Walchs sägenförmige Orthoceratiten scheinen ihm den Uebergang von den eigentlichen Schnecken zu einem

einem Mittelgeschlecht zwischen ihnen und den eigentlichen Orthoceratiten zu machen, und was jener als orthoceratita superficie circulis aspera Kleinii beschreibt, gegliederte Dentaliten zu seyn, da sie weder Kammern noch Nervengang haben: Seltenere Versteinerungen auch in ägyptischem Kiesel, in andern harten Steinarten, die dann in Kalkstein liegen. Daß der Verfasser wirklich bey Potsdam vulkanische Produkte gefunden, müssen wir sehr zweifeln, daß er keine Versteinerungen darin angetroffen, glauben wir nach der Natur der Sache eher. XVIII. Herr Tode beschreibt ein neues Schwammgeschlecht, den Knopfschwamm, Acrospermum, das auf einem ganz einfachen Stiele ein rundes Köpfchen, und auf dessen glatten Oberfläche den Saamenstaub nackend trägt; uns scheint es, auch nach der Zeichnung, noch immer zu viele Aehnlichkeit mit einem kaum aus dem Ey entwickelten Blätterschwamm zu haben. XIX. Ebend. macht auf die Saamendecke der Becherschwämme aufmerksam, und theilt ihre Arten nach der Verschiedenheit derselbigen ein. XX. Herr Meyer sucht das Verhältniß des Brennbaren im Guß- und Stabeisen zu bestimmen, es durch die Menge der daraus zu erhaltenden brennbaren Luft zu bestimmen, hält er für unzuverläßig. Bey dem Uebergange von Guß- in Stabeisen gehe brennbares Wesen verlohren, und wenn man Eisen zwischen Kohlen schnell und dünne fließen lasse, so werde es dadurch nicht dehnbar. XXI. Herr Gerhard über die Entstehung der faserigen Stein- und Erzarten; er theilt sie in solche, deren Fasern das Ansehen von Kristallen haben, in solche, wo sie wirklich Kristallen sind, und in solche, an welchen sich keine bestimmte Gestalt wahrnehmen läßt. Bey Schönau in Schlesien Porphyrsäulen, die bey der unveränderten Gestalt ihrer Feldspatkristallen nicht durch Feuer gebildet seyn können. Der schwedische Speckstein brause wegen der ihm beywohnenden Kalkerde öfters mit Säuren auf. Beweise für die Gegenwart der Alaunerde im Glaskopf. XXII. Herr Hebel erwähnt eines großen Hirschgeweihs aus einem Wernigrodischen, und mehrern Knochen aus den Gipsbrüchen bey Monteartre, versteinerter Hölzer auf freyem Felde bey Wolfstein, Lautern, und in Ottweiler in letzterer Grafschaft, auch bey Ottweiler, nahe am Tage Pflanzenabdrücke. XXIII. Ebend. berührt einige Gegenden, wo Hysterolithen zu finden sind, auch der Gegend von Ehrenbreitstein, wo sie in blaugraulichten Thonschiefer liegen, und folgert daraus, daß dieser nicht immer zu den ursprünglichen Gebir-

gen gehört. XXIV. Hr. Meyer giebt Anleitung zur künstlichen Bereitung des Selzerwassers; er füllt, um das Wasser mit fixer Luft zu sättigen, in eine Flasche von drey Berliner Quart 1⅛ Quart Wasser ein, stopft sie zu, kehrt sie um, und bezeichnet die Stelle, wie hoch das Wasser darin steht; füllt sie dann ganz voll mit Wasser, kehrt sie unter dem Wasser um, und läßt so viel fixe Luft hinein, daß das Wasser an der zuerst bezeichneten Stelle steht, stopft die Flasche noch unter dem Wasser zu, schüttelt sie etwa eine halbe Minute stark, öffnet nun den Korkstöpsel behutsam, läßt die äußere Luft, die mit einem Geräusche hineinfährt, hinein, stopft zu, schüttelt wieder, und wiederholt dieses so oft, bis er bey behutsamer Oeffnung keine äußere Luft mehr hineindringen sieht. XXV. Hr. Spengler beschreibt drey neue Arten der Gienmuschel, die von ihrem vornehmen Besitzer, dem Grafen von Moltke, sogenannte Moltkische, und die nach einer entfernten Aehnlichkeit sogenannte schwimmende Batterie, und Bombardierbarque; beyde letztere von Niquelar. Den Schluß macht Herrn Weber's Theorie der Elektricität.

Rz.

Caroli Lib. Bar. *de Geer* genera et species insectorum, e generosissimi Autoris scriptis extraxit, digessit, latine quoad partem reddidit, et terminologiam insectorum Linneanam addidit *A. I. Retzius*. Lipsiae, apud Crusium. 1783. 14 Bogen stark.

Nichts anders, als Degeers Insektenwerk in nuce, und denen sehr entbehrlich, welche die deutsche Uebersetzung dieses Werks, und Gözens entomologische Beyträge zum Linne'ischen System haben. Wir verehren die Verdienste des verstorbenen Herrn Hofmarschalls um die Geschichte der Insekten, aber, was wird zuletzt noch aus der Litteratur der Naturgeschichte werden, wenn jedes größere Werk seinen Epitomator erhält!

Ib.

Herrn

Herrn Lavoisier, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, physikalisch-chemische Schriften. Aus dem Französischen übersetzt von Christ. Ehrenfried Weigel. Erster Band. Greifswald, bey Röse, 1783. 326 Seiten, in 8vo.

Der Verfasser hat sich unter uns schon längst den Ruhm eines guten und scharfsinnigen Arbeiters erworben. Viele von seinen Abhandlungen sind auch bereits in verschiedenen deutschen Sammlungen übersetzt erschienen. Nichts desto weniger verdienten solche längst, wie sie der Verf. selbst gesammelt, und unter dem Titel: Opuscules physiques et chymiques herausgegeben hat, durch eine Uebersetzung ins Deutsche bekannter und gemeinnütziger gemacht zu werden. Herr Pr. Weigel hat also durch Uebernahme dieser Arbeit vielen Dank verdienet. Zur Erlangung eines deutlichen Begriffs von den mancherley entbundenen Luftarten, findet man hier alle nöthige Versuche beysammen, wie man sie schwerlich in einer andern Schrift antreffen wird. Ueber diese neue Lehre wird man sich also nirgends so umständlichen Unterricht als hier verschaffen können. Der gegenwärtige erste Band besteht aus zwey Theilen, wovon der erste den historischen kurzen Begriff der elastischen Ausflüsse enthält, welche während der Verbrennung, Gährung und dem Brausen von den Körpern entbunden worden. Der andere Theil betrifft die neuen Forschungen über das Daseyn einer gebundenen elastischen Flüßigkeit in einigen Stoffen, und über die Erscheinungen, welche aus ihrer Entbindung oder Bindung entstehen. Der erste Theil ist in 19. Kapitel zertheilt, worin folgende Gegenstände abgehandelt sind. Von der elastischen Flüßigkeit; w[illegible] bis zum Paracelsus Spiritus sylvestris, und von [illegible] ge[illegible] genannt wird. Boyles künstliche Luft. [illegible] die Menge elastischer Flüßigkeiten, welche [illegible] und Zerlegungen aus Körpern entbunden wird. [illegible] Gedanken von der Bindung der Luft in den Körpern und [illegible] elastischen Ausflüssen. Stahls Gedanken über die Bin[illegible] der Luft in den Körpern. Venels Versuche über die [illegible]gentlich genannten Sauerbrunnen, und über die elasti[illegible] Flüssigkeit, welche sie enthalten. Blacks Lehre von der fi[illegible] Luft rc. Des Grafen von Säluces Abhandlung von der elasti-

elastischen Flüßigkeit, welche aus dem Schießpulver entbunden wird. Mackbride Anwendung der Blackischen Lehre ꝛc. Cavendisch Versuche über die Verbindung der fixen Luft mit verschiedenen Stoffen. Meyers Lehre von der Verkalchung der Kalcherde und der Ursache der ätzenden Kraft des Kalchs und der Laugensalze. Jacquins Entwickelung der Blackischen Lehre von der fixen oder gebundenen Luft. Cranz Widerlegung der Lehre des Black, Mackbride und Jacquin. De Smeths Aeußerung über die elastischen Ausflüsse, welche von Körpern entbunden worden, und die Erscheinungen des Kalchs und der ätzenden Laugensalze. Priestley Forschungen über verschiedene Luftarten. Duhamel Versuche mit dem Kalch. Rouelle Wahrnehmungen über die fixe Luft und ihre Wirkungen in gewissen Mineralwässern. Auszug einer Abhandlung des Herrn Bouquet über diesen Gegenstand, und endlich Baume' Anhang über die fixe Luft.

Im zweyten Theile wird in 11 Kapiteln gehandelt: vom Daseyn einer gebundenen elastischen Flüßigkeit in den Kalcherden, und den Erscheinungen, welche aus ihrer Abwesenheit darinnen entstehen: Vom Daseyn einer gebundenen elastischen Flüßigkeit in den fixen und flüchtigen Laugensalzen, und den Mitteln, sie derselben zu berauben. Von der Fällung der im Salpetersauren aufgelößten Kalcherde durch die ätzenden und nicht ätzenden Laugensalze. Von der Verbindung der elastischen Flüßigkeit der Kalcherde und der Laugensalze, mit metallischen Stoffen durch Fällen. Vom Daseyn einer gebundenen elastischen Flüßigkeit in den Metallkalchen. Von der Verbindung der elastischen Flüßigkeit mit den metallischen Stoffen, durch die Verkalchung: Von der durch Brausen und durch Wiederherstellung der Metalle entbundenen elastischen Flüßigkeit. Von einigen Eigenschaften des, mit der, beym Brausen, oder Wiederherstellungrn der Metalle, entbundenen elastischen Flüßigkeit, geschwängerten Wassers. Von der Verbrennung des Phosphors und der Entstehung seiner Säure. Von der Verbrennung und Verpuffung im luftleeren Raume, und endlich von der Luft, in welcher man Phosphor hat verbrennen lassen.

Aus diesem Auszuge der abgehandelten Materien wird man das Lehrreiche dieser Schrift übersehen können, wenn ein oder der andere Leser mit der Urschrift noch nicht ganz bekannt seyn sollte. Der Verfasser hat versprochen, diesem ersten Bande

noch

noch mehrere folgen zu lassen, worin nicht minder wichtige Abhandlungen erscheinen werden, welche eine große Reihe angestellter Versuche enthalten sollen. Auch hat sich Herr Weigel anheischig gemacht, noch eine Fortsetzung der im ersten Theil enthaltenen Auszüge, welche hier zu vielen Platz eingenommen haben würden, in einem besondern Nachtrage zu liefern, ingleichen die Abhandlungen des Verfassers, welche derselbe noch nicht seinem Versprechem nach gesammelt herausgegeben hat, wohl aber der Akademie der Wissenschaften zu Paris mitgetheilt worden sind, nebst allen übrigen dessen Abhandlungen, welche unter den Deutschen bekannter zu werden verdienen, aus den Denkschriften der erwehnten Akademie zu sammeln, und als eine Fortsetzung dieser Schriften übersetzt zu liefern. Um welche Erfüllung wir denselben angelegentlichst ersuchen.

Aw.

Anfangsgründe der Naturgeschichte, entworfen von Johann Christ. Polycarp Erxleben ꝛc. Aufs neue herausgegeben von Johann Friedrich Gmelin. Mit Kupfern. Göttingen, bey Dietrich. 1782. Seit. 756. 8vo.

Dem Verlangen des Publikums sagt d. Hr. Herausgeber dieser dritten Auflage, welchem der Verleger eine Genüge leisten wollte, setzte denselben in die Nothwendigkeit diese neue Ausgabe zu veranstalten. Der entscheidende Beyfall nicht blos des großen Haufens, sondern auch der Kenner machten es Herrn Gmelin zur unverletzlichen Pflicht, in Plan, Ordnung und Grundsätzen des sel. Verfassers nichts zu ändern. Nur da, wo später bekannt gewordene Entdeckungen die Sachen in ein ander Licht gesetzt haben, hat Herr Gmelin sie genützet, wenn sie auch nicht ganz mit der Meynung des verstorbenen Verfassers übereinstimmten. Beyspiele davon sind bey der Geschichte der Würmer und Pflanzen zu finden. Der Hr. Herausgeber hat auch noch mehr gethan, und solchen Lesern zu gefallen, die in einem deutschen Handbuche alles gern in ihrer Muttersprache lesen mögten, die lateinischen Geschlechtsnamen, wo er sie uns finden konnte, mit deutschen vermehrt; und um das Handbuch noch vollständiger zu machen, viele seit dieser

dieser Zeit von Banks, Pallas, Solander, Forster, Thunberg, Sparrmann, Müller, Fabricius, Forskål, Aublet und andern neu entdeckte Geschlechter von Thieren und Pflanzen an den ihnen gehörenden Orten eingerückt.

Die Bücherkunde ist bis auf unsere Zeiten vom Herrn Gmelin fortgesetzt, und wenn manches nicht wichtigscheinende Buch eingetragen, oder eins und das andere gar anzugeben unterlassen worden, hofft der Herr Herausgeber, daß die Lehrer es wieder gut machen, und die Leser es ihm nicht gar zu übel deuten werden. Der Werth dieses Werks ist schon einigemal in unserer allgemeinen deutschen Bibliothek angegeben worden, wir brauchen also kaum zu gedenken, daß dasselbe durch angefügte Beyträge einen höhern Grad der Nutzbarkeit erhalten habe, der sich noch mehr gezeigt haben würde, wenn es dem Herrn Herausgeber gefallen hätte, ein ausführliches Register, nicht für die Akademiker, sondern für andere unakademische Leser und Liebhaber der Naturgeschichte beyzufügen.

Ag.

Dispositio rerum naturalium Musei Caesarei Vindobonensis, edita a *Carolo Haidinger*, ejusdem Musei adjuncto. Vindobonae, apud C. F. Wappler, 1782. in 4to. pag. 61.; und die Uebersetzung: Eintheilung der K. K. Naturaliensammlung zu Wien, herausgegeben von Karl Haidinger. Wien, bey Wappler, 1782. in 8vo. 104 Seiten.

Auf Befehl der Hochseel. Kaiserin ist das K. Kabinet zu Wien durch den Herrn Hofrath von Born mit in- und ausländischen Naturprodukten ansehnlich vermehrt, nach richtigen Systemen geordnet, und ein Anfang seiner Beschreibung gemacht worden; es scheint aber, daß die letztere nicht fortgesetzt oder vollendet werden dürfte, welches recht sehr zu bedauern ist. Herr Haidinger erwirbt sich also kein geringes Verdienst um die, die dies Kabinet betrachten wollen, wenn er die Methode, wornach die Mineralien darin geordnet sind, beschreibt, und zugleich ein Verzeichniß der, in der Sammlung enthaltenen

nen Geschlechter, Arten und Abarten derselben liefert. Ueberdem aber ist dieses Verzeichniß nicht nur durch manche neue, genaue Eintheilung der Geschlechter der Fossilien; sondern auch wegen der beygefügten, guten Anmerkungen, lehrreich, und ein Beweis von den Einsichten des Verfassers. Der Leser findet hier auf ein Paar Blätter mehr Kern und Wahrheit, als in einigen dickleibigen Oryktographien gewisser Lithologen; und eben deswegen läßt sich kein Auszug daraus machen.

Pw.

Stirpes agri et horti Heidelbergensis, ordine Ludwigii cum characteribus Linnaeanis, Hallerianis aliorumque in usus nostrates academicos dispositae a *G. M. Gattenhof*, Phil. et Med. Doctore, Prof. publ. et ordinario. Heidelbergae, 1782. 8.

Was mag doch akademische Lehrer der Botanik bewegen, oft ihre Stirpes und Hortos nach zusammengesetzten Systemen mitzutheilen? Wenn es nicht Selbstdenken des Menschen ist, wo natürlich einem das gefällt, was dem andern weniger behaget, so könnte es leicht mancher für Eigensinn oder persönlichen Widerwillen halten, wie es oft gewesen ist. Mag es indessen mehrentheils der Fall des erstern seyn: derjenige, der Wissenschaften vorträgt, muß die Erlaubniß haben, sie nach seinem Gefallen einzutheilen, der Vortrag wird ihm dadurch angenehmer und seinen Zuhörern deutlicher, Sclavenfesselung muß nicht Statt finden. Ob die Wissenschaft dabey mehr oder weniger gewinnet? ist eine Frage, die sich für und gegen beantworten läßt. Wir glauben nach Erfahrung und aus Ueberzeugung, daß sie mehr dabey gewinnet als verlieret, denn jedes veränderte System nöthiget den Lehrling, darüber nachzudenken, es mit andern zu vergleichen, er kann nun wählen, welches er will, die Wissenschaft ist ihm doch im Ganzen bekannter geworden. Der Verleger eines Buchs könnte vielleicht der einzige seyn, der Gefahr liefe, dabey einzubüßen, das Absterben oder die Veränderung des Schriftstellers läßt seinen Vortheil aufhören. — Dieses unser Glaubensbekenntniß für diejenigen unserer Leser, die des Verfassers

Buch

Buch aus einem entgegengesetzten Gesichtspunkte zu betrachten belieben mögten. Der Vorbericht nennet die Lehrer des Heidelberger Gartens, und die Botanisten in den Pfälzischen Landen, Tragus oder Bock, Tabernämontanus oder Theodor aus Bergzabern, von Necker, Pollich und Medikus sind für die Welt berühmte große Namen. Wir finden auch zu Gunsten auswärtiger Liebhaber hin und wieder reichhaltige Anmerkungen, nach denen wir die Arbeit im Ganzen anpreisen können. Wohl nur in den mehresten Stellen Auszüge aus andern Schriften, dennoch lieset man das Merkwürdige einer Pflanze doch gerne in eins zusammen, und an eigenthümlichen unterschiedenen Merkwürdigkeiten fehlt es auch nicht. Wie viele können nicht daraus noch Weisheit schöpfen.

Km.

Klipstein mineralogischer Briefwechsel, zweyten Bandes, drittes Heft. Gießen, 1782. in Octav. 8 Bogen.

In diesem Stücke theilt 1) Herr Becher, Bergsekretär zu Dillenburg, einige Nachrichten von den dortigen Kupferbergwerken: die Gemeinzeche und Altlorbach mit. Darauf — folgt 2) eine Beschreibung des Kommershäuser Eisenhütten- und Hammerwerks. 3) Herrn Habels Nachricht von den vulkanischen Produkten bey Frankfurt am Mayn. 4) Eine sehr flüchtige Anmerkung über die Steinsalzgruben zu Norwich. 5) Etwas über die vom Herrn Habel angegebene Verwitterung der Kupferschiefer. 6) [Fo]rtsetzung der Habelschen Beyträge zur Hessendarmstädtischen Mineralgeschichte. 7) Etwas über des verdienten Freybergischen Bergmeister Herrn Scheidhauers Verbesserungen der Markscheidekunst, von Herrn Becher zu Dillenburg.

S.

Patriotische Gedanken und Vorschläge, über die Cultur der Naturgeschichte in Ehstland, in Beziehung auf die Technologie, entworfen von P. F. Körber, der ausübenden Arzneygelahrheit Dok-

Doktor — — Reval, 1783. 172 Seiten, in 8vo.

Sehr gegründet scheinen des Verfassers Klagen zu seyn, daß man in Ehstland, und vornehmlich in der bekannten Handelsstadt Reval, sich bisher sehr wenig um die Naturgeschichte bekümmert, auch nicht gehörig daran gedacht hat, die Landesprodukten zum Vortheil des Handels zu vermehren, und durch inländische Verarbeitung zu veredeln. Er liefert ein Verzeichniß von Fabriken und Manufakturwaaren, die sich für Ehstland schicken, und zum Theil schon im Entstehen sind: von Papier, Düffelwaaren, Leinwand, Glas, Taback, Cichorien, Zucker, Ziegeln, Pottasche, Stärke und Puder, Theer und Pech, Strümpfen- und Färberey, handelt er S. 37. bis 127. etwas weitläuftiger; andere berührt er nur im Vorbeygehen. Dabey versichert er, daß dort ohne den bisherigen Ackerbau Abbruch zu thun, wenigstens 7000 Menschen bey Fabriken könnten in Arbeit gesetzt werden. Recensent hat S. 51. bemerkt, daß sich in Ehstland bisher schon sehr viel Menschen mit der Spinnerey und Leinewandweberey beschäftigt haben; weiß aber auch aus zuverlässigen Nachrichten, daß es in Reval sehr an Waaren zur Exportation mangelt, welches bey der weit beträchtlichern Importation mancherley übele Folgen, sonderlich in Ansehung des Geldumlaufs, nach sich ziehen muß.

Nachdem der Verfasser die wichtigen Vortheile gezeigt hat, welche das Studium der Naturgeschichte überhaupt bringt, und seinem Vaterlande verschaffen müßte; so werden seine Landesleute mit Vergnügen seine Vorschläge anhören, nämlich daß er eine Naturgeschichte von Ehstland stückweise herausgegeben, und mit der Mineralographie den Anfang machen, aber auch wenn man seine Foderung eingeht, jungen Leuten mündlichen Unterricht darin geben will.

Diese kleine patriotische Schrift verdient von des Verfassers Landsleuten, sie mögen die Vorschläge annehmen oder verwerfen, Dank, und auch in manchen andern Gegenden eine Beherzigung.

II.

Philosophisch-physikalische Fragmente über die Geogenie, worinnen die vornehmsten Meynungen des Herrn

Herrn Oberconsistorial- und Oberbauraths Silberschlags freymüthig geprüft, und mit den besten und neuesten Beobachtungen verglichen werden. Nebst einem philosophischen Schreiben des Verfassers an den Freyherrn von Dumont. Erster Theil. Die Entstehung der Erde betreffend. Breslau, Löwe, 1783. 232 Quartseiten.

Das Schreiben vertritt die Stelle einer Vorrede. Der Herr Verfasser erklärt die dankbarste Verehrung, für den göttlichen Unterricht in der Bibel, glaubt aber nicht, daß dieses verbinde die mosaische Schöpfungsgeschichte nach dem Buchstaben mit Herrn S. zu nehmen. (Er hätte können beyfügen, daß auch nicht alle Schriftausleger, den Buchstaben auf einerley Art lesen.) Gegen Herrn Silberschlags große Verdienste bezeigt er die vollkommenste Hochachtung, der es nichts schade, hier von ihm abzugehen. Beyläufig, daß der Mathematiker nur Philosoph ist, so lange er Mathematiker ist, von erwiesenen Sätzen zu andern fortschreitet, nichts unbewiesenes hinter sich läßt, keinem Vorurtheile fröhnt, oder es zum Postulate macht. Freylich sey der Fall selten mit mathematischer Einsicht ein mittelmäßiger Philosoph zu seyn, aber doch lassen sich Beyspiele davon anführen, Whiston, Pascal, Swedenborg. (Man kann hiervon Betrachtungen über den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik nachlesen, in Kästners vermischten Schriften, II. Theil, 94 S.)

Der I. Abschnitt betrifft die Erzeugung der Feldsteine und des Sandes. Der Herr Verfasser folgt nämlich der Ordnung Herrn S., und dieser hatte seine Vorstellung von Cratern darauf geleitet, Sand- Feld- und Kieselsteine als Auswürfe des Abgrundes anzusehen.

Der Herren Walch und von Scheffler Muthmaßungen vom Ursprung des Sandes, werden zuerst angeführt, wenigstens zu zeigen, daß sich darüber anders denken lasse, als Herr S. denkt, ohne übrigens sie völlig als wahr anzunehmen. Herr W. begeht das Naturforschern so gewöhnliche Versehen, eine Erklärung, die in manchen Fällen statt finden kann, allgemein anzunehmen. Herr Dr. von Scheffler behauptet bey Erschaffung der verschiedenen zusammengesetzten Wesen, mit welchen Gott gleich anfangs diesen Planeten füllte, sey zugleich

gleich eine bestimmte Anzahl Sand erschaffen worden. Allein eine Erschaffung zusammengesetzer Wesen, wenn sie gleich kein förmlicher Widerspruch ist, bleibt doch immer ein sonderbarer Begriff. (Der Ausdruck zeigt nur, daß Herr v. Sch. sich um die Metaphysik wenig mag bekümmert haben, wie es jetzo Mode ist, zugleich aber auch wie sich die Vernachlässigung philosophischer Vorbereitungswissenschaften durch den Mangel allgemeiner deutlicher Begriffe und bestimmter Bedeutungen der Wörter rächt.) Herr Silberschlag findet Sand- und Kieselsteine nur auf der Oberfläche der Erde. So lange man nicht Sandkiesel und Erdarten aus dem Eingeweide der Erde hervorgebracht zeige, so lange stehe es frey, dieselben da zu läugnen, wenigstens wisse man es nicht. — Das Letzte gesteht der Herr Verfasser zu, gestattet aber davon keinen Schluß aufs Läugnen. Herrn Silberschlags Beobachtungen, daß man nicht allzutief graben dürfe, ohne auf das Steingerippe der Erdkugel zu stossen, finden größtentheils nur beym Bergbau, nicht bey Untersuchung der Ebenen statt; auch könnten dergleichen Steinmassen, die uns, so zu reden, nur an der Schwelle der Erdkugel begegnen, ebenfalls auf Sand, Thon und andere Erdschichten aufgesetzt seyn. Wer hat ihre Grundlage erforscht? Bey Schneeberg in Sachsen sitzt der Granit auf blaulichtem, verhärtetem, schieferartigem Thone. Daß Berge einstürzen, könnte daher kommen, daß die unter ihnen liegenden Erdlagen weggespühlt werden. Herr S. sagt: die Erde sey anfangs mit einer fruchtbaren Erdlage bedeckt gewesen, die aber an den mehresten Orten durch eine Fluth, und wir wissen längst welche, weggeschwemmt worden, indem man diesen fruchtbaren Boden meist in Thälern, oder doch vor den Bergketten antrifft, welche die flüßiggewordene Masse aufgehalten habe; so war der Sand auf der ersten glücklichen Erde vor der Sündfluth die Bettung des aller Orten fruchtbaren Erdreichs, jetzt ist er beynahe aller Orten die Decke. Dagegen erinnert der Herr Verfasser nach Herrn S. eigener Vorstellung, sey in der ersten Hälfte des dritten Tagwerks ein Auswurf von Steinen allerley Art, eine allgemeine Sandfluth entstanden, eine steinigte, sandigte Decke. Selbst nach der mosaischen Erzählung könne man sich die paradisische Gegend, als vermuthlich die einzige fruchtbare denken, der Mensch sey aus ihr im Schweiße seines Angesichts das Land zu bauen, wohl in ein unfruchtbares Land verwiesen worden. Den Fluch müsse man ja nicht so verstehen, daß

Gott durch seine Allmacht die Fruchtbarkeit des Erdreichs vernichtet hätte. Thäler und Fuß der Gebürge können ihr fruchtbares Erdreich sonst erhalten haben, wie sie noch jetzo welches erhalten, durch Abspülen von den Bergen: auch seyn nicht alle Thäler fruchtbar. Die in der Uckermark und die Magdeburgischen Länder, auf welche Herr S. sich beruft, seyn es auch mit durch den langen Anbau geworden, bey dem sie immer Zuwachs von fruchtbaren Erdschichten bekommen. Daß die Wasser der Sündfluth die fruchtbaren Erdlagen so sehr sollten zerstört haben, sey auch nicht erweislich. Alle Ueberschwemmungen nützen dem Lande durch Niederschlag ihres Schlammes, ihrer Salze, und des häufigen Brennbaren der in ihnen enthaltenen organischen Körper; und die Wasser der Sündfluth, nach der gewöhnlichen Vorstellung hatten ja keine stürmische und reißende Bewegung, da die Arche ruhig auf ihnen schwebte. Daß Granitschiefer und allerley Sand, durch Auflösungen und Zermalmungen der härtesten Steine entstehen können, und vor unsern Augen entstehen, gebe Herr S. selbst zu; daß sein ursprünglicher Triebsand gerundeter Quarzsand sey, aber der Granitsand scharfeckicht, sey was Zufälliges, da man an dem letzten sonst alle Eigenschaften des Quarzfelsens entdecke. Wasser und andere Naturwirkungen können dieses Zufällige ändern. Wasser könne also wohl Mutter des Sandes seyn, ob das gleich Hrn. S. unwahrscheinlich vorkömmt. Umgekehrt, könne Sandstein aus zusammengesetzten Sandkörnern entstehen, und also Tochter des Sandes so wohl, als durch die Zerlegung Mutter seyn; Granit aber lasse sich nicht für zusammengekütteten Sand annehmen, weil sich bey ihm kein Bindungsmittel entdecke, seine Härte müsse nur von der Cohäsion der glatten Flächen herrühren. Die Kiesel haben ihre platte Fläche nicht durch den Fall, wie Herr S. sich vorstellt, sondern wahrscheinlich allmählich durch den Druck bekommen, wo sie in großen Lagern über einander geschichtet liegen, sind die untern weit mehr geplattet, die obern immer runder und runder. Wenn wir in einem vom Felde abgelesenen Steinhaufen allerley Arten Steine, von allerley Farben antreffen, sagt Herr S., sollte wohl jeder besonders erschaffen seyn, oder ist nicht vermuthlicher zu behaupten, daß sie eben darum so mannichfaltig sind, weil sie aus über einander geschichteten Steinlagern herrühren? Der Herr Verfasser glaubt: Entweder in einer ehemaligen langen Wasserfluth seyen alle diese Steine zusammengeschwemmt, oder, wenn die untersten Schich-

Schichten in solchen Gegenden, wirklich aus dergleichen Steinen bestehen, durch ein unterirdisches Feuer herausgesprengt worden, schon ihre metallischen Zusätze, wodurch das mannichfaltige Farbenspiel veranlaßt wird, zeigen einen andern Ursprung, als Herr S. annimmt. Hält man Schichten für nöthig, wo diese Steine über einander gelegen hätten, so lassen sich solche selbst aus dem dabey befindlichen Granit erklären.

In Norwegen ist nichts ungewöhnliches, daß man ganze Berge und weit ausgebreitete Strecken antrifft, die aus Feldsteinen von unterschiedener Größe mit eingesprengtem Glimmer und mannichfaltigen Farben zusammengekettet sind. Wird eine solche Gegend durch die Witterung oder andere Zufälle mit der Zeit entblößt, und der Kitt aufgelöst, so entstehen ganze Haufen unordentlich über einander liegender großer und kleiner Feldsteine mancher Art. Da immer ein Theil verwittert, so müssen auch die kleinern und leichtern, durch Regen, Wind und Wassergüsse, selbst Winterszeit durch Frost von ihrer Stelle verrückt, und von dem Hauptorte mehr und mehr entfernt werden. Das ist selbst Hrn. Silberschlag zulänglich bekannt. Er sagt selbst in den Schriften der Berl. Gesellsch. naturforsch. Freunde, 1. B. 38 S. daß die kleine Bergkette am Mügelsee aus einer Menge übereinander gestürtzter Feldsteine, von allerhand Materie bestehe, allein er will einen Crater haben, der diese Vorräthe ausgeworfen, und schon zur Zeit der Schöpfung diese Hügel gebildet, so wie selbst der Teufelssee, der seit unendlichen Zeiten bey den Chutmärkern für einen blossen Erdfall passirt, ihm seine Idee von Cratern bestärkt. Diesen Lieblingsgegenständen Herrn S., hat man wahrscheinlicher Weise die neue Theorie, aber auch bey dieser Gelegenheit viel schönes richtiggedachtes zu danken.

Dieses aus des ersten Abschnitts erstem Absatze. Begreiflich verstattet der Raum nicht, die folgenden gleich umständlich anzuzeigen, darunter erst Herrn S. Gedanken, und dann des Herrn Verfassers Erinnerungen müßten gesetzt werden. Es wird also genug seyn, kürzer von ihrem Hauptinhalte zu reden.

Der Verfasser prüft die Feuer- und Wasserhypothesen. Dabey sind Untersuchungen über die Entstehung des Sandes, Bildung der Kiesel u. s. w. Herrn Silberschlags sinnreiche Erklärung, wie Steine zu wandern scheinen, wenn sie

nämlich auf Eisschollen fortgeschwemmt werden, wird mit Beyfall angeführt. So heben und verschieben auch Eiß und Frost Steine auf den Aeckern, daß sie zum Verdrusse des Landmanns zum Vorscheine kommen, auch ihre Stellen ändern. Vieles wider Herrn S. Crater. Sie mögen sehr alt seyn, könnten aber doch größtentheils Erdfälle seyn, Folgen von Erdbeben, Ueberbleibsale von Ueberschwemmungen nicht einmal von der Noachischen Sündfluth. Am dritten Schöpfungstage, da sie nach Herrn S. entstanden seyn sollen, lassen sich wohl noch keine regelmässige Schichten vom Thon, Sand, Kalkstein u. dergl. denken, weil solche spätere Wirkung der Gewässer sind, und nach Herrn S. finden sich unter den Kieseln und Sande, Kalkstein, Thon und Lehmlage. Vielmehr möchten die Crater wohl vulkanischen Ursprungs seyn; Ruß und sichtbare Spuren der Entzündung hat freylich die Zeit daran zerstört, aber noch finden sich in ihnen Steinarten, die dergleichen Ursprung vermuthen lassen, vornehmlich nach Hrn. Dr. Blochs Nachricht, der solche Oerter mit Herrn S. zugleich besucht hat. Bruchstücken von Basalten. Noch einen Ursprung von Cratern, zeigt er in Ungarn und Sclavonien. Ergiessungen der Donau und Saw, davon bilden sich mitten auf den Feldern Wasserhöhlen von unterschiedener Tiefe, nachdem die Wasserwirbel anhaltend und reißend gewesen sind. Kiesel von allerhand Farben und Größe, oft die schönsten Steinarten und ungeheure Steinklumpen liegen aufgewühlt in einer Kranzförmigen Gestalt um den ausgehöhlten Wasserschlund, und das ganze Steintheater verliert sich in Sand. Niemanden befremdet da eine gleichsam alltägliche Erscheinung, deren Ursachen im Wasserwirbel bekannt ist. Sollten große reißende Flüsse ihr Strombette verlassen, wie viel Cratere würde man nicht auf dem Boden finden, über dem jetzt Wirbel und Strudel brausen? Die Uckermärkischen Crater kann man freylich nicht wohl beurtheilen, da man sie nur von außen kennte. Die physiognomischen Fragmente könnten leicht auf Abwege verleiten. Würde man so sehr irren, wenn man sie als Ueberbleibsale jener Zeiten ansähe, da die Uckermärkischen Gegenden Meeresgrund gewesen seyn mögen? Eine Vermuthung, die der Herr Verfasser nach Hrn. Bernoulli Angabe im II. B. seiner Reisen durch Brandenburg ꝛc. wagt.

III. Die mosaische Schöpfungsgeschichte ist von unterschiedenen Gelehrten, nach ihren Theorien unterschiedlich er-

klärt

klärt worden. (Allerdings könnte man eine Bibliothek solcher Erklärungen sammeln, nach der Physik, die zu jeder Zeit Mode war, hat man patristische, scholastische, chymische, philosophische, cartesianische, newtonische, und das hat freylich den Recensenten seit langer Zeit ziemlich abgeneigt gemacht, auf Kenntniß und Prüfung neuerer solcher Theorien viel Zeit zu wenden.) Die Erzählung Mosis sieht der Herr Verfasser als die schätzbarste Urkunde von der ersten Bildung der Erdkugel an, die desto annehmlicher und glaubwürdiger wird, da man daraus sieht, daß eben die Kräfte der Natur, welche noch immerfort die unterschiedenen Erscheinungen auf unserm Erdrund veranlassen, schon bey dessen ursprünglichen Ausbildung beynahe auf gleiche Art thätig gewesen. In den Zeiträumen, die Moses angiebet, und sie Tage nennt, folgt, ihre kürze Dauer und übrige Einkleidung abgerechnet, meist alles, in so fern wir analogisch schließen dürfen, wie es vermöge der uns bekannten Naturgeschichte erfolgen müßte, welches der Herr Verfasser etwas umständlicher zeigt, und bey der Bildung der Erde zwey Hauptperioden annimmt, des Feuers und des Wassers. Die Wirkungen des Wassers nach Anleitung Torbern Bergmanns, und die Entstehung der Berge durchs Wasser betrachtet. Die Wirkungen des Wassers hatten Thäler und Wassergründe ausgehöhlt, es floß dahin ab, und verließ das Trockene, die meist selbst durch den Bodensatz des Wassers entstandenen Erhabenheiten. Die Berge kamen aus dem Wasser empor, in der Bedeutung, wie der Dichter sagt: Terraeque vrbesque recedunt, nicht daß sie durch eine Kraft von unten herauf wären in die Höhe getrieben worden. IV. Einer solchen Centralkraft, welche Hr. S. annimmt, durch welche das feste Land mit seinen Bergen aus dem Wasser hervorgegangen, ist also der Herr Verfasser nicht sehr geneigt, erwähnt aber, was sonst schon für Gelehrte etwa unterirdisches Feuer zu Erhebung der jetzigen Erdfläche anwenden wollen. V. Wiederholt kürzlich das Vorhergehende.

Der zweyte Abschnitt betrifft Erzeugung festen Landes, Inseln und Bergen. Die Absätze werden mit den vorigen fortgezählt. VI. Wie die Erde die Gestalt einer Afterkugel erhalten. (Sphäroid wird freylich so übersetzt, selbst von Sturmen, dem Uebersetzer Archimeds, sprachrichtig aber ist die Uebersetzung nicht, denn After drückt nicht aus was die

Endsylben oides bedeuten, es heißt noch nicht ähnlich oder falsch, welches letztere man sich hier beym Gebrauche dieses Worts mag gedacht haben.) Seitenblicke auf die Büffonische Hypothese. Geodätische Vermessungen zu Vergleichung der beyden Durchmesser der Erde. Warum sie mit Newtons Theorie nicht ganz übereinstimmen können. Reflexionen über den Satz: der Mensch sey das Ziel, zu dessen Nutzen der Erdball so und nicht anders eingerichtet worden. Mißbrauch teleologischer Schlüsse. VII. Ob das Innere der Erde ein wüstes Gesteine und Granit dessen Hauptbestandtheil sey. Von der Entstehung des Granits, dessen Alter in Vergleichung mit andern Gebürgsarten. Eine Hypothese von dem Urgebürge. Etwas vom Mondberge. Wegen der Behauptung: das Innere der Erde sey wüstes Gestein, wird erinnert: daß wir von diesem Innern noch viel zu wenig kennen. Unsere höchsten Berge sind ja unbeträchtlich gegen den Erdball, Blattern auf einem Riesenkörper. (Und eigentlich haben wir nur in diesen Blattern gearbeitet. Die Oberfläche der Erde als Kugel oder Sphäroid betrachtet, müßte doch eigentlich mit der Oberfläche des Meers in einem fortgehen, und unter diese Oberfläche sind wir noch nicht tief gekommen. Die bekannteste Erfahrung dieser Art ist der Brunnen zu Amsterdam, von dem Wolf aus dem Varenius erzählt hat, und so viele Andere aus Wolfen erzählt haben. Mitten im Lande, mag man in Polen manchmal der Oberfläche des Meers gleich seyn, wie aus Schobers Barometrischen Beobachtungen, in Kästners Abhandlung von Höhenmessungen mit dem Barometer hergeleitet ist.) Viele Erfahrungen werden angeführt, daß Granit mit sehr weit ausgedehnten Lagen anderer Steine, selbst im hohen Gebürge bedeckt und gemischt zu finden sey. Auch: ob Granit oder Schiefer die älteste Gebürgsart sey? läßt sich wohl nicht mit Gewißheit entscheiden. Bey dem Monde bemerkt der Herr Verfasser, daß die Einbildungskraft einem Beobachter zu einer Vergleichung verleiten könne, die ein anderer eben nicht so gegründet findet. Herr Silberschlag sah, daß sich der Berg Sinai im Monde (Tycho) in Bergketten vertheilte, und Herrn Arpin zu Petersburg, schienen die Mondberge lauter Vulkans, und was andern Bergketten, waren ihm Lavaströme. Er hatte sich um die Zeit mit Hamiltons Campis phlaegraeis beschäftigt. VIII. Die Wirkungen des sogenannten Centralfeuers mit den Wirkungen der Kraft verglichen, die nach Herrn S. Theorie

die

die Bildung der Erde bewirkt haben soll. Wie sich die Erdschichten gelagert haben, als vermittelst gedachter elastischer Kraft das Trockene aus den Wassern hervorgieng? Ursprung der einzelnen und gehaubten Bergen, Klippen u. s. w. IX. Schilderung der vulkanischen Ausbrüche am dritten Schöpfungstage. Ihnen wird entgegengesetzt die sanftbildende Hand der Natur in allen ihren Werken. Ob die Naturkräfte noch eben so thätig sind, als sie zur Zeit der Schöpfung gewesen? Sie sind ja noch immer im Zerstören und im Bilden thätig. Man möchte wohl auch die dulden, welche die sechs Schöpfungstage, als Zeitperioden der Bibel unbeschadet ansehen, da Herr S. selbst die Schöpfungstage nicht alle von gleicher Länge annimmt. Hr. S nennt die schwache Geister, welche die Schöpfungstage in Zeitperioden verwandeln, indessen gehören zu solchen: Moses Maimonides, Augustin, Thomas von Aquin u. a. Herr S. nimmt Quito in Peru als die höchste Gegend der Erdfläche an. Bekannt mag nichts Höheres seyn, aber die Berge in Asien und Afrika sind noch gar nicht gemessen. Mehr, über die Tiefe des Meeres, Höhe der Gebürge, und die göttlichen Absichten bey der Lage der Länder am Weltmeere. X. Herr S. habe etwas zu ungünstig von andern Theorien geurtheilet, deren Erfinder wenigstens nicht alle die Absicht gehabt, die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift verdächtig zu machen. Thut keiner von ihnen der Sache genug, so findet doch der Naturforscher in jeder Gedanken, die er anwenden kann. Herr S. behauptet, wenn man das Alter der Welt über die gewöhnliche Rechnung hinaussetzen wollte, so sey kein Grund, wo man es feste setzen wolle. Das wird zugegeben, wenn man die Allmacht außerordentlich mitwirken läßt, wie Hr. S. thut. Nehme man aber blosse Wirkungen der Natur an, z. E. wenn man die Erde aus einem Kometen werden ließe, so würden diese nach ihren Gesetzen, bestimmte Zeit erfordern. Vergleichung anderer Kosmogonien mit der mosaischen, sie haben nach des Herrn Verfassers Gedanken alle einerley Quellen.

Die Schrift empfiehlt sich, außer den vielen scharfsinnigen und richtigen Gedanken, auch durch einen deutlichen und aufgeweckten Vortrag. Ueber die Gegenstände, welche sie, und das Buch, dadurch sie ist veranlaßt worden, betrifft, läßt sich freylich von beyden Seiten sehr vieles sagen, ohne daß man Gewißheit erreichte. Der Nutzen solcher Untersuchungen be-

steht nicht eigentlich darin, sichere Wahrheiten zu entdecken, sondern den Verstand in Verbindung und Gebrauche bekannter Wahrheiten zu üben.

Lw.

D. Johann Saloms Semlers Nachlese zur Bonnetischen Insektologie. Erstes Stück. Nebst Anzeige einiger neuen Beobachtungen. Halle, 1788. 8. 12 Bogen.

Der Verfasser will in seinem Alter sich auf die Naturgeschichte legen, dagegen haben wir nichts, denn jeder denkende Kopf ist in dem Reiche der Wahrheiten willkommen. Aber mit der verhaßten Polemik und öfters mit bittern Ausdrücken hineindringen wollen, das taugt nichts. Man erzähle was man gesehen und bemerkt hat, und lasse seine Leser auch sehen, auch bemerken, und selbst darüber urtheilen. Hier soll es nun über den guten Bonnet hergehen, nnd es geschieht wahrhaftig sogar mit Wortklauberey. Bonnet sagt Insektologie — das ist halb lateinisch und halb griechisch, sagt Hr. S.: es muß Entomologie heißen. Je nun, meinetwegen! Bonnet hatte in der Vorrede zu seiner Abhandlung aus der Insektologie — schon wieder, insecta ist ja die buchstäbliche Uebersetzung von εντομα — gesagt. 1) Seitdem die Philosophie ist verbessert worden, hat man erst angefangen, die Insekten mit Aufmerksamkeit und nach Gründen zu beobachten. 2) Vor dieser glücklichen Epoche studirte man nicht so wohl die Natur selbst, als nur die Meynungen einiger Philosophen. 3) Von Begebenheiten suchte man sich weniger durch die Erfahrung als durch das Zeugniß der Alten gewiß zu machen. Weil man sie für Leute ansahe, denen die Natur-Geheimnisse allein anvertrauet wären, so wurden sie als Orakel befragt, und sogar ihre Ausdrücke und Irrthümer wurden vergöttert. Unter diesen Umständen konnte die Naturgeschichte wenig oder gar nicht zunehmen. 4) Da es mit den Naturforschern dahin gekommen war, daß sie die Alten, und hernach sich selbst einander abschrieben: so trugen sie in ihre Schriften mit wenigen Wahrheiten viele Vorurtheile und Irrthümer hinein. 5) Endlich kam die neuere Philosophie, zerstreuete diese Blendwerke, und lehrte den Naturforschern die Natur in ihr selbst

zu

zu studiren. Das ist nun der Text, welchen sich unser Verfasser selbst vorgeschrieben hat. Die ersten vier Sätze, und dem fünften geht es nicht besser, hält der Verfasser, dem meisten Inhalte nach — ein Schlupfwinkel auf den Nothfall — für falsch, und griesgramt über Philosophen und Philosophie ein langes und ein breites, ohne zu bedenken, daß man demjenigen in der Naturgeschichte den Namen eines Philosophen giebt, der selbst sieht, selbst bemerkt, Massen, Mikroscop, Feuer, Wasser und Luft zu Hülfe nimmt, nichts nachbetet, und nie Hypothesen macht, scheint der Verfasser nichts anders darunter zu verstehen, als einen Professor, der mit seinen Hypothetischen Sätzen die studirende Jugend zu neuen Hypothesen verleitet; denn warum sollte er sonst einen Conrad Gesner, Aldrovandus, Hufnagel, Maufet, Goedart, Johnston, Swammerdam, Redi, Leeuwenhoek, Frisch, und andere mehr als Nichtphilosophen ansehen. Wahr ist es, sie lasen über kein Kompendium. Hätte der Verfasser, wie es sich doch geziemte, nur erst festgesetzt, was Philosoph und Philosophie sey, so stünde der armselige Wortstreit gewiß nicht da. „Die Philosophie der neuern „Zeiten, die Hülfe der Instrumenten und Vergrößerungsglä„ser, die Chymie haben, nichts zur Erweiterung der Natur„kunde beygetragen, auch Zeichnungen haben es nicht gethan; „denn die hatten ja die Alten schon, sagt der Verfasser, da „man öfters auf manchen Münzen sehr deutliche Zeichnungen „von Bienen und andern Insekten antrifft.“ Der Verfasser macht dem Aristoteles und dem Plinius sehr tiefe Bücklinge — wir verachten sie auch nicht, aber ohnmöglich können wir sie auf Kosten unsers Zeitalters vergöttern. Kann gar wohl seyn, daß sie das Allgemeine sehr vieler Insekten sehr gut gekannt haben, wenn denn das nun auch wahr wäre, sind wir denn in neuern Zeiten nicht weiter gekommen? Der Verfasser muß selbst gestehen, daß Conrad Gesner erstaunend viel geleistet habe, er erzählt uns selbst seine Freunde nach der Reihe — alles nichts — nichts! Die Alten — die hatten keine kirchliche Theologie, welche das Buch der Natur gleichsam zugeschlossen und unter die Bank geworfen hat.

Auf die fromme Faulheit weder einer kirchlichen noch einer andern Theologie, sondern der Menschen, rechnet der Verfasser gar nichts, da es doch, wie die Erfahrung beweisst, sehr leicht ist zu frömmeln und Sittensprüchelchen auszuthei-

len, und gewiß leichter, als mühsam zu beobachten, sich dem Schlaf entziehen, Essen und Trinken zu vergessen, und nachzudenken.

Wenn denn die Neuern gar nichts gethan haben, was waren denn die von dem Verfasser selbst zugestandenen forschenden Liebhaber des Reichs der Natur, die es jederzeit gegeben haben soll? Philosophen, nach der Definition, die wir oben festgesetzt haben, sie mögen nun übrigens Maler, Chymisten, Zeichner oder Aerzte gewesen seyn. Was der Verfasser eigentlich habe sagen wollen, wenn er Bonnets Behauptung einräumt und zugesteht, daß man an den alten Grundsätzen oder vermeintlich schon gefundenen Gesetzen der Natur zweifeln, und nicht leicht sich einbilden müsse, ein solches Gesetz neu gefunden zu haben, und hernach mit einem unnützen Schwall von Worten diese Wahrheit widerlegen zu wollen scheint, das verstehen wir, wenn wir die Wahrheit bekennen sollen, selbst nicht. Die Hauptursache der größern Einsicht in der Naturgeschichte, soll die im sechszehnten Jahrhunderte angefangene Reformation seyn — das nun so geradzu wohl nicht — aber die fetten Pfründen wurden eingezogen, und ein denkender Kopf, der auf Ehre, Reichthum und Wohlstand Anspruch macht, fand seine Rechnung nicht mehr bey scholastischen Zänkereyen und Distinktionen. Er mußte also durch einen andern Weg empor zu kommen suchen, mußte seine Kräfte anstrengen, und so entstunden Gelehrte, Philosophen und Naturforscher, aber nicht durch die vielen Schriften der Mystiker und sogenannter Theosophen. Und wenn der Verfasser nicht durch seine Liebe zum Sonderbaren wäre geleitet worden, so könnte er den von uns angegebenen so natürlichen Weg nicht verkannt haben. Doch wir gerathen selbst ins Polemisiren. — Es mag vielleicht anstecken — und da uns der Platz nicht erlaubt, förmliche Widerlegung zu schreiben, so wollen wir nur noch einige Sätze des Verfassers anzeigen. Alle Menschen können nicht auf einerley moralische Stuffen erhoben werden. Alle Menschen können nicht einerley Inhalt der christlichen Religion annehmen — Was geht uns Himmels willen den Entomologisten die Dogmatik an? — Nun weiter! Bonnet sagt: einige Insekten erzeugten sich ohne Begattung, das ist nicht an dem, sagt der Verfasser, und um den von ihm selbst geschürzten Knoten zu zerhauen, macht er aus des Bonnets Polypen und Würmern, Halbthiere, und

sagt:

sagt: die Vermehrung der Polypen und ähnlicher Halbthiere aber geschiehet nicht durch Begattung, sondern durch äußerliche Zertheilung, wie bey manchen Pflanzen; Bonnet hatte ja gesagt, ohne Begattung, was brauchte es denn eine anscheinende Widerlegung. Mit einem Worte, der Verfasser baut sich immer selbst einen Riesen, um ihn erlegen zu können. Der Anhang besteht aus einer Anzeige von einem Insekt auf Chelidonium im Winter, welches, nach des Verfassers Bemerkung, endlich Blattläuse waren; nach dem vorher Bonnet seine gebührende Abfertigung wegen seiner irrigen Meynung erhalten.

Rz.

Versuch eines systematischen Verzeichnisses der Schriften und Abhandlungen vom Eisen, als Gegenstand des Naturforschers, Berg- und Hüttenmanns rc. Berlin, bey Decker, 1782. in 8vo. 87 Seiten, und 4 Seiten Namenregister.

Der Nutzen solcher Verzeichnisse, die wir uns über alle Naturkörper wünschen mögten, leuchtet bey der überhand nehmenden Büchermenge, von selbst in die Augen. Das Gegenwärtige hat wohl keine der größern Werke übers Eisen ausgelassen; freylich aber ließen sich noch manche kleinere Abhandlungen auffinden, die dem Verf. entweder unbekannt gewesen, oder erst neuerlich herausgekommen sind, und der V. gesteht in der Vorrede selbst ein, daß sein Verzeichniß solcher Zusätze bedürfe.

S.

Joseph Ferdinand Herverdi, M. D. in Rotterdam, Erklärung des mineralischen Reichs. Ein Beytrag zur Geschichte der Alchymie. Berlin, bey Wever, 1783. 8. 8 Bogen.

Der Herausgeber dieser Schrift sagt in dem Vorberichte, daß der Verfasser wohl nicht die Absicht gehabt, seine Arbeit drucken zu lassen, sondern sie blos zum Unterrichte einiger Verwandten aufgesetzt habe. Wenn dies wirklich so ist, so hat der

der Verf. klüger als der Herausgeber gehandelt. Sie hätte immer ungedruckt bleiben können. Ueberhaupt kann man von alchemistischen Köpfen keine Erklärung des Mineralreichs erwarten.

Zf.

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Fortgesetzter Beytrag zur Geschichte Ottens des VI. oder des kleinen Markgrafens, von M. Sam. Gerlach, Prediger und Rector der Gr. Schule zu Potsdam. Berlin 1782. 4.

Die Recension von des Herrn Verf. Beytrag zur Geschichte des Markgr. von Brandenburg, Ottens *VI*, die in der Allg. deutsch. Bibliothek, *XLV*. B. *II*. St. S. 566. steht, hat ihm Gelegenheit gegeben, zu versuchen, seinen Aufsatz zu verbessern. Er hat alle seine Kräfte aufgebothen, die Vorwürfe, die ihm mit Recht gemacht sind, von sich abzulehnen. Ob er in allen Stücken seinen Endzweck erreichet, wollen wir jetzo sehen. Der erste Punkt ist von gar keiner Bedeutung, den er auch S. 3. zugestehet. Wenn er aber S. 4. glaubt, den Recens. nunmehro überzeugt zu haben, daß Otto *VI*. allein bey der Wahl des Kaisers Rudolfs *I*. zugegen gewesen, und weiter keiner von den Markgrafen, so irrt er sich doch, zumal wenn er S. 7. ausruft — Es bleibt bey mir noch bis jetzo ausgemacht, daß derselbe (Otto *VI*.) bey der Wahl Rudolfs *I*. allein unter allen damaligen Markgrafen von Brandenburg zugegen gewesen. — Der gleich folgende zusammengezogne Beweis, daß M. Johann *II*. nicht dabey, gewesen, ist noch sonderbarer aufgestellet. Nun wollen wir seine Gründe hören.

Zuförderst, wollen wir ihm die Freude gönnen, daß er uns S. 4. belehret, daß zwischen Wahl und Krönung ein Unterschied sey, ferner, daß er eine ihm günstige Stelle bey dem *Alberto*

Alberto Argentinensi ad A. 1273. gefunden, wo dieser schreibt — Marchio Brandenburg. hoc audiens (nemlich, daß Rudolff 6 Töchter habe), receptis cautionibus *de danda sibi Rudolphi filia* similiter consensit, et sic concorditer est electus; „und drittens, daß die Worte der Urkunde von M. Otto VI. — *junior et adhuc minor annis* — nach seiner Uebersetzung S. 6. sagen wollen — Otto der jüngere, der noch geringer an Jahren, oder noch nicht so alt als Otto *V*. —"

Allein, der Verf. möchte auch unter dem Schutz und Schilde des Albrechts von Straßburg nicht sogar sehr gesichert seyn. Bey der angeführten Stelle muß man die ganze Wahlgeschichte Rudolffs im Zusammenhange lesen. Der Churf. von Maynz, Werner, betrieb solche bekanntermaßen, damit Ottokar nicht zur deutschen Krone gelangte, und brachte die anwesenden drey weltlichen Fürsten, den Pfalzgrafen, den Herzogen von Sachsen, und den Markgrafen von Brandenburg endlich dahin, daß sie sich für den Rudolff erklärten. Der erste fürchtete sich aus bekannten Ursachen für dem Rudolff. Der Geschichtschreiber Albrecht führt ihn redend an — Si Rudolphus promoueretur in regem, quomodo essem ab ejus laesione securus? Habetne aliquam filiam, quam mihi daret in uxorem? Et illo asserente (nemlich der Burggraf Friederich), quod Rudolphus sex haberet filias, et de danda sibi una, sub omnium bonorum suorum hypotheca Duci cauente, *Dux annuit Moguntino*. Nun sagt Albrecht weiter von dem Herzoge von Sachsen und dem Markgrafen — „quod audientes *Dux Saxoniae* et *Marchio Brandenburgensis*, *qui et ipsi non habebant uxores*, receptis cautionibus de dandis sibi Rudolphi filiabus, similiter consenserunt —" So lauten eigentlich die Worte. Von dem Herzoge, Albert von Sachsen, ist es gewiß, daß er sogleich zu Aachen die Tochter des Rudolffs geheyrathet c. *Stero ad h. a.* ohngeachtet es gewiß ist, daß sein älterer Bruder Johann, damals zu Frankfurt, der würkliche wählende Fürst war, wie die Urkunde besonders ap. *Martene et Durand in Thes. Anecd. Tom. I. p.* 1132. erweiset. Vermuthlich hatte er die Tochter für seinen Bruder ausgebeten. Was der Geschichtschr. Albrecht hergegen von dem Markgrafen vorbringt, ist schlechterdings dunkel und ungewiß. Es kann seyn, daß der Markgraf, Johann II., diesen jun-

gen

gen Fürsten mit auf den Wahltag genommen, wie Herzog Johann von Sachsen seinen Bruder Albrecht, und auch vielleicht damals dem jungen Otto eine Prinzeßin zugesagt worden, weil aber alle alte Geschichtschreiber angeben, daß ihm erstlich 1278. die Prinzeßin verheyrathet worden, so wird diese ganze Erzählung verdächtig. Ich will die Ursache anführen, die dem jungen Otto damals zu dieser Gemahlin geholfen hat. Bekanntermaßen wollte der böhmische König, Ottokar, den erwähnten K. Rudolff I. nicht für seinen Oberherrn erkennen, noch weniger die Lehn von ihm empfangen. Noch mehr weigerte er sich, die usurpirten Reichsländer, Oesterreich, Steiermark herauszugeben. Wie aber Rudolff, der König von Ungarn, und mehr Feinde auf ihn drängten, die Unterthanen selbst seine strenge Regierung verabscheuten, so machte ee 1276 Friede. Es gereuete ihn bald die Abtretung so ansehnlicher Provinzen, der Krieg gieng von neuem an, und Ottokar verlohr 1278. die Schlacht und zugleich sein Leben. Rudolff I. wollte Böhmen sich unterwerfen, allein Markgraf Otto der Lange, von Brandenburg nahm sich als ein naher Verwandter, des erschlagenen Ottokars hinterlassenen Prinzen an, und erhielt zu Iglau 1278. einen abermaligen Frieden, worin der vorige wieder bestätiget ward. Markgraf Otto der Lange blieb Vormund des jungen Königs Wenzels und Regente in Böhmen, sein Bruder, Otto *VI.* bekam zu mehrerer Bekräftigung der neuen Freundschaft, die Hedewig, des K. Rudolffs *I.* Prinzeßin, zur Gemahlin. Hiermit stimmen alle gleichzeitige Geschichtschreiber, *Henr. Stero*, *Anon. Leobiensis Chronic. Salisburgense ap. Pezium*, *Tom. I.* und *Hist. Australis ad A.* 78, überein. Der letzte schreibt *ap. Freherum ad. A.* 1278. *p.* 473. — Rudolfus Rom. Rex — cum versus Pragam iter vellet arripere, illustris *Otto* Marchio de Brandenburg, qui post obitum avunculi sui regis Bohemiae — ei resistere nitebatur. Venientes ambo cum suis exercitibus juxta Albiam — sub hac conditionis forma *amicabiliter inter se conuenerunt:* Quod relictus juuenis filius Regis Bohemiae piae recordationis, am Regis Rom. duceret in uxorem, *fratri vero Marchi is praedicti etiam filia regis Rom. ibidem desponsatur.* — Mithin geschahe erstlich hier 1278. die Verheyrathung und nicht 1273. zu Frankfurt bey der Königswahl. Das würkliche Beylager ist erstlich im Anfange des folgenden

Jahrs

Jahrs geschehen, wovon man mehr in des gefürsteten Abts, Gerberts von S. Blasien, *Codice epist. Rudolfi I. in Fastis Rudolph. p. CX.* nachlesen kann, und in *Cod. Epist.* selbst *p.* 164. u. 200. Der einige hundert Jahr nachher schreibende *Gerhard. de Roo* kann wider die gleichzeitigen Schriftsteller nicht beweisen, daß die Heyrath schon 1274. geschehen sey. Nunmehro fällt also des Verf. ganzes Gebäude zusammen, das bloß auf dem unbestimmten Ausdruck des Straßburgischen Albrechts sich gründete. Der Verf. dürfte also nicht so mit Verachtung auf mich armen Recens. herunter sehen. Er meynt, daß die Anwesenheit des M. Johanns *II.* bey der Krönung zu Achen am 24. October, die der Recens. aus dem Oetter (Versuch II. Burgg. Geschichte. 616.) mit vollem Rechte, zum Beweise, daß dieser auch bey der Wahl gewesen, gebraucht hat, gar nichts helfe, indem er schreibt — Wenn mein Gegner, in dem Buche des Oetters ein paar Blätter zurück nachgesehen hätte, so würde er wahrgenommen haben, daß dieser Mann ihm schlechte Hülfe gewähre. Er unterscheidet so wohl als ich, die Wahl und die Krönung Rudolffs. Dieses weiß ja wohl jedermann, und man braucht es nicht aus dem Oetter zu lernen Wenn der Verfasser würklich Anlage zum Geschichtforscher hätte, so würde er aus dem angeführten Oetterschen Doc. gerade das Gegentheil geschlossen haben, nemlich, es ist zu vermuthen, daß der damalige älteste Markgraf, Johann *II.*, so 11 Tage nach der Wahl in Frankfurt, zu Achen bey der Krönung gegenwärtig war, den der gewählte Kaiser, Rudolff *I.*, um seinen Consens wegen gewisser Reichslehne angesprochen, wahrscheinlich wohl derselbe seyn müßte, der würklich zu Frankfurt bey der Wahl gegenwärtig, und selbst der wählende Fürst gewesen seyn müsse. Wenn dieser, (wie der Verf. behauptet), nicht zu Frankfurt, und der junge M. Otto der Wahlfürst war, warum sollte er aus der Mark bloß zur Krönung so weit nach Achen gereiset seyn, und warum geschahe dieses nicht von dem jungen M. Otto, der in der Nähe zu Frankfurt war. Allein aus Urk. bey dem Oetter a. a. O. §. 4. S. 614, bey dem *Martene et Durand. Tom. I. p.* 1161, bey dem *Tolner Cod. dipl. Palat. p.* 75, und bey dem alten Geschichtschr. *Henr. Sterone ad A.* 1273, *Chron. Sampetrino Erfurth. ad A.* 1273. findet man die deutlichsten Spuren, daß der älteste Markgraf Johann *II.* bey d.

Wahl anwesend war. Das elende Gewäsche des Buchholz, so aus lauter unreifen Raisonnements von der Wahl des Rudolffs, zu offenbar aus ganz falschen Nachrichten in Absicht des Ottokars, so die angetragene deutsche Krone abgeschlagen haben soll, bestehet, hat unsern Herrn Rektor verführet. Aber billig hätte Hr. G. wissen sollen, wie höchst unzuverläßig Buchholz in der ältern Brandenburgischen Geschichte ist. Wollte Gott, daß Buchholz nie geschrieben, so wäre die Brandenburg. Geschichte durch seine verwegne ungegründete Muthmaaßungen nie so verdorben worden, daß ein eigen Buch jetzo nöthig ist, sie wieder davon zu befreyen.

Nun wollen wir uns auch ganz kurz über den Ausdruck — Junior et *adhuc* minor annis — erklären. Otto VI. ist unstreitig der Jüngste unter den Kindern Markgrafen Ottens *III.* des Stifters der Otton. Linie. Daß er im J. 1273. noch jung, und unter 8 Markgrafen von beyden Linien (den M. Heinrich ohne Land ausgenommen), der Jüngste gewesen, wird kein Kenner der Brandenb. Geschichte leugnen. Vor dem Jahre 1280 wird man ihn schwerlich in Urkunden antreffen, woraus man wahrscheinlich schließen muß, daß er vorher noch keinen Antheil an der Regierung gehabt. Mit diesem Jahre erscheint er häufig mit seinen Brüdern — Otto, Albertus, et Otto — vorher bloß allein — Otto et Albertus. — Es kann seyn, daß man ihn vielleicht ein oder zwey Jahre vorher in Urkunden antrifft, allein dieses schadet nicht, wir wollen die Untersuchung darüber allenfalls in der zwoten Fortsetzung dem Verf. überlassen. Genug er spielte 1273. noch eine ganz unbekannte Rolle, und einem solchen Herrn, sollen beyde Linien, worinnen damals so große Herren, wie Johann *II.*, Otto *IV.* Conrad, Otto *V.* und Albrecht *III.* regierten, die deutsche Königswahl übertragen haben, Johann *II.* sich darum nicht bekümmern, sondern eilf Tage nachher, ohne in Frankfurt zu seyn, bloß zur Krönung nach Aachen reisen, der Wahlfürst Otto *VI.* nicht bey der Krönung seyn, sondern Rudolff *I.* seine Einwilligung von ihm als seinem Wahlfürsten gefordert haben würde, wie M. Johann *II.*, Ludwig Pfalzgraf am Rhein, und Herzog Johann von Sachsen, (die eigentlich zu Frankfurt seine 3 weltliche Wahlfürsten waren,) ihre Einwilligung dazu gaben, daß die Tochter des Burggrafen Friederichs von Nürnberg in die Reichslehne succediren könnte. Diese Urkunde bey dem

Vetter

Oetter im *II.* Versuch Burggr. Nürrenb. Gesch. S. 616. entscheidet die ganze Sache, die Worte — junior et *adhuc* minor annis — mögen bedeuten was sie wollen, zumal das Wort *adhuc* nicht ohne Ursach dabey gesetzt ist.

S. 7. u. s. w. will der Verf. seine in dem ersten Beytrage behauptete Cammertheilungen der Markgrafen aus dem Anhalt. Hause rechtfertigen, und besonders aus des *Pulkaua Chron.* deutlicher erweisen. Allein er ist auch hierin unglücklich. Er erklärt die undeutliche Benennung — durch eine Theilung mit dem Lande, die gleich den Privatis nach den davon zu hoffenden gleichen Einkünften vorgenommen ist. — Er sagt S. 10. daß die Theilung durchs Loos geschehen, und daß, was etwa dem einen oder dem andern Theile in einer Sache, z. B. an Waldungen, Fischereyen, auch an der Anzahl Vasallen gefehlet, sey durch etwas anders ersetzet worden, und führet dieserwegen aus gedachtem *Pulkaua* von der Theilung zwischen die beyden Brüder, Johann *I.* und Otto *III.* eine Stelle an — Cognito igitur a sapientibus, quod pars Ottonis esset deterior, non in redditibus, sed lignis et pascuis et terrarum qualitatibus, aequalitas fuit facta et cum *Iohannes* centum milites plures haberet quam *Otto*, *castrum et terra Lubisana* (übersetzt der Verf. S. 10. das Land um Lubitz, so aber falsch, indem es Schloß und Land Lebus bedeutet *c. Gercken*, *Tom. I. Cod. dipl. Br. p.* 40. 41.) cum *castro Delwensleuen et comitatu* (auch hier zeigt sich in der Uebersetzung die schlechte Kenntniß des von dem Pulkava verdorbenen Namens. — Das Schloß Delvensleven, und eine Grafschaft, welche dem Bischoff von Halberstadt abgekauft sey — es soll aber heissen: das Schloß Alvensleven und die Grafschaft *Seehusen*, die sie von dem Bischoff von Halberstadt gekauft hatten), „quem emerant ab Halberstadiensi, fuerunt adjecta" — S. 8. schreibt der V. — es scheine, daß die 4 ersten Anhaltschen Markgrafen über das ganze Land allein regieret, und keine Mitregenten gehabt haben" — Die scheint nicht, sondern es ist unstreitig wahr. Alle diese Punkte zusammen wird kein Kenner bestreiten, und niemand hat sie bestritten. Wenn aber S. 9. aus der Stelle des *Pulkaua* — Hoc anno videlicet 1258. praedicti fratres *Iohannes* et *Otto* Marchiones Brand. *terras suas* inter se mutuo *diuiserunt*. Ex tunc habuerunt singulares expensas, cum primis fere XL. annis fuissent

de communibus sustentati — erzwungen wird. — Sie theilten sich aber nicht nach der Lage der Länder, daß sie daraus gleichsam kleine abgesonderte Provinzen gemacht, (wer hat solches behauptet?), in deren einer dieser, in der andern aber jener allein Herr seyn sollte; sie theilten sich vielmehr nach den Einkünften, die sie von den ihnen eingeräumten Stücken Landes, (also hatten sie sich ja in die Länder würklich getheilet), Städten, Schlößern, nebst den dazu gehörigen Urbeden, Beden, Jagten, Waldungen rc. haben konnten, ingleichen nach der Zahl der Ritterschaften, und nach Beschaffenheit der Länder selbst, die ihnen angewiesen wurden. Einem jeden wurden so viel Einkünfte am Gelde ausgemacht, was wenig einbrachte, durch etwas anders bonificiret — so muß man sich billig wundern, daß der Verf. hierbey nicht deutlichere Begriffe gehabt hat, und so unbestimmt schreibt, daß man nicht weiß, was er eigentlich sagen will. Wenn ich ihn recht verstehe, so will er durch das Wort Cammertheilung behaupten, die Markgrafen hätten sich bloß in die Einkünfte getheilet, sonsten wären alle Städte, Schlösser, Dörffer rc. gemeinschaftlich gewesen, einer hätte darin so viel zu sagen gehabt, wie der andere rc. Ist dieses richtig, so hat er ganz unrecht. Wenn er *Gerckens* vermischte Abhandl. *II.* Th. *VII.* Abhandl. ohne Vorurtheil gelesen hätte, wie er sie doch würklich gelesen hat, so würde er daraus deutlich gesehen haben, daß beyde Linien, die Johann. und Otton. sich würklich in jeder Provinz der Churmark getheilet gehabt, so daß eine in der andern Antheil nichts zu sagen hatte, wovon er doch S. 16. den Machtspruch gethan. — Die Ottonische Linie hat Antheil an den Städten der Stendalschen (Johannischen wollte er sagen,) Linie gehabt, und wiederum diese an den Städten der Ottonischen Linie." — Dieses ist aber grundfalsch. Zum Unglück hat der V. S. 15. seinen Satz zu beweisen, zwey Urkunden angeführt, die gerade wider ihn sind, nemlich die Urkunde des M. Hermanns von der Otton. Linie, worin er eventualiter 1306. der Stadt Stendal, (die der Johann. Linie gehörte) ihre Gerechtigkeiten bestätigte, aber *NB.* auf dem Fall — quod si jam dicta ciuitas *Stendale fortasse sub nostro dominio ad nos quomodolibet deuolueretur* temporibus affuturis — (*Gercken*, Verm. Abh. *II.* Th. S. 153.) woraus der V. sie angeführt, aber die daselbst angeführten Worte weggelassen hat, welche der Sache ein ganz

anderes

anderes Ansehen geben. Sagt der Markgraf nicht deutlich in den Worten, daß er dorten damals nichts zu befehlen hätte, sondern der Stadt nur vorläuffig ihre Gerechtigkeiten, auf den Fall, wenn die Johannische Linie aussterben würde, bestätigen wollte. Auf gleiche Art ist die aus demselben Buche S. 155. angeführte Urk. des M. Waldemars von der Johannischen Linie beschaffen. Der Markgr. Waldemar bestätiget darin 1308, wohl zu merken, als Vormund, für den minderjährigen Prinzen des M. Hermanns von der Ottonischen Linie der St. Salzwedel, die zur Ottonischen Linie gehörte, ihre Privilegia. Er that solches aber nicht für sich selbst, weil er damals in Salzwedel gar nichts zu sagen hatte, sondern in der Eigenschaft eines Vormundes für einen jungen Prinzen der Otton. Linie. Kurz, hier sind Sachen durch einander gemischt, die zum Theil niemand leugnet, zum Theil aber in ein falsches Licht gestellet sind. Die Markgrafen aus dem Ascan. Hause, nachdem sie sich in 2 Linien getheilet hatten, regierten den ihnen bey der Theilung zugefallenen Antheil Landes in jeder Provinz nicht nach den Kammer-Einkünften, (daß die Theilung selbst nach Einkünften der Länder, und deren Verhältniß gegeneinander geschehen, um eine Gleichheit zu beobachten, verstehet sich von selbst,) sondern würklich als Landesherren, und eine Linie hatte in der andern ihrem Antheil nichts zu sagen. Im Ganzen machte freylich jede Linie, die öfters aus 3, 4 und mehr Herren bestand, nur eine Regierung aus, und so lange noch einer von der andern Linie lebte, konnte die andere nicht succediren, bis zuletzt unter dem M. Waldemar 1317. die ganze Mark, nachdem der M. Johann, der letzte von der Ottonischen Linie, starb, vereiniget ward. So ist die Beschaffenheit der damaligen Regierungsform. In Absicht des Lehns-Nexus von Pommern, der Grafschaft Wernigerode ꝛc scheint die ältere Johannische Linie den Vorzug gehabt zu haben, wie in mehr andern Fällen; wie es wegen der Wahlstimme bey den deutschen Königswahlen damals beschaffen war, kann man nicht mit Gewißheit bestimmen, und am wenigsten wird uns Herr G. hier eine sichere Auskunft geben, der es zwar sehr gut meynen mag, aber die alte Geschichte von Brandenburg nicht genug in den Quellen studirt hat, obwohl er S. 14. wiederum den Machtspruch auch hierin thut, — die Markgrafen zusammen hatten in Chursachsen, insonderheit auch in

 Able-

Ablegung der Churstimme, bey Erwählung eines Röm. Königs, allesammt gleiche Rechte. Es war so gut, wenn diese Simme von einem, als wenn sie von allen abgelegt werde. — Geduld!

Aber nun zuletzt S. 16. macht der Verf. wegen der im *I.* Beytrage S. 10. aus dem Archive der Stadt Treuenbrizen edirten 2 Urk. eines Cantors der Kirchen zu Magdeburg, und Pfarrers zu Briezen, mit Namen Otto, den er daselbst schlechterdings für diese M. Otto *VI.* hält, woran wir in voriger Recension mit Recht gezweifelt, eine ganz seltsame Wendung. Im ersten Beytrage S. 9. schreibt er: „in einem Copialbuche dieses Orts, so vor 100 Jahren geschrieben, sey von einer alten Hand, bey Gelegenheit eines von dem Markgrafen ausgestellten Briefes angemerket, daß er im Kloster Lehnin Subdiaconus gewesen, und 1304. daselbst gestorben sey" — Die bekannt gemachte 2 Urk. des Pfarrers hat er aber nicht aus dem Copialbuche, sondern (*I.* Beytrag S. 9.) vom Origin. genommen, mithin waren diese von der im Copialbuche befindl. Urk. des Markgrafen unterschieden, jetzo aber sagt er S. 16. er selbst hätte die Urk. nicht dem Markgr. zugeeignet, sondern — der alte Treuenbriez. Patriot — der, was er schrieb, gewiß wissen mußte, weil er es den *actis publicis* inserirte. Das Seltsamste ist, daß die 2 Urkunden auch nicht die geringste Spur zur Vermuthung geben, daß sie von dem Markgrafen herrühre — durch solches Verfahren wird in der alten Geschichte wieder verwirrt, was ächte Kenner vorher mühsam entwickelt haben. — Aus dieser Ursache haben wir uns bey dieser kleinen Schrift länger aufgehalten, als sie eigentlich verdiente.

Hk.

Kurze Biographien, oder Lebensabrisse merkwürdiger und berühmter Personen neuerer Zeiten von unterschiedlichen Nationen und allerley Ständen. Aus verschiedenen authentischen Quellen zusammengetragen und herausgegeben von H. G. Hoff. Erster Band. Brünn 1782. 8. 370 S. 2ter Band. 372 S. 3ter Band. 334 S. 4ter Band. 220 Seiten.

Eine

Eine überaus angenehme Kompilation, denn ob uns zwar Schröckh mit seinen Biographien ein wenig verwöhnt hat, so können wir doch diese Sammlung nicht anders als mit herzlichem Dank annehmen. Der Verfasser hat uns allenthalben seine Qellen angezeigt, woraus er geschöpft, und dadurch diesen lehrreichen Erzählungen das Siegel der Wahrheit aufgedrückt. Der Ausdruck ist angenehm und allenthalben den Thaten und Handlungen der beschriebenen Personen angemessen, und wenn die vier würklich abscheulichen Kupfer weggeblieben wären, so hätten wir an dem ganzen Werke nichts auszusetzen; wer inzwischen seiner Einbildungskraft gerne schonen will, darf nur dem Buchbinder befehlen, sie wegzuschneiden. Der kurzen Lebensbeschreibungen sind in allen fünf und achtzig, als im ersten Theile: James Cook, Crichton, Nicole, Bouguer, Collinson, Selkirk, Belidor, Frau Clive, Fräulein d'Eon, Coppel, Händel, Hardy, Ghika, Morus, Olavides, Thurot, Mandrin, Sam. Bernard, Mengs, Garrick, Brindley, Pezai, Quint. Icilius, Montekukuli, De la Condamine, Le Kain Torquato Tasso, Frater Come, de la Mothe, Madem. Maupin, Shakespear, Ben Johnson, Mauroy, Schröpfer, Bianka Kapello, Gyarmathy, Emmerich Joseph, Kurf. von Mainz, Michel Schuppach. Im zweyten Band: Rousseau, Aretin, de las Casas, Mannsfeld, Mylord Marechal, Freron, Amerigi, J. v. Eggers, Gräfin von Chateaubriant, Gräfin von Balagni, Kardinal Dubois, Linne, Byron, John Fletcher, David Roche, Eduard Young, Tsing-su-tse, Fou-hi, Johann Law. Im dritten Bande: Washington, Torre'e, Markise von Chatelet, Carantini, G. F. Riedel, Prinz Eugen von Savoyen, Graf Brand, Graf Struensee, Markes d'Argens, Hyder Aly, Richard Savage, Demoiselle Gaussem, Holzbauer Holzen, Bernard der Dichter, Alexis Peron, Goldsmith, Raymund Jordan, Peter Vidal, Joseph Emanuel. Im vierten Bande: Herzog von Sully, Petrarcha, Helena Cornaro, Gabriele von Estrees, Uriel Akosta, Wilhelm Kyte, Prinz Iwan, und Feldmarschall Laudon. Man sieht nun zwar aus diesem mühsam genug abgeschriebenen Verzeichnisse, daß der Verfasser seine Kompilation nach keinem eigentlichen Plan gemacht habe, wenn aber das seine Absicht war, unsern Töchtern und Söhnen statt abgeschmackten Romanen eine lehrreiche und angenehme Lektüre zu verschaffen, so hat er sie völlig erreicht, und wir wünschen davon mehrere Bände.

Versuch über die Insel Otaheiti in der Südsee, und über den Geist und die Sitten ihrer Einwohner. Frankfurt und Leipzig, 1783. 8. 10 Bogen.

Der Verfasser will über die Beobachtungen der Herren Bank, Solander, Cook und Bougainville Betrachtungen anstellen, die aber ausser einigen Notenweis angebrachten Stücken aus Montesquieu nichts neues enthalten, als was wir schon alles aus den bisherigen Beschreibungen wissen, und kömmt ja noch etwas eigenes zum Vorschein, so ist es wahrer Bombast, man höre zum Beyspiele den Schluß seines Vorberichts: „wir werden glücklich genug seyn, wenn die Erzählung, die wir von „ihren Neigungen machen, der Empfindsamkeit einer Art Menschen, die über alle Lobsprüche erhaben ist, schmeicheln kann" — Ihr Kinder merkts euch, das ist schön. — In der sogenannten Einleitung ist das Bild roher und unkultivirter Menschen ganz verzeichnet, und die beschriebenen Sitten der Otaheitier widersprechen ihm. Von der Naturgeschichte mag der Verfasser wohl auch nicht viel wissen, statt Basalt schreibt er Balzat, und daß es kein Druckfehler sey, ergiebt die Wiederholung dieses verzerreten Wortes; die gefundenen Stücke Eisen zieht der Verfasser in Zweifel, weil — der rohe Salpeter niemals in einer einzigen Masse gefunden worden ist — Nun das hieß ich doch noch eine Ursache angeben.

Geographische Reise durch Deutschland. Zweyter Theil. Das westliche Deutschland, oder die Länder und Städte im Fränkischen, Schwäbischen, Oberrheinischen, Niederrheinischen, Westphälischen und Niedersächsischen Kreise. Für Anfänger in der Kenntniß der Erdbeschreibung. Leipz. 1783. 8. 19½ Bogen. (in unserm Exemplar scheint etwas zu fehlen).

Ein unberufener Auszug aus Büsching, nach jedem Abschnitte steht: Lebe wohl, und das macht die Form der Briefe aus. Wir müssen wohl beweisen, was wir gesagt haben: „Riddagshausen, ein evangelisches Kloster, eine Stunde von „Braun-

„Braunschweig, wo, eine gute Büchersammlung ist. Es be„stehet aus einem Abt, einem Prior und einem Convent, wel„cher nichts anders als ein Seminarium von Candidaten ist, „die unter der Aufsicht des Abts ihr Studieren fortsetzen."

Nun höre man Büsching: „Das evangelische Kloster „Riddagshausen ist ungefähr eine halbe Meile von Braun„schweig entlegen. Besteht aus einem Abt, Prior und Con„vent, und hat einen guten Büchersaal. Der eben genannte „Convent ist eigentlich ein Seminarium von Candidaten, wel„che unter der Aufsicht des Abts stehen ꝛc."

Wunderbare Uebereinstimmung! Wer das Buch nun noch kauffen will, weiß doch, was er kauft.

S.

Geschichte von Griechenland, hauptsächlich den Zeitraum von der 283 bis zur 294 Olimpias enthaltend, von Joh. Baptist Bolla, Prof. der Griech. Sprache und Custos der Universitätsbibliothek zu Wien. Basel, bey Schweighäuser. 1783. gr. 8. 128 Seiten, ohne die Vorrede.

Die griechische Geschichte, sagt die Vorrede, sey ihrer Wichtigkeit ungeachtet, doch in neuern Zeiten meistens nur für Kinder und Schüler bearbeitet worden; zu einem Gebäude für Männer habe auch er einiges vorbereiten wollen, und deswegen ein weniger bearbeitetes Stück ausgewählt. Sehr gut; aber wir gestehen aufrichtig, daß uns dieses Buch kein Genüge thut. Wir sorgen sehr, Männer werden sich an dem Büchlein wenig erbauen. Warum mag wohl der Verf. hier noch nach Olympiaden (ein Prof. der griechischen Sprache sollte doch wohl nicht Olimpiaden, Tirus, Porphirius u. s. w. schreiben) rechnen, da doch die christliche Zeitrechnung die bekanntre, und in den neuern Geschichtbüchern zum Grunde gelegt ist? Die angezeigte Periode ist von der Zeit, da Julian Cäsar wurde, bis an Alarichs Einfall, der Punkt des gänzlichen Verfalls der Griechen. Das erste Buch beschreibt den Verfall Griechenlandes vom Peloponnesischen Kriege an bis an Julians Jünglingsjahre, auf 33 Seiten. Man kann leicht denken, wie wenig befriedigend; das andere, Julians Leben bis an seine

Thronbesteigung; das dritte geht bis an seinen Zug gegen die Parther: das vierte erzählt diesen, und seinen Tod, nebst Alarichs Einfall in Griechenland. Weil Julians Verstand durch Eklektiker gebildet wurde, so erhält der Leser ziemlich ausführliche und durchaus lobpreisende Nachrichten von Plotin, Porphyr, Jamblich, nebst ihren Schülern und Julians Lehrern, worin diese Männer nicht nur selbst als die größten Philosophen, sondern auch die Theurgie, und Neu-Platonische Schwärmerey, nebst aller ihrer Superstition als die erhabenste Philosophie erscheint. Also wird gerade das gelobt, was die einsichtsvollsten Männer einstimmig am meisten tadelnswerth gefunden haben. Daher denn auch Julian selbst als vollkommenes Ideal erscheint, ohne seiner von den Platonikern entlehnten Superstition und anderer Schwachheiten zu gedenken. Sogar daß ein Hierophant auf ein Traumgesicht den Achill in Athen feyerlich verehrt und dadurch Attika vom Erdbeben befreyt hat, wird als würkliches Faktum berichtet. Dachte doch der Magistrat in Athen heller, indem er dies für Einbildung hielt, und öffentliche Verehrung nicht gestattete! Nur noch ein paar Proben der Schreibart: „zuletzt dachte er „(Aedesius) zu dem preiswürdigsten Jamblichus, keinen weiten Weg aus Kappadocien nach Sirien, zu kommen. Er gelangte wirklich hin, und faßte des großen Weltweisen Lehren „so wohl, daß er zuletzt der berühmte Aedesius ward." Ferner: „der Jüngling (Julian) ließ nicht nach, bis ihn Eusebius in einem Strome von Wolredenheit, die aber vom erwillen herzurühren schien, von dem Manne sagte, der großen Kenntnissen im weiten Umfange der Litteratur auch Uebermaaß des Genies, und an erhabenem Geiste alle ertäfe, sich aber doch von der Begeisterung zu weit führen lasse, und ihre Erscheinungen höher als Beweise achte. Als Julian seines Lehrers des Maximius Ankunft bey einer „Rede im Senat vernahm, hüpfte er aus den Reihen der „erlauchten Greise auf, läuft an die Thüren ihm entgegen. — „Er umarmte ihn hier und küßte ihn, wie gemeine Leute, oder „vielmehr wie Könige einander umarmen."

Uz.

Historisch geographische Beschreibung des Erzstiftes Köln. Eine nöthige Beylage zu des Herrn C. N.

R. Büschings Erdbeschreibung. Frankf. am M. bey Fleischer. 1783. 14 Bogen in 8.

Wir hoffen den Dank unsrer Leser zu verdienen, wenn wir geradezu dasjenige aus dieser wichtigen Schrift auszeichnen, was dem Titel zufolge zur Beylage der Büschingschen Erdbeschreibung, und folglich überhaupt zur Berichtigung und Ergänzung unsrer bisherigen Kenntniß vom Erzstift Köln dienen kann.

Das Erzstift theilt sich in das Rheinische und Westphälische; das Rheinische wieder in das Ober- und Niederstift; und das Niederstift in das Rheinische, und das Lippische oder das Vest Recklingen. Ungeachtet der häufigen Unterbrechungen, glaubt doch der V. nach der letzten Description von 1669. das Arnate desselben zu 60 Quadratmeilen angeben zu können. Der vortrefflichen Lage des Landes ohngeachtet, ist doch der Handel, selbst nach den häufigen Klagen auf den Landtägen, äußerst im Verfall, wovon die Quelle in der Intoleranz liegt. Denn jeder neue Erzbischof muß im 3. Art. seiner Capitulation dem Domcapitul schwören, was noch von Ketzern und Schismatikern im Erzstifte übrig seyn könnte, gleich Anfangs seiner Regierung, nach allen Kräften auszurotten. Die Staatsverfassung des E. St. hat viel Eigenes. Die Unterthanen verstehen sich, außer dem Reichs- und Kreiß-Prästanden, zu keinen Landessteuren und Contributionen, ohne freye Einwilligung, und nennen daher die auf den Landtägen bewilligte Summen, Subsidia caritatiua, und lassen sich darüber vom Landesherrn verbindliche Reversalien ausstellen. Die Landesstände bestehn aus 4 Collegien, dem Domcapitel, den Grafen, der Ritterschaft und den Städten. Das Domcapitel, das seinen Sitz zu Cöln hat, enthält 50 Präbenden, wovon der Pabst und der Kaiser die 2 ersten besitzen, die übrigen 48 sind halb Capitular- und halb Domicellar-Präbenden. Von den letzten heißen achte Priesterherren, die nicht aus adelichem Blute seyn dürfen, sondern nur Doctoren der Gottes- oder Rechtsgelahrh. seyn müssen, die übrigen sind die gräflichen Herren, weil nach einer alten Observanz bey dem Domstifte zu Köln, bloß Fürsten und Reichsgrafen, aber keine Personen vom niedern Adel aufgenommen werden. Die Landstände der großen Classe sind der Kurfürst selbst, wegen Odenkirchen der Herzog von Ahremberg, die Grafen von Salm,

von der Mark, und Bentheim. Zum städtischen Collegium gehören die Municipalstädte, darunter Andernach und Neuß, nicht Bonn, das Directorium führen. Die Landstände schlossen 1463. und 1550. mit dem Erzbischof die sogenannte Erblandsvereinigung, die mit der Capitulation, die jeder Kurfürst vor der Huldigung beschwören muß, die Staatsgrundgesetze des E. St. ausmachen, und die Landesherrliche Gewalt, zu Gunsten des Domcapitels, unglaublich einschränken. Der V. giebt Auszüge daraus, die Erstaunen erwecken. Drey General Vicarien und 6 Archidiakonen, zu Bonn, Köln, Xanten, Söst, Neuß und Dortmund, theilen mit dem Erzb. die geistliche Gerichtsbarkeit, und verwalten sie in dessen Namen. Jedes Archidiakonat ist in Dekanate getheilt, welche wieder ihre Landdechante haben; die in andrer Herren Landen angestellte Landdechante versehen die Gerichtsbarkeit durch Verträge des E. St. mit dem Landesherrn. Die Diöcesanrechte des Erzstifts erstrecken sich in einem Umfang von 90 Meilen, durch einige Länder des K. von Trier, des Herzogs v. Ahrenberg, Gr. v. Salm, Mark, Schleiden, Blankenheim, Herzogth. Jülich, Cleve, Mark, Essen, Söst, Westphalen, Engern und Berg. Das Personal der hohen und niedern Dienerschaft ist ansehnlich, und waren 1761. 81290 Thaler an Salarien, ohne Militare, Stallamt und Livreebedienten, in Rechnung gebracht. Die Abgaben werden nach den Ländereyen erhoben, und zwar nach Simpeln, und wenn an den jährl. Landtagen die Anzahl der Simpeln bestimmt, die für das nächste Jahr auszuschreiben sind. Die Ritterschaft hat es dahin zu bringen gewußt, daß sie kaum den sechsten Theil ihrer Güter versteuert. Der Clerisey sinnen die weltlichen Stände bey jeder Landesforderung Quartam partem eines verringerten Anschlags an, welches dann mit Protestationen angenommen wird. Der westphälische Theil des E. St. ist in jedem Beytrag zu ⅐ angeschlagen. Im J. 1779. wurden 18 Simpla ausgeschrieben, deren jede 26658 Gulden betrug, welche 147903 Thaler machten: hiervon erhielt der Kurfürst an Subsidien 70000 Thlr. und 10000 Thlr. zum Schloßbau, das übrige wurde zu den übrigen Landesausgaben angewandt. Die Regalien des Kurf. sind der Licent zu Verdingen und die Rheinzölle zu Andernach, Bonn und die Hälfte des Zolls zu Linz (die andre Hälfte, nebst dem zu Verdingen gehört dem Domcapitel) und der Zehend des geschmolzenen Metalles. Die Domainen bestehen aus Weinbergen und Landgütern,

gütern, und werden administrirt. Die Juden im E. St. zahlen jährlich einen Tribut von 1500 Thaler. Manches Lesenswürdige über die Kölnische Chur- und Erzkanzlerwürde durch Italien. Ein Verzeichniß sämmtlicher Erzbischöfe nach ihren Regierungsjahren. Und dann die Topographie.

Rense. Es wurde 1694. an die Abtey Ronnersdorf versetzt, von K. Clemens August aber 1729 aus eignen Mitteln wieder eingelöst, und in seinem Testament dem Erzstift geschenkt. Es ist doch noch ein Fall, wo der 400 Schritte von der Stadt befindliche Königsstuhl gebraucht wird, indem an jedem Pfingstmontag die Renser und eine Deputation von Coblenz hier zusammenkommen, und den Vergleich erneuern, nach welchem die Renser das Marktrecht zu Coblenz haben. Der Kölnische sogenannte Traß- oder Duckstein, ein Produkt ehmaliger Vulkane, wird als Mörtel nach Holland verkauft, und von da bis nach Ost- und Westindien verführt. Unkel hat eine Menge schwarzer Basaltsteine. Bonn soll nur 11000 Einwohner haben, halb Handwerksleute, halb Personen zum Hof gehörig. Handel ist gar nicht da. Der jetzige Churfürst hat eine Academie daselbst gestiftet. Im J. 1781. waren daselbst 271 Geistliche. Auch Köln nimmt der V. mit, wegen der Gerechtsame, die das E. St. auf diese Stadt hat. Speditionshandel, den die Stapelgerechtigkeit an diesen Ort zwingt, ist das einzige, was hier getrieben wird, und auch daraus zieht man nur das Geringstmögliche. Holländer und Maynzer bringen und holen ihre Waaren selbst. Die Epoche des Verfalls von Köln, so wie die Aufnahme von Mühlheim und Crevelt, ist die Verweisung der Protestanten von 1618., wodurch auf der Stelle 1400 Häuser leer stunden. Das übrige verderben Mönche und Pfaffen durch ihren Schleichhandel und Wucher. Bey 8000 Häuser hat es höchstens 40000 Einwohner, und darunter doch nur 6000 Bürger, das übrige sind größtentheils Bettler, ob der Ort gleich 16 Hospitäler und viele Convente hat. Ueber ein Viertheil der Stadt ist unbebaut, und besteht zum Theil aus Weingärten, die größtentheils Klöstern gehören. Die einzige Karthaus soll mit ihren Gärten so viel Raum einnehmen, als die ganze Stadt Mühlheim. Im J. 1780. wurden in Köln 18000 Ohmen Wein gebauet, der aber weder zum Verführen n[illegible] zum Aufbewahren taugt. Rheinberg, wo sonst ein Rh[illegible] zoll war, liegt itzt eine Stunde von dem Rhein. Ueber[illegible]

aber hätte der topographische Theil ordentlicher und bequemer eingerichtet werden können. Den Schluß machen einige Beylagen, welche verschiedene tabellarische Verzeichnisse, z. E. der Archidiakonate und Diakonate, der ganz oder halb freyen adelichen Güter, der sämmtlichen Ortschaften nach den Aemtern, der Lehne, der zu Landtagen qualificirten Gutsbesitzer in E. St. Köln, u. s. w. enthalten.

Beyträge zur Beschreibung von Schlesien. Erstes bis viertes Stück. Brieg, bey Tramp, 1783. zusammen 19 Bogen in 8vo.

Der Titel erklärt die Absicht. Man hat noch keine genaue Beschreibung von Schlesien: man kann auch solche nicht erwarten, so lange nicht einzelne Gegenden dieses Landes vollständig beschrieben werden; und das will der Verfasser dieser Beyträge thun, also einem künftigen Geographen von Schlesien vorarbeiten und Materialien liefern. Das Unternehmen verdient Beyfall und Ermunterung, und wegen der damit unvermeidlich verbundenen mikrologischen Nachrichten, von fremden Lesern Nachsicht. Diese 4 Stücke enthalten Beschreibungen von so viel Kreisen des Fürstenthums Brieg.

Das erste Stück nehmlich eine, äußerst genaue, topographische Beschreibung des Strehlenschen Kreises, im Fürstenthum Brieg. Nur die Größe ist mangelhaft angegeben, — von Mittag gegen Mitternacht 2 Meilen breit, keine Länge, kein Flächenmaaß. Uebrigens hatte der Kreis 1781. 11773, und die Stadt in 389 Häusern, 2096 Menschen. Doch kann man von der Bevölkerung, in Ermangelung des Flächeninhalts nicht urtheilen. Es gehören zum Kreis 65 Ortschaften. Es werden jährlich im Lande 2400 Stein Wolle gewonnen, und auf die zwey jährlichen Wollenmärkte zu Strehlen über 12000 Steine zum Verkauf gebracht.

II. Stück. Beschreibung des Kreutzburgischen Kreises. Er ist drey Meilen lang, 3 breit, hat 3 Städte, Kreutzburg, Constadt und Pitschen, und 52 alte Dörfer, nebst 16 neuen Colonien, im Jahr 1740, 8371; 1782. aber 10842. Inwohner, und über 30000 Schaafe. Zu Kreutzburg hat der König 1778. für ganz Schlesien ein Armenhaus erbauen lassen, wozu sich die Kosten auf 42000 Thaler beliefen.

sen. Die schöne Außenseite ist hier im Kupfer vorgestellt, und hat zur Aufschrift: Miseris meliora Fridericus M. 1778. Gegenwärtig sind in allen 238 Arme von verschiedenen Klassen darin. Authentische Nachricht von der Schlacht bey Pitschen 1588. Zum Kreis gehören 70 Dorfschaften.

III. Stück. Beschreibung des Olauschen Kreises, der beynahe 14 Quadratmeilen groß ist. Er hatte 1782, 19681, und die Stadt 2031 Menschen, (also auf die Quadratmeile 1551, welches eben keine starke Bevölkerung anzeigt.) 11309 Stück Rindvieh, 42880 Schaafe, welche 2600 Stein Wolle liefern, und gewinnet jährlich 9000 Fuder Heu. In der Stadt kommt auf 24 Lebendige ein Todter, und nach 40jährigen Kirchenlisten sterben mehr als gebohren werden, welche besonders große Sterblichkeit wohl eine Untersuchung verdient hätte. 1623. galt ein Dukaten 32., und ein Ochse und ein Schwein, jedes 500 Thaler. In Olau werden jährlich über 5000 Centner Taback gebauet und gesponnen, 150 Pf. Seide gewonnen, und 1800 Stein Wolle von 38 Tuchmachern verarbeitet. Zum Kreise gehören 72 Dorfschaften.

IV. Stück. Beschreibung des Nimptschen Kreises und der freyen Bergstädte Silberberg und Reichenstein. Er ist 8 Quadratmeilen groß; der Boden giebt das 10te Korn, und über 5000 Fuder Heu; in Praus ist eine Stuterey, und im Lande waren 1782., 45547 Schaafe, 88 Dörfer, 79 Vorwerke, und 17532. Menschen, in der Stadt selbst aber deren 1183. Die beyden Bergstädte liegen zwar im Münsterbergschen, gehören aber zum Fürstenthum Brieg, jedoch zu keinem Kreise; — Silberberg bekam 1536. seinen Namen, und das Recht einer Bergstadt, hatte 5 Gruben; der Bergbau aber ist schon seit dem 30jährigen Kriege eingegangen; und der König hat von 1765. bis 1777. 5 Berge bevestigen lassen, durch welchen Aufwand sich der Ort wieder aufgeholfen hat; die Hauptfestung ist in einem Felsen eingehauen, der Ort selbst aber hat keine Mauern. In Reichenberg grub man sonst Gold- und Silbererz; ein Berg hatte davon den Namen des goldnen Esels, der den Schlesiern einen Spottnamen zuzog. Itzt gewinnt man jährlich blos 1500 Centner Arsenik, der meist nach Holland geht; der Schlich wird nach Neustadt an der Dosse geschafft, wo man nicht ohne Nutzen durch die Reinigung, Gold daraus zu gewinnen sucht. Das Bergwerk gehört übrigens der Cämmerey, der

König

König hat blos den Gewinn von 10 Kuxen des Arsenikalbergwerks, und den halben Genuß, wenn andere Metalle gefunden werden. Die Stadt hatte 1782. 1159 Inwohner.

Im fünften Stück wird der Briegsche Kreis, und die Geschichte der Herzoge zu Brieg folgen, und damit das Fürstenthum Brieg geschlossen werden. Die Beschreibungen sind äußerst genau und vollständig, und die Geschichte meistens aus Handschriftlichen Nachrichten gezogen. Nur von den königlichen Einkünften sagt er nichts, ob er gleich bey den Ständen den Betrag der Cämmereyeinnahmen erwähnt. Man sollte doch wohl nicht glauben, daß ihm hierin die Hände gebunden gewesen wären.

Geographisches Lesebuch zum Nutzen und Vergnügen, herausgegeben von M. J. E. Fabri, Inspektor der Königl. Freytische ꝛc. 1stes und 2tes Bändchen mit Kupfern. Halle, bey Gebauer. 1782. und 83. zusammen 24 Bogen in 8vo.

Es ist wirklich keine übele Idee, geographische Miscellaneen aus Länderbeschreibungen, Topographien, Geschichtbüchern, Reisebeschreibungen, Schriften der Akademien, und wo sonst noch dergleichen Nachrichten zerstreuet sind, zu sammeln, und zum Inhalt eines eigenen geographischen Lesebuchs zu machen. Und wenn es einmal nöthig ist, der Jugend mehrere Unterhaltungsbücher in die Hand zu geben: so sind wir allerdings der Meynung, daß keine Lektüre ihr angemessener sey, als die geographische; sie hat für sie die meiste Anziehung und Abwechselung, ist die leichteste und verständlichste. Nur ist bey einem solchem geographischen Lesebuch nöthig, daß die gehörige Auswahl und Mannichfaltigkeit beobachtet werde, daß man, wo möglich solche Nachrichten aufnehme, deren Kenntniß einigen Nutzen bringt, keine Artikel wieder abdrucken lasse, die schon in andern Büchern ähnlicher Art befindlich sind, hauptsächlich aus großen oder fremden Werken schöpfe, die nicht in jedermanns Händen kommen, und nicht blos abschreibe, sondern seine Erzählungen mit so viel Erläuterungen begleite, als nöthig ist, um derjenigen Klasse von Lesern, die dergleichen Bücher in die Hände nehmen, verständlich und nützlich zu werden. Endlich muß er auch ehrlich genug

seyn,

seyn, um die Quellen offenherzig anzugeben, woraus er die Aufsätze ganz oder Auszugsweise genommen hat. Herr M. Fabri fängt an, uns ein solches Lesebuch zu liefern, und hat, wie es scheint, dabey noch die Nebenabsicht, denen, die das neue Hallische Elementarwerk brauchen, zum geographischen Theil eine Nachlese zu liefern. Hier ist der Inhalt desselben.

I. Bändchen. 1) Ablaß des Dalai lama in Tibet. 2) Dalai lama und seine Propheten. 3) Von den Hanaken in Mähren. 4) Von den Czechen in Böhmen. 5) Von dem Feuerauswurf des Vesuv im Jahr 1779. 6) Feyerlichkeiten bey der Wiedergeburth Kutuchta in der Mongoley. 7) Das Fürstenthum Monaco. 8) Russische Jagdmusik. 9) Das spanische Kloster Montserrat, nebst den dabey befindlichen Einsiedeleyen. 10) Von den eßbaren Vogelnestern. 11) Aurungzeb, weyland Großmogul oder Padschach in Indostan. 12) Von den 7 Wunderwerken des Delphinates. 13) Stiergefecht zu Madrit. 14) Krönungsfeyerlichkeiten eines Königes in Ungarn. 15) Beschreibung des kostbaren Kanals des Herzogs von Bridgewater. 16) Ottomannische Pforte. 17) Leibesübungen und Spiele der Perser. 18) Beschreibung einiger Russischer Völkerschaften; Finnen, Ingrier, Tscheremissen, Tschuwaschen, Mordwinen, Wotjäken, Teptjären, Wogulen, Ostjaken.

II. Bändchen. 1) Von den Türken, ihrer Religion, Religionsdienern, Regierung ꝛc. 2) Fortgesetzte Nachrichten von einigen Russischen Völkerschaften, Saporoger, Kosaken, Kaukasische Völkerschaften, Tatarische Nationen, Kasanische und Orenburgische Tataren, Turalinzen, Tobolskische Tataren, Tomskische Tataren, Nogaische Horden, Baschkiren, Meschtscheräken, Barabinzen, Kirgisen. 3) Vom schamanischen Heidenthum. 4) Einige Merkwürdigkeiten der k. k. Schatzkammer in Wien. 5) Kirchenfeste in Sardinien. 6) Nachrichten von den Feyerlichkeiten bey der Verbrennung eines kalmukischen Oberpriesters 1772. 7) Etwas von der Insel Sylt, und der daselbst gewöhnlichen Brautkleidung.

Hieraus wird der Leser selbst die Auswahl und den Werth dieser geographischen Unterhaltungen, und ob sie ihm alle Nutzen und Vergnügen gewähren werden, beurtheilen können. Der Herausgeber hat sich zwar weder auf dem Titel noch in der Vorrede ausdrücklich darüber erklärt, daß er sein

Lesebuch für die Jugend geschrieben habe: indessen kann man doch ziemlich annehmen, daß die Klasse von Lesern, die dergleichen Campilationen zum Nutzen und Vergnügen in die Hand nimmt, es sey nun den Jahren oder den Kenntnissen nach, zur Jugend gehöre: kein anderer, der dergleichen Dinge schon weiß, vielleicht besser weiß, oder weiß, wo er sich darüber aus den rechten Quellen unterrichten soll, wird sich in solchen Collectaneenbüchern Raths erhohlen; junge Leute hingegen, deren geographische Kenntniß meistens nicht bis zu so speciellen Nachrichten reicht, die doch gerne was zu lesen haben wollen, und größere Bücher nicht zu ihrem Gebrauch haben, können allenfalls dergleichen Sammlungen mit Nutzen in die Hände nehmen. Deswegen hätte aber auch Herr F. in der Wahl und Einrichtung seiner Aufsätze auf jugendlichere Leser Rücksicht nehmen sollen. In der Wahl — Die natürliche sowohl als historische Geographie, die Beschreibungen merkwürdiger Gegenden, Orte, und Naturerzeugnisse, und ihre Verarbeitung durch den Fleiß der Menschen, Seltenheiten der Natur und Kunst, die Geschichte des Handels, und dergleichen, geben einen so reichhaltigen Stoff zu einem geographischen Lesebuch, daß man nicht nöthig hat, sie gleich in dem ersten Theile mit den Hochzeit- und Begräbnißgebräuchen unbekannter Völker zu unterhalten. Wem wächst durch diese Kenntniß einiger Nutzen zu? Wozu, die Hälfte des Buchs mit Nachrichten unbekannter Russischer Völkerschaften anzufüllen, die junge Leser nicht im mindesten interessiren, und deren Namen wohl viele nicht kennen werden, die das Buch zur Hand nehmen? Wir wissen es wohl, daß seit Bekanntmachung der Reisen der Russischen Akademiker beynahe zur Mode geworden ist, in Büchern, die für Kinder geschrieben werden, mit diesen Namen zu paradiren. Aber was sollen Anfängern in der Geographie, die noch viele andere Dinge zu kennen nöthig haben, die ihnen näher sind, dergleichen Nachrichten nützen? Gelehrte können, wenn sie wollen, von den Reisen durchs Russische Reich Gebrauch machen, aber für die ist doch wohl dieses Lesebuch nicht geschrieben! Und nun der Vortrag! — Wer jungen oder ungelehrten Lesern durch ein geographisches Lesebuch wirklich nützen will, darf nicht blos aus seinen Reisebeschreibungen abschreiben, was und wie er es findet; das ist freylich eine sehr leichte Art von Buchmacherey. Er kann unmöglich bey ihnen die Vorkenntnisse und Notizen voraussetzen, die man bey Kennern und Gelehrten erwarten könnte,

für die jene Bücher eigentlich geschrieben waren. Er muß sie nothwendig vorher mit der Person, dem Ort, und der Scene bekannt machen, die er ihnen beschreiben will. Wenn aber nun der Anfänger gleich zu Anfange des 1sten Bändchens liest: 1) von dem Ablaß des Dalai Lama in Tibet — 2) Dalai Lama und seine Propheten — Wie mancherley Fragen müssen ihm hier in Kopf steigen — wer ist denn dieser Dalai Lama? Ein Oberpriester vermuthlich — aber welcher Religion, welches Landes? wo liegt denn Tibet? — Ferner 4) von den Czechen in Böhmen? — Giebt es also noch andere Leute in Böhmen, die nicht Czechen heißen? was ist denn das für ein Name? ein Name des Volks, des Geschlechts, oder der Secte? woher kömmt er? leben die Czechen von den andern Böhmen abgesondert, oder mit ihnen vermischt? und von allen diesen Fragen keine beantwortet, nichts erklärt, und nicht die mindeste Vorbereitung vorausgeschickt sieht, wie wenig wird ihn denn das Buch interessiren? und wie wenigen Nutzen wird er daraus ziehen! Und das gilt fast von den meisten Aufsätzen dieser zwey Bändchen. Herr F. wird demnach sehr wohl thun, wenn er bey der Fortsetzung seines Buchs auf diese Erinnerungen Rücksicht nehmen, und durch kleine Einschaltungen und Erläuterungen, dasselbe der Jugend brauchbarer machen wollte! Und warum hat denn der Verfasser nicht ein einzigmal das Buch angegeben, woraus er seine Collectaneen genommen hat, die zwar bey den meisten Artikeln einem Kenner wohl bekannt sind: am auffallendsten ist es da, wo er sich nicht einmal die Mühe genommen, die redende Person eines Reisenden zu verändern (wie z. E. bey der Beschreibung des Kloster Montserrat, wo jedoch das, was die meiste Anziehung hat, die gefährliche Ersteigung der Einsiedeleyen weggelassen ist.) Bekommt eine Compilation einen honorablern Namen dadurch, daß man die Quellen nicht anführt, aus denen man sie zusammen schreibt?

Ag.

Leonhard Meisters berühmte Züricher. 8. 2 Bände. Basel, 1782.

Merkwürdige Beyträge zur Zürcherischen Kirchen- und Staatsgeschichte, so wie man sie von einem so belesenen Mann und geübten Sammler erwarten konnte. Als Biographien betrach-

betrachtet, sind diese Lebensbeschreibungen nun freylich nicht ohne wichtige Mängel. Auf Styl und Einkleidung hat der Verfasser keine Sorgsalt gewandt. Die Reflexionen, die er hie und da einmischt, haben dem Recensenten selten das Gepräge solider Kenntnisse zu haben geschienen. Die Biographien der noch lebenden Gelehrten in Zurich sind vor andern schlecht ausgefallen, und meist mangelhaft, trocken, uninteressant, und überdem oft Lobreden ähnlicher als unpartheyischen und ungeschmückten Lebensbeschreibungen. Dem ohngeachtet sind diese Biographien überhaupt wichtige Sammlungen von so interessanten, als mit Sorgfalt aus ihren Quellen geschöpften Nachrichten vom Zustande der Gelehrsamkeit in Z. und der Schweiz überhaupt in und nach den Zeiten der Reformation, von der Gestalt der Theologie und der verwandten Wissenschaften in dieser Zeit besonders, von verschiedenen merkwürdigen Staats- und Kirchenveränderungen in Zürich. Vieles ist freylich für Ausländer unerheblich, und mancher unbekannte Mann in dieser Sammlung muß wenig interessiren, wenn ihn nicht gerade dies, daß er ein Züricher war, empfiehlt.

Gz.

M. Benj. Hederichs — Anleitung zu den vornehmsten historischen Wissenschaften; zweyter Theil, welcher die Archäologie, Notiz der Klassiker, Mythologie, griechische und römische Alterthümer enthält; im Plan erweitert, und völlig neu bearbeitet, von Johann Joachim Eschenburg, Professor am Carolino zu Braunschweig. Berlin und Stettin, bey Nicolai. 1783. 8. maj.

oder:

Handbuch der klassischen Litteratur, enthaltend 1) Archäologie; 2) Notiz der Klassiker; 3) Mythologie; 4) Griechische Alterthümer; 5) Römische Alterthümer, von Johann Joachim Eschenburg, ibid. eod. 570 Seiten.

Den Inhalt dieses vortrefflichen Buches zeiget der Titel, welcher auch wirklich sehr gut und deutlich vorgetragen darinnen gefunden wird. Es ist zu wünschen, daß Jünglinge dieses benutzen, und man auf Schulen und Universitäten hierüber lesen möge. Der dritte Abschnitt von der Mythologie ist auch besonders gedruckt worden, unter den Titel: J. J. Eschenburgs Grundzüge der griechischen und römischen Fabelgeschichte, bey Friedrich Nicolai. —

Am.

D. Johann Georg Rosenmüllers Abhandlung über die älteste Geschichte der Erde, welche Moses im ersten Kapitel seines ersten Buchs beschrieben, aus dem Lateinischen übersetzet, mit einem Anhang vermehret, und von dem Herrn Verfasser übersehen und gebilliget. Nürnberg, bey Zeh, 1782. 8vo. S. 198.

Das Original von dieser Uebersetzung ist schon 1776. zu Ulm in einem 72. Octavseiten starken Traktate unter folgendem Titel: Antiquissima telluris historia a Mose Gen. I. descripta erschienen. Der Verfasser tritt denen bey, die die Mosaische Erzählung nicht von der ursprünglichen ersten Schöpfung der Erde, sondern von einer Renovation und Ausbildung derselben verstehen. Die Gründe, die neuere Physiker für die mehrmaligen großen Veränderungen, welche unsere Welt, ehe sie von Menschen bewohnet wurde, erfahren hat, anführen, sind zu wichtig, als daß der Exeget sich unterfangen könnte, sie aus Erklärungen, die aus dem gewöhnlichen System genommen sind, umzustossen. Vielmehr verdienen die Theologen und Schrifterklärer Dank, die ohne Vorurtheile und mit gehörigen Kenntnissen versehen, die Erzählung Mosis noch einmal prüfen, um gewiß zu seyn, ob er von keiner andern als der ursprünglichen Schöpfung, die unserer Welt das erste Daseyn gab, zu verstehen sey. Der Verfasser zeigt, daß dieses nicht nothwendig sey, daß Sonne, Mond und Sterne schon vor dem Mosaischen Tagwerke existirt haben, daß in 6 Tagen die Welt bewohnter geworden, und mit Gewächsen, Thieren und Menschen besetzt sey, und zwar in folgender Ordnung:

Am ersten Tage sey es etwas helle geworden, so daß man Tag und Nacht habe unterscheiden können; am zweyten habe sich der Himmel noch mehr aufgeheitert; am dritten sey der Unterschied zwischen Meer, Flüssen und vestem Boden enstanden; am vierten habe Sonne, Mond und Sterne angefangen, dem Erdboden den Nutzen zu leisten, den wir anjetzt noch von ihnen haben; am fünften und sechsten seyn alle lebendige Geschöpfe, Thiere und Menschen hervorgebracht worden. Wir wissen gegen diese Erklärung nichts wichtiges einzuwenden; oder vielmehr, weil es uns fast unmöglich zu seyn scheint, die von Mose beschriebene Schöpfungsgeschichte so zu erklären, daß nicht Schwierigkeiten übrig bleiben sollten: so enthalten wir uns, Einwürfe gegen des Verfassers Vorstellung zu machen. Darüber wundern wir uns, daß ein so einsichtsvoller Schriftausleger die Eintheilung der Schöpfung in sechs Tagewerke buchstäblich nimmt, und sie nicht mit dem Verfasser der Urgeschichte im vierten Theil des Repertor. für bibl. und morgenl. Lit. die sowohl, als andere nach seiner lat. Abhandlung herausgekommenen Schriften in der Vorrede angezeigt werden, für Ausschmückung einer Erzählung hält, die doch offenbar viel dichterisches und malerisches an sich hat.

Die Uebersetzung ist vom Herrn Keßler von Sprengseysen, H. S. K. M. Obristlieutenant gemacht, dem es zur Ehre gereicht, daß er in müssigen Stunden sich mit den Schriften der Offenbarung beschäftiget. Wir übersehen es ihm daher gerne, wenn er auch wirklich im Ernste behaupten sollte, daß die Welt einmal mit Teufeln bewohnt gewesen sey. Eine von den Erinnerungen des Uebersetzers hat gemacht, daß der Verfasser seine Meynung, als hätte die Erde nach ihrer neuen Ausbildung eine andere Bahn um die Erde angetreten, zurück genommen hat.

Johann Elias Silberschlags, Königl. Preußischen Oberconsistorialraths — Chronologie der Welt, berichtiget durch die heilige Schrift, besonders zum Gebrauche der Königlichen Realschule. Berlin, 1783. Buchhandlung der Realschule, 4to, S. 168.

Die

Die chronologischen Tabellen, welche den vornehmsten Theil des Werkes ausmachen, begreifen die Zeit von Erschaffung der Welt bis auf die Zerstörung Jerusalems von Titus. Der hebräisch-masoretische Text wird, so weit die Geschichte des A. T. gehet, zum Grunde gelegt. Die 1. Kön. 6, 1. angegebene Zahl von 480. hält der Verfasser für ächt, und um sie mit andern im Buche der Richter befindlichen Zahlen zu vereinigen, so rechnet er die 480. Jahre, nicht, wie doch die Worte ausdrücklich lauten, vom Ausgang der Israeliten aus Egypten, sondern vom Ende ihrer 40jährigen Reise durch die Wüste. Er unterläßt auch die 80 Jahre Ruhe, welche die Israeliten unter Ehud genossen, Richt. 3,30 in Anschlag zu bringen, übergeht gleichfalls 10. Jahre, die sie zu Simsons Zeit unter dem Druck der Philister zubrachten. Richt. 13, 1. Lauter willkührliche Annahmen, bloß um eine Zahl zu retten, der die Geschichte der biblischen Bücher, anderer Zeugnisse zu geschweigen, ausdrücklich widerspricht. Der Verfasser hat also mit seinen Vorgängern gleiches Schicksal gehabt, die aus der Bibel ein vollständiges System der Chronologie aufführen wollen. Sie unternehmen eine Sache, die sich vielleicht gar nicht ausführen läßt. Das Geburtsjahr Christi setzt er in das 4201. der Welt, also 200 Jahr später als Usher, welches daher kommt, weil er 400 Jahre für den Aufenthalt der Israeliten in Egypten rechnet. Die Jahre der Julianischen Periode, von Erschaffung der Welt, der Sündfluth, Olympiaden u. s. f. werden in besondern Columnen bey den jedesmaligen Begebenheiten der jüdischen Geschichte, (denn diese wird doch nur vornehmlich in den Tafeln vorgetragen) angegeben. Die Columne mit der Ueberschrift: gleichzeitige Begebenheiten, ist verhältnißmässig gegen jene nur armselig. Chronologie der Welt ist also ein für das Buch zu vornehmer Titel. Dem chronologischen System selbst sind Abhandlungen vorgesetzt, worin über die vornehmsten Epochen, deren man sich in der Chronologie zu bedienen pflegt, Untersuchungen angestellt worden. Wir wollen nur ein paar Anmerkungen über die erste machen. Der Verfasser behauptet durch verschiedene Observationen gefunden zu haben, daß man der Wahrheit am nächsten kömmt, wenn man dem mittlern synodischen Monathe 29 T. 12 St. 43′ 50″ giebt, und folglich dem Mondenjahre 354 T. 8 St. 46 Min. Wir befürchten, daß Astronomen dieses für eine willkührliche

Behauptung ansehen werden. Eine ähnliche ist die, welche wir gleich anführen: Das große Jahr der Alten, dessen Josephus gedenkt, und das aus 600 Sonnenjahren bestand, soll nach unsers Verfassers Meynung die wahre Jubelperiode enthalten, und ein Jubeljahr pflegte, sagt er, jedes 50ste Jahr gefeiert zu werden. Er hat auch in seinen Tabellen die Jubeljahre und ihre Epacten nach dieser Hypothese angegeben. Da aber andere große Chronologen und Schriftausleger jedes 49ste Jahr für ein Jubeljahr halten, und wir von dem grossen Josephischen Jahre so gut wie gar nichts wissen: so würde unserer Meynung nach es besser seyn, wenn man Jubeljahre und Jubelperioden in chronologischen Tabellen ganz abschaffte. Der Verfasser hat sich viele Mühe gegeben zu beweisen, daß das in der Geschichte der Sündfluth erwähnte Jahr 1. B. Mos. C. 7. u. 8. ein Sonnenjahr sey.

Allein wir begreifen nicht, warum er, wenn er die in den beyden Capiteln angeführten Tage, als Tage eines Mondenjahres ansieht und berechnet, noch 46. Tage bis zum Ausbruche der Sündfluth zählet, die bey der Rechnung nach dem Sonnenjahre wegfallen. Unserm Ermessen nach, bleibt es unentschieden, ob das patriarchalische Jahr ein Sonnen- oder Mondenjahr gewesen ist. Wir können dem Verfasser in den übrigen Theilen seiner Vorbereitung nicht folgen, und begnügen uns, nur bloß anzuzeigen, daß darin von dem Ausgange Abrahams aus Haran, dem Ausgange der Kinder Israel aus Egypten, der Periode der Richter, den Olympiaden und Roms Erbauung, den 70. prophetischen Wochen Daniels, dem Geburts- und Sterbejahre des Heilandes, der Aera Dionysiana, und der Julianischen gehandelt werde. Den gründlichen und gelehrten Mann wird man nirgends verkennen, ob wir gleich aufrichtig gestehen, daß wir nicht viel auszeichnendes und unterscheidendes bey ihm angetroffen haben. Hartmanns System hat er vorzüglich genützt, dem er auch ein, unserm Bedünken nach zu grosses Lob beylegt. Dem System oder den Tabellen, die auf die Vorbereitung folgen, sind Betrachtungen über die Babylonische, Assyrische, Medische, Egyptische, Tirische, Griechische und Römische Zeitrechnung beygefüget. Bey der Egyptischen Zeitrechnung hat der Verfasser einen artigen Gedanken, daß Manetho vielleicht nicht nach der chronologischen Ordnung, sondern nach der geographischen seine Regierungen abgetheilt habe. Auf die Weise sollten

seine

seine 30. Dynastien keinen größern Zeitraum, als von 1993. Jahren, und könnten mit der biblischen Chronologie in eine Vereinigung gebracht werden. Die Sache verdienet eine nähere Erwägung. Ueberhaupt wird der Chronolog und Geschichtschreiber vielen Stoff zum Nachdenken in diesem Buche antreffen, wenn er auch gleich der Meynuug seyn sollte, daß auch dieses System, so wie jedes andere, worin der gewöhnliche gedruckte hebräische Text zum Grunde gelegt wird, seine wesentliche Fehler habe.

Gw.

Chronologische Lebensbeschreibung der Päbste, vom H. Petrus an, bis auf Pius VI. Unpartheyisch beschrieben von Anton Fr. von Geißau. Wien, bey Hartl, 1782. 8.

Der Verfasser erklärt, daß er nicht für Gelehrte schreibe, und nach seinem Zweck, eine längst gewünschte, kurze, unpartheyische, und der gegenwärtigen Aufklärung seiner Glaubensgenossen angemessene Geschichte der Päbste zu liefern, beurtheilt zu werden erwarte. Nun ist es wahr, er hat zur Berichtigung der allergemeinsten Begriffe von der Hoheit der Pabstwürde viele gute Anmerkungen eingestreuet, die Perioden und Ursachen des Steigens und Fallens derselben ziemlich richtig bezeichnet; über die schlechten Päbste, besonders über Gregorius VII. viel wahres gesagt, das einem großen Theil seiner Leser neu seyn wird, und sich in vielen Stellen, besonders auch in der Erwähnung der Reformation Luthers seines Buchs, als einen freymüthigen, einsichtsvollen und toleranten Mann bewiesen. Allein die Ausführung seines Vorhabens hat doch noch manches eigen, das zur Aufklärung derjenigen Leser, die er vornehmlich sich wünschen mag, nichts beytragen kann. Daß er die 254. Männer, die er mit dem Namen Päbste belegt, von Petrus bis Pius VI. als eine Reihe von großen Herren und Regenten, die einerley Amt geführt haben, aufstellt; daß er die Namen, Succession und Geschichte der ersten Bischöfe von Rom, als völlig unzweifelhaft angiebt; daß er seine Geschichte in gar keine Epochen, die sich hier so natürlich festsetzen ließen, nach den Stuffen des Ansehens und der Macht, welche die Päbste durchgegangen

 sind,

sind, abtheilet; daß er vom Anfang bis zu Ende die Richtigkeit der päbstlichen Anmaaßungen auf allgemeines Kirchenregiment so zuverläßig voraussetzt, — alles das kann zur Ausbreitung aufgeklärter Begriffe nichts beytragen. Auch das nicht, daß so manche fabelhafte Legenden, ohne alle Zurechtweisung, als ausgemachte Geschichte, wiederholt werden, z. E. daß Gregorius der Große, zur Zeit einer Pest zu Rom, durch Gebeter und Litaneyen den Zorn Gottes besänftiget habe, (was für ein heidnischer Ausdruck!) und auf der Spitze des Pallasts Hadrians ein Engel, der ein Schwerdt in die Scheide steckte, gesehen wurde ꝛc. Von der grossen Schenkung, die der Kaiser Constantin dem Bischof Silvester I. gemacht haben soll, sagt der Verfasser kein Wort; das ist sehr rühmlich, aber es ist doch noch immer zu wenig gesagt, wenn es heißt: viele sagen, daß Kaiser Constantin vom Pabst Silvester zu Rom, andere aber, daß er zwar unter der Kirchenregierung dieses Silvesters, aber nicht von ihm selbst, sey getauft worden, und wenn dabey nicht hinzugefügt wird, daß das erste eine handgreifliche Lüge sey. Gleich nachher steht: da der P. Silvester und Kaiser Constantin die Arianische Ketzerey nicht leicht unterdrücken konnten, beruften sie die allgemeine Nicänische Kirchenversammlung zusammen.

Was nöthigte doch den Verfasser diese Unwahrheit nachzuerzählen, und dadurch eine erbettelte Prätension der Päbste zu unterstützen, welche von dem bessern Theil der Geschichtsforscher und Canonisten seiner Kirche längst aufgegeben ist? Von eben dem Pabst wird angeführt, er sey der erste, der mit einer Tiara gemalt werde, weil Constantin ihm, als dem ersten Bischof, in seinem Dekret die Erlaubniß, ein Diadem zu tragen, ertheilt habe. Durch die Anführung des Dekrets gesteht der Verf. die Aechtheit desselben stillschweigend ein, mithin auch das ganze Mährchen von der ungeheuern Donation. — Solcher unzusammenhängender sich widersprechender Stellen giebt es mehrere.

Dm.

Nürnberg im dreyßigjährigen Kriege. Nürnberg, im Verlag der Bauerischen Buchhandlung, 1782. 4½ Bogen in 8.

Es

Es ist eine Uebersetzung aus Friedrich Spanheims Soldat Suedois, wie der Uebersetzer, Herr Johann Georg Strobel, Pfarrer zu Reusch in Franken, in seiner Vorrede anzeiget.

Rf.

Geographisch-historisch-statistisches Zeitungslexicon, von Wolfgang Jäger, Professor zu Altdorf. Erster Theil. A — L. Nürnberg, bey Grattenauer, 1782. 912 S. in gr. 8.

Eigentlich sollten wohl Verfasser und Liebhaber eines solchen Buchs sich vorläufig mit einander vergleichen, was man darinne zu suchen habe. Herr Professor Jäger hält es zwar für überflüßig, dieses zu bestimmen, und setzt hinzu: „Geographische Artikel von einiger Erheblichkeit, zu deren Aufsuchung das Lesen der Zeitungen, oder anderer historischer Schriften, Anlaß geben kann; statistische Nachrichten zur richtigen Vorstellung der Verfassung eines Landes im ganzen Umfange; kurze Erzählung von dem Ursprunge und den vornehmsten Veränderungen, und Schicksalen der Reiche und Staaten; Anführung denkwürdiger Begebenheiten, die sich in oder bey diesem oder jenem Orte zugetragen haben; das sind die Hauptgegenstände, die ich bey meiner Arbeit vor Augen gehabt habe.“ Man muß ihm auch für seinen mühsamen und zugleich Einsichtsvollen Fleiß, und für die genauere Ausführung vieler Artikel, die in ähnlichen Werken nur sehr unzulänglich gerathen sind, allen Dank wissen. Aber es könnte sich demohngeachtet wohl zutragen, daß ein Zeitungsleser, der zu diesem Buche seine Zuflucht nimmt, von demselben bisweilen unbefriedigt zurückgienge. Bekanntermaßen kommen in den öffentlichen Blättern ungemein viele, das Handlungswesen betreffende Stellen vor. Auf diese aber hat der Verfasser nur selten Rücksicht genommen. Zwar finden wir einige den Seehandel angehende Erläuterungen, z. E. über Assecuranz, wiewohl gegen manche andere Artikel gehalten, sehr kurz, Last, Liespfund, u. dergl. m. Hingegen fehlt der wichtige Artikel Bank; und auch vom Credit, vom Discontiren, vom Lombard, u. dergl. m. wäre es der Mühe werth gewesen, etwas zu sagen. Gewisse, nicht allgemein

sind, abtheilet; daß er vom Anfang bis zu Ende die Richtigkeit der päbstlichen Anmaaßungen auf allgemeines Kirchenregiment so zuverläßig voraussetzt, — alles das kann zur Ausbreitung aufgeklärter Begriffe nichts beytragen. Auch das nicht, daß so manche fabelhafte Legenden, ohne alle Zurechtweisung, als ausgemachte Geschichte, wiederholt werden, z. E. daß Gregorius der Große, zur Zeit einer Pest zu Rom, durch Gebeter und Litaneyen den Zorn Gottes besänftiget habe, (was für ein heidnischer Ausdruck!) und auf der Spitze des Pallasts Hadrians ein Engel, der ein Schwerdt in die Scheide steckte, gesehen wurde ꝛc. Von der grossen Schenkung, die der Kaiser Constantin dem Bischof Silvester I. gemacht haben soll, sagt der Verfasser kein Wort; das ist sehr rühmlich, aber es ist doch noch immer zu wenig gesagt, wenn es heißt: viele sagen, daß Kaiser Constantin vom Pabst Silvester zu Rom, andere aber, daß er zwar unter der Kirchenregierung dieses Silvesters, aber nicht von ihm selbst, sey getauft worden, und wenn dabey nicht hinzugefügt wird, daß das erste eine handgreifliche Lüge sey. Gleich nachher steht: da der P. Silvester und Kaiser Constantin die Arianische Ketzerey nicht leicht unterdrücken konnten, beruften sie die allgemeine Nicänische Kirchenversammlung zusammen.

Was nöthigte doch den Verfasser diese Unwahrheit nachzuerzählen, und dadurch eine erbettelte Prätension der Päbste zu unterstützen, welche von dem bessern Theil der Geschichtsforscher und Canonisten seiner Kirche längst aufgegeben ist? Von eben dem Pabst wird angeführt, er sey der erste, der mit einer Tiara gemalt werde, weil Constantin ihm, als dem ersten Bischof, in seinem Dekret die Erlaubniß, ein Diadem zu tragen, ertheilt habe. Durch die Anführung des Dekrets gesteht der Verf. die Aechtheit desselben stillschweigend ein, mithin auch das ganze Mährchen von der ungeheuern Donation. — Solcher unzusammenhängender sich widersprechender Stellen giebt es mehrere.

Dm.

Nürnberg im dreyßigjährigen Kriege. Nürnberg, im Verlag der Bauerischen Buchhandlung, 1782. $4\frac{1}{2}$ Bogen in 8.

Es

Es ist eine Uebersetzung aus Friedrich Spanheims Soldat Suedois, wie der Uebersetzer, Herr Johann Georg Strobel, Pfarrer zu Reusch in Franken, in seiner Vorrede anzeiget.

Nf.

Geographisch-historisch-statistisches Zeitungslexicon, von Wolfgang Jäger, Professor zu Altdorf. Erster Theil. A — L. Nürnberg, bey Grattenauer, 1782. 912 S. in gr. 8.

Eigentlich sollten wohl Verfasser und Liebhaber eines solchen Buchs sich vorläufig mit einander vergleichen, was man darinne zu suchen habe. Herr Professor Jäger hält es zwar für überflüßig, dieses zu bestimmen, und setzt hinzu: „Geographische Artikel von einiger Erheblichkeit, zu deren Aufsuchung das Lesen der Zeitungen, oder anderer historischer Schriften, Anlaß geben kann; statistische Nachrichten zur richtigen Vorstellung der Verfassung eines Landes im ganzen Umfange; kurze Erzählung von dem Ursprunge und den vornehmsten Veränderungen, und Schicksalen der Reiche und Staaten; Anführung denkwürdiger Begebenheiten, die sich in oder bey diesem oder jenem Orte zugetragen haben; das sind die Hauptgegenstände, die ich bey meiner Arbeit vor Augen gehabt habe.“ Man muß ihm auch für seinen mühsamen und zugleich Einsichtsvollen Fleiß, und für die genauere Ausführung vieler Artikel, die in ähnlichen Werken nur sehr unzulänglich gerathen sind, allen Dank wissen. Aber es könnte sich demohngeachtet wohl zutragen, daß ein Zeitungsleser, der zu diesem Buche seine Zuflucht nimmt, von demselben bisweilen unbefriedigt zurückgienge. Bekanntermassen kommen in den öffentlichen Blättern ungemein viele, das Handlungswesen betreffende Stellen vor. Auf diese aber hat der Verfasser nur selten Rücksicht genommen. Zwar finden wir einige den Seehandel angehende Erläuterungen, z. E. über Assecuranz, wiewohl gegen manche andere Artikel gehalten, sehr kurz, Last, Liespfund, u. dergl. m. Hingegen fehlt der wichtige Artikel Bank; und auch vom Credit, vom Discontiren, vom Lombard, u. dergl. m. wäre es der Mühe werth gewesen, etwas zu sagen. Gewisse, nicht allgemein

bekannte, besonders künstliche Waaren, hätten auch eine kleine Erklärung verdient. Es giebt besondere Artikel über die Münzen, aber keinen über den Conventionsfuß. Doch vielleicht haben wir noch in den Zusätzen zum zweyten Bande manches von dieser Art zu erwarten.

Von andern Seiten ist das Werk desto reichlicher versehen, und wirklich hin und wieder zu sehr beladen. Herr J. gesteht dieses selbst in Ansehung der geographischen Artikel in den beyden ersten Buchstaben, welche weit mehr geringe Orte enthielten, als die folgenden Buchstaben, weil bey jenen der Umfang des Werks von dem Verleger noch nicht festgesetzt worden sey. Auch versichert er, manche nicht sehr wichtige Orte darum angeführt, oder weitläuftiger beschrieben zu haben, weil man sie in solchen Werken, die geographische Artikel von der nämlichen Klasse enthalten, vermisse; oder weil er im Stande war, von denselben etwas Zuverläßigeres zu sagen. So wahr wir dieses befunden haben; so glauben wir doch, daß unbedeutender Städtchen und Flecken für ein solches Buch noch zu viel angeführt worden sind.

Die historisch-statistischen Artikel sind gewiß ein Vorzug dieses Lexicon. Sehr viele Leser, selbst manche Gelehrte, welche dergleichen Kenntnisse versäumt haben, werden sich aus denselben von der Verfassung der Europäischen Länder, von Hof- und Staatswürden, u. dergl. m. in der Kürze, zuverläßige Begriffe machen können. Hin und wieder ist freylich auch in diesen Artikeln, wie es bey einem Werke von so mannichfaltigem Inhalte, niemand wundern darf, einiges zu verbessern übrig geblieben; oder das rechte Maaß überschritten worden. Nur etliche derselben wollen wir anführen.

Allergetreueste „ist die eigenthümliche Benennung des „K. von Portugal. — Das in dem Päpstl. Breve gebrauchte Fidelissimus haben einige nicht durch Allergetreueste, „sondern Allergläubigste übersetzt; welches aber weder so „richtig, noch im Deutschen so gewöhnlich ist, als jenes." — Aber eben diese, welche der Verfasser tadelt, möchten wohl recht haben. Hier muß lediglich das alte Kirchenlatein entscheiden, und darinne heißt Fidelis (wie z. E. Omnibus Christi fidelibus,) nicht getreu, sondern gläubig. Fidelissimus ist im Grunde eben das, was Christianissimus und

Catho-

Catholicus, ein sehr rechtglaubiger Fürst, ein Eiferer für den wahren Glauben.

Arminianer „eine Sekte der Calvinisten." Sie sind gerade das Gegentheil von den eigentlichen Calvinisten. Auch nennen sie sich nicht selbst Arminianer, wie hinzugesetzt wird; sondern Remonstranten.

Cardinäle. Ein überaus weitläuftiger Artikel, von S. 317—329. in dem sich aber vieles findet, das nicht blos entbehrlich, sondern auch unrichtig ist; z. B. die längst verworfenen Sagen vom Ursprunge der Cardinäle im 2ten Jahrhunderte. Das berühmte Dekret des Papstes Nicolaus II. im eilften Jahrhunderte, wodurch der Grund des Cardinals-Collegium gelegt worden, ist doch bey aller Ausführlichkeit vergessen worden.

China. Hier ist nicht wenig zu berichtigen, wovon wir nur einige Stellen nennen. Das Christenthum ist in China nicht, wie der Verfasser sagt, bald nach dem Jahr 1732. gänzlich abgeschafft, sondern es sind nur seine Anhänger sehr verfolgt, und die Bekehrungen der Missionarien gehemmt worden. Es ist nicht mehr zweifelhaft, ob unter Tien Gott, oder auch zugleich die Welt, verstanden werden müsse. Die Mantscheu in China sind nicht der abgöttischen Religion des Dalai Lama zugethan. Der Verfasser bemerkt ja selbst, daß sie die ganze Verfassung des von ihnen eroberten China angenommen haben: und dazu gehört auch die Religion des Confucius.

Den Artikel vom Interim zu Augsburg hätten wir hier nicht gesucht; wohl aber Almosenier und Groß-Almosenier, (Aumonier, Grand-Aumonier,) und etliche wenige andere. Doch alles dieses ungeachtet, was wir erinnert haben, ist das Buch so brauchbar, daß es die ältern Zeitungslexica sehr verdunkelt.

Dm.

Lebensgeschichte der Heiligen. Aus den ältesten und bewährtesten Urkunden gesammlet, und zur allgemeinen Erbauung und Belehrung herausgegeben, von Gottfried Uhlich, Priester der frommen Schulen,

len. Prag und Wien, bey J. F. Edlen von Schönfeld. 1782. Drey Bände in 8. oder neun Stücke, auf die neun ersten Monathe des Jahrs. Zusammen ohngefähr 4 Alphabet.

Was Launoi, Mabillon, und andere scharfsichtige und freymüthige Katholiken in Frankreich, schon vor hundert Jahren zu versuchen anfiengen, die Heiligengeschichten ihrer Kirche von unzähligen Non-Entibus, Fabeln und Ungereimtheiten zu reinigen; das geschieht nun auch in dem katholischen Deutschland. Unser Verfasser meynt es, so viel wir jetzt sehen, mit der historischen Wahrheit recht gut. Er gesteht in der Vorrede zum ersten Bande, daß einige Leser weitläuftigere Nachrichten von Erscheinungen, Wunderwerken, und andern übernatürlichen Zufällen in seinem Werke suchten, andre hingegen glaubten, „daß er ihnen noch immer zu viel unerwiesene Geschich„ten und alte Mährchen auftische." Um beyde zu überzeugen, daß er sich auf der Mittelstraße zu erhalten bemüht sey, bringt er einiges über die Entstehung der Akten der Heiligen bey. In dieser meistentheils richtigen Nachricht wird ziemlich wohl gezeigt, wie so viele Mährchen und Verfälschungen in die Heiligengeschichte gekommen sind, die man jetzt desto mehr wegwerfen müsse, weil sonst gar leicht aus der hartnäckigen Vertheidigung von Mißbräuchen, schlimme Folgen gegen die Religion, oder ganze geistliche Orden gezogen würden. Auf der andern Seite erklärt es Herr U. vor eben so ungerecht und unweise, wenn man überhaupt alles, was über unsern Verstand zu gehen, und unsere Kräfte zu übersteigen scheint, bezweifle, nichts der allmächtigen Kraft der göttlichen Gnade zutraue, überhaupt alle Wunder, alle Belehrungen von oben, allen Zusammenhang zwischen der triumphirenden und streitenden Kirche leugne. Das heiße, das Ansehen der heiligen Schrift selbst über den Hauffen werfen; und er tadelt die unerfahrnen Jünglinge sehr, welche ohne alle Kenntnisse und Belesenheit, über das Ehrwürdigste zu spotten gewohnt wären. Allein wir fürchten sehr, daß diese ganze Vorstellung die Gegner des gehäuften Wunderbaren gar wenig befriedigen werde. Denn es ist etwas anders, so scharf untersuchte, und so unwidersprechlich dokumentirte Wunder annehmen, wie die in der heil. Schrift angeführten; und hingegen unzählige andere glauben, die bloß auf dem Zeugnisse weniger, oder leichtgläu-

gläubiger Personen, oder gar nur auf einem ausgebreiteten Gerüchte, und das in einem abergläubischen, zum Wunderbaren, ohne alle Prüfung, geneigten Zeitalter, beruhen. Wäre der P. Uhlich selbst auf die Quellen dieser Erzählungen zurückgegangen: so würde er dieses, mit einer mäßigen Kritik versehen, gar oft wahr befunden haben. Aber er legte eigentlich das Werk der Bollandisten zum Grunde; und wo diese nicht hinreichten, sagt er, zog er einen Fleury, Tillemont, Natalis Alexander, und andere Kirchengeschichtschreiber zu Rathe; bey den Heiligen unsers Vaterlandes aber leisteten ihm Calles, Hansitz, Balbinus und Rader die vortrefflichsten Dienste. Das waren freylich alles gelehrte Männer; aber, wenn man den Fleury und Natalis ausnimmt, doch viel zu furchtsam im Prüfen, viel zu sehr von Bewunderung gegen die Heiligen eingenommen, als daß sie denselben ihre vorgegebenen Thaten hätten streitig machen sollen, wo sich nur etwas mit dem geringsten Schein für dieselben sagen ließ. Ja selbst die beyden besonders genannten Schriftsteller lassen hierin noch sehr viel zu wünschen übrig.

Ueberhaupt müssen wir also zwar den Verfasser loben, daß er eine etwas strengere Wahl der Heiligen und ihrer Lebensgeschichten getroffen hat, als man sonst in seiner Gemeine gewohnt war. Wir haben z. E. die heiligen Siebenschläfer unter dem 27 Julius, und andere Kalenderheilige hier gesucht, aber sie zu seiner Ehre nicht angetroffen. Auch bey denen, welchen er einen Platz eingeräumt hat, merkt man öfters eine gewisse Bedachtsamkeit in Ansehung verdächtiger Erzählungen von denselben. Er hat sogar den Muth gehabt, (St. 6. S. 134. fg.) in der Geschichte des Apostels Petrus nicht das geringste von seinem vermeinten Bisthum zu Rom, und seiner Herrschaft über alle christliche Gemeinen, worauf doch die Päpste so sehr viel gebauet haben, zu sagen. Aber eben deswegen wünschten wir, daß ein Mann, der eine so gute Anlage zur freyen Beurtheilung und zum Gefühl des Wahren hat, seine Leser mit einer großen Anzahl Wundergeschichten von der unzuverläßigsten und unglaublichsten Art, wie von Engeln, welche das Feuer auslöschten, oder die Märtyrer gegen alle Schläge unfühlbar machten, vom Longinus, und von der heiligen Lanze, u. dgl. m verschont hätte. Freylich ist auch an vielen sogenannten Heiligen selbst, an ihrer schwärmerischen Frömmigkeit, an ihrer Abtödtung u. s. w. nicht wenig auszusetzen.

zusetzen. Doch hoffentlich kömmt die Zeit gar bald in Deutschland auch bey den Römisch Katholischen, da man sich an den biblischen oder ächten Heiligen begnügen wird. — Die Schreibart ist sonst ganz angenehm, nur nicht durchgängig rein.

Lebensgeschichten der Heiligen — — von G. Uhlich. Vierter Band. oder 10—12 Stück. 1783. 1 Alph. 8 B. 8.

Mit diesem Bande wird das Werk beschlossen: und er ist den vorhergehenden völlig gleich. Es kömmt z. B. in der Geschichte des heiligen Bruno, Stifters vom Karthäuser-Orden, zwar die alte Fabel von der Ursache seiner Entfernung aus der Welt, die Launoi ausgefegt hat, nicht vor; aber doch ein nächtliches Gesicht von sieben Sternen, und noch eine Erscheinung im Traum. Genug, Herr U. konnte nicht auf einmal alles leisten, was auf einem mit unzählichem Unkraut bewachsenem Felde, als die Heiligengeschichte ist, zu leisten war. Est quiddam prodire tenus, si non datur ultra!

Ub.

Europens Produkte. Zum Gebrauch der neuen Produkten-Karte von Europa. Von A. F. W. Crome. Dessau 1782. 1 Alphab. 8 Bogen. 8. bey dem Verf. und in der Buchhandl. der Gel.

Ein sehr brauchbares, mit Fleiß geschriebenes Buch. Der Verf. hat die neuesten und besten Schriftsteller genutzt, welche er auch allenthalben als Gewährsmänner anführt. Insbesondere hat er sein Augenmerk auf die Oekonomie und das Commerz bey der Beschreibung der Produkte unsers Welttheils gerichtet, weniger auf die Naturgeschichte, wo diese nicht wegen des Gewerbes sich nothwendig machte. So erwähnt er z. E. bey Helvetien nicht der merkwürdigen großen Bergkrystallen. Dieses erinnert er auch gleich in der Einleitung, wo er sagt, er habe aus dem Mineralreiche erstlich manche Produkte ganz weggelassen, z. B. die Halbmetalle, das Quecksilber ausgenom-

genommen, ferner verschiedene Stein- und Erdarten, als Schiefer, Bruchsteine, Farben-Erden; nur habe er diejenigen angeführt, die sich durch ihre Seltenheit, wie die Edelsteine, oder durch die Verarbeitung, wie Marmor, oder durch den nützlichen Gebrauch, als Torf und Steinkohlen, auszeichnen. Unter mineralischen Quellen habe er alle Arten mineralischer Wasser verstanden. Es wäre doch wohl besser gewesen, der Mineralogie etwas mehr Platz zu gönnen. Die Produkte des Mineralreichs sind ja fast alle sehr wichtig, wenn auch einige kein großes und ausgebreitetes Gewerbe hervorbringen. Man muß in der Gelehrsamkeit, in keiner Absicht kaufmännisch denken. Aus dem Pflanzenreiche hat Herr Cr. nicht allein alle Gartenfrüchte weggelassen, und zwar mit Recht, sondern auch alle für die Arzeneykunde und Farben nützliche Kräuter, bis auf einige, welche sämmtlich wichtige Gegenstände für Fabriken und Handel sind. Wieder zu kaufmännisch gedacht. In dem Thierreiche ist das Geflügel ganz weggeblieben. Von vierfüßigen Thieren sind nur einige Classen, und wenige einzelne besonders merkwürdige Thiere angezeigt. Wäre es nicht gut gewesen, wenn der Verfasser diejenigen Produkte des Mineralreichs, und die Thiere, die er nicht besonders anführen wollte, weil sie ihm nicht wichtig genug schienen, und weil zugleich mehrere Länder sie gemein haben, in einen besondern Anhang gesammelt hätte? Man muß freylich jedem Schriftsteller die Freyheit lassen, seinen Plan nach seinem besten Ermessen einzurichten, doch mag auch eine Bemerkung eines andern ihm von Nutzen seyn können. —

Die Charte von Europa hat der Verf. aus vielen der neuesten Charten zusammengesetzt. Schon dadurch wird sie ein angenehmes Geschenk. Auf diese hat er, wie den Lesern schon bekannt seyn wird, die Gegenden, welche ein gewisses Produkt vorzüglich liefern, mit einem Zeichen des Produkts, entweder einem schon gewöhnlichen oder neuerfundenen angedeutet. Für die Jugend, die Europa nach dieser Generalcharte studirt, ist dieses sehr nützlich. Andern möchte die Erlernung der Zeichen beschwerlich seyn. Doch diese werden die Charte zu andern Absichten dennoch brauchbar finden. Auf den beyden Seiten der Charte sind nebst dem Inhalte der Länder die Produkte, welche jedes Land ausführt, oder selbst verbraucht, oder verarbeitet, oder verarbeitet und zugleich ausführt, angegeben, und durch Striche und Punkte auf eine be-

queme

queme Art unterschieden. Von dem Flächeninhalte aller europäischen Länder hat Hr. Cr. eine besondere sehr nützliche Vergleichungstafel geliefert, worin er diesen Inhalt in drey Spalten nach Büsching, Templeman, Kitchin, und in einer vierten Spalte nach verschiedenen Schriftstellern, die den Inhalt dieses oder jenes Landes angeben, viele nach eigenen Berechnungen darstellt. Die Brüche bey verschiedenen Ländern können nur anzeigen, daß der Verf. sorgfältig gerechnet hat. Denn sonst kann es hier auf halbe oder gar viertel Quadratmeilen nicht ankommen, z. E. man kann das osmannische Reich in Europa so gut 11410 Quadratmeilen als 11410¾ Quadratmeilen ansetzen, besonders wenn Frankreich just auf 10000, Deutschland 12000, Norwegen 7000 geschätzt wird. Uebrigens kann man nicht anders, als Herrn Crome aufmuntern, in der rühmlich betretenen Laufbahn unverdrossen fortzugehen.

L.

Barbarossa. Ein Fragment aus der Geschichte Kaiser Karl des Fünften. Aus Paul Jovius übersetzt von J. P. H. Prescher. Nördlingen, bey Becker. 1782. 17 Bogen, und 2 Bogen Vorrede in 8.

Jovius verdient allerdings in Deutschland fleißiger gelesen zu werden, als es bisher geschehen ist. Denn wenn er gleich seine Fehler hat, den Deutschen abgeneigt ist, und einen seinem Zeitalter eignen Religionshaß gegen die Protestanten äussert; so ist er doch wegen so mancher andern guten Eigenschaft, besonders wegen seiner Geschicklichkeit, die Begebenheiten interessant darzustellen, der Betrachtung vollkommen würdig. Daß man ihn aber seit 200 Jahren her sehr vernachlässiget habe, erhellet daraus, daß seit dem Jahr 1578. keine neue Ausgabe seiner Werke, und seit fast eben so langer Zeit keine Uebersetzung derselben erschienen ist. Wir, unsers Orts, halten so wohl eine neue Ausgabe des Originals, als auch eine gute teutsche Uebersetzung, nicht für unnützlich; letztere zumal für Militärpersonen, denen Jovius unmöglich gleichgültig seyn kann. Wir haben zwar zwo deutsche Uebersetzungen der Zeitbüchte dieses Italieners; aber beyde sind aus dem 16ten

Jahr-

Jahrhundert. Cf. hiervon und von andern den Jovius betreffenden Umständen Meusels Bibl. hist. Vol. I. P. I. p. 137 sq.).

Herr Prescher ist Willens, dem Mangel einer deutschen Uebersetzung abzuhelfen; und das in dem angezeigten Buch vorgelegte Stück aus dem 33sten, 34sten und 40sten Buch der Zeitgeschichte des Jovius soll gleichsam eine Probe oder ein Vorläufer der Uebersetzung des ganzen Originals seyn. Die Vorrede ist recht brav. Die Tugenden und Fehler des Geschichtschreibers sind ziemlich unpartheyisch geschildert, und die Schreibart gefällt, wenigstens besser als diejenige, deren sich Hr. Pr. bey seiner Dolmetschung bedienet. Im Ganzen genommen, ist inzwischen doch diese so ausgefallen, daß ihr Urheber zur Uebersetzung des ganzen Werks, nach seinem in der Vorrede angegebenen Plan, ermuntert zu werden verdient. Was er dabey zu beobachten, und wofür er sich zu hüten habe, wird er aus folgender Kritik eines Stücks seiner Arbeit leicht erkennen.

Gleich die erste Periode ist viel zu schleppend, und erreichet die nachdrückliche Kurze des Originals ganz und gar nicht. Jovius sagt zu Anfang des 33sten Buchs: Solymanus — invasit Africam, *occupandae Siciliae atque Italiae maxime opportunam.* Hr. P. so: „Solimann II. — fiel — Afrika an, weil es ihm vornämlich gelegen schien, um von da aus hernach desto leichter Sicilien und Italien zu erobern.“ Wie viele deutsche Wörter, um 6 lateinische auszudrücken! Im Deutschen muß man zwar mehrere aufwenden, weil die Natur unsrer Sprache uns dazu zwingt: aber man kann doch gewiß mit wenigern abkommen, als Hr. P. braucht; z. B. weil es zur Eroberung Siciliens und Italiens vorzüglich bequem ist. Auch das folgende ist zu schleppend: denn er hatte sich in stolzem Muth nichts kleiners vorgenommen, als die ganze Welt zu bezwingen. Conceperat enim ingenti spiritu totius orbis imperium. Dem gemäßer wäre wohl folgendes: Sein hoher Geist strebte nach der Herrschaft der ganzen Welt. Wenn es gleich hernach heißt: die europäischen (Christiani sagt J.) Fürsten lagen einander in den Haaren; so ist dies eben so unedel und der Würde des historischen Stils zuwider, als wenn der Verfasser an andern Orten hausen und andre dergleichen niedrige Ausdrücke anwendet. Hierauf läßt Herr

P. eine ziemlich lange Stelle weg, worin doch die damalige Lage der christlichen Fürsten kurz aber treffend geschildert ist, und die zum genauern Verständniß des Folgenden dient. Will Hr. P. sie abkürzen: so verbitten wir uns schon deswegen seine Uebersetzung des ganzen Werks. In der Vorrede erklärt er sich freylich über dergleichen Freyheiten; wir mißbilligen sie auch nicht ganz: aber nur müssen sie nicht zu weit getrieben werden. Weil es schwer ist, hierin allen Lesern es recht zu machen; so wollten wir lieber zu einer unabgekürzten Uebersetzung des Werks rathen. — Nun heißt es weiter: „Aber das Feuer zum africanischen Krieg hat Hariaden von Mitylene angelegt, welcher bey uns unter dem Zunamen Barbarossa, den er von seinem Bruder Horucius angenommen, bekannt ist.“ Im Original steht: Invadendae vero Africae autor et concitator exstitit Hariadenus Mitylenaeus, veteris Horucii fratris cognomento Barbarossa a nostris appellatus. Ohne hier des Uebersetzers Untreue zu rügen, wollen wir nur bemerken, daß er die Namen der Menschen und Städte so wohl in dieser Stelle, als auch in den meisten andern nicht trifft. In der Vorrede gesteht er aufrichtig seine Schwäche in diesem Stücke, und entschuldiget sich mit den daher entstehenden Schwierigkeiten. Wenn aber ein Uebersetzer diese nicht zu überwinden weiß, so überlasse er die Arbeit lieber einem Manne, der mehr Kenntnisse besitzt. Und ist es denn so ganz unbekannt, daß Barbarossa, den die lateinischen Geschichtschreiber Hariadenum nennen, eigentlich Harradin und dessen Bruder Horuk hieß? In der Anmerkung sagt Hr. P.: „Einige nennen ihn Chereddin.“ Das thun die Franzosen; es muß daher Schereddin ausgesprochen und geschrieben werden. Schon die deutsche Uebersetzung von Robertsons Geschichte Karls des 5ten, hätte unsern Uebersetzer die richtige Aussprache der Namen jener Seeräuber lehren können. Oder sollte Hr. P. dieses Werk nie gelesen haben? Das wäre wahrscheinlich nicht leicht zu vergeben. — In der Vorrede S. [illegible] kommt [illegible] vor, statt Tlemsen; u. d. gl. m. — Regnum a fratre antea partum: Das Reich, das er von seinem Bruder endlich erhalten; statt das ehemals von seinem Bruder erworbene Reich. Praenomen regali, [illegible] Würden; richtiger: [illegible]. Vagi Numidae, herumirrende N. [illegible] [illegible]; statt streifende. [illegible]. Die Reflexion, die H. seiner Erzählung von dem Glück der Barbarossen

rossen beyfügt, ut hinc quoque in hac rerum humanarum varietate colludentis Fortunae ostenta posteri mirentur, thut, so unmittelbar daran gesetzt, bessere Würkung, als in der Uebersetzung, wo sie als eine besondere Periode Ausrufungsweise da steht: Wieder ein Beyspiel, wie viel bey der Menschen Schicksalen aufs Glück ankommt!

Wir sind noch nicht mit der fünften Seite fertig, und fanden schon so viel anzumerken! Man beurtheile daraus, ob Herrn Preschers Arbeit zu billigen, und ob er zu ermuntern sey, den ganzen Jovius zu dolmetschen? Vielleicht doch, wenn er sich Zeit genug dazu nehmen, und geschickte Freunde zu Rathe ziehen wird. Hier und da hat er Anmerkungen beygefügt, nicht für die, sagt er in der Vorrede, welche die Sache noch besser wissen, als ich. Es lesen auch viele andere, setzt er hinzu, deren Sache nicht ist, sich um eines Worts oder Namens willen, in weitläuftige Spekulationen einzulassen.

Of.

Monita secreta Patrum Societatis Iesu nunc primum typis expressa. Romae. (ist nur ein fingirter Druckort). 1782. 4½ Bögen in 8.

Geheime Vorschriften des Jesuiter-Ordens. Aus dem Lateinischen. 1782. 4 Bogen in 8.

Obgleich das lateinische Original im vorigem und jetzigem Jahrhundert zwey- bis dreymal gedruckt worden ist: so war es doch so gut, wie Manuscript, weil die Jesuiten weder Mühe noch Kosten sparten, jederzeit alle Exemplarien aufzukaufen; und in diesem Betracht läßt sich das nunc primum auf dem Titel entschuldigen. Es ist daher auch kein Wunder, daß diese Schrift vor zehn Jahren bey Gelegenheit der Aufhebung des Jesuiterordens nicht neu aufgelegt worden ist. Denn schwerlich kann man aus einer andern Schrift den Geist und die feinen Kunstgriffe dieses gefährlichen Ordens genauer kennen lernen. Gesetzt auch, sie wäre von den Feinden des Ordens erdichtet worden, wie auch bey Erscheinung dieses neuen Abdrucks die Exjesuiten in der Augsburger Zeitung das Publikum versichern wollten: so hat doch der Verfasser alles auf das

P. eine ziemlich lange Stelle weg, worin doch die damalige Lage der christlichen Fürsten kurz aber treffend geschildert ist, und die zum genauern Verständniß des Folgenden dient. Will Hr. P. so abkürzen: so verbitten wir uns schon deswegen seine Uebersetzung des ganzen Werks. In der Vorrede erklärt er sich freylich über dergleichen Freyheiten; wir mißbilligen sie auch nicht ganz: aber nur müssen sie nicht zu weit getrieben werden. Weil es schwer ist, hierin allen Lesern es recht zu machen; so wollten wir lieber zu einer unabgekürzten Uebersetzung des Werks rathen. — Nun heißt es weiter: „Aber das Feuer zum afrikanischen Krieg hat Hariaden von Mitylene angelegt, welcher bey uns unter dem Zunamen Barbarossa, den er von seinem Bruder Horucius angenommen, bekannt ist!" Im Original steht: Invadendae vero Africae autor et concitator extitit Hariadenus Mitylenaeus, vetere Horucii fratris cognomento Barbarussa a nostris appellatus. Ohne hier des Uebersetzers Untreue zu rügen, wollen wir nur bemerken, daß er die Namen der Menschen und Städte so wohl in dieser Stelle, als auch in den meisten andern nicht trifft. In der Vorrede gesteht er aufrichtig seine Schwäche in diesem Stücke, und entschuldiget sich mit den dabey vorkommenden Schwierigkeiten. Wenn aber ein Uebersetzer diese nicht zu überwinden weiß, so überlasse er die Arbeit lieber einem Manne, der mehr Kenntnisse besitzt. Und ist es denn so ganz unbekannt, daß Barbarossa, den die lateinisch schreibenden Historiker Hariadenum nennen, eigentlich Hayradin und dessen Bruder Horuk hieß? In der Anmerkung sagt Hr. P.: „Einige nennen ihn Cheredin." Das thun die Franzosen; es muß daher Scheredin ausgesprochen und geschrieben werden. Schon die deutsche Uebersetzung von Robertsons Geschichte Karls des 5ten, hätte unserm Uebersetzer die richtige Aussprache der Namen jener Seemänner lehren können. Oder sollte Hr. P. dieses Werk nie gelesen haben? Das wäre wahrhaftig nicht leicht zu verzeihen. — In der Vorrede S. 6. kommt Nucerien vor, statt Nocera; u. dgl. m. — Regnum a fratre antea *partum*: das Reich, das er von seinem Bruder erblich erhalten; statt das ehemals von seinem Bruder erworbene Reich. Poenorum reguli, punische Fürsten; richtiger: afrikanische. Vagi Numidae, streitende N., vermuthlich ein Druckfehler, statt streifende. Quibus artibus, durch welche Abentheuer. Die Reflexion, die J. seiner Erzählung von dem Glück der Barbarossen

rossen beyfügt, ut hinc quoque in hac rerum humanarum varietate colludentis Fortunae ostenta posteri mirentur, thut, so unmittelbar daran gesetzt, bessere Würkung, als in der Uebersetzung, wo sie als eine besondere Periode Ausrufungsweise da steht: *Wieder ein Beyspiel, wie viel bey der Menschen Schicksalen aufs Glück ankommt!*

Wir sind noch nicht mit der fünften Seite fertig, und fanden schon so viel anzumerken! Man beurtheile daraus, ob Herrn Preschers Arbeit zu billigen, und ob er zu ermuntern sey, den ganzen Jovius zu dolmetschen? Vielleicht doch, wenn er sich Zeit genug dazu nehmen, und geschickte Freunde zu Rathe ziehen wird. Hier und da hat er Anmerkungen beygefügt, nicht für die, sagt er in der Vorrede, welche die Sache noch besser wissen, als ich. Es lesen auch viele andere, setzt er hinzu, deren Sache nicht ist, sich um eines Worts oder Namens willen, in weitläuftige Spekulationen einzulassen.

Of.

Monita secreta Patrum Societatis Iesu nunc primum typis expressa. Romae. (ist nur ein fingirter Druckort). 1782. 4½ Bogen in 8.

Geheime Vorschriften des Jesuiter-Ordens. Aus dem Lateinischen. 1782. 4 Bogen in 8.

Obgleich das lateinische Original im vorigem und jetzigem Jahrhundert zwey- bis dreymal gedruckt worden ist: so war es doch so gut, wie Manuscript, weil die Jesuiten weder Mühe noch Kosten sparten, jederzeit alle Exemplarien aufzukaufen; und in diesem Betracht läßt sich das nunc primum auf dem Titel entschuldigen. Es ist daher auch kein Wunder, daß diese Schrift vor zehn Jahren bey Gelegenheit der Aufhebung des Jesuiterordens nicht neu aufgelegt worden ist. Denn schwerlich kann man aus einer andern Schrift den Geist und die feinen Kunstgriffe dieses gefährlichen Ordens genauer kennen lernen. Gesetzt auch, sie wäre von den Feinden des Ordens erdichtet worden, wie auch bey Erscheinung dieses neuen Abdrucks die Exjesuiten in der Augsburger Zeitung das Publikum versichern wollten: so hat doch der Verfasser alles auf das rich-

richtigste getroffen; alles, was darin stehet, kann aus der Geschichte mit Belegen bestätiget werden.

Der ungenannte Herausgeber hat, zufolge einer Nacherinnerung (S. 74), ein sehr fehlervolles Manuscript von diesen Monitis vor sich gehabt, worin Stellen befindlich sind, aus denen er entweder gar keinen Sinn herausbringen konnte, oder sich mit Muthmaßungen behelfen mußte, die zum Theil scharfsinnig genug sind. Der Recensent kann kein Exemplar von einem der ersten Abdrücke auftreiben, so viel Mühe er sich auch deshalb gegeben, und so begierig er auch ist, zu sehen, wie die verdorbenen Stellen in dem neuen Abdruck zu bessern wären, oder ob die Vermuthungen des Herausgebers den Sinn des Originals erreicht haben.

Die deutsche Uebersetzung, die zu gleicher Zeit erschien, ist recht gut, würde aber freylich noch besser seyn, wenn ihr Urheber einen richtigern Abdruck des Originals vor sich gehabt hätte. Auf der letzten Seite sind Beneficia durch Lehngüter übersetzt: es muß aber wohl Pfründen heissen. Eine deutsche Uebersetzung ist unsers Wissens vorher nie da gewesen. Vielen Personen, die des Lateins unkundig sind, ist damit gewiß ein Dienst geschehen.

Mk.

Allgemeine Geschichte der neuesten Entdeckungen, welche von verschiedenen gelehrten Reisenden in verschiedenen Gegenden des russischen Reichs —— sind gemacht worden. Fünfter Theil. Mit Kupfern. Bern, neue typogr. Gesellschaft. 1782. Nebst dem Register 520 S. in 8.

Die Einrichtung dieses Werks kennen unsre Leser schon aus der Anzeige der vorhergehenden Theile. Der gegenwärtige enthält die Reisen und Entdeckungen des Prof. Pallas, in den Jahren 1771, und 1772, von Omsk aus am Irtischfluß nach dem Schlangenberg, und von da über Tomsk nach Krasnojarsk, wo er mit seiner Gesellschaft überwinterte; dann nach Irkuzk, Selenginsk, Kjachta, Udinsk u. s. w., bis wieder zurück nach Selenginsk. Daß hierbey Nachrichten von Sinesern, Ostjacken, Samojeden und andern Völkern vorkommen,

werden diejenigen, welche schon Pallas Reisen gelesen haben, leicht vermuthen. Mit Recht sind auch andre hieher gehörende Schriften, doch nur sparsam bey diesem Auszug genutzet und angeführt worden: hingegen hätten billig manche unbedeutende Nachrichten, die man kaum in einem gedruckten Reise-Journal duldet, daraus sollen wegbleiben, z. B. die Dissenterie, mit welcher Pallas befallen wurde, S. 39; auf welchem Wagen man die Sachen gepackt hat, S. 68. u. d. g. Wenn solche Dinge in den folgenden Theilen keinen Platz finden, so werden sie an innerm Werth gewinnen.

Vom Zustand und (von) dem Verhalten der Katholiken in Engelland, von der Reformation an bis aufs Jahr 1780; mit einer Nachricht von ihrer gegenwärtigen Anzahl, (ihrem) Vermögen, Karakter u. s. w. in zwey (zween) Theilen. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen von C. F. Rieger. Tübingen, Heerbrandt 1783. Ueberhaupt 16 Bogen in 8.

Aus manchen in Hrn. Hofr. Schlötzers Briefwechsel und Staatsanzeigen, auch in dieser Allg. D. Bibl. 53sten Bandes S. 98. u 608 u. f. vorkommenden Nachrichten und Winken, ist bekannt, daß die Exjesuiten alle Kräfte anstrengen, sich dem Papst nothwendig zu machen, und dadurch ihren aufgehobenen, aber keinesweges erloschenen Orden, als welcher jetzt neue Stärke zu gewinnen scheint, wieder emporzubringen. Die Ausbreitung ihrer Religion, an welcher sie unablässig arbeiten, ist unstreitig das wirksamste Mittel; und es gelingt ihnen mehr als man denkt. Aus einer solchen Quelle kommt auch das gegenwärtige Buch, welches die in England befindlichen Katholiken als ganz unschuldige, seit langer Zeit still duldende Leute vorstellt, gegen alle Beschuldigungen vertheidigt, aber auch die scheuslichsten Unthaten der geistlichen Hierarchie, die doch in England so sichtbar sind, vermäntelt. Daß der Verf. ein Exjesuit ist, verräth er selbst, indem er nicht nur S. 191 u. f. die Zahl der exjesuitischen Geistlichen in jedem dasigen Distrikt sorgfältig angiebt; sondern auch ihren

Orden auf recht jesuitische Art gar unter dem Schein eines Tadels, S. 200 u. f. vertheidigt und erhebt. Der bekannte unsinnige Aufruhr des Londonschen Pöbels bey Gelegenheit der protestantischen Association im J. 1780 *), hat ihn zur Verfertigung dieser Schutzschrift veranlaßt, in welcher er darthun will, daß alles Geschrey wider die dasigen Katholiken, und wider die ihnen neuerlich, vom Parlament eingeräumten Freyheiten ungegründet sey; daß weder die englische Kirche, noch der Staat überhaupt, etwas von ihnen zu befürchten habe; und daß sie seit der Reformation, bey allen erduldeten Unterdrückungen, keines Vergehens können überführt werden. Daher liefert er im ersten Theil eine kurze Geschichte der Katholiken in England von der Reformation an; im zweyten aber Nachrichten von derselben Anzahl, Vermögen, Karakter, Fähigkeiten, Denkart, Priestern, Schulen und Klöstern.

Wenn er seine Absicht erreichen, bey seinen Lesern Eingang finden, und die aufgebrachten Gemüther besänftigen wollte, so hätte er wenigstens mehrere **Wahrheitsliebe** zeigen sollen. Bey aller Versicherung der Unpartheilichkeit entblödet er sich nicht, bekannte Dinge in ein falsches Licht zu setzen; unleugbare Thatsachen zu leugnen; und wo er keine Ausflucht findet, wenigstens sehr fein zu distinguiren, daß die in ein Staatsverbrechen verwickelt gewesene Katholiken, nur als einzelne Personen, nicht aber als Gevollmächtigte aller Mitglieder der katholischen Kirche, denen man folglich nichts zur Last legen könne, gehandelt haben. Bey dieser sonderbaren Vertheidigung verwickelt er sich zuweilen in Widersprüche. So sagt er S. 92, alles was der König Jacob verlangt habe, sey gewesen, den Katholiken mehr Freyheit zu geben: gleichwohl gesteht er bald darauf S. 93, daß durch die Revolution im J. 1688, **Jacobs unbändige Absichten, das Papstthum einzuführen**, gescheitert wären. In der Vorrede erklärt er die Ausdrücke Papstthum und Papist für beleidigend, und sagt laut, er sey kein Papist

*) Daß die protestantische Association selbst an diesem heillosen Unwesen unschuldig gewesen ist, gesteht jedermann zu. Es wird vielmehr durch einige Umstände wahrscheinlich, daß der Pöbel von Leuten zuerst aufgehetzt worden ist, die nicht Protestanten waren.

Papist *): aber S. 180. sieht er es für eine Strafe an, wenn der Papst ihm den Namen eines Papisten verweigern würde. Die päpstliche Macht setzt ihn in grosse Verlegenheit. Daß Päpste die Unterthanen vom Eid der Treue losgesprochen, und Könige abgesetzt haben, wagt er nicht zu leugnen: versichert aber S. 183. die Katholiken — (welche denn?) — verabscheueten solche Grundsätze, und erkennten im Papst bloß eine geistliche Macht. Ein sehr unbestimmter recht Jesuitischer Ausdruck, um welchen der Verf. wankend herumirrt: denn der Papst soll nach S. 184. u. f. nur einen eingeschränkten Wirkungskreis, doch einen Vorzug der Herrschaft und eine Macht haben, die sich bloß auf solche Materien erstreckt, von welchen die Katholiken glauben — (wie Jesuitisch spitzfindig!) — daß sie nicht zum Amt der Fürsten gehören; jeder Priester habe in seinem Kirchspiel, jeder Bischof und Erzbischof in seiner Provinz, die eigentliche und wesentliche Gerichtsbarkeit, die ganz unabhängig vom römischen Stuhl ist; — (in Rom würde zwar der Verf. anders sprechen; aber was hilfts, wenn also in jeder Diöcese ein Papst ist!) — und dennoch steht gleich S. 185. dabey; „die kanonische Einsetzung der Bischöfe und andrer hohen Geistlichen, ist bloß ein Zweig der päpstlichen Gerichtsbarkeit." Welche schändliche Zweydeutigkeit! Noch auffallender ist der Widerspruch, da er S. 162. versichert, die Katholiken wären dem jetzigen König mit einmal — (vielleicht gar durch ein Wunderwerk!) — ganz treu und zugethan worden, ob sie gleich bey seiner Thronbesteigung noch mit dem Jacobitismus angesteckt waren, und keinen Anschein gaben, davon frey zu werden: und doch S. 163. hinzusetzt, daß die Unterdrückungen, welche sie noch jetzt erduldeten, in ihnen ein unaufhörliches Verlangen nach Veränderungen und Revolutionen erregen müßten, weil dabey ihre Lage nicht schlimmer, wohl aber besser werden könnte. Was soll man bey diesen Aeusserungen denken? Latet anguis in herba! Wenn doch die Regenten aufmerksamer werden wollten! Wenn sie doch sehen wollten, wie sie von dem Jesuitischen Machiavellismus zum Spielwerke gebraucht werden.

*) Auch in Deutschland giebt es Katholiken, die keine Papisten seyn wollen, und besonders die Jesuiten nehmen oft diese Mine an. Wer aber die Hierarchie aufrecht erhalten will, muß auch die schädlichen Folgen der Hierarchie zugeben.

Die Art, wie der Verf. zur Widerlegung einiger Beschuldigungen, die Lehren seiner Kirche, als die Macht eines Geistlichen, die Sünden zu vergeben, die Behauptung, als sey die katholische Religion allein die Seligmachende, die Beichte u. d. gl. vertheidigt, mag, wer Lust hat, nachlesen; so wie sein listig ersonnenes Glaubensbekenntniß, oder auch seinen lauten Spott über die Mönche *) S. 211. Nur hätte er sich nicht so sehr viel auf den Unterschied zwischen Glaubenslehren und Kirchenzucht, zwischen Aussprüchen des Himmels und Meynungen gewisser Gottesgelehrten, davon einige gut, andere verwerflich wären, zu Gute thun sollen. Bekanntermaaßen ist dies bloße Spitzfindigkeit. Es kommt aber auf Wahrheit an. Nun ist den Katholiken überhaupt alles Forschen und Fortschreiten in Ansehung der Religionswahrheiten untersagt. Wer darf dann eine Auswahl anstellen? Inzwischen ist der Verf. dreist genug, S. 178. zu behaupten, die protestantische Kirche in England, und die Katholiken wären nach Hinwegräumung gewisser Hindernisse und Vorurtheile, bloß in sehr unmerklichen Dingen, verschieden. Dies ist auch in Deutschland die schändliche Sprache der in Lammskleidern einhertretenden Wölfe, welche die Vereinigung zwischen beyden Kirchen stiften, d. h. die Protestanten katholisch machen wollen.

Auch des Verf. Unbilligkeit verdient eine Rüge. Er gesteht S. 196 u. f. daß die Katholiken Proselyten zu machen suchen, und vertheidigt es; gleichwohl kann er nicht verschmerzen, daß der Graf von Surrey, der einzige Sohn und Erbe des reichen Herzogs von Norfolk, neuerlichst zur protestantischen Kirche übergetreten ist S. 146.; daher erlaubt er sich S. 158 u. f. einen beleidigenden Ausfall auf denselben. Daß er die Protestanten in England S. 172, für Lügner erklärt; auch S. 117. ihnen unerhörte Härte gegen die Katholiken vorwirft, ist eben so unbillig und unweise. Wie, wenn ein scharfsinniger Engländer, der sich nicht leicht durch Blendwerk täuschen läßt, den Grundsatz S. 171. wider ihn selbst brauchte, und spräche: „Die Lehren der katholischen Religion vertragen

*) Die Jesuiten sind seit ihrer Stiftung an, wider die Mönche gewesen. Sie wissen wohl, wenn nur erst alle Mönche weg sind, so fallen ihnen und ihren Anhängern alle Kirchenwürden in der katholischen Kirche zu. Es ist aber noch viel schlimmer, wenn katholische Fürsten in den Händen der Jesuiten sind.

„tragen sich nicht mit der jetzt in England eingeführten Re-
„gierungsform.“

Hätte der Verfasser durch Unpartheylichkeit Zutrauen zu erlangen gesucht, so würde sein Buch auch für auswärtige Leser interessanter seyn; denn man könnte aus desselben statistischem Theil, die bisher wenig bekannte Verfassung der katholischen Kirche in England erfahren. Aber wer ist Bürge für die Wahrheitsliebe eines solchen partheyischen Schriftstellers? Um zu zeigen, daß der Staat von den dasigen Katholiken nichts zu befürchten habe, gedenkt er derer, die sich in Schottland und Irrland befinden, gar nicht; und für England hat er ihre Anzahl vermuthlich viel zu klein angesetzt. Von ihrer kirchlichen Einrichtung erzählt er S. 188. u. f. unter andern, in England wären 4 katholische Bischöfe *), deren jeder nicht 100 Pfund jährlichen Einkommens habe; die Anzahl der Priester belaufe sich etwa auf 360; für einen Pfarrer auf dem Lande halte man 40, und für einen Kapellan 20 Pfund des Jahrs, für eine gute Versorgung; daher werde es immer schwerer, Priester zu finden, (wer wird das glauben, der die Verfassung der Jesuiten kennt.) nur 3 Schulen von Bedeutung finde man im Lande. Die auswärtigen Erziehungsanstalten sind nicht vollständig angegeben, auch eines Theils aus andern Schriften bekannt.

In den beygefügten Anmerkungen hat der Uebersetzer einige Dinge erklärt, zuweilen Zweifel geäussert, auch wohl den Verf., doch ziemlich seicht, widerlegt. Die eingeschlichenen Sprachfehler können stillschweigend übergangen werden, da ohnehin diese Anzeige eines fremden, bloß in das Deutsche übersetzten uninteressanten Produkts, etwas weitläuftig gerathen ist. Doch hielt sich Recensent verpflichtet, die Leser auf jesuitische Kunstgriffe und Blendwerke aufmerksam zu machen, die man nun auch im protestantischen Deutschlande zu merken anfängt.

Kt.

*) Katholische Bischöfe? So? ohne daß es die Obrigkeit weiß? Das sind Bischöfe in partibus infidelium.

9. Gelehrte Geschichte.

Annales Ingolstadiensis Academiae. Inchoarunt *Rotmarus* et *Engerdus;* emendavit, auxit, continuavit *I. N. Mederer.* Ingolstadt, bey Krüll, 1782. 4. *Pars I.* 2 Alph. *Pars II.* 2 Alphab. 3 Bogen. *Pars III.* 2 Alphabet 8 Bogen. *Pars IV.* 2 Alph. 14 Bogen.

Ein für die dortige, und überhaupt die allgemeine Litteraturgeschichte nicht uninteressantes Werk; freylich oft bey Kleinigkeiten weitläuftig, aber wie ein Magazin von Materialien seyn muß. — Valentin Rotmar, Professor der Oratorie, schrieb Annales Academiae Ingolstadiensis, vom Jahr der Stiftung der Universität 1472. bis 1579.; er starb zu Anfang des Jahrs 1581. Dabey schrieb er Almam Ingolstadiensem Academiam, worin Elogia der Fürsten, Bischöfe, und Herren, die dort studirt oder gelehrt hatten, enthalten waren; er kam bis an den 6ten Theil des ersten Bandes dieses Werkes, der bis auf die Erzbischöfe und Bischöfe reichte, und trug dem Professor der Poetik Johann Engerde die völlige Besorgung des Drucks auf, welcher denn auch den 7ten Theil hinzusetzte; worauf dieser erste Band am Ende des Jahrs 1581. erschien, aber ohne weitere Fortsetzung. Unser Verfasser, Johann Nepomuck Mederer, der Theol. Doktor, und dortiger Professor der Diplomatik, Numismatik und vaterländischen Geschichte, hat nun die Annales, doch mit Verbesserung der Begehungs- und Unterlassungsfehler, und mit Wegschneidung der poetischen Floskeln, wieder abdrucken lassen, die Elogia aus der alma Academia, an den gehörigen Orten eingerückt, und nach demselben Plane das Werk so fortgesetzt, daß es itzt volle drey Jahrhunderte begreift. Der erste Band, der an den Churfürsten dedicirt ist, geht vom Stiftungsjahr 1472. bis 1572.; der zweyte Band, dedicirt an die Landstände, von 1572. bis 1672.; der dritte Band, dedicirt an die Münchener Akademie, von 1672. bis 1772.; und der vierte Band begreift die Urkunden. — Der Plan und die Ausführung ist, dem Titel gemäß, ganz annalistisch

listisch. Bey jedem Jahre wird der Rektor genannt, die Zahl der Eingeschriebenen, darunter die Namen der Adelichen mit Bemerkung ihrer nachherigen Aemter, die Namen der Professoren; und dann wird das Merkwürdige jedes Jahres angeführt, vorzüglich Todesfälle der Professoren, nebst ihren Biographien, und neue Einrichtungen der Universität. — Es wird genug seyn, auf ein so specielles Werk aufmerksam gemacht zu haben; indessen stehe hier zur Probe etwas aus den ältesten und den neuesten Zeiten. „Im Jahr des Herrn „1482. XXster Rektor: Georg Zingel, s. vorher; Rektor „zum drittenmal." (Wie bey den römischen Konsuls: Consul II, Consul III.) „XXIster Rektor: Peter Paumgart„ner, s. oben; Rektor zum zweytenmal. Eingeschrieben 208, „darunter von Adel 4. Neue Professoren: J. Trabolth, „Plebanus zu Plätling, Licentiat und Professor der Dekre„ten; W. Peisser, D. und Prof. ord. der Medicin. Neue „Doctoren: U. Bremberger, Minorite, Theol. W. Peis„ser, aus Burghaus, Medic. (Nun folgt ein Zusatz von „Mederer.) Ein Dekret der Fakultät der freyen Künste „vom 9. Dec. d. J. verdient der alten Sitten wegen angeführt „zu werden: Die Magistrandi sollen bey dem Actu ih„rer Aufnahme (inceptionis) die alten Feyerlichkeiten „beobachten, nach Erforderniß und Ansehen der Per„son, und eigenem Vermögen anständige Handschuh „und Messer (cultellos) für die Dokoren, den Deka„nus und die Examinantes austheilen, den andern „Magistern sind sie nur zu Handschuhen verpflichtet, „aber keine schlechte, sondern anständige und tüchtige „(chirothecas, non viles, sed decentes et bene valen„tes.) — — Im Jahr 1772. DXXIIster Rektor: Karl „von Leitner, der heil. Schrift Professor. Eingeschrieben „120, darunter 2 vom Adel. Neue Professoren: J. A. „Weishaupt, Prof. Jur. extraord. L. G. Rousseau, „Prof. extraord. der Chemie und Naturgeschichte. Neue Dok„toren: 5 Theologen, 4 Juristen, 15 Mediciner; der Letzte „ist von den auf der Universität kreirten Doktoren der Medi„cin der 595ste. Da der Getraidemangel noch nicht nachließ, „so bat die Universität den Bischof von Eichstädt um die Er„laubniß an sonst verbotenen Tagen Fleisch zu essen; welches „Er dahin gestattete, daß man nur am sechsten Feyertage kein „Fleisch äße. — A. Weishaupt, D. der Rechte, ward der„selben Prof. extraord. u. s. w. — Serenissimus befahl die

„Ab-

„Abstellung aller Privatvorlesungen, u. s. w. S. Urkunden.
„Der chemische Demonstrator Rousseau ward Prof. u. s. w.“
— Und dann folgt die Beschreibung des Jubiläums, das die Universität in diesem Jahre feyerte. Wir wollen doch noch aus dem angeführten Rescript einen Auszug liefern. „Wollen demnach und befehlen, daß unsere Landeskinder unter „Vermeidung von allen Bedienungen ausgeschlossen zu werden, wenigstens 2 Jahre hindurch den Studiis auf unserer „Hohenschul obliegen; zumal aber alles Privat- and Winkel-„dociren gänzlich aufgehoben, die von Privatlehrern ertheilte „Attestata nicht angenommen — werden sollen. Weiters er-„lauben Wir den Professoribus Juris, daß ein Jeder die ihm „aufgetragene ohnentgeltliche Lectiones publicas mit den „Lect. privatis eben dieser Theile der Rechtswissenschaft ver-„einbaren; hingegen, statt der bisherigen 3, wöchentlich 5 „bis 6 Stunden dazu widmen; und dafür von den Unbemittel-„ten, obgleich sie nunmehro doppelt so viel erlernen können, „keine honoraria fordern; sondern nur die Bemittelten solche, „nach der bisherigen Observanz, ein Illustris mit 24, ein „Pränobilis mit 18, die Nobiles und Andere nur mit 12 „oder auch weniger Gulden zu bezahlen schuldig seyn sollen; „jedoch mit dem Unterschiede, daß für jene Collegia, die in „6, 8, oder 10 Wochen füglich zu Ende gebracht werden „können, wohin die Collegia Iuris Feudalis, Criminalis, „Historiae Iuris, u. dergl. zu rechnen, durchgängig nur 1 Du-„katen à 5 Fl. bezahlt werden soll. Damit aber die Professores „wissen mögen, welche als Mittellose oder Bemittelte zu be-„trachten, so haben sich die Auditores bey den gewöhnlichen „Inscriptionen zu erklären, unter welche Klasse sie gehören „wollen. Auch wollen Wir, daß künftighin die Eltern, Vor-„münder und Obern ihren auf der Universität studirenden „Söhnen, Pflegebefohlnen und Untergebenen keine Collegiagel-„der zukommen lassen, es werde dann durch ein vom Notario „Univ. gefertigtes Attestatum bewähret, daß ihr Sohn solche „Collegia wirklich gehöret, wie hoch sich die dafür zu entrich-„tende honoraria belaufen, u. s. w.“ — — Uebrigens ist bekannt, daß Ingolstadt itzt zu einer der besten Universitäten im Katholischen Deutschland gehöret, welches sie vorzüglich ihrem Direktor, dem berühmten Juristen, Freyherrn von Ickstadt, zu danken hat, auf dessen Vorschlag auch vorstehendes Rescript entlassen worden ist.

Das Leben des Desiderius Erasmus von Rotterdam; zugleich Beyträge zur Geschichte vieler seiner berühmtesten Zeitgenossen, ein kritisches Verzeichniß seiner Schriften, und eine unpartheyische Untersuchung seiner Religionsmeynungen. Aus dem Französischen des Herrn von Burigny, Mitglied der Königlichen Französischen Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Mit Berichtigungen und Zusätzen, von D. Heinrich Philipp Conrad Henke, der Theol. öffentl. ord. Professor zu Helmstädt. Halle, Hemmerde, 1782. Erster Band. 574 Seiten in 8vo. ohne die Vorrede von 47 Seiten. Zweyter Band, nebst einem Anhange. 612 Seiten, ohne das Register.

Unser Wunsch ist es lange gewesen, daß das Leben des grossen Erasmus von einem gelehrten Kenner seiner Gaben und Verdienste, der aber auch Zeit und Neigung genug hätte, alle seine Schriften, so wie die Schriften seiner merkwürdigsten Zeitgenossen, genau durchzugehen, vollständig und lehrreich für unser Zeitalter beschrieben werden mögte. Dieser Wunsch ist zwar durch gegenwärtiges Buch nicht vollkommen; aber doch auf eine solche Art erfüllt worden, mit der man sehr wohl zufrieden seyn kann. Burigny hat durch seine Vie d'Erasme, (Paris, 1757. in 2 Octavbänden) alle seine Vorgänger weit übertroffen. Wenn er gleich nicht die mannichfaltige Gelehrsamkeit, den feinern Geschmack, die volle Unpartheylichkeit und Freymüthigkeit besaß, die zu einem solchen Biographen erfordert werden; so hatte er doch von allem diesen einen ziemlichen Antheil: insbesondere empfiehlt er sich durch Vollständigkeit, sehr vielen Fleiß und Genauigkeit in seinen Auszügen, auch durch eine Mäßigung und freyere Urtheile, wie man sie nur von einem R. Kathol. Gelehrten in Frankreich erwarten kann. Herr Reich, Prediger zu Gardessen und Schandelach im Braunschweigischen, hat daher um das deutsche Publikum sich allerdings ein Verdienst dadurch erworben, daß er diese Lebensbeschreibung übersetzt hat. Aber sie ist uns noch mehr wegen der geschickten Bearbeitung

willkommen, welche Herr Doct. Henke darauf gewandt hat.

Dieser gelehrte Mann hat zuerst die sehr weitschweifige Schreibart des Verfassers abgekürzt, und seine Erzählung zusammengedrängt; wodurch dem Leser wenigstens ein halbes Alphabet erspart worden ist. Daß dieses Buch dem ohngeachtet eine ziemliche Größe beybehalten hat, kann niemand tadeln, der den Erasmus nur einigermassen kennt. Voltaire will zwar das Leben eines schriftstellerischen Gelehrten nicht in ganzen Bänden beschrieben wissen. La vie d'un sçavant sédentaire est dans ses écrits, sagt er. Man kann dieses auch für wahr gelten lassen, wenn die Bücher eines Gelehrten nicht viel mehr als sein Daseyn beweisen, und mit ihm, öfters noch wohl vor ihm sterben. Aber wenn sie ungemeine Wirkungen hervorgebracht, herrschende Denkungsarten umgestossen, neue eingeführt, den Gang von ganzen Wissenschaften glücklicher geleitet, wohl gar einen beträchtlichen Theil der Welt aufgeklärt, und also für die Nationen und Weltgeschichte selbst wichtig geworden sind, (wie dieses alles in einem so hohen Grade bey den Schriften des Erasmus zutrifft, bey dem auch noch andere Umstände die Fruchtbarkeit seiner Lebensgeschichte vergrößern,) so würde man sich eher darüber beschweren müssen, wenn seine Gesinnungen, Lehrsätze, Schriften, Streitigkeiten, und andere Schicksale nur kurz berührt würden. Da Bürigny sich über viele Dinge, welche sonst zwischen Römischkatholischen und Protestanten streitig sind, mit einer Einsicht und Freymüthigkeit erklärt hat, die ihm Ehre bringt: so ließ Herr H. auch diejenigen Stellen stehen, in welchen er gegen die Protestanten heftig geworden ist. „Jeder, sagt er mit Recht, der seine eigene Freyheit im Urtheilen schätzt, und von derselben nichts vergeben will, wird „auch andern keinen Zwang aufzulegen wünschen.“ Es giebt zwar noch eine neuere Lebensbeschreibung des Erasmus, vom Jortin, (The Life of Erasmus, London, 1758. in zwey starken, prächtig mit Kupfern gedruckten Quartbänden,) die aber, wie Herr H. zeigt, im Ganzen sehr unter der gegenwärtigen steht; und was sie in einzelnen Stellen an Nachrichten oder Urtheilen vorzügliches hat, ist von ihm hier genützt worden. Uebrigens hat Herr H. die kleinern Versehen, wie die häufigen Fehler in den ausländischen Namen, gleich im Text des Buches verbessert; sonst aber überall, wo es nöthig zu seyn schien, besonders über Religionsmaterien, in den An-

mer-

merkungen Zusätze gemacht. Auch die Geschichte der Streitigkeiten des Erasmus mit Jacob Faber von Etaples, mit Hutten, mit Luthern, u. a. m. sind ausführlicher erzählt: von verschiedenen seiner gelehrten Zeitgenossen mehr gesagt, besonders aber von seinen wichtigsten Schriften noch genauere Nachricht ertheilt worden. Bürigny hatte, so umständlich er sonst über die Bücher des Erasmus ist, doch von seinen Arbeiten über das Neue Testament gar zu seicht gehandelt. Daher hat Herr H. diesen beträchtlichen Mangel in einem besondern Anhange (B. II. S. 555. fg.) ergänzt.

Außer andern schätzbaren Eigenschaften der Anmerkungen des Herrn H., haben wir diese insonderheit mit Vergnügen beobachtet, daß er überaus unpartheyisch ist; so schwer es auch einem Protestantischen Schriftsteller in diesem Theil der Geschichte oftmals werden kann, für einen Gegner der Reformatoren zu sprechen. So giebt er sich Th. II. S. 93—96. viele Mühe zu zeigen, man könne Erasmo den Schritt nicht übel auslegen, den er so bedächtig und überlegt that, da er Luthern in einer Schrift angriff; ob wir gleich gerade in dieser Stelle nicht völlig seiner Meynung sind. Hingegen treten wir der lesenswürdigen Beurtheilung und Vergleichung bey, die er in der Vorrede S. XXVIII. fg. zwischen Erasmus und Luther anstellt. „Unüberlegt handelten beyde, schreibt er unter andern, wenn der eine den andern nöthigte, mit ihm eine gleiche Art des Betragens zu erwählen: „Erasmus, wenn er Luthern zur ruhigen Abwartung der „Kirchenreforme ermahnte; Luther, wenn er in ihn drang, „Parthey mit ihm zu machen, und nicht zwischen Christus „und Belial zu schweben. Ungerecht war Erasmus, wenn „er das Verfahren der Evangelischen Aufruhr nannte; diese „aber waren es, wenn sie seinen stillen und friedlichen Sinn „mit dem Namen sklavischer Unterwürfigkeit gegen eine ty„rannische Regierung, treuloser Verleugnung der Wahrheit, „und unedler Feigheit belegten; oder ihn gar für bestochen und „durch die goldenen und silbernen Becher, die er von Fürsten „und Bischöfen geschenkt bekam, verblendet hielten. Auf „beyden Seiten vergaß, man sich in die Stelle der andern Per„sonen, und in den ganzen Zusammenhang von den Umstän„den hinein zu denken, durch welche sie angetrieben wurden, „so zu verfahren, als sie thaten, und gehindert wurden, an„ders zu verfahren."

Die

Die Uebersetzung des Herrn Reich ist überhaupt gut gerathen. In einzelen Stellen könnte sie noch hin und wieder verbessert werden. Guicciardini sollte nicht immer mit dem französischen Namen Guichardin angeführt werden. (Th. II. 9. fg.) Gonsalvo wird S. 22. der Oberhauptmann genannt; allein im Französischen wird wohl stehen: le grand Capitaine, und das heißt etwas ganz anders. Epistolae obscurorum virorum sollte nicht durch Briefe dunkler Männer übersetzt seyn, S. 58. Es ist bekanntermaaßen eine Parodie auf die Epist. clarorum virorum ad Reuchlinum; es sollte also unberühmt heißen. S. 11. wird Tezel der Inquisitor in Deutschland genannt. Wenn Bürigny wirklich so geschrieben hat, als wenn T. der einzige Inquisitor in Deutschland gewesen wäre, so müßte es geändert werden.

Kz.

Formulae ac disciplinae Ernestianae indolem ac conditionem veram adumbrare conatur *Carol. Ludov. Bauerus*, A. M. Scholae Hirschb. Rector. Lipsiae, apud Crusium, 1782. 144 Seiten, 8.

Der Verfasser zeigt die ausnehmenden Verdienste des seligen Ernesti, seines Lehrers, um die Schulen und den eigentlichen Unterricht, so daß von ihm gewissermassen eine neue litterarische Zeitrechnung angehe. Zuförderst habe er vorzüglich für die Reinigkeit der lateinischen Sprache gesorgt, wo denn seine falschen Nachahmer getadelt werden. Hiernächst rettet er ihn von dem Vorwurf, daß er die deutsche Sprache bey seinen Zuhörern herabgewürdigt habe, zeigt seine Verdienste um die griechische Sprache, Philosophie und Theologie, wo er immer seine Meynungen ohne Rückhalt gesagt habe; (ob dies allgemein richtig sey, zweifeln wir sehr. Recensent hat verschiedene Privatbriefe von ihm gelesen, welche weiter giengen, als seine gedruckte Behauptungen in derselben Sache) wie viel er geleistet habe durch zweckmäßige Anleitung die alten Schriftsteller besser zu benutzen, wobey ihm anfänglich die holländischen Gelehrten vorzüglich nützlich gewesen wären, und endlich durch seine Erklärungen des Neuen Testaments. S. 115. kommt eine gutgeschriebene Lobrede von A. W. Ernesti.

Das

Das Andenken des großen Ernesti verdient gewiß überall erhalten zu werden, und der Verfasser dieser kleinen Schrift wird sich vielen Dank erwerben, dazu beygetragen zu haben.

Ww.

---

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Christophori Saxii Onomasticon litterarium, sive Nomenclator historico-criticus praestantissimorum omnis aetatis, populi, artiumque formulae Scriptorum, item monumentorum maxime illustrium, ab O.C. usque ad seculi, quod vivimus, tempora digestus, et verisimilibus, quantum fieri potuit, annorum notis accommodatus. Pars quarta. Traj. ad Rh. apud Gisb. Tiem. a Paddenburg, Abr. a Paddenburg, Barth. Wild et Io. van Schoonhoven, viduam, Bibliopolas. 1782. 659 Seiten in groß 8vo.

Das schätzbare Werk wird in diesem Band von 1586. oder dem Cäs. Baronius, bis zum Geburtsjahr der kaiserl. Akademie der Naturae Curiosorum, oder wie sie vielmehr heißen sollten: Naturae Speculatorum, 1652. fortgesetzt. Wir finden eben den Fleiß und die Genauigkeit in der Anzeige des Alters der Schriftsteller, der Stellen, wo man mehr Nachricht von ihnen findet, oft auch kürzere Beurtheilungen des Werths eines Autors, wie in den vorhergehenden Bänden. Auch werden nicht selten weniger bekannte literarische Notizen eingestreut. Mit der Vollständigkeit möchten jetzt manche nicht zufrieden seyn. Wir haben z. B. einige Rechtsgelehrte, selbst die Kritik und humanistische Gelehrsamkeit mit ihrer Wissenschaft verbunden hätten, als Reinh. Bachow, Paul Buis oder Busius, einen holländischen Rechtsgelehrten, der seine Subtilitates Iuris zu Köln 1604. 8. herausgab, und Andere ver-

vergeblich gesucht. Auch die berühmten deutschen Staatsrechtslehrer, Pet. von Andlo, Hippol. a Lapide, Domin. Arumäus, und Mehrere fehlen. Vielleicht giebt der Verfasser am Ende zum ganzen Werk noch Zusätze, und holt darinnen noch einige berühmtere Männer nach.

Lf.

Caii Suetonii Tranquilli Caesarum XII. vitae ex recensione *Burmanni* aliorumque. Norimbergae ex officina Riegeliana. 1 Alphabet 16 Bogen in klein 8.

Da die Nürnbergischen Abdrücke der alten römischen Schriftsteller bereits als correcte und wohlfeile Handausgaben bekannt sind: so braucht man weiter nichts zu sagen, als daß die Reihe derselben, die man auf dem letzten Blatt verzeichnet findet, nun auch mit dem Sueton vermehrt ist. Ohne daß es der Titel angiebt, enthält diese Ausgabe auch das Buch de illustribus Grammaticis und de claris rhetoribus.

Pf.

Antiquitäten-Wörterbuch für Schulen, worinnen die vornehmsten griechischen und römischen Alterthümer kurz und deutlich vorgetragen und erklärt sind von Fried. Wilhelm Jon. Dillenius. Leipzig, in der Weygandischen Handlung, 1783. in 8vo. 18 Bogen.

Die Mühe und der gute Wille des Verfassers sind zu loben, es ist aber die Frage, ob ein so kurzes Wörterbuch, in Ansehung des Umfangs der Sachen, Alles in sich fassen kann, was doch nothwendig darinnen zu finden verlangt wird; daß dieses auch hier nicht geschehen, siehet ein jeder.

Am.

ספר כתיבות השלושה והוא, חבור כולל חמשת חמשי התורה עם תקון סופרים ותרגום

ותרגום אשכנזי ובאור Berlin, gedruckt bey Georg Friedrich Starke, privil. Buchdrucker, 1783. 8. Das ספר במדבר, das zugleich mit diesem Haupttitel und der Vorrede zum ganzen Werk, die zween Bogen einnimmt, geliefert wird, hat 145, und das ספר דברים 126 Seiten.

Wir erhalten auf einmal die beyden letztern Bände der Mendelsohnschen Uebersetzung des Pentateuchs, das vierte und fünfte Buch. Aus dem vorletzten Kapitel des fünften Buchs wollen wir nur noch den Segen Mosis auszeichnen, und dazu einige Erinnerungen, wo wir Herrn M. Erklärung nicht folgen können, unter den Text setzen, und hiermit dann auch unsere Anmerkungen über dieses Werk, dessen erstere Theile wir umständlich in unserer Bibliothek angezeigt haben, schließen.

„Die s ist der Segen, welchen Mose, der göttliche „Mann, den Kindern Israels vor seinem Tode ertheilte:“

„Ewiger! (von Sinai wandelte einher) *)
„Von Seir gieng ihnen auf,
„Vom Berge Paran strahlte,
„Und kam aus heiligen Myriaden,
„Aus seiner Rechten Feuerglutsreligion, **)

 „Welche

*) Wir nehmen יהוה מסיני בא zusammen: Jehova ist gekommen von Sinai, ist seinem Volk aufgegangen von Seir, ist erschienen vom Berge Paran, und mit ihm (ואתו mit den Samaritanern und andern Alten) seine zehntausend Heilige. Dieser Verbindung der Worte folgen hier alle alte Uebersetzer, und sie wird bestätigt durch die Nachahmungen dieser Stelle, Richt. V. 4. und Psalm LXVIII 8.

**) Zu seiner Rechten feuriges Gesetz für sie, ignea lex, wie die Vulgata hat, würden wir gesetzt haben. Hr. M. entschuldigt sich in der Anmerkung wegen des ungewöhnlichen Worts, welches er dem Hebräischen, das er von אש und דת für zusammengesetzt halte, nachgebildet habe. Herr R. Michaelis hat statt des Feuers Wassergüsse אשדת, wie auch schon Durell in seinen Parallel Prophecies of Iacob and Moses examined,

„Welche die Völker verpflichtet, *)
„Alle Heiligen in deine Gewalt:
„Hingestreckt zu deinen Füssen,
„Empfangen sie dein Wort;
„Die Lehre, die Mose uns gebot,
„Zum Erbtheil der Gemeine Jakobs.
„Da ward er König über Jeschurun, **)
„Als die Häupter des Volks versammelt,
„Einmüthig waren die Stämme Israels.)

„O daß Ruben glücklich lebe, niemals untergehe!
„Daß seiner Maanschaft Anzahl sich erhalte! ***)

„Und dieses für Jehuda. Er sprach:
„Erhöre, Ewiger! Jehudas Stimme,
„Und bringe ihn zu seiner Nation. ****)

„Seine

*) Wir glauben, nach Anleitung des Sinnes und einiger Alten, אב חבב ,קדשים, und ישאו für ישא lesen zu dürfen, und übersetzen dieses folgendergestalt: Liebender Vater der Völker! alle Heiligen sind in deiner Gewalt; hingestreckt zu deinen Füssen, empfangen sie dein Wort. תכו vom Arabischen تكا. Hr. M. erwähnt in der Note bey חבב auch der andern Erklärung, die er von חבה, Liebe, ableitet; ihm aber scheints vom Stammworte חרב zu seyn. In תכו sey das ת für ein ה gesetzt.

**) Mit Recht, wie wir glauben, werden diese Worte auf Gott gedeutet. אז היה ה' למלך על ישראל, da ward der Herr König über Israel, setzt Herr M. zur Erklärung hinzu.

***) Vielleicht ist der Sinn vielmehr dieser: Ruben lebe, sterbe nicht, wenn gleich gering seine Zahl ist! Was die Uebersetzung der LXX. nach der Alexandrinischen Abschrift hat, καὶ Συμεὼν ἔστω πολὺς ἐν ἀριθμῷ, ist wohl nur Zusatz eines Abschreibers, der den Simeon im Segen Mosis übergangen fand. Aber durch Schuld der Abschreiber scheint allerdings der Segen für den Simeon zu fehlen.

****) Und bring ihn zurück zu seinem Volk, aus der Schlacht allezeit glücklich zurück. Der Uebersetzer verstand die dunkele Stelle auch so; denn, בצאתו על האויב wenn er wider den Feind ausziehe, schreibt er bey den vorhergehenden Worten.

„Seine Macht sey ihm genug, *)
„Und sey du ihm Hülfe wider den Feind.

„Von Levi sprach er:

„Deine Urim und Tummim gezieme dem Frommen,
„Den du zu Massa versuchtest,
„Mit dem du hadertest am Haderwasser.
„Wer von Vater und Mutter spricht:
„Ich sah ihn nicht;
„Wer nicht kennt seine Brüder,
„Nicht weiß von seinen Söhnen;
„(Sie halten bloß dein Wort,
„Und hüten deinen Bund)
„Die nur unterweisen Jakob in deine Rechte,
„Und Israel in deine Lehre; **)
„Die nur legen Rauchwerk vor deine Nase,
„Ganzes Opfer auf deinen Altar.
„Segne, Ewiger! sein Vermögen;
„Laß dir sein Thun gefallen!
„Zerhaue seiner Gegner Lenden;
„Nie mögen seine Hasser aufkommen!

„Von Benjamin sprach er:

„Des Ewigen Liebling! Durch ihn gesichert
„Wird er ruhig wohnen.
„Er beschützt ihn allezeit.
„Wohnt zwischen seinen Schultern. ***)

*) Seine Hand sey ihm stark genug, oder besser nach dem Text der Samaritaner: Seine Hand kämpfe für ihn; und stehe du ihm wider seine Feinde bey. Herr M. sagt auch in der Note, daß einige מריבת verglichen, und übersetzten: Er selbst führe seine Sache aus.

**) Wer von Vater und Mutter spricht, ich achte sie nicht, keine Brüder und Kinder nicht, sondern bloß deinen Befehl vollbringt, und beobachtet deinen Bund; die sind es, die Jakob deine Rechte lehten sollen, und Israel dein Gesez.

***) Wohnt auf seinen Hügeln, auf seiner Berge Rücken. Gott, sagt Moses, wird auf den Bergen Zion und Moria im Stamme Benjamin wohnen. Herr M. schreibt zu ובין כתפיו שכן nach d. Raschi: בגובה ארצו היה בית המקדש בנוי denn an seiner Landspitze war der Tempel gebaut.

„Von Joseph sprach er:

„Von Gott gesegnet ist sein Land,
„Fruchtbar durch den Thau des Himmels,
„Und Wässerung aus der Tiefe;
„Mit Früchten, die die Sonne reift,
„Mit Früchten von dem Trieb der Monde,
„Mit den Gewürzen uralter Berge,
„Mit den Früchten ewiger Hügel,
„Mit Früchten eines segenvollen Lands,
„Von der Gnade dessen, der mir im Dornbusch erschien:
„Diese komme auf das Haupt Josephs,
„Auf die Scheitel des Gekrönten unter seinen Brüdern!
„Sein erstgebohrner Stier,
„Von majestätischem Ansehen!
„Seine Hörner sind wie des Waldstiers Hörner;
„Mit ihnen stösset er die Völker zu Haufen,
„Bis an das Ende des Lands.
„Dieses sind die Myriaden Ephraims,
„Und die Tausende des Stamms Manasse.

„Zu Sebulon sprach er:

„Freue dich, Sebulon, bey deinem Auszuge, *)
„Und du, Jissachar, in deinen Hütten.
„Sie laden Völker ein zum Berge;
„Dort schlachten sie schuldlose Opfer.
„Denn sie saugen Ueberfluß der Meere,
„Und verborgne Schätze des Sands.

„Zu Gad sprach er:

„Gelobt sey, der Gad weite Gränzen gab!
„Er legt sich hin wie eine Löwin,
„Verzehrt Arm und Scheitel.
„Schon hat er den Anfang sich ersehen,

„Zum

*) Bey deinem Kriegszuge, בצאתך. Der Stamm wird Richt. V, 18. als heldenmüthig beschrieben; und dieses sagt auch wohl eigentlich der hebräische Ausdruck. Herr M. sah nach dem Raschi auf die Handlung und Schiffahrt.

„Zum Erbtheil vom Gesetzgeber, den er verehrt; *)
„Zieht vor dem Volke voran,
„Uebt Gerechtigkeit des Ewigen,
„Erfüllt gegen Israel seine Pflicht.

„Von Dan sprach er:

„Dan ist wie ein junger Löwe,
„Der vom Basan herabspringt.

„Vom Naphtali sprach er:

„Naphtali hat des Ewigen Gnade,
„Und seines Segens Ueberfluß;
„Abend und Mittag ist sein Besitz.

„Von Ascher sprach er:

„Von allen Söhnen wird Ascher gesegnet; **)
„Beliebt bey seinen Brüdern;
„Tunkt seinen Fuß in Oel.
„Eisen und Erz sey dein Riegel; ***)
„Dein Alter sey wie deine Jugend.

R 4 „Nichts

*) Bey dieser sehr schweren Stelle, die Houbigant verschiedentlich ändert, und wo auch Herr R. Michaelis die Punkte verläßt, wollen wir die ganze Anmerkung des Kommentars abschreiben. „Gad bemerkte seinen Antheil, den er in den Ländern Sihons und Ogs nehmen wollte, welches die erste Eroberung war; denn er wußte, daß in seinem Antheil das Grab des Gesetzgebers Mose wäre. So erklärts Raschi. Nach dem Targum Onkelos gehört ספון zu מחקק; und so muß es seyn, weil es ein Maskulinum ist, wiewohl die Accente es davon abziehen. und wie ich oben bey שפוני V. 19. bemerkt habe, daß es etwas Herrliches und Vortreffliches anzeige, so erkläre ich auch ספון von Verehrung. Sonach ist dieses der Sinn der Stelle: Gad verdient zu nehmen das erste Erbtheil, was der Gesetzgeber ihm bestimmt hat. Und dieser Gesetzgeber wird von ihm verehrt, weil Gad that, was er ihm befahl, indem er vor dem Volke voran zog.“

**) Ascher ist glücklich in seiner Nachkommenschaft.

***) „Dein Land sey mit Bergen umringt, aus welchen man Erze gräbt,“ sagt der Kommentar.

„Nichts gleicht deinem Gotte, Jeschurun!
„Die Himmel regiert er dir zu helfen;
„Lenkt mit seiner erhabnen Macht die Wolken,
„(Die Wohnung des uralten Gottes)
„Und die ewigen Arme der Unterwelt;
„Treibt Feinde vor dir aus,
„Spricht, Rotte aus!
„Und Israel wohnt sicher;
„Abgesondert Jakobs Quelle;
„In einem Lande von Korn und Most,
„Dessen Himmel triefen von Thau.
„Wohl dir, Israel! Wer ist dir gleich?
„Volk, dem der Ewige Beystand leistet;
„Er ist deiner Hülfe Schild,
„Ist deiner erhabnen Siege Schwerdt.
„Deine Feinde schmeicheln dir;
„Du trittst einher auf ihren Höhen.

Von der Vorrede müssen wir noch erinnern, daß der V. zuerst vom Hebräischen redet, daß sie die älteste und heilige Sprache sey; hernach von der Pflicht des Uebersetzers, und den verschiedenen Targumim, der Zeit ihrer Verfertigung und ihrem Werth; auch vom Aquila und den 70 Dollmetschern, wo auf Hrn. Professor Eichhorns Einl. ins A. T. verwiesen wird. Herr M. versichert, eigentlich für seine Familie übersetzt zu haben; aber auf Anrathen des Herrn Sal. von Dubne habe er sie bekannt gemacht, und ihm eine Erklärung darüber zu verfertigen aufgetragen. Ueber das erste Buch ist der Kommentar größtentheils vom Herrn M selbst; nur hat Herr S. von D. einige Erläuterungen hinzugefügt. Nach dem Abgang desselben trug er die Fortsetzung der Arbeit den Herren Herz Wessely und Salomon von Meßritsch auf. Herz Wessely aber ist nur der Verfasser des Kommentars über das dritte Buch; über das vierte und fünfte ist er von andern Freunden, die Herr M. nicht nennt. Das Tikun Sopherim in den drey letzten Büchern ist vom Sal. von Meßritsch. Zuletzt noch philosophisches Raisonnement über die hebräische Sprache und Grammatik. Bey 4. B. XXXIV. 7. verspricht Herr M. eine Landcharte am Ende des Buchs, die wir aber nicht geliefert finden. Zum Schlusse wünschen wir noch, auch die Propheten von Hrn. M. so bearbeitet, wie den Pentateuch, zu erhalten.

Mo.

11. Erziehungsschriften.

Unterricht für Schüler die studiren wollen, entworfen von Johann Gottfried Andreas Lemritz, Inspectore und Pastore primario in Derenburg, bey Halberstadt. Quedlinburg und Blankenburg bey Ernst. 1783. 17½ Bogen in 8.

Wenn der blosse gute Wille und die herzlich gutgemeynte Absicht das ganze Verdienst eines Buchs ausmachen könnten, so würde dasselbe dieser Schrift nicht abgesprochen werden können. So aber trägt der Verfasser, der gar nicht der mindeste Bekanntschaft mit der Litteratur hat, in einer schlechten Schreibart, eine gemischte Menge von Sachen vor, wovon das Beste schon hundertmal, und zwar viel besser gesagt worden. Ja, der Verfasser kennet einen großen Theil der Sachen, wovon er schreiben will, selbst nicht. Man urtheile aus folgenden Proben: S. 110. „Lernet rein und schön Latein; fangt mit den Leichtesten an, und geht zu schwerern nach und nach über. Ein Cornelius kann eher als ein Cicero verstanden werden. (Ist unbestimmt und falsch.) Ein Julius Cäsar ist leichter als ein tiefdenkender Seneka. (Muß gar nicht mit Schülern gelesen werden.) Wie euch die lateinische Sprache am leichtesten und gründlichsten beygebracht wird, damit kann ich mich anjetzt nicht abgeben. (Ist gerne zu glauben, weil der Verf. nichts davon weiß.) Machet euch durch wahre Lust dazu, diese Sprache leicht. (Als ob die Lust von der Willkühr abhienge.) Leset, so bald ihr einige tausend Wörter wisset (doch aus dem Vokabular?) fleißig ein Gespräch das leicht ist. (Welches dies sey, soll der arme Lehrling wissen, da Herr Lemritz es nicht weiß.) Nehmet die Sprachlehre zu Hülfe. Lernet täglich vom 8ten Jahre an bis zum 18ten zuerst Wörter und Regeln, (Unselige Vorschrift, nur Schöpsen ausführbar, und Vatermördern als Strafe angemessen,) und waget euch immer weiter. Macht es, wie ein unermüdeter Wanderer, der eine Meile nach der andern hinter sich zurücklegt, und freudig in die Herberge, wohin er hat kommen wollen, einkehret, und daselbst ruhig rastet. Lernet, nach d

Cornelio den Seneka verstehn, (sollte der Verfasser wohl den geringsten Begriff haben, von dem was er schreibt?) und waget euch endlich an den Horaz. Auch um der vielen Worte und Redensarten, die aus dieser Sprache in die deutsche Muttersprache aufgenommen werden, ist deren Erlernung unentbehrlich. Die Rechtsgelehrten haben viele lateinischen Worte und Ausdrücke hineingewebt, und es zu deutsch gemacht, als ein Terminus, ein Referent, ein Actus und dergleichen mehr. Ohne die lateinische Sprache versteht ihr dies nicht. (Starket Beweggrund!) Zu wünschen wäre es, daß sie euch auf das leichteste beygebracht würde. Wie dies geschehen kann, davon will ich meine Gedanken zurückhalten. (Aus sehr triftigen Gründen.) Manche haben kein gut Gedächtniß, und lernen weniger als Ciceronis Caminheizer. Was ist mit solchen anzufangen? (Antwort: man lasse sie Inspectores werden, und von Dingen schreiben die sie nicht verstehen.) Man lasse sie zuckeln wenn sie nicht reiten können. Die erste Jugendzeit ist die rechte Zeit der Erndte für alle Sprachen. Da säet den fruchtbaren Saamen aus. (Sonderbare Mode, zur Erndtezeit zu säen.) Ich habe im sechzehnten Jahre deutsch und latein, wiewohl noch fehlerhaft geredet. (Herrliches Beyspiel!) Im neunzehnten Jahre redete ich etwas französisches. Mit dem funfzehnten Jahre trieb ich die griechische Sprache **neben bey**, und mit dem achtzehnten fieng ich die ebräische Sprache an. Alles mußte mit einander bestehen. Die Sprachen waren mir ein Spiel, da ich ein gutes Gedächtniß dazu hatte. Die italiänische und englische Sprache ließ ich mir **vorsagen**, (davon haben wir keinen Begriff) konnte aber wegen anderer nöthigern Sprachen und Wissenschaften nicht weit darin kommen. — Welche Aufschlüsse giebt die prächtige griechische Sprache in Wissenschaften und Künsten? wie angenehm ist sie? wie bald kann sie begriffen werden? (Vermuthlich hat der Verfasser das Sprichwort im Sinn: es giebt sich wie das Griechische; wovon er aber selbst die Probe nicht gemacht hat.) Der Arzt lernet aus seinen griechischen Aerzten mehr, als aus vielen andern. Der Rechtsgelehrte kann ohne griechisch nicht fertig werden. Der Gottesgelehrte weiß, daß die Schriften des neuen Bundes in der reinen griechischen Sprache da stehen. Soll er nicht davon so viel lernen, daß er sie selbst versteht? weg mit einer solchen rohen Unwissenheit! Andere christliche griechische Schriftsteller, ein Chrysostomus verdient mit aller seiner

über-

überraschenden Redekunst auswendig gelernt zu werden." (Der V. thue es, und büße damit die Sünde, die er durch Publication seiner Unwissenheit begangen hat. Sollte er aber auch wohl je etwas von der Zahl der Folianten, woraus Chrysostomus besteht, gehört haben?) „Heidnische Helden, ein Homer sind nicht wegzuwerfen." (Homer war also ein Held, merkts Jünglinge! und parodirt nächst Chrysostomus! Sollte nicht ein Tertianer mehr von ihm wissen?) „Mit dem zehnten Jahre fangt an Latein zu lernen; mit dem 17. Jahre könnt ihr sicher (ohne dem Gehöre zu schaden) die griechische, und mit dem 19. Jahre die ebräische Sprache anfangen." Fast haben wir zu viel Zeit und Papier mit diesem unnützen und abgeschmackten Buch verdorben, das ein einleuchtendes Denkmal der groben Unwissenheit des Verf. ist, und von jedem Schüler besser wäre geschrieben worden. Diese Makulatur hat der Verf. unbedachtsamer Weise dem ältesten Prinzen des Prinzen von Preussen zugeeignet; und dadurch von einer andern Seite einen gänzlichen Mangel aller Urtheilskraft verrathen. War denn hiezu kein Pathchen in Derenburg?

Pm.

Ueber das Schulwesen, von Joh. Stuve, Lehrer an der Schule zu Neu-Ruppin. Züllichau, in der Waisenhaus- und Frommannischen Buchhandl. 1783. 10 Bogen. gr. 8.

In der Vorrede schreibt der V., daß nicht Privatnoth und Druck, sondern der Wunsch, die in so vielem Betracht glückliche Lage, in welcher er als Schulmann stehe, mehrern seiner Mitbrüder zu verschaffen, ihn zur Herausgabe dieser Schrift vermogt habe. Dieser Wunsch ist löblich: Wir wünschen nur, der V. möge sich nicht irren, wenn er glaubt, daß seine Schrift für den größten Theil der deutschen Schulverfassung das bewürken werde, was so viele laute Klagen und warme Wünsche seiner Vorgänger nicht haben bewürken können.

Hier ist ein kurzer Auszug. Ueber die Wichtigkeit des Schulwesens. Jetzige schlechte Verfassung des Schulwesens und deren Ursachen. Ueber das Oberschulcollegium, dessen Nothwendigkeit, Pflichten und Ansehen; alles bekannt aber wahr.

wahr. Von der Aufsicht über das Schulwesen in einzelnen Kreisen und Städten. — Die Geistlichen können am Schulunterricht Theil nehmen; aber ihre Aufsicht über gelehrte Schulen, und ihr Recht, den Plan, die Ordnung und Zucht derselben zu bestimmen und einzurichten, muß wegfallen." Gleichfalls sehr wahr, und schon oft beseufzt und oft gesagt: gleichwohl wer verdrängt Superintendenten von dem Recht der Ephorie über Schulen und Schulsachen, wenn sie einmal im Besitz derselben sind. Wem das Patronatrecht über die Schulen gebührt? Es soll den Magistraten genommen, und den Schullehrern selbst gegeben werden. Der V. hätte seine Forderung vielleicht etwas herabstimmen und sich nur dabey begnügen können, daß man den Lehrern keine Collegen aufdringen, und den Rector bey Besetzung der Lehrerstellen zu Rathe ziehe. Magistrate, wo diese das Patronatrecht haben, mögen wohl zuweilen so billig seyn, dies zu thun; Consistorien aber desto weniger, dazu lassen es ihre geistlichen Beysitzer nicht kommen, daß ein andrer als sie bey Besetzung der Schulstellen befragt werde, und daß der Schulmann nur einen Schritt aus seiner vollkommnen Unterwürfigkeit heraus thue. Ueber die äußere Lage der Schullehrer, deren nothwendige Verbesserung und Mittel, dieselbe zu bewürken. Die schlechte Beschaffenheit der Schulmeister wird treffend genug geschildert, und aus der Geschichte des deutschen Schulwesens erklärt. (Traurig lesen wir sogar, daß in der Mark Brandenburg die Schullehrer zum Theil ihre Accisefreyheit eingebüßt haben). Aber nun die Mittel, die Schuldienste zu verbessern! — Viele derselben, z. B. neue Auflagen, Zumuthungen an die Magistrate, Abzüge von den stärkern Besoldungen der Geistlichen und dergl. würden den Schulstand nur verhaßter machen, als er ist. Das einfachste Mittel bleibt allemal die Gnade des Landesherrn — aber dann müßte man vorher auch auf Mittel denken, Regenten zu überzeugen, daß Gutes stiften die seligste Anwendung der landesherrlichen Gewalt sey. Ueber das äussere Ansehen, die Rangordnung, und die Mittel der Schullehrer. Freylich, ist es niederschlagend, wenn der oberste Schullehrer jedem seiner gewesenen Schüler, dem Advocaten oder Prediger wieder nachstehen soll. Eine Grille aber ist es wohl, wenn der V. die Titel, Conrector, Tertius, u. s. w. als possierlich und lächerlich, abgeschafft wissen will: man setze nur den Mann in beßre äussere Umstände; so wird er auch unter diesen Titeln Ansehen genug

genug haben. Rec. sieht nicht ein, was eigentlich an diesen Titeln possierlich oder lächerlich seyn sollte. **Ueber die Bildung der Schullehrer.** So lange das Studium der Theologie die Heerstraße zu einem Schulamte ist, kann man keine tüchtige Schulleute erwarten: das erste aber wird so lange geschehen, als Candidaten bloß die Subjecte zu Schulämtern, Geistliche ihre Aufseher sind, und eine Predigerstelle das Non plus ultra des angehenden Schulmanns ist. Der V. giebt einen vielumfassenden Entwurff der nöthigen Kenntnisse eines Schullehrers, wobey denn zuletzt auch todte und lebendige Sprachen genennt werden. Die Theologie soll er so neben her mitstudieren, um einmal im Alter als Prediger weniger Arbeit und mehr Brod zu finden. — Der Verf. verlangt nämlich, daß die Prediger den Religionsunterricht in den Schulen geben sollen; wie unten vorkommen wird. **Von der nöthigen Anzahl der Schulen. — Ueber die zweckmäßige Einrichtung und Absonderung der Schulen.** Eifer gegen das Lateinlehren in den Stadtschulen: und doch gleichwohl hat etwas Latein schon manchen Nichtstudierten in bürgerlichen Geschäften genutzt. Es wäre doch bedenklich, Kindern, die zu andern gesitteten Ständen, als zum Studieren bestimmt sind, diesen möglichen künftigen Vortheil schon von der Schule an abzuschneiden. **Ueber die Classenabtheilung der Landschulen und Nebenschulen in Städten. Die Privatstunden und Privatissima** werden aus lokalen Ursachen, die bey den wenigsten Schulen statt haben, verworfen. Auf Schulen, wo gar kein Schulgeld bezahlt wird, können zur Begünstigung der öffentlichen vorgeschriebenen Lectionen, sehr unschädlich und vielmehr zweckmäßig für eine ganze Classe Privatstunden, und für einige versäumte auch Privatissima gehalten werden. **Die Lehrer müssen weder jeder eine besondre Classe allein unterrichten, noch eine Wissenschaft oder Sprache durch alle Classen allein lehren.** Das erste ist freylich in keinem Fall gut: das zweyte aber kann gewiß in eben so vielen Fällen nützlich oder schädlich seyn; nur muß in dem Fall, daß, wenn ein Lehrer in allen Classen z. B. die griechische Sprache lehrt, einem andern Lehrer der obern Classe die Macht nicht benommen seyn, ebenfalls einen griechischen Schriftsteller zu erklären. **Die Lehrer der obern Classen müssen keinen so entscheidenden Vorzug am Ansehen und Einnahme vor den Lehrern der untern Classen haben.** Freylich wohl billig: dann

aber

aber würde auch die geforderte Rangerhöhung der Schullehrer noch mehr Schwierigkeiten finden. **Ueber die Beschaffenheit der Nebenschulen und des erstern jugendlichen Unterrichts und deren nothwendige Verbesserung.** Es soll nicht jeder, ohne Prüfung und Erlaubniß befugt seyn, die Kinder vor dem Schulgehen zu informiren; es könne vielmehr durch obere Schüler geschehen. **Die Prediger müssen in den Bürger- Soldaten- und Landschulen den Religionsunterricht ertheilen. Ueber die Nothwendigkeit einer Schulbibliothek, Kunst- und Naturaliensammlung, und eines Instrumenten- und Modellenvorraths.** Der Verf. gründet diese Erfordernisse auf Lesegesellschaften, die die angeschafften und gelesenen Bücher in der Schulbibliothek aufstellen, (das gilt aber nur neue und Modeschriften) auf Vermächtnisse und Geschenke: man könnte den Vorschlag dazu thun, daß jeder, der an dem Orte in ein gelehrtes Amt tritt, der Bibliothek der Schule ein Buch schenke. **Ueber die Vernachläßigung der Sorgfalt für die Gesundheit der Schuljugend.** Nach unsrer Erfahrung zum Theil übertriebene Klagen und Vorschläge. Kinder von 3, 4, 5 Jahren, schreibt der V. (die pflegen aber sonst gar nicht in die Schule zu gehen), müßten in der Schule gehen, laufen, ballfangen. Die Policey soll der Schuljugend Spielplätze anweisen; alle Schüler sollen täglich kalt baden, auch schwimmen, und der V. beweist dies durch Autoritäten. Auch wünscht er, daß sie gleichfalls aus Gründen der Gesundheit die Haare nicht frisirten. Noch Beyfallswürdiger aber schreibt er, wenn er auf das Schlimmste aller jugendlichen Uebel kommt und einige Vorschläge zu dessen Verhütung giebt. **Ueber die Bildung der Sittlichkeit der Kinder in den Schulen.** Fremde Schüler sollen schlechterdings bey den Lehrern wohnen. Gut wäre es wohl; aber es geht, sonderlich bey starken Schulen, oft unmöglich an, und erreicht dennoch auch oft die Absicht nicht. Uebrigens sehr gute Vorschläge, wie der öffentliche Unterricht zur moralischen Bildung zweckmäßig werden soll. Das Tagebuch, das jeder Schüler über sich selbst halten soll, möchte wohl seine Absicht bald verfehlen. **Ueber die Schulprämien.** Sie werden aus mancherley Gründen verworfen. Der Rec. denkt darüber eben so: vielleicht aber, wenn er sich selbst recht kennt, mehr um sich damit zu trösten, daß es ihm an seiner Schule an Fond fehlt, seine fleißigen Schüler belohnen zu können. **Ueber die Schulstrafen.** Körperliche

Züchti-

Züchtigungen sollen so selten als möglich, und in den obern Klassen niemals, ohne Vorwissen des Directors, angewandt werden; und hierin hat der Verf. vollkommen recht, so wie auch darin, wenn er wünscht, daß der Staat bey künftigen Dienstbesetzungen den Schulzeugnissen ein großes Gewicht gäbe, welche alsdenn die herrlichste Belohnung des Schulfleißes würden. **Ueber das Kirchengehen der Schuljugend.** Davon, daß man die Kinder nöthige, Religionsvorträge, die sie nicht verstehen, mit Ueberdruß und langer Weile anzuhören, komme es, daß ein großer Theil der Erwachsenen bey dem Gottesdienste träg und ungerührt sey, und wir setzen hinzu, daß ein andrer Theil sich für den Zwang des Kirchengehens in seinen Schuljahren durch Nichtbesuchung der Kirchen in den männlichen Jahren rächt. Daß die Schuljugend an vielen Orten in alle Wochenpredigten und Betstunden laufen müsse, sey ein offenbarer Ueberrest eines finstern Aberglaubens. Junge Leute, die noch nicht zu dem Genuß des heil. Abendmahls gelangt sind, sollten gar nicht bey den Religionsübungen und Vorträgen für Erwachsene zugelassen, sondern für sie, wie zu Dessau und Klosterbergen, eigne Erbauungsstunden sonntäglich angestellt werden. **Ueber das viele Singen und Beten in den Schulen.** Es ist nicht zu läugnen, daß der Zwang für Lehrer und Schüler, Wochenpredigten und Betstunden zu besuchen, von nicht dem mindesten Nutzen ist, viele Zeit zu brauchbaren Lectionen wegnimmt, Lehrern ihr Amt mehr erschwert, und allmählich einen Eckel gegen das Kirchengehen überhaupt hinterläßt. Aber auch hierin ist so leicht keine Aendrung zu hoffen, so lange Geistliche etwas über Schulen zu sagen haben, die hierin ihre eignes Interesse und die Ehre ihres Standes zur Sache Gottes machen. **Von den Schulprüfungen, Schulübungen, Schulkomödien und Schulprogrammen.** Die letzten sollen deutsch geschrieben werden, und soll von der Einrichtung der Schule handeln. (allein es ist nicht jedem Schulmanne gegeben, die eigenen Eyer auszuschreyen). **Ueber die Bildung der äußern Sitten.** In der Schule selbst ist dazu wenige Gelegenheit: manche Schullehrer sogar sind nach ihrer äußern Lage die Männer nicht, die die Sitten bilden können, und Gelegenheit zur Sittenbildung neben der Schule, sind zu weilen aus andern Ursachen nicht rathsam. **Ueber die Schulferien, Aufnahme der Schüler, und Zulassung derselben zum Studieren. Ueber den Unterricht überhaupt.** Der Verf. wünscht, daß entweder

weder Lehrer selbst oder andre Männer von Ansehen den Lehrstunden beywohnten, um ihnen dadurch ein Gewicht zu geben, und Schüler zur Aufmerksamkeit zu reizen. **Ueber den Sachunterricht.** Der Anfang des Schulunterrichts soll nicht mit Buchstabieren und Lesenlernen, sondern mit Vorzeigung natürlicher Dinge und Kunstsachen gemacht werden. Man soll Kinder keine Psalme oder Katechismen auswendig lernen lassen. Statt der Bibel sey der Rochowsche Kinderfreund ihr Lesebuch. Vorschläge zu einigen neuen Lesebüchern. Daß der Anfang der Geographie mit Abzeichnung einer Stube, und der Geschichte mit Erzählungen von einzelnen Menschen gemacht werden müsse, können wir, so oft es auch schon gesagt worden, nicht absehen. Philosophie in wissenschaftlichem Zusammenhang gehöre nicht für Schulen — in gewisser Absicht wohl wahr: wenn nur nicht alsdann die Treibung der Universitätsphilosophie erschwert würde, wenn junge Leute gar keinen Vorschmack davon von der Schule mitbringen. Religionsunterricht soll in den ganzen jugendlichen Unterricht mit verwebt, und bey aller Gelegenheit religiöse Gesinnungen erweckt werden, und Dogmatik von Schulen ausgeschlossen seyn. Dieser Vorschlag ist zwar recht gut gemeynt, aber aufs gelindeste gesprochen, unüberlegt. Der Verf. ist sogar freygebig mit Kenntnissen, die junge Leute auf Schulen erlangen sollen, und die Glaubenslehren der Landesreligion, zu der sie sich bekennen sollen, sollen sie nicht kennen lernen; da doch ohnedieß nach geendigten Schuljahren sie weder der Bürger noch der studierende Nichttheologe kennen lernt. **Ueber den Sprachunterricht.** Nach den gewöhnlichen Klagen über den Zeitverderb, der mit den alten Sprachen auf Schulen getrieben wurde, gesteht der Verf. doch ein, daß die Sprachmethode sich beym Latein nicht anwenden lasse, doch soll es gleich mit Bücherlesen angefangen werden. Von Erklärung der Alten giebt er gute Regeln. Aber nun — *Lateinschreiben und Lateinreden auf Schulen, ist, nach seinem Ausspruch, unnöthig, überflüßig und schädlich.* Der Rec. gestehet, daß er hierin dem Herrn V. nicht beystimmen kann. Man höre die Gründe: „Latein reden und schreiben ist nicht nöthig, um die in dieser Sprache geschriebenen Bücher zu verstehen." In dieser Absicht wird es auch nicht empfolen. „Es ist auch im gemeinen Leben und in Geschäften nicht nöthig," wieder wahr; aber auch dazu lernt man es nicht. „Die Landescollegien werden mit der Zeit den Gebrauch der

deut-

deutschen Sprache bey den Prüfungen einführen." Noch aber ist es nicht geschehen; die Facultäten, Consistorien und Landesregierungen werden so leicht nicht die lateinische Sprache abschaffen, vielleicht aber mit Herrn St. Schülern, auf ihr Bekenntniß, daß sie darin auf der Schulen verabsäumet werden, Nachsicht haben. „Bliebe ja die Nothwendigkeit, sich lateinisch prüfen zu lassen, so wird das einem Candidaten, der fleißig gewesen ist, und viele lateinische Schriften über sein Fach gelesen hat, so schwer nicht werden." Das glaube ich nicht: und sicherer ist es doch wohl, sich auf diesen möglichen Fall durch Uebung auf der Schule bekannt zu machen. „Warum die Gelehrten eine eigne Sprache haben sollen, begreife ich nicht. Wenn nun aber diese gelehrte Sprache einmal angenommen ist. Wir müssen uns doch beym Unterricht auf Schulen, nach dem was in der Welt gewöhnlich ist, richten. „Das Lateinschreiben ist auch schädlich: denn man verschwendet damit die edle Zeit, die zur Erlernung nützlicher Kenntnisse, und zur Erlangung so nöthiger Fertigkeiten angewandt werden könnten." Ich dächte doch, er würde weniger Zeit damit verdorben, als wenn die Kinder täglich kalt baden und schwimmen müssen. Lateinreden wird getrieben, wenn man eine vorhergehende oder geschlossene Lection wiederholt oder examinirt, und das Lateinschreiben geschieht von Schülern zu Hause! „Man schwäche und verderbe dadurch die Fertigkeit und Richtigkeit im Ausdruck der Muttersprache — und selten habe ein großer Lateiner nur einen erträglichen Ausdruck im Deutschen." Hatte der Verfasser einen Ernesti im Sinn, der das Deutsche vorsetzlich verachtete, so konnte ihm auch ein Heyne beyfallen. „Die elende Exercitienmethode sey unter aller Kritik." Was hier, oder da an der Methode fehlerhaft seyn möchte, kann man verbessern, aber Rec. möchte den Herrn Verfasser fragen: ob er ein ander Mittel wisse, die Fertigkeit im Lateinschreiben zu befördern, als Exercitien, abwechselnd mit eignen Ausarbeitungen? **Ueber die Beförderung der freyen Selbstthätigkeit und des häuslichen Fleißes der Schüler.** Dieß ist ein Punkt, worüber gewissenhafte Lehrer, die die Nothwendigkeit des Privatfleisses einsehen, und ihn nicht immer abwechselnd und nützlich genug zu beschäftigen wissen, fremden Rath sehr gerne annehmen. Der Verfasser giebt hierüber Vorschläge, die es verdienen versucht zu werden, obgleich ihre Anwendung auf eine starke gleichzubeschäftigende Classe etwas schwer fallen möchte.

Kindern soll man aufgeben, zu Hause etwas zu betrachten, oder sich nach was zu erkundigen, welches sie den folgenden Tag in der Schule zu erzählen, oder wenn sie leserlich schreiben können, schriftlich beyzugeben haben. Andern lasse man eine in der Schule erzählte Geschichte zu Hause schriftlich wiederholen, Briefe, Erzählungen, Beurtheilungen einer Handlung, Einrichtung, Beschreibung einer Stadt, Gegend u.s.w. aufsagen; gebe die Arbeiten andern zur Correctur, lasse sie Bücherauszüge machen — Dies ist das mühsamste für den Lehrer unter allen, wenn die Uebung allgemein seyn sollte; aber sehr zweckmäßig ist es wirklich.

Nachricht von der Neu-Ruppinschen Schule vom Jahr 1783. Züllichau, in der Waisenhaus- und Frommannschen Buchhandlung, 2 Bogen, in 8vo.

Die Schrift bezieht sich auf andere vorher ergangene Nachrichten, und setzt die Kenntniß der mit der Neuruppiner Schule vorgegangenen Veränderungen voraus. (S. A. D. B. B. XXXIII. S. 593. Anhang zum XXV—XXXVI. Band. S. 1970. B. XLII. S. 599. B. XLIII. S. 275. und Band XLIX. S. 511.) Die von Lieberkühn und Sturm bey Unternehmung der obern Lehrstellen entworfenen Bedingungen wegen ungehinderter Freyheit in Schulsachen, Abschaffung des Leichenbegleitens rc. sind durch eine auf die Beschwerden einiger Bürger veranlaßte und dem Herrn Oberconsistorialrath Teller übertragene Lokalkommission gebilligt, und höchsten Orts bestätigt worden. Der Magistrat hat Mittel zur Besoldung eines sechsten Lehrers geschafft, die Herr Henrici aus der Pädagogik zu Halle erhalten hat. Der Cantor ist nicht mehr ordentlicher Lehrer. Die gewöhnlichen Titel, Stuffenfolge und Rangordnung der Lehrer sind abgeschafft. Die Schule ist vereinigte Bürger- und Gelehrtenschule, daher beyde Classen von Zöglingen den größten Theil der Lehrstunden gemein haben. Der Unterricht in obern oder untern Classen wird nach eines jeden Lehrers Neigung oder Geschicklichkeit getheilet, (und dies geht nun, da der Unterschied des Rangs aufgehoben ist.) Die Vermehrung der Bibliothek geschieht durch Lesegesellschaften. Man will dahin streben, körperliche Strafen ganz zu verbannen.

Um

Unterricht in der Naturkunde, Kenntniß des Menschen, und Religion wechseln halbjährig ab.

Für die Geographie sind 5 Classen, und für jede wöchentlich 4 Stunden ausgesetzt, und das in sehr richtigen Abstuffungen; für die Muttersprache 5 Klassen, jede zu 4 Stunden und für die lateinischen 4 zu 6 Stunden. In der ersten wird Sueton, Tacitus, Cicero's Reden, Horaz und Virgil gelesen. (Der Recensent hätte auch Cicero's vortreffliche Briefe hieher gewünscht, die durch einen geschickten Lehrer der Jugend so sehr nützlich werden können?) Im Griechischen sind 3 Classen, jede zu 4 Stunden. Homer ist der erste Dichter, der gelesen wird — ob das, ohne vorher einen leichten Dichter gelesen zu haben, ohne alle Vorberitung zur Dialektenkenntniß, rathsam sey, zweifeln wir. (Gute Vorschläge, den Privatfleiß der Jugend zu befördern.) Was von den ältern Schriftstellern gelesen worden ist) muß zu Hause deutsch übersetzt werden. (Es wird an manchen Orten schwer werden, den Gebrauch der deutschen Uebersetzungen fast aller alten Schriftsteller zu verhüten, womit manche Bücherfabriken die Welt überschwemmen, und wodurch diese Art von Schulübung so gut als unbrauchbar gemacht worden ist?) Folgende Stelle der Schrift zeichnen wir aus: „Nach unserer Ueberzeugung muß kein junger Mensch studiren, der nicht entweder vorzügliche Fähigkeiten und Seelenkräfte, oder bey gewöhnlichen Fähigkeiten groses Vermögen besitzt. (Die Alternative will dem Recensenten doch nicht recht einleuchten. Es wird dadurch die Frage wohl nicht gründlich beantwortet.) Um des äußern Glücks willen darf in unsern Zeiten eben niemand seine Kinder studiren lassen, und um die innern Freuden, die der Stand der Studirten gewähren kann, zu kosten, und sich durch sie für alle Aufopferung, Leiden und Mühseligkeiten, die er so häufig mit sich führt, zu entschädigen, muß man eine Größe und einen Adel der Seele haben, die nicht das gewöhnliche Erbtheil der Menschen sind.“ Sehr wahr: aber eben deswegen müßten Lehrer ihre studirende Jünglinge bey Zeiten zubereiten, diesen innern Lohn und Werth des Studierens zu empfinden.

Ausführliche Nachricht von dem Pädagogium am Kloster unser lieben Frauen in Magdeburg, von

Gotthilf Sebastian Rötger, Prälat — Magdeburg, 1783. bey Creutz, 1 Alphb. in 8vo.

Aus einer so weitläuftigen Nachricht können wir es nicht unternehmen, vieles auszuziehen, weil sonst unser Auszug leicht wider unsern Willen, die Gränzen der nöthigen Kürze überschreiten könnte. Sie besteht aus 6 Abschnitten. 1) **Allgemeine Verfassung der Schule**, S. 1—34. 2) **Einrichtung des Unterrichts und Lehrmethode**, S. 35—165. 3) **Schulpolicey, sittliche Erziehung, Charakterbildung**, S. 166. 4) **Schulgesetze**, S. 167—278. 5) **Tischgesetze**, S. 279—294. 6) **Schulstrafen und Art ihrer Vollziehung, und Belohnungen. Gesundheit und Körperausbildung, Vergnügen und Ergötzlichkeit.**

Das Kloster (Prämonstrat. Ordens) ist zu Anfang dieses Jahrtausends gestiftet worden, behielt nach der Reformation seine klösterliche Verfassung und ward nach dem Westphälischen Frieden durch einen Landtagsschluß mit einer Schule verbunden. Es hat außer dem Probste, der zugleich Direktor der Schule ist, 5 Conventualen, deren einer die ökonomische Aufsicht führt, vier aber, unter denen einer das Rectorat bekleidet, wöchentlich 10 Stunden Unterricht geben, und nach und nach zu einträglichen Predigerstellen befördert werden. Ueberdem aber unterhält das Kloster noch 5 andere Lehrer, die hernach in die Conventualenstellen einrücken. Die Schule muß nicht mit der Dom- und andern Magdeburgischen Schulen, verwechselt werden. Im Klostergebäude ist Platz für einige und 40 Schüler, es werden aber auch andere, die nicht im Kloster wohnen, in die Kost, oder auch blos zum Unterricht, aufgenommen. Zwölf Stellen sind frey, wovon jede zu 60 Thalern angeschlagen wird. Ein Conventual und Lehrer arbeitet nach Neigung oder Grundsatz in obern und untern Classen, ohne Unterschied der Ehre. Wissenschaftlichen Unterricht mit Lesung der Alten zu verbinden, hat hier noch nicht gelingen wollen. Das Latein wird mit Memorirung der Paradigmen angefangen: statt der Langeschen ist die Schellersche Grammatik eingeführt. Zum Dictiren und Durchgehen der Exercitien, wie auch zu Sprechübungen, sind eigene Stunden ausgesetzt. In Sekunde ist wöchentlich eine Stunde ausgesetzt, die Schüler in

Schel-

Schellers Grammatik und praecepta styli bene latini hineinzuführen, welches wir recht sehr billigen. Unter jede Ausarbeitung wird vom Lehrer eine Censur gesetzt, deren es fünfe giebt: vorzüglich, gut, mittelmäßig, schlecht und elend. Das griechische N. T. wird wöchentlich in einer Stunde, nebst zwey andern für den Homer und Plato, gelesen, welches gleichfalls unsern Beyfall hat. Man möchte Wunders denken, das Griechische werde auf Schulen getrieben, um darin zu reden und zu schreiben, weil man so besorgt ist, die Lesung des N. T. möchte den Geschmack verderben. Wer gute griechische Prosaiker und Dichter vorher gelesen, und noch dabey liest, ist wahrlich außer der Gefahr, die Hellenismen N. T. für gut Griechisch zu halten. Und wie mannichfaltig Gutes kann nicht der Lehrer bey Erklärung dieser Religionsschriften für künftige Theologen sowohl als Nichttheologen, wirken. Ihre Abschaffung aus den Schulen gehört ohnfehlbar mit unter die Extreme der neuern Schulverbesserer, deren man nach und nach gewohnt wird. Die Grammatik, die gebraucht wird, die Hallische, nennt er selbst die elendeste. Wir übergehen, was von der Methode des Hebräischen und Französischen zu treiben gesagt wird. Der Religionsunterricht geschieht in 5 Classen über Dieterichs und Tölners kleine Lehrbücher. Die Logik wird nach Federn, (das haben wir nur für ein Kompendium für Schüler halten können) und die Naturlehre nach Eberten, auch Naturgeschichte und Physiologie, aber worüber wir uns wundern, nicht allgemein getrieben. Die Lehre von der Generation ist bisher übergangen worden, und da man hierüber Urtheile zu erwarten scheint; so können wir nicht bergen, daß wir das nicht billigen. Obere Schüler sind keine Kinder mehr, daß sie durch diesen Unterricht auf Ideen gebracht würden, die sie nicht schon gehabt hätten. Schüler, die nicht studiren, haben nach den Schuljahren nicht leicht Zeit und Gelegenheit, diesen Unterricht nachzuholen, warum will man ihnen also absichtlich eine Lücke in ihrer Erkenntniß lassen? die aber die Universität beziehen, und wenn sie wollen, nach 1. 2. Jahren hierüber freye Belehrung haben können, sind sie in so kurzer Zeit dieser Geheimnissen empfänglicher geworden? Aber auch hier pflegen Nichtärzte, mit derjetzigen Einschränkung der Universitätsjahre, nicht leicht diesen Unterricht zu genießen, und entbehren also auf immer, was sie auf Schulen hätten lernen können. Das Recardsche Lehrbuch wird nur in der untersten Classe der Mathematik, warum nicht auch

in den folgenden gebraucht. Und höhere Mathematik könnte doch wohl besser der Universität überlassen werden. Es werden auch eigene öffentliche Schreib- und Declamirstunden gehalten: Rhetorik und Poetik aber nur gelegentlich bey Lesung der alten Schriftsteller, und in der ersten historischen Classe griechische, römische, und europäische Staatengeschichte getrieben. Oeffentliche Schulübungen und Examina werden nicht gehalten, aber vierteljährige Prüfungen in Gegenwart aller Lehrer und der ganzen Schule. Zur Schulbibliothek sind jährlich 50 Thaler, nnd von dem Entreegeld jedes Schülers 1 Thaler 8 Ggr. bestimmt. Was über Schulpolizey, sittliche Erziehung und Charakterbildung gesagt wird, verdient ganz gelesen, und so weit es die Einrichtungen der Schulen erlauben, nachgeahmt zu werden. Die Schüler sind unter beständiger Aufsicht, auf den Stuben, über Tisch und bey ihren Vergnügungen. Bis zum Jahr 1776. mußten die Conventualen Vor- und Nachmittags die gewöhnlichen horas canonicas halten, und die arme Jugend darin ihre Zeit tödten: aber auch dieses Joch ist durch einen Zedlitz zerbrochen worden. Wöchentlich einmal hält der Herr Probst an die versammelte Schule in der ersten Classe eine außerordentliche Rede, die von den jedesmaligen individuellen Umständen Anlaß nimmt, Herzensreligion und Rechtschaffenheit zu befördern. Jeder Schüler muß den andern Sie nennen, so wie es die Lehrer selbst thun. Der Gebrauch des Tabacks und Lesung fremder Bücher ohne Vorbewußt des Stubenaufsehers ist verboten. Die Schicklichkeit und Absicht aller Gesetze zu verstehen, hält zuweilen schwer, wie denn auch der Verfasser und Gesetzgeber daher oft ihrer Lokalität erwähnt. Auch sieht man sichtbar, wie die Erfindungsgabe ermüdet worden ist, um andere Strafen als körperliche anzuführen, die sie sich doch zuletzt in außerordentlichen Fällen vorbehalten — fast möchten wir besorgen, daß manche an das Spielende gränzen. Uebrigens ist Ordnung und Disciplin vortrefflich, und wir glauben auch, daß sie nach der Verfassung der Schule, sonderlich bey denen, die in der Schule wohnen, erhalten werden können — denn nicht immer ist das der Fall bey schon entworfenen Gesetzen anderer Schulen. Daß durch die sehr zahlreichen und vollständigen Gesetze, manches eingeschränkt wird, was auf andern Schulen, z. E. bey Spiel, Tisch und Ausgängen willkührlich ist, versteht sich von selbst: wir sind aber so weit entfernt, es zu tadeln, daß wir vielmehr dergleichen Einschrän-

kun-

kungen und darauf gesetzte Strafen für unvermeidlich halten; und wir wünschten recht sehr, daß man auf allen klosterähnlichen Schulen und deren Communitäten diese Gesetze und die Abstuffung der damit verbundenen Strafen kennen und nachahmen möchte. Wir kennen die Einrichtung von verschiedenen, müssen aber gestehen, daß wir sie allenthalben unvollkommener gefunden haben. Das einzige ist uns aufgefallen, daß die Schüler Abends mit ihren Lehrern in Schlafröcken und Pantoffeln, speisen dürfen. Wir wollen doch nur die Gradation der verschiedenen Tischstrafen hersetzen. Verweis vom Lehrer. Beschämung durch denselben. Keine Suppe erhalten. Sitzen an einem niedrigen Ort. Auf der Unterstelle. Oeffentlicher Verweis vom Lehrer. Stehend essen. Vom Tisch verwiesen werden, Abgesondert sitzen. Außer der Suppe nur Brod erhalten. Oeffentlicher Verweis vom Lehrer mit Hintreten an den Carenzort. Kariren im Sitzen. Oeffentlicher Verweis vom Rector mit Hintreten an den Karenzort. Essen von irdenem Geräth. Am Straftisch essen. Stehend kariren. Zu den höchsten Schülstrafen aber sollen gehören, und nur für besondere Verbrechen ausgesetzt seyn: Oeffentlicher Verweis vom Probst bey Tische mit stehendem Kariren; und Essen von irdenem Geräth an dem auf den Karenzort gesetzten Tisch. Bey Beschädigungen, (so wie bey Borgen und Geldspielen) sind auch einige Geldstrafen, odrr eigentlich Entziehungen vom Wochengeld, gesetzt.

Man muß dem Kloster und seiner Schule Glück wünschen, daß es an seinem dermaligen Probst einen Mann hat, der bey der Macht Gutes zu stiften, so viele Einsichten, Eifer und thätigen Willen besitzt.

Vater Roderich unter seinen Kindern. Ein Volksbuch. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann, 1783. 1 Alphb. 19 Bogen in 8vo.

Unter diesem Titel machen wir unsern Lesern eins der besten Erziehungsbücher bekannt, die wir lange gelesen haben. Die abschreckende Stärke des Buchs machte es, daß es der Recensent unter allen Büchern der vorigen Messe, bis zuletzt versparte: und auch dann, als er es in die Hand nahm, war es mehr sein Wille, es flüchtig durchzublättern, als es an-

haltend durchzulesen. Allein es hatte vom Anfange an für ihn so viele Anziehung, daß er es nicht aus der Hand legen konnte, ohne es ganz gelesen zu haben; und dies hat er dann auch mit wahrem Vergnügen und vielen Rührungen gethan. Wenn wir dem Buch seinen rechten Namen geben sollen: so ist es ein Erziehungsroman. Roderich, ein wohlhabender Kaufmann, der bereits verschiedene Glückswechsel erfahren, und sich immer wieder durch seinen Fleiß in seine vorigen guten Umstände aufgeschwungen hatte, brennt endlich ab, und rettet seine Kinder aus den Flammen. Nun entsagt er allen fernern Ansprüchen auf den Genuß des vorigen Standes und der großen Welt, wird ein kleinstädtischer Krämer, und beredet seine Frau, daß sie nur ganz der Erziehung ihrer Kinder, des Einzigen, was sie aus dem Feuer gerettet haben, widmen, und ihre Zufriedenheit blos in dem Genuß der häuslichen Glückseligkeit suchen wollen. Und dahin zweckt denn nun auch sichtbar dieses ganze Buch ab, das Glück dieser häuslichen und Familienfreuden recht fühlbar und mit den stärksten Farben zu schildern. Roderich genießt dieses Glück, theils bey und während dem Geschäfte der Erziehung und allmähliger Bildung seiner Kinder, theils nach deren Vollendung durch die reichlichste Erndte der Früchte seines Erziehungsplans. Das Buch selbst ist in 4 Bücher abgetheilet. In dem ersten wird die Erziehung des kindlichen Alters beschrieben: Ausbildung der körperlichen Kräfte, freyer Genuß der Natur, Gewöhnung zur Thätigkeit, Ordnung, Vorsicht gegen Feuersgefahr, innigste Geschwister- und Elternliebe, und zur Rechtschaffenheit, Bekanntmachung mit den Werken der Natur, sind ihre vornehmsten Grundzüge. Der Vater findet rathsam, seinen Kindern die Blattern inoculiren zu lassen, und hat darüber den gewöhnlichen Streit mit der Frau. Die Art, wie er sie hierüber zur Vernunft zurückbringt, ist musterhaft, und enthält alles, was sich zur Bestreitung der Vorurtheile gegen diese wohlthätige Erfindung sagen läßt. Nur wird man vielleicht sagen, der Verfasser habe die Grausamkeit der natürlichen Blattern fürchterlicher beschrieben, als sie in unsern Zeiten zu seyn pflegt. Die Bestrafung eines Sohnes, der einer Magd für einen gegebenen Spottnamen, auf öffentlicher Strasse die Hand küssen muß, halten wir für höchstunschicklich. Wenn wir die Art der Kinder recht kennen, so wird eine solche Demüthigung gewiß eben so oft heimliche Verbitterung und Rachsucht, als Ueberzeugung von dem angethanen Unrecht wirken.

II. Buch.

II. Buch. Bisher hatten die Kinder noch gar nichts von Gott gehört, nichts vom Gebet und gottesdienstlichen Handlungen gesehen, keine Kirche besucht, waren auch nicht einmal neugierig genug gewesen, darnach zu fragen — (Die absolute Unmöglichkeit, wie dies unter Christenkindern und an einem christlichen Orte angehen könne, macht den darauf folgenden auf diese Voraussetzung gebaueten herrlichen Religionsunterricht, zu einem schönen Roman, von dem man, außer etwan auf einer wüsten Insel, keinen Gebrauch machen kann.) Bey dem Anblick einer schönen Naturscene, und dann der aufgehenden Sonne, erweckt der Vater zuerst in ihnen den Begriff von Gott und religiöse Empfindungen, und legt dabey den Satz zum Grund: **wo Ordnung ist, die ist gemacht.** Von diesem Unterricht in der natürlichen Religion, wünschten wir unsern Lesern recht viel abschreiben zu können, so wohl hat er uns gefallen, so faßlich, herzlich, und so vollkommen der Begreiflichkeit und Empfindsamkeit des kindlichen Alters angemessen ist er. Wie gut wäre es, wenn er von allen denen zum Muster genommen würde, die Kinder in den Religionslehren zu unterrichten haben, und dabey nicht an einen albernen Katechismus gebunden sind, bey dessen Gebrauch freylich alle vernünftige Methode gehindert wird. Einiger Berichtigungen hat er inzwischen doch hie und da nöthig. Orkan z. B. die Inseln verwüsten und Schiffe scheitern lassen, sind nicht nöthig, um unsere Luft zu reinigen; und also kann man da nicht wohl sagen, daß Gott den Verlust einzelner Theile nicht ohne Nachtheil des Ganzen verhüten, oder das Ganze nicht ohne Schaden des Einzelnen erhalten könne. Eben so lesenswerth ist, was der Verfasser von dem Tod und den Beweisen von der Fortdauer der Seele nach dem Tod, seinen Kindern sagt. Nun fährt der Verfasser fort, die Gewißheit von diesem allen haben wir dem Unterrichte Jesu zu danken, der dazu in die Welt gekommen sey, um die Menschen über ihren Glauben, ihre Pflichten und Hoffnungen zu belehren, was sonst vielleicht Jahrtausende gebraucht haben würde, ihnen durch eigenes Nachdenken bekannt zu werden, deswegen dann auch diese seine Lehre (was aber davon gesagt wird, sind blos Lehren der natürlichen Religion) das Christenthum genannt werde. Dieser Jesus sey dann auch ein Märtyrer der Wahrheit seiner Lehre geworden, und sey Gottes Sohn, weil er die höchsten Einsichten und die höchsten Kräfte gehabt. Von allen biblischen Büchern läßt dann der V. seine Kinder blos

einige Stellen aus dem Leben und sonderlich der Leidensgeschichte Jesu lesen. Bemerklich ist es, daß sich der Verfasser hütet, das Wort Auferstehung zu gebrauchen: nicht nur von Jesu sagt er blos, daß ihn seine Freunde nach dem Tode wiedergesehen hätten, sondern, wenn auch seine Kinder fragen; was hilft uns unser Leben nach dem Tode, wenn wir keinen Leib, keine Ohren und Augen mehr haben, antwortet er blos: man müsse unbesorgt seyn, was wir dort brauchten, werde uns Gott auch geben. Schön ist hier noch die Art, wie R. seine Kinder zum erstenmal aus dem Herzen beten lehrt, d. i. die Empfindungen erweckt, die ihnen das Gebet in den Mund legen, und rührend die erste Einführung eines öffentlichen Tischgebets an einem feyerlichen Tage, zumal wenn man sich dabey an das zwecklose Herplappern der albernsten Tischgebetsformeln erinnert, wozu man unsere Kinder zu gewöhnen pflegt.

III. Buch. Vom 12ten Jahre an werden die Kinder zum erstenmal in die Kirche gelassen — man kann sich wieder leicht vorstellen, mit wie vielen Rührungen dieses, nach solchen Zubereitungen, geschehe, gegen das Kirchengehen unserer Kinder, die man klein gewöhnt, das Kirchenlaufen für eine Prahlerey zu halten, und bey den gottesdienstlichen Handlungen nichts zu denken. Bestimmung der Kinder zu einer Lebensart. R. läßt jedem seine Freyheit. Unterhaltend ist die Charakterisirung der 4 Kinder, und lehrreich die Art, wie der Vater auf ihre Neigungen und Anlagen schließet. Carl will studiren, Fritz ein Bauer werden, (der Vater aber hatte es so weit gebracht, daß er selbst Wirthschaft trieb) Carolinen treibt ihr Geschmack an feinere Arbeiten in die Residenz, wohin sie endlich der Vater nach vielen Ueberredungen ziehen läßt, und wo ihre Schönheit ihr Glück macht. Friederike wird eine häusliche Wirthin. Um der Gefahr der Verführung auszuweichen, wird Carl auf keine öffentliche Schule geschickt, sondern der Prediger des Ortes, der überhaupt in dem ganzen Roman seine Rolle spielt, bereitet ihn zur Universität; (Wir befürchten, die Universität ist noch gefährlicher, in Absicht auf Verführung, als viele Schulen.) so wie auch der Vater lieber für seine Kinder das Schulgeld bezahlte, und sie zu Hause behielte. Um sie nicht der Gefahr auszusetzen, die Laster unvorbereitet und von einer reizenden Seite kennen zu lernen, machte er sie mit lebendigen Beyspielen ihrer

ihrer schädlichen Folgen bekannt. Die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl ist wieder vortrefflich: es versteht sich von selbst, daß an die mysterieusen Grillen der Dogmatik dabey nicht gedacht wird. Carl geht nun auf die Universität, noch zu keinem besondern Brodstudium entschlossen, doch mit dem Grundsatz, daß jede Wissenschaft Brod gebe, die man gründlich lernt. (Das ist nun doch wieder ein Bischen romanhaft. Wenn man ohne eine feste Absicht nach der Universität ziehet, möchte doch viel Zeit verderben.) Betrachtungen, die in unsern Tagen manchen denkenden Kopf vom Studium der Theologie abschrecken, hielten auch ihn davon zurück, auch mögte er nicht als Jurist von den Zänkereyen anderer leben; er studirte also Mathematik, und wurde endlich Lehrer derselben an der Ritterschule der Hauptstadt. Fritz heyrathete ein flinkes Bauermädchen, die ihm ein an die väterlichen Felder stossendes Güthchen zubringt. Aus Dankbarkeit gegen die Vorsehung, daß ein reicher Mann Carolinen glücklich gemacht hatte, wählt nun R. für Friederiken einen blutarmen Menschen, der in seinem Hause getaglohnt hatte, um ihn dadurch zur Uebernehmung aller seiner Geschäfte und künftiger Wartung in seinem Alter zu verpflichten. Dies geschieht. R. erlebt verschiedene Enkel, speißt oft bey seinen Kindern, welches für ihn die höchsten Erdenglückseligkeiten sind, und — stirbt im Zirkel seiner Familie.

Niemand lasse sich durch diesen trocknen Auszug abhalten, das Buch selbst zu lesen. Es ist ihm noch ein anderer Titel beygelegt: der *Menschenfreunden zweyter Pendant*; und es ist viel besser, als diese sogenannten *Menschenfreunden*.

Zf.

Die Entdeckungen des fünften Welttheils, oder Reisen um die Welt, ein Lesebuch für die Jugend, von M. Johann Georg Friedrich Papst, außerordentlichem Lehrer der Weltweisheit zu Erlangen. Nürnberg, in der Felseckerischen Buchhandlung. 1783. Ein Alphabet in 8.

Noch

Noch ehe man das Geständniß in der Vorrede liest, ist es leicht zu errathen, daß Campens Entdeckungsgeschichte von Amerika dem Verfasser die erste Idee zu seinem Buche gegeben habe. Und dieser Einfall war ihm auch sehr wohl zu verzeihen: denn da nachgerade der Name des fünften Welttheils in geographischen Compendien und Büchern für Kinder, gewöhnlich zu werden anfängt: so ist die Geschichte seiner Entdeckung und der zu diesem Ende gethanen Reisen um die Welt, für die Neugierde der Kinder eine eben so interessante Lektüre, als die Geschichte eines Colomb, Pizarro und Cortez. Allein der fünfte Welttheil ist kein zusammenhängendes großes Land, mit nahliegenden Inseln, wie Amerika, und seine Entdeckung ist auch nicht das Werk einiger Jahrzehnde; sondern die dazu gehörigen Länder und Inseln sind theils schon seit mehr als hundert Jahren dem Namen und einzelnen Küsten nach bekannt gewesen, theils aber in der neuesten Weltumseglungsperiode ganz umfahren, und also nach ihrem ganzen Umfang bestimmt, theils andere ganz neuendeckt und benennet worden. Wer also eine Entdeckungsgeschichte des fünften Welttheils schreiben will, der sollte, unserm Bedünken nach, zuvörderst die Gränzen des großen Südmeers angeben, innerhalb deren die Länder zu suchen sind; er sollte ein Verzeichniß der sämmtlichen bisher entdeckten, größern und kleinern Inseln, nach den von ihren Entdeckern erhaltenen Namen liefern, die zu diesem neuen Welttheile gerechnet werden; und dann nach der Zeitfolge bestimmt angeben, wie viel von diesen Ländern und Küsten nach und nach, und von welchem Seefahrer entdeckt worden sey. Der Verfasser scheint aber einen ganz andern Plan der Ordnung befolgt zu haben. Der Name fünfter Welttheil kommt außer dem Titel und der Vorrede, im Buche selbst gar nicht wieder vor, man erfährt nicht, wo er zu suchen ist, was für Länder dahin gerechnet werden, und wie ihre stuffenweise Entdeckung erfolgt sey. Ganz recht zwar fängt der Verfasser seine Erzählung mit den zween Spaniern an, davon der eine das Südmeer (als den Schauplatz der künftigen Entdeckungen) von der Höhe eines Berges der Landenge Darien, zuerst sah, der andere aber durch eine Strasse, der er seinen Namen gab, 1520. zuerst beschiffte, von Balbao und Magellan: aber nun thut er einen Sprung bis zur Entdeckungsreise Byrons, vom Jahr 1764., und so wird dann der allmähligen Entdeckungen der Küsten von Neu-

Hol-

Holland, Neu-Guinea und Neu-Seeland, von den Entdeckungsreisen eines Falmanns, Roggeweins, Cavendisch, van Nort, Dampier, und anderer, gar keine Erwähnung gethan. Byrons Reise selbst wird nun zwar von S. 38. bis 275. weitläuftig genug erzählt: allein statt daß der Verfasser zu Ende derselben kurz und bestimmt hätte angeben sollen, was denn nun eigentlich die Entdeckung eines neuen Welttheils durch diese Reise gewonnen habe, muß man es mehr errathen, daß aus allen seinen Abentheuern blos die Entdeckung der Inseln der fehlgeschlagenen Hoffnung und der Gefahr, hieher gehören. Den übrigen Raum bis zu Ende, nimmt die Entdeckungsreise des Cap. Wallis vom J. 1766. ein, und da ist denn freylich die umständliche Nachricht von Tahiti das Wichtigste im ganzen Buch, was dem Titel desselben entspricht.

Wir müssen noch etwas von der Form des Buches sagen: die ist ganz Nachahmung der Campenschen Methode. Das Ganze ist in mehrere Gespräche zerstückelt, die ein Vater über diese Geschichte mit seinen Kindern hält, daraus für sie Anlaß zu manchen nützlichen Belehrungen nimmt, und sich dagegen durch ihre kindischen Fragen, Einfälle und Urtheile unterbrechen läßt; kurz, so wie es jedem Leser aus dem Campenschen, Robinson, Columbus ꝛc. bekannt seyn wird. Die Nachahmung aber geht noch weiter, auch auf Dinge, die eben nicht nachgeahmt zu werden brauchen, z. B. auf das Halt Vater (mit weggelassenem Artikel) will uns was erzählen, und auf den witzelnden Schluß der Gespräche. Ueberhaupt aber muß man sagen, daß der Verfasser bey aller Sichtbarkeit der Nachahmung doch seinen Vorgänger nicht erreicht: sein Styl ist sich nicht immer gleich und correct genug, bricht zu oft in Declamationen aus; die Nutzanwendungen und gelegentlichen Belehrungen liegen nicht immer in der Geschichte, sondern werden zuweilen durch einen Sprung der Einbildungskraft auf Nebendinge veranlaßt: auch fehlen noch manche Erklärungen, die zu seinem Zwecke nicht sollten übergangen werden, So macht ers seinen Kindern nirgends begreiflich, wie sie sich eine Reise um die Welt denken sollten; er sagt nirgends, was Länge und Breite sey, ob er gleich derselben so oft erwähnt. (Er sagt zwar in der Vorrede, daß er die Campenschen Bücher voraussetze, aber auch hier waren sie, wenn wir uns recht entsinnen, nicht richtig gestutzt.) Ueberhaupt aber, dächten

wir, könnte man einmal von der Mode, die nun lange genug geherscht hat, alles, was man für Kinder schreibt, durch Kindergespräche zu durchwässern, zurückkommen: Campen konnte so etwas anstehen! aber seine Nachtreter sollten diese Mode nicht verewigen. Der Unterricht oder die Erzählung wird dadurch gar zu sehr zerstückelt und unterbrochen, Kinder nicht zu einem zusammenhangenden Vortrag gewöhnt, und vielmehr berechtigt, denselben durch die Einfälle ihrer Phantasie zu stöhren, welches man vielmehr nach und nach verhüten sollte, und was das meiste ist, Bücher dadurch vergrößert und vertheuert, und also dadurch ihr Nutzen sehr verhindert. Es ist nicht übertrieben, wenn wir versichern, daß das gegenwärtige Buch auf die kleinere Hälfte zusammenschmelzen würde, wenn man die Nebendinge, die der Dialog verursacht, abschneiden würde. Wir wollen übrigens bey unserm Tadel nicht in Abrede seyn, das der Verfasser nicht auch manches Gute und Nützliche gesagt habe.

Der Druckfehler sind sehr viele, auch solcher, die nicht verbessert worden. Dahin gehört auch wohl, wenn es statt Südsee, Südersee heißet. Um der Aehnlichkeit willen zeigen wir zugleich hier an:

Dampiers Reise um die Welt. Ein Lesebuch für Kinder und junge Leute. Erster Theil. Celle, bey Runge und Richter. 1783. 9 Bogen in Octav.

Wir würden es als eine Ergänzung des vorhergehenden Buchs empfehlen, wenn es nicht demselben nach allen Seiten weit nachstünde. So was planloses und zweckwidriges hat der Recensent lange nicht gelesen; zu trocken und unfruchtbar für den Kenner, und zu verworren und unverständlich für den Anfänger, dessen Bedürfnissen nicht die mindeste Einleitung und Erklärung, nicht das mindeste Bestreben der Deutlichkeit zu Hülfe kommt. Des Dampier selbst wird kaum zweymal im ganzen Buch gedacht. Daß doch jetzt jeder Stümper darauf speculirt, durch ein Buch für Kinder, eine Messe lang sein Glück zu machen, und dann glaubt, Compilationen und Auszüge aus guten Büchern mit Anreden an junge Leser ge-

gespickt, machen ein Buch zu einem Lesebuch für Kinder, wo nicht das Mindeste zur Verständlichkeit für Kinder eingerichtet ist.

Ag.

12. Finanz- und Cameralwissenschaft.

Historisch-politische Betrachtung der Innungen und deren zweckmäßige Einrichtung, von J. H. F. Hannover, in der Helwingischen Hofbuchhandlung, 1782. 374 S. 8.

Seit beynahe 300 Jahren haben nicht allein Kaiser und Reich, sondern auch verschiedene einzelne wohleingerichtete Staaten in Deutschland, zur Abschaffung der Handwerksmißbräuche die heilsamsten Verordnungen gemacht, und dennoch ist man bisher nicht im Stande gewesen, sie gänzlich auszurotten. Dieses in der schlechten Polizey mancher Stände gegründete Uebel, haben einige Gelehrte in der Mitte dieses Jahrhunderts für eine unmittelbare Folge der Innungen gehalten, und daher solche gänzlich aufzuheben in Vorschlag gebracht; doch ohne sonderlichen Erfolg. Auf einmal aber that Frankreich diesen übereilten und bald bereueten Schritt, und nun schrie alles wider die Innungen. — Nur der gründliche Geist eines Schlossers setzte sich dem reißenden Strome dieser Modesucht entgegen, und verschaffte dadurch auch andern Zeit, die Sache reiflicher zu überlegen. Man schrieb dafür und dawider, und — die Sache blieb wie sie war.

Gegenwärtige Schrift, (die, wie wir aus der Ueberschrift des Inhalts sehen, Herrn Firnhaber zum Verfasser hat) ist bestimmt, die gegenseitigen, in vielen Schriften zerstreueten Gründe der Frage: ob die Innungen ganz abzuschaffen, oder nur besser einzurichten? gegen einander zu stellen, zu prüfen, ein Resultat daraus zu ziehen, und zu dessen Ausführung Vorschläge zu thun. Das Buch selbst hat zween

Theile,

Theile, wovon der erste in zween Abschnitten, und jeder wiederum in zweyen Capiteln, historisch-politische Betrachtungen über die Innungen; der andere aber, ebenfalls in zween Abschnitten, und verschiedenen Capiteln, Vorschläge zur Verbesserung der Innungen enthält.

Nach der Einleitung, in welcher der Verfasser das Interesse der zu beantwortenden Frage zeigt, und den Gang seiner Untersuchung angiebt, handelt derselbe im ersten Capitel des ersten oder historischen Abschnitts, von der Entstehung, Vermehrung und Veränderung der Gewerbe und Innungen. Er fängt ab ovo, nämlich von Adam an, und geht dann von S. 22. bis 70. die berühmtesten Völker des Alterthums, die Assyrer, Aegypter und Phönicier, Israeliten, Carthaginenser, Lidier, Perser und Macedonier, Griechen und Römer, nach ihren verschiedenen Hauptepochen durch, worauf er denn bis S. 102. die Schicksale der Gewerbe und Innungen unter den Deutschen vorträgt, und ebenfalls von den aller ältesten Zeiten ausholt. Das Resultat dieses ganzen Capitels ist ohngefähr folgendes: So lange die Menschen zerstreuet lebten, und bald da, bald dorthin zogen, war an kein Gewerbe und Handwerke unter ihnen zu denken. Auch wenn sie sich vereinigten, und kriegerische Völker bildeten, waren noch wenig Handwerke unter ihnen, und diese verachtet, und in den Händen der Sklaven oder der Ueberwundenen. Erst dann kamen die Gewerbe in Aufnahme, als durch die Verfeinerung der Sitten, die Bedürfnisse sich vermehrten, und die Völker sich nach und nach an eine ruhigere Lebensart gewöhnten.

Dies war der Gang zu allen Zeiten und bey allen Nationen. Ob aber auch andere Völker schon, vor den Römern, die Innungen gekannt haben, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. Und wenn auch die Griechen zu Solons Zeiten schon (wie der Verfasser aus des Jurist Cajus Erklärung der 12 Tafeln zu beweisen sucht) eine ähnliche Einrichtung gehabt haben; so wissen wir doch zu wenig von ihr, als daß wir daraus auf den Ursprung der Innungen schließen könnten. So viel wissen wir gewiß, daß die Römer denen unserigen ähnliche Innungen hatten, und daß sie von diesen zu den Deutschen gekommen, bey welchen sie, durch die Einführung des römischen Rechts, im zwölften Jahrhunderte, (noch eher

und

und zwar im zehnten Jahrhunderte, als Kaiser Heinrich der Vogler haltbare Städte gegen die Hunnen und Slaven anlegte) allgemein wurden.

Wozu also eine so weitläuftige Geschichte der Gewerbe unter den Alten (die sich bey den meisten Völkern so ähnlich sieht, und gewöhnlich damit schließt, daß man nur unvollständige Nachrichten davon habe) in einem Buche, das lediglich vom Nutzen oder Schaden der Innungen handeln soll? Es will sich zwar der Verfasser S. 19. damit entschuldigen, daß: „1) dasjenige, was über die Geschichte der Gewerbe und Innungen (in andern Schriften) gesagt worden, zu sehr zerstreuet und versteckt sey. 2) Daß es hin und wieder nicht allzu richtig, oder auch sonst noch unvollkommen sey. 3) Daß die Schriften, worinnen auch eigentlich von der Geschichte gehandelt werde, nicht allgemein bekannt, auch zum Theil nicht so leicht zu bekommen wären; und endlich 4) daß die Geschichte hier nicht am unrechten Orte stehe; indem sie uns gleich mit den Quellen der meisten Mißbräuche, mit der Gelegenheit, wodurch die Innungen bey uns entstanden, u. s. w. bekannt mache, und uns dadurch zugleich auf Mittel führen könne, verschiedene Unbequemlichkeiten, welche noch heut zu Tage dauern, und hin und wieder in die neuern Zeiten erst wahre Unbequemlichkeiten geworden sind, abzuhelfen.“ Allein selbst diese Gründe zeugen von der Weitschweifigkeit des Verfassers. Wäre inzwischen nur der Letzte wahr, so wäre er allein hinreichend gewesen, eine Geschichte der Innungen, nicht aber der Gewerbe zu entwerfen, für die ohnehin die Gränzen einer solchen Schrift viel zu enge sind, und die eine weit speciellere Behandlung verdient. Allein der ganze historische Abschnitt enthält zum Trost der Leser auch nicht ein Wort von allem dem. Der einzige darinnen vorkommende Umstand, der auf die Beantwortung der aufgeworfenen Frage einen Einfluß haben konnte, ist dieser, daß die Innungen schon mehrmalen, so wohl von den Römern als Deutschen, theils ganz abgeschafft, theils sehr eingeschränkt worden. Da aber dieses blos deswegen geschahe, weil die Versammlungen und Schmausereyen der Handwerker in den damaligen Zeiten, leicht Anlaß zu Unruhe und Aufruhr im Staate gaben; so hätte dieser Umstand unter die Gründe wider die Innungen gesetzt, und bey der Beantwortung derselben gesagt werden können, daß diese Besorgniß heut zu Tage durch den beständigen Soldaten gehoben sey.

Im zweyten Capitel dieses Abschnitts folgt die neueste Litteratur der Streitfrage vom Nutzen oder Schaden der Innungen, doch nur hauptsächlich von dem Zeitpunkt an, da die Oekonomisten oder Polizeyphilosophen in Frankreich Lerm schlugen. Man findet das Meiste darüber in den Ephemeriden der Menschheit. Aeltere Schriften hat der Verfasser hin und wieder in den oft sehr weitläuftigen Noten angegeben.

Wir kommen nun zum zweeten Abschnitt des ersten Theils, welcher die Ueberschrift hat: „Politische Betrachtung oder Anklage und Vertheidigung, das ist: Betrachtung der schlimmen und guten Seite der Innungen.“ Er zerfällt ebenfalls in zwey Capitel, wovon das erste: „Beleuchtung der Gründe wider die Zünfte, nebst dem, was darüber schon gutes gesagt ist, oder sich hie und da noch wohl hätte sagen lassen; das zweyte aber, Gründe, welche die Beybehaltung der Innungen anrathen, und deren Ausführung enthält.“ Der Verfasser geht die gegenseitigen Argumente der neuern Schriftsteller über diese Materie Wort für Wort durch, löst sie sorgfältig in einzelne Sätze auf, und hält sie gegen einander, so daß vielleicht die Hälfte dieses Abschnitts aus Schlettweins, Schlossers und Seguiers Worten besteht. Alles läuft so ziemlich darauf hinaus, daß die Innungen, wie sie größtentheils noch sind, die Concurrenz zu sehr einschränken, und daher eine Menge nachtheiliger Folgen für den Staat, z. B. Mangel an geschickten Arbeitern, Uebertheurung und dergleichen erzeugen: daß aber auch die gänzliche Aufhebung derselben, die Concurrenz zu sehr vermehren, und noch weit schlimmere Folgen nach sich ziehen würde; da man unter der Menge Arbeiter die geschicktesten schwerer ausfündig machen könnte, und fast keiner bey seinem Gewerbe ein redlich Auskommen haben würde. Sobald aber einer mehrere Gewerbe, und vielleicht gar den Ackerbau zugleich treiben wollte, würde die zu einem jeden insbesondere nöthige Application darunter leiden, und aller Vortheil, der davon zu erwarten wäre, wegfallen. Da überdies die Innungen vielerley Gutes haben; da sie das Wandern erleichtern, das bey einigen Handwerken so unumgänglich nothwendig ist: so behauptet der Verfasser mit Recht, daß man sie, wo sie einmal sind, behalten, und nur besser einrichten müsse. — Nicht aber um die Juden ferner

davon

davon auszuschliessen, sondern vielmehr um sie aufzunehmen. — Der Verfasser scheint nehmlich S. 141. Herrn Schlettwein zu tadeln, daß er auch die Juden Künste und Handwerke treiben lassen wolle. Herr Schlettwein wird sich aber hoffentlich mit dem Beyfall des menschlicher denkenden Publikums begnügen.

Wie man die Innungen besser einrichten könne? dies sucht der Verfasser im andern Theile zu zeigen. Er theilt denselben wiederum in zween Abschnitte, und handelt im ersten, von den Mitteln, die bey den Innungen noch vorhandenen Misbräuche ganz abzustellen, oder solche auf eine gute Art unschädlich zu machen; im zweeten, von den Mitteln, die Processe, Confiscationen, Gelderpressungen und Verfolgung der Stümpler zu verhüten. Das es der Handwerksmißbräuche so viele giebt, so hat sie der Verfasser unter 4 Classen gebracht. Die erste begreift solche in sich, welche das Erlernen und den Zutritt zu den Innungen erschweren, oder davon abschrecken. Die zwote solche, welche das Meisterwerden erschweren. Die dritte solche, welche den zünftigen Meistern zum Nachtheil gereichen. Die vierte solche, welche dem Staate auf andere Weise zum Nachtheil gereichen. Jede dieser Classen hat ihr eigen Capitel. Es würde zu weitläuftig seyn, alle diese Misbräuche und vorgeschlagne Mittel dagegen hier einzeln durchzugehen; da zumal die meisten derselben in der Reichspolizeyordnung und denen neuerlich erlassenen Kaiserl. Patenten, von 1731, 1764, und 1772. (welche beyde letztern der Verfasser nicht gekannt zu haben scheint, weil er sie nirgends anführt, und die Verordnung von 1731. S. 205. und 302. die neueste nennt) längst ausdrücklich verboten worden, und es daher nicht an Mitteln fehlen kann, sie gänzlich auszurotten. Unter diejenigen aber, derer in denen Reichsschlüssen nicht ausdrücklich gedacht ist, und denen man sich daher mit mehr Behutsamkeit entgegensetzen muß, gehören vorzüglich die erniedrigenden Hausdienste, und andere Nebenarbeiten, zu welchen die Lehrlinge gewöhnlich angehalten werden, und wobey sie nicht allein die Zeit zur Erlernung des Handwerks größtentheils versäumen, sondern sich auch fast von jedermann, oft selbst von Mägden und Kindern mißhandeln lassen müssen. Ein Mißbrauch, der alle, nur etwas empfindliche Eltern ab-

schreckt, ihre Kinder Handwerksleute werden zu lassen. Der Verfasser schlägt dagegen vor, man solle jeden Lehrling, ehe er losgesprochen werde, im Beyseyn einer Gerichtsperson, und zween dazu verordneten Meister prüfen, ob er die, bey jedem Handwerke genau zu bestimmenden Kenntnisse habe, und die erforderlichen Handgriffe machen könne. Bestehe der Lehrling nicht, so müsse der Lehrherr dadurch bestraft werden, daß er den Lehrling so lange noch, als man für nöthig finden werde, unterrichten, und ihm Gesellenlohn geben müsse, er habe denn, nach dem ersten Vierteljahr der Lehrzeit angezeigt, daß der Lehrling zum Handwerke untauglich sey. Wir dächten aber, daß dieses Vierteljahr, in Rücksicht der schwachen Urtheilskraft vieler Meister, und der vernachläßigten Erziehung der meisten Lehrlinge, zu kurz wäre, und wollten lieber dem Meister zur Bestimmung der Tauglichkeit oder Untauglichkeit eines Lehrlings die halbe Lehrzeit nachlassen, wenn sie nicht über anderthalb oder zwey Jahr betrüge. Es müßte sodann dem Lehrling noch freystehen, sich zu einem andern Meister in die Lehre zu begeben. Wenn aber auch dieser ihn für unfähig erklärte, müßte er ganz vom Handwerk abgewiesen werden. — Um hiernächst der üblen Behandlung der Lehrlinge so viel möglich Einhalt zu thun, will der Verfasser, man solle 1) „eine Verordnung machen, daß ein Lehrherr niemanden, außer höchstens seiner Frau, erlauben dürfe, den Lehrling zu schelten, geschweige denn zu schlagen. Man setze eine den Umständen angemessene Strafe auf die Uebertretung dieser Vorschrift. Jeder Geselle, Magd u. s. w. muß verpflichtet seyn, dem Meister es anzuzeigen, wenn Klage über den Lehrling ist. 2) Bey der Losschenkung erlaube man dem Lehrling Beschwerde über die Begegnung seines Lehrherrn vorzubringen. Man untersuche sie, und schenke dem Meister, wenn man ihn schuldig befunden, die Strafe nicht.“ Eine solche Untersuchung nach den Lehrjahren, würde nun zwar wohl manche Schwierigkeiten haben, wären aber erst einige Meister wirklich bestraft worden, so würde es allerdings den Uebrigen zur Warnung dienen. — Ein anderer sehr schädlicher Mißbrauch, der zwar in der Reichspolizeyordnung längst ausdrücklich verboten worden, demohngeachtet aber noch fast allgemein herrscht, ist die Uebertheuerung der Geburts- und Lehrbriefe, und selbst Gerichte schämen sich an vielen Orten nicht, für die Geburtsbriefe übermäßige Gebühren zu fordern. Die Einführung der gedruckten, und auf einen gerin-

geringen Preiß gesetzten Geburts- und Lehrbriefe in den Preussischen, verdient daher denenjenigen vorzüglich zur Nachahmung empfohlen zu werden, die sonst so gerne, alles was preussisch ist, ohne genugsame Ueberlegung nachzumachen. — Unbegreiflich ist es, warum der Verfasser S. 275. die Ausschliessung der unehlichen Kinder von den Zünften für ein unschädliches Vorurtheil hält, da er doch S. 309. diejenigen, die selbst wider das 6te Gebot gesündigt, oder eine solche Person geheyrathet haben, so gar zum Meisterrechte gelangen lassen will. Er führt zwar an, daß die Ausschließung der unehelichen Kinder ein gewisses point d'honneur zum Grunde habe; allein trift dieses bey denen Uebertretern des sechsten Gebots nicht ebenfalls ein? und welches ist wohl vernünftiger, jemanden seiner eigenen, oder seiner Eltern Fehler willen auszuschließen? — Wir unsers Orts würden weit eher diejenigen, welche eine von einem andern geschwächte Weibesperson heyrathen, ausschließen lassen, als Unehlichgebohrne, oder Uebertreter des 6ten Gebots.

Im zweeten Abschnitte (welcher aber im Buche selbst der dritte heißt, so wie über den Seiten, statt des ersten, der zweete Abschnitt steht) folgen nunmehr die Mittel die Processe, Confiscationen, Gelderpressungen und Verfolgung der Stümpler zu verhüten. Da diese Uebel aus einer doppelten Quelle entstehen, nämlich 1) aus denen verschiedenen einander gehässigen Innungen bey einerley Handwerke, und 2) aus der sogenannten Aufhebung der Störer und Pfuscher; so handelt der Verfasser von jeder derselben in einem besondern Capitel. Er geht zu dem Ende im ersten Capitel solche Handwerke durch, welche sich in verschiedene einander gehässige Innungen abtheilen, und zeigt, wie thörigt sehr oft dergleichen Abtheilungen sind. Das einzige Mittel dagegen ist die gesetzliche Vereinigung dieser verschiedenen Innungen, worinnen auch Oesterreichs und Preußens weise Regierungen bereits vorgegangen sind. Doch mögten wir auch hierbey nicht so ganz unbedingt zu Werke gehen, am wenigsten aber mit dem Verfasser die Tuch- und Zeugmacher auch Tuchscheerer, nicht unter dem gemeinschaftlichen Namen Wollenweber, mit einander vereinigen; da dieser Name nicht allein auf die Tuchscheerer gar nicht paßt, sondern man auch leicht die Strumpfwirker mit darunter verstehen könnte. — Da übrigens die Beybehaltung der Innungen sich natürlichen

cherweise mit der Duldung der Stöhrer und Pfuscher nicht verträgt; so ist auch der Verfasser im zweyten Capitel der Meynung, daß man alle Pfuscher ohne Unterschied aufheben müsse. Es würde aber dieses gewiß nicht oft geschehen dürfen, so bald man den Eintritt in die Innungen hinlänglich erleichtert. Endlich macht der Verfasser noch zu andern ähnlichen Versuchen Hoffnung, wenn dieser erste den Beyfall einiger Sachverständigen erhalten sollte. Wir werden sie mit Vergnügen lesen, wenn sie weniger weitschweifig und nicht so ängstlich methodisch sind, als gegenwärtiger. Denn der Fleiß des Verfassers ist nicht zu verkennen.

Ag.

Versuch einer pragmatischen Geschichte der Oekonomie- Polizey- Cameralwissenschaften, seit dem sechszehnten Jahrhunderte bis zu unsern Zeiten. Deutschland. Erster Theil, von Karl Gottlob Rößig. 1781. 1 Alphabet 8 Bogen. Zweyter Theil. Erste Abtheilung. 1782. 2 Alphabet 8 Bogen, 8. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich.

Den Freunden der ökonomischen Litteratur muß ein Werk dieser Art um so angenehmer seyn, da alle bisher gelieferte Beyträge zur Geschichte der Oekonomie theils noch sehr unvollständig, theils in einzelnen seltenen Abhandlungen hie und da zerstreuet sind. Aus so vielen einzelnen Bruchstücken ein belehrendes und vollständiges Ganzes zu bilden, wäre ein überaus groses Verdienst. Freylich ist der Verfasser hie und da in manchen besondern Fällen irre geführt worden, allein, wer wollte darum ein Werk als unnütz verrufen, das ohngeachtet einiger sehr verzeihlicher Irrungen das Ganze dennoch in einem so angenehmen und belehrenden Zusammenhang darstellt? Wir wünschen vielmehr desto ernstlicher, daß es dem fleißigen Verfasser nie an Musse und Materialien fehlen möge, seinen vielumfassenden Plan zu vollenden.

Der Verfasser setzt sich bey der Bearbeitung seiner Geschichte diese drey Hauptstandpunkte fest, aus welchen er das Ganze ordnet, nämlich: was die Oekonomie für Schicksale, 1) von

1) von Seiten der Regierungen; 2) unter den Gelehrten, und 3) in der Ausübung selbst gehabt? Den Anfang macht er, wie billig, mit der Oekonomie der Deutschen, von diesen wird er zu den Engländern und Italiänern übergehen, sodann zu den Franzosen, Schweden, Dänen, Russen, Spaniern und Portugiesen fortgehen, und endlich auch etwas von dem chinesischen Oekonomiezustande anführen, und sodann zur Oekonomie der ältern Nationen zurückgehen. Nach diesem Entwurf haben wir also ein ziemlich ausführliches Werk zu hoffen.

Die beyden vor uns liegenden Theile enthalten blos Deutschland, und weil der zweyte Theil zu stark anwuchs, so zerfällte ihn der Verfasser wieder in zween Abschnitte. Der erste Theil enthält, nach vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen über die neuesten Verbesserungen in der Oekonomie, die Geschichte des Acker- und Wiesenbaues, der Viehzucht, Seidenwürmer, Bienen- und Federviehzucht. Der Verfasser der S. 114. angeführten Abhandlung heißet nicht Herzog, sondern Schumacher; er war Amtmann zu Schwerin in Meklenburg. Mit Recht urtheilt der Verfasser, daß die hier beschriebene Koppelwirthschaft sich nur in volkarmen Ländern mit Nutzen anwenden lasse. Erleuchtete Wirthe unter den Meklenburgern kommen auch schon immer mehr von dem Vorurtheil der Ruhe und Brache zurück, und besaamen ihre Brachfelder mit Klee. An zweenen Orten hat man schon seit einigen Jahren die Stallfütterung mit Nutzen eingeführt, und an andern Orten werden wenigstens einige Koppeln mit Klee besäet, der im zweyten Jahre zu Heu gemacht wird.

Der S. 385. angeführte Prediger zu Neuenkirchen, heißt nicht Fuchs, sondern Plitt; er ist den Meklenburgern das, was Mayer und Lüders in ihren Gegenden sind, ob er gleich seine ökonomischen Versuche nicht bekannt macht, sondern nur in der Stille sich und seine Gemeine zu belehren sucht; ohngeachtet seiner wahren ausgebreiteten Gelehrsamkeit ein so vollkommener Wirth, daß viele Lehrer und Schriftsteller der Oekonomie, die großes Aufhebens im Publikum machen, bey ihm mit Nutzen in die Schule gehen möchten.

Die erste Abtheilung des zweyten Theils enthält die Geschichte des Gartenbaues, der Weinkultur, des Hopfenbaues, Jagd und Forstwesens; der Fischerey, Strassenbaues, Bergbaues u. s. f.

Noch wünscht Recensent, daß der Verfasser die häufigen, oft sonderbaren Druckfehler, die das Werk verunstalten, verbessern möchte; z. B. Cageut, statt Gogeut; Stargard, st. Stargord; erster Bereuter, statt erster Beamter; Welken, statt Wolken u. s. f.

Q.

13. Haushaltungswissenschaft.

Oekonomisch-praktische Behandlung des Kleebaues, nebst dessen vielfachen Nutzen. Wittenberg, bey Zimmermann, 1783. in 8. 4 Bogen.

Diese Behandlung des Kleebaues ist ganz gut: enthält manche lokalisch brauchbare Bemerkung; und ist übrigens auch andern Gegenden um desto mehr empfehlungswerth, als der Ungenannte Verfasser des Herrn Grafen von Bork Stargordsche Landwirthschaft zum Grunde geleget hat. Doch halten wir die Umzäunung der Kleefelder so unumgänglich nöthig nicht, wenn der Anbau des Klees einmal nur allgemein eingeführt, und die Gemeinheiten aufgehoben worden: die Einfassung mit Gräben ist jedoch rathsam, und oft dem Felde noch zuträglich. Auf jedes Haupt Rindvieh nimmt der Verfasser 76, auf 1 Pferd 80 Quadratruthen sächsisch, zu 7 Ellen 14 Zoll Dresdn. Maaßes, auf 3 Monathe grüne Fütterung an: welches, wenn der Klee mit Mist oder Gypse gedünget wird, eine sehr richtige Bestimmung ist. Die Lehre §. 13. denjenigen Klee, der für Pferde seyn soll, mit Kühmist, und den für Kühe mit Pferdemist zu düngen, gründet sich wohl auf die Beobachtung, daß auf Viehweiden, kein Vieh von den Gräsern frißt, wo seine Geschlechtsart hingestallet hat? Sie ist daher beym Kleebaue ganz rathsam. Daß der Verfasser blos vom rothen Klee schreibt, muß man sich merken: und daß er mit solchen den Pferden und Fohlen füttere, ist deswegen noch aller Aufmerksamkeit werth, da ihn so manche für diese Viehgattung schädlich halten, und dieses ein neuer Beweiß ist, daß er ihr nicht schädlich wird: vorzüglich nicht, wenn man ihn nach der vom Verfasser §. 40. 41. u. 42. grün,

sowohl

sowohl als dürre vorgeschriebenen richtigen Qualität und Quantität, mit halb oder nach Beschaffenheit der Pferde, ohne Haber füttern will. Ein gleiches gilt von der sehr accurat vorgetragenen Fütterungsweise für das Rindvieh. Was der V. übrigens noch von Behandlung des Kleeheues, und von, wie er sagt, bekannten und unbekannten Nützlichkeiten des Kleebaues, Aufhebung der Gemeinheit, der Lehre, wie man den Bauer zum Kleebaue anführen und ermuntern soll, u. d. m. schreibt; ist durchaus so gegründet, als er nun noch bis zu Ende wohlgewählte Borkische Anmerkungen vorträgt.

Allgemeines ökonomisches Magazin, ersten Bandes 3—6. Stück. Monath October — December, 1782. in 8.

Eine tüchtige Portion Compilation; so wie angefangen, so fortgefahren: und dabey ist der Verfasser noch ein Bischen unglücklich, nicht die besten Schriften zu wählen. Wer wird z. B. nach S. 521. dem Auszuge aus Wenzel Johann Pauls Anweisung vom Tobacksbau anrathen, erst am Ende des Aprils oder im Anfange des May den Saamen zu säen, wenn doch früh gesäete und gesetzte Pflanzen doppelt einträglich sind! Ueber mehreres halten wir unser Urtheil zurück, bis der Band vollständig ist.

Sm.

Huthung, Trifft und Brache, die größten Gebrechen und die Pest der Landwirthschaft. Ein wichtiges Wort durch — Thatsachen — abgenöthigt, an Professor Leske, vom Hofrathe Schubart — Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung, 1783.

Alles im Tone und mit dem menschenfreundlichen Gefühle eines Gugenmuses für den Landmann, so wie solches den schon erschienenen Werken des V. scheint eigen zu seyn. Hiebey hat Herr Hofrath S. ganz recht, wenn er die Preißfrage: „Wie „die Stallfütterung ohne Zwang einzuführen sey?“ in so lang für Sachsen vergeblich hält, als man die Hindernisse, die eine freywillige Stallfütterung erschweren, oder gar schäd-

lich machen, nicht hebt: dieß sind die Huthungs-Trifft und Brachegerechtigkeiten. Durch Abschaffung der ersten, d. i. durch eine wohlthätige Landesherrliche Kassirung der Gemeinheiten kann die Brache zum Futterbaue gewidmet werden, und dann die Stallfütterung von selbst folgen.

Wir sind, wie man aus diesem sieht, wegen der Preißfrage der Leipziger ökonomischen Societät zum Theil des Verfassers Meynung; weichen aber doch von derselben in etwas darin ab, daß wir dieselbe eben nicht ganz für vergeblich halten. Vielleicht bahnen die Beantwortungen immer mehr den Weg, um die Hindernisse der Gemeinheitsaufhebungen aus dem Wege schaffen, und sie leichter oder durch Landesherrliche Macht ganz und gar zum gemeinen Besten aufheben zu können: und dann werden die Prämien fruchten, von denen wir bey dem Landesväterlichen Gebothe, alle Kleeäcker mit Huthung des Schaaf- und andern Viehes verschonen zu müssen, die beste Wirkung hervorbringen gesehen; die z. B. sind: wenn 2 Jahre nacheinander 3 Preise auf den Kleebau selbst, und nur für den gemeinen Mann, mit Ausschliessung des Adels und der Beamten, also gesetzt werden, daß im ersten Jahr: der, so die größte Morgenzahl an gutem Klee beweisen kann, den höchsten Preiß, und zwey Accessisten die zwey geringern Preise, welche letztere in Kleesaamen bestehen können, erhalten: im andern Jahre aber, so den ersten erhielt, kein Mitwerber desselben, der zweyte nicht mehr desselbigen, obwohl vom ersten u. s. w. seyn kann; dagegen alle, wie jedermann an einem andern großen und neuen Preise 3 Jahre nacheinander, z. B. wer das meiste Vieh die ganze Zeit des Jahrs ohne Wiesen oder Stoppel behütet zu haben, im Stalle gefüttert hat, Theil nehmen können. Was gilts, jetzt wird der gemeine Mann freywillig folgen: wenn noch dabey einige Accessitpreise von Kleesaamen zugesellet, oder den ersten Anfängern einige Portionen unentgeltlich in die Hände gespielet werden? Man sehe nur die Geschichte in den ersten Jahrgängen Bemerkungen der Kuhrpfälz. ökon. Gesellschaft an, was dergleichen Preise und das Geboth, den Klee nicht zu behüthen, geholfen. — Aber auch ohne die wird es dennoch durch blosse Abschaffung der Huthung Trifft und Brache nicht überall gehen, worüber Beyspiele am Tage liegen. Warum säen die Bauern im preußischen und kaiserlichen Oberschlesien, in einem Distrikte von Mähren, und in

einem

einem Theile von Pohlen keinen Klee aus, und wollen nichts von Stallfütterung wissen, ob sie gleich von der Natur in den glückseligsten Zustand sich versetzt befinden, mitten in ihren Gründen zu wohnen, ohne daß ein anderer, als sie selbst, ihre Felder und Wiesen behüten darf: Hier liegt doch gewiß der Grund von Hinderniß nicht, den der V. von seiner Gegend anführt: also finden sich aller Orten Lokalhindernisse, und sollten es auch nur Vorurtheile seyn.

Außer dem sind wir mit Herr S. bis zu Ende ganz eins: seine Bemerkungen verdienen von jedem gelesen zu werden; und jeder für den Landmann Gefühlhabender Leser wird das darin erzählte Exempel, nach welchem den Bauern, die Stallfütterung anfangen wollen, ihr Klee vom herrschaftlichen Schäfer abgehütet werden dürfen, mit uns von der Beschaffenheit finden, daß solches Grundherrschaften seyn müssen, denen das Wohl ihrer Unterthanen wenig am Herzen liegt. Da wäre Landesfürstliches Geboth nöthig, höchst nöthig, wo dergleichen Dominien vorgefunden werden: und wo es noch dazu von Rechtswegen geschehen, und der Bauer mit daselbst angeführten Processen belastet und verarmt werden kann; da — O summum jus!!! — und nun kein Wort weiter hievon: als wir sehen mit Verlangen der gekrönten Schrift entgegen, die am 20sten May d. J. von der Leipziger ökon. Societät obgedachten Preiß erhalten sollen.

Tm.

14. Vermischte Nachrichten.

Kosmopolitische Betrachtungen über das Regierungsjahr Joseph des II. Aus dem Englischen. Wallenroth, Wien, 1782. 5¼ Bogen, 8.

Mimi, oder das System der Liebe. Die Schwärmerey steckt wie der Schnuppen an ꝛc. Musarion. Leipzig, bey Haug, 1782. 9½ Bogen, 8.

Das

Das erste Werkchen enthält theils Gewäsche über oft gesagte Dinge, theils gemeine Bemerkungen und Vorschläge, die Joseph II. nicht lesen wird, und worüber der Monarch und andere kluge Männer gewiß reiflicher nachgedacht haben, als Herr Watteroth.

Das zweyte ist ein langweiliges Ding in sehr präciösem Styl geschrieben.

G.

Vermischte Aufsätze, und Urtheile über gelehrte Werke. Ans Licht gestellt von unterschiedenen Verfassern in Liefland. Zweyten Bandes Zweytes Stück, 115 Seiten. — Drittes und letztes Stück, 172 Seiten. Riga, Hartknoch, 1783. in 8vo.

Keiner von allen hier gelieferten Aufsätzen ist wichtig; und daher eine namentliche Anzeige derselben, unnöthig. Nur etwas wollen wir anführen. Der erste Aufsatz des zweyten Stücks, welcher Anmerkungen aus der Liefländischen Geschichte enthalten soll, ist äußerst mager. Im 4ten, über die Gründe der Rechtschreibung der deutschen Sprache zur Verbesserung derselben, hätte der Verfasser nach der fast allgemein angenommenen Schreibart, billig deutsch anstatt teutsch schreiben sollen, wenn er nicht etwa den teutschen Merkur im Sinn hatte. Im dritten Stück findet man zuerst eine Probe einer neuen kirchlichen Uebersetzung der heiligen Schrift, an welcher strenge Gottesgelehrten Manches tadeln, und kritische Forscher wenig Genugthuendes finden möchten. Nur ein Beyspiel: Matth. 1, 9. wird das Wort gleichsam parenthetisch in den Text geschoben: „das Gestirn gieng gleichsam vor ihnen her;“ und im 11ten Vers öffnen die Weisen ihre Kisten. Der Titel des zweyten Aufsatzes verspricht ein Verzeichniß der Gouverneure in Lievland. (Hier findet man bald Livland, bald Lievland, bald Liefland; und dies in einem liefländischen Produkt!) Dies Verzeichniß ist nun freylich mager; aber wider alles Erwarten stehen auch darin die Namen der dasigen Präsidenten, Vicepräsidenten, Generalsuperintendenten, (ehemaligen) Bischöfe

schöfe ꝛc. und Pröbste. Hier hätten die Herausgeber doch wenigstens die Namen richtig liefern sollen; aber das ist gar nicht geschehen, wie Recensent, als er Hupels topographische Nachrichten von Lief- und Ehstland 3ten Band dagegen hielt, mit Erstaunen bemerkte. Jene schrieben Roppe S. 43., anstatt Roop; Ronneberg, S. 44. anstatt Ronneburg; Oppekel und Prtzbur, S. 45. anstatt Oppekaln und Pritzbuer; die Kirchspiele Carolew, Odenpäch oder Odenbach, und Foelke, S. 46. sollen vermuthlich Carolen, Odenpä und Fölks seyn; der Pastor zu Urbs ebend. heißt nicht Dick, sondern Wick; Polve, S. 47. muß Pölwe heißen; Klein Johann und Oberpahlen ebend. soll wohl St. Johannis im Oberpahlschen seyn; das Pastorat zu Kuns, S. 48. wäre gewiß ein unerklärbares Ding, wenn nicht Talkhof dabey stünde, welches nach Anzeige der erwähnten Topographie, in der ehstnischen Sprache den Namen Kursi hat, aus welchem der Verfasser dieses Aufsatzes im Kirchspiel Kuns schmiedete. Wer sollte wohl glauben, daß liefländische Schriftsteller im Stande wären, liefländische Namen so erbärmlich verstümmelt drucken zu lassen! — Die angehängten matten Gedichte, welche einen großen Theil der Bogen anfüllen, mögen Liebhaber nach Befinden nutzen, — wozu — werden sie selbst am besten wissen.

Die Rechte der Menschheit in Religionssachen; sowohl im Stande der Natur, als auch in einer bürgerlichen Gesellschaft; von J. J. Moser — — 1782. Ohne Anzeige des Druckorts, 70 S. in 8vo.

Des D. Bahrdt's Aeußerung am Schluß seines dem Kaiser übergebenen Glaubensbekenntnisses, nämlich: daß in Glaubenssachen Viele mit ihm um die Rechte der Menschheit und des Gewissens, fleheten, hat die Veranlassung zu dieser kleinen Schrift gegeben, darin die wider jenen, wegen der Bekanntmachung seiner vermeintlichen bessern Einsichten in Religionslehren, oberrichterlich genommenen Maaßregeln, aus den gesellschaftlichen Rechten, mit Bescheidenheit, doch nur von weiten, gerechtfertiget, hingegen die vermeinten Rechte einzelner Personen, ihre Religionsmeinungen selbstbeliebig vorzutragen, theils eingeschränkt, theils bestritten werden. Um

die

die Sache desto überzeugender darzustellen, ist eine Untersuchung über die Rechte der Menschheit in Religionssachen, im Stande der Natur, vorausgeschickt, aus welcher manche überflüßige Erörterung, z. B. von der allgemeinen Unterwürfigkeit des weiblichen Geschlechts, hätte wegbleiben können. Ueberhaupt hat Recensent in dieser immer lesenswürdigen Abhandlung keine neuen wichtigen Aufklärungen, die er doch darin erwartete, gefunden; läßt auch dahin gestellt seyn, ob der V. jeden Leser durchgängig überzeugen werde. Die vorgetragenen Grundsätze können leicht übel angewandt werden, und wenigstens alles Forschen und Fortschreiten in der Erkenntniß, als welches eigentlich das Wesen des Protestantismus ausmacht und bestimmen soll, ganz hindern, welches selbst S. 42. nicht undeutlich eingestanden wird, und nothwendig erfolgen muß, sobald Jedermann gezwungen ist, seine erlangte bessere Erkenntniß blos bey sich zu behalten, damit er durch deren Bekanntmachung die gesellschaftliche Ruhe nicht stöhre. Aber denn mag Jemannd wagen Luthers Reformation zu vertheidigen, da dieser wider des Verf. ausdrücklichen Grundsatz S. 25. dasjenige, wovor andere sehr große Ehrerbietung hatten, z. B. die Bilder, die Messe u. dergl. verächtlich behandelte, und dadurch ganze Nationen beleidigte S. 27.; folglich nach S. 31. der Obrigkeit, sonderlich dem damaligen Reichsoberhaupt, gegründeten Anlaß gab, ihn hart zu bestrafen. Was S. 56. hierauf geantwortet wird, ist etwas dunkel, und überhaupt ganz unbefriedigend. Wie, wenn Jemand aus eben diesen Grundsätzen übernähme, das Verfahren der Hohenpriester wider Jesum, zu vertheidigen, als welcher, die im Land eingeführte, durchaus für göttlich angenommene Religion und deren uralten Gebräuche, öffentlich zu ändern anfieng?

An einigen Stellen scheint der Verfasser sich etwas verwickelt, oder nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben: so sagt er S. 35. mit Recht, es sey wider die gesunde Vernunft, wenn die Obrigkeit fodere, daß ein anderer dem öffentlich beypflichten soll, was sie für wahr oder falsch erkannt. Aber warum setzt er gleich hinzu, sie handele zwar streng und unbillig, doch nicht ungerecht, wenn sie denjenigen nicht in ihrer Gemienschaft dulden will, der besondere Meynungen hegt, ob er sie gleich nicht ausbreitet, und obgleich selbige keinen Einfluß auf andere oder auf den ganzen Staat haben.

Im

im Stillen gehegte Meynungen, und noch mehr die unschädlichen, sind doch wohl keiner richterlichen Beurtheilung unterworfen! — — Mancher Einwurf, z. B. S. 44. daß durch solche Zwangsmittel die Vorurtheile und Irrthümer herrschend bleiben müßten, ist nicht genugthuend gehoben und beantwortet worden. Am allerwenigsten hätte S. 55. der unbestimmte Unterschied zwischen Grund- und Nebenwahrheiten, sollen angeführt werden; weil ein jeder nach seinem Kopf und Gefühl von demselben Gebrauch zu machen pflegt. — Hin und wieder, z. B. S. 69. hätte eine weitere Ausführung und nähere Bestimmung von Nutzen seyn können. Vermuthlich hat der Verfasser für gut befunden, seinen Lesern zuweilen nur einen Wink zu geben. Ueberhaupt scheint diese kleine Schrift, die doch, wie man S. 53. sieht, schon im J. 1780. ist aufgesetzt worden, etwas eilfertig entworfen zu seyn. Die darin vorkommenden Sprach- und Druckfehler zu rügen, wäre hier überflüßig.

It.

Ausführliche und auf richtige Erfahrung gegründete Abhandlung und Vorschläge, wie thunlicher Weise die meisten Feuersbrünste an und in den Gebäuden wohl verhütet, und die etwan doch entstehenden oder entstandenen bald und besser als bisher insgemein geschehen ist, gelöschet, und von ihrer weitern Ausbreitung abgehalten werden können, von D. Joh. Fr. Glaser, Dessau, 1783. in der Buchhandlung der Gelehrten, 1 Alphab. 7½ Bogen, 8.

Herr D. Glaser hat seit verschiedenen Jahren so viel und mancherley über das Brandwesen geschrieben, daß er schwerlich bey einem Recensenten die Kenntniß aller seiner vorhergehenden Schriften voraussetzen kann, um das Verhältniß der gegenwärtigen zu den vorhergehenden richtig angeben zu können. Er hat daher nicht übel gethan, daß er selbst in der Vorrede seine sämmtlichen Brandschriften klassificirt hat. Es sind deren dreyerley. 1) Im Jahr 1756. gab er Vorschläge zu Rettung der Häuser und Mobilien bey Feuersbrünsten heraus, wovon

wovon 17..: die vierte Auflage erschien. 2) 1762. erschien, auf Veranlaßung einer Göttingschen Preißaufgabe, seine Preißschrift von einem Brandabhaltenden Holzanstrich; 1773. die Nachricht von der damit an einigen kleinen Häuschen angestellten Probe, und 1774. die Vertheidigung gegen verschiedene dagegen gemachte Einwürfe. 3) 1775. erschien seine zweyte Preißschrift, von Verbesserung der Feuerlöschanstalten in kleinen Städten und Dörfern, wozu er 1779 fernere Erörterungen und Aufklärungen herausgab. In dieser neuen Schrift wiederhohlt er nun meistens alle vorhergehenden, ausser daß er seine Vorsichtsregeln zur Rettung der Mobilien, und die Beschreibung seines Brandabhaltenden Anstrichs nicht in extenso wieder abschreibt, sondern auf die ältern Bücher verweiset.

Das Buch besteht aus zwey Theilen, und jeder aus verschiedenen Abschnitten, die aber keine allgemeine Ueberschrift des Inhalts haben, so daß man diesen nicht eher erfährt, bis man einen Abschnitt ganz gelesen hat. Im 1sten Theil handelt der Verfasser von den verschiedenen Entstehungsarten einer Feuersbrunst, und sucht im ersten Abschnitt die vielerley Arten (species) der Verwahrlosung des Feuers auf, (wozu der lateinische Zusatz, zumal die Art hier eben so gut auch modus seyn kann?) und giebt bey jeder derselben die nöthigen Vorsichtsregeln, um Feuer zu verhüten. So kann eine Feuersbrunst entstehen, durch Flachsdörren in Backöfen und Stuben, beym Stroh in Ställen, durch Räuchern in den Ställen, Auflegung stark gerösteter Kleye auf krankes Vieh. (Der Verfasser hat nehmlich auf die geäußerte Vermuthung, daß ein Brand in einem Oberlausitzischen Dorf dadurch entstanden sey, durch eigene Versuche erfahren, daß solche braungeröstete, aber nicht gar rein ausgemahlne Kleye, die man auf Knoten eines Viehes legt, ein wahres pulvis pyrophorus sey, und sich selbst entzünde.) Der Verfasser räth daher an, vom Nov. bis zum Frühling Salzwasser in den Ställen vorräthig zu halten. Andere Möglichkeiten, wie durch Zigeuner, Soldaten und Kinder, in Ställen und Scheunen Feuer entstehen kann, ingleichen durch Schießen auf Dächer, durch unvorsichtige Aufbewahrung der Holzasche, Aufschüttung der Kohlen, durch Kohltöpfe und Feuerstübchen, Destillirofen auf hölzernen Stühlen, hölzerne Spuckkästchen, unvorsichtiges Tabackrauchen. Feuersgefahr in den Küchen,

durch

durch den Gebrauch langer Holzscheiter, Einheizung mit Stroh und Reissig, Einschiebung des Holzes in den Ofen vor dem Schlafengehen, um es darin dürre zu machen; von Backöfen, von Papier und Kleidungsstücken bey und an den Oefen, von Fett in den Bratröhren und über Feuer, nebst dem Verhalten, wenn es in Brand geräth, von Thieren, die bey der Kälte in den Ofen kriechen. Gefahr von Kochung des Oelfirnisses, vom Branntweinbrennen, Obstdarren, Gänsesängen, Rauchfängen, Malzdarren, Fabriken, die in und mit Feuer arbeiten, von Raketen, Schwärmern, Fackeln und Holzschleißen, vom Probieren des Schießpulvers, Verpichen der Fässer und Dachrinnen, Abbrennung eines Zwirnknauls, Anhäufung der Holzspäne bey gewissen Handwerkern. Gefahr vom Gebrauch der Drathleuchter, sonderlich bey Webern, von Unvorsichtigkeit bey Lichtern, Lampen, Nachtlichtern und Wachsstöcken, von ungefegten Schornsteinen, von Räuchern der Bienen, Zunderbrennen, und beym Gebrauch der Feuerzeuge; Gefahr beym Auslöschen brennender Schwefelfaden, Lunten und Feuerschwämme, bey Wärmung der Betten. Mögliche Feuersgefahr von brennenden Fensterscheiben oder von Brillen und Glasbouteillen am Fenster, wenn sie die Sonne bescheint, von der Naphtha, vom Bettmachen bey Licht, vom ungelöschten Kalch, vom feuchten, heißgewordenen Heu und Taubenmist. Von Entzündung beladener Karren, der Zapfen in Mühlrädern und Glocken durch Unterlassung des Einschmierens. Von Feuersgefahr durch Scherz und Muthwillen, durch Kohlen auf Thürmern zur Winterszeit, Brandgefahr in Schauspielhäusern, Gasthöfen und bey großen Gastmahlen. Möglichkeit, wie bey einem entstandenen Brand andere, meistens aus Schrecken, entstehen können u. s. w. Nothwendigkeit, gemeine Leute, und sonderlich die Jugend hierüber zu unterrichten.

Zweyter Abschnitt, von Feuersbrünsten durch Zufälle, ohne menschliche Verwahrlosung, z. B. durch den Blitz. Aus der Art, wie der Verfasser die Wetterableiter erwähnt, sieht man, daß seine Kenntniß hiervon sehr mangelhaft seyn müsse. Auch fehlt hier die vornehmste Regel, Feuersbrünste von Wettereinschlägen zu verhüten, daß man nämlich gleich nach vermerktem Einschlag mit Gegenwart des Geistes und Wassergefässen in der Hand, auf den Boden gehe. Wir wissen ein Beyspiel, wie durch diese Entschlossenheit ein

Brand, den der Blitz an einem höchstgefährlichen Ort entzündet hatte, sogleich unterdrückt worden ist. Vorsichtsregeln bey Stürmen.

Dritter Abschnitt. Absichtliche Feuersbrünste, z. B. im Krieg; 4) oder durch Feueranlegen. Oeffentliche und Privatvorsicht dargegen. Verhalten bey Feuerdrohungen.

Zweyten Theils erster Abschnitt. Wie der Verbreitung eines Feuers vorzukommen sey. Ursache dieser Verbreitung in der brennbaren Einrichtung und Bedeckung der Gebäude, Anhäufung brennbarer Dinge in denselben, und ungeschickte Löschanstalten. Nothwendigkeit einer Feuerordnung, und daß jeder Ort seine besondern Feuerordnung haben müsse; wie solches möglich zu machen sey. Entwurf einer Feuerordnung. Was bey Aufführung neuer Gebäude zu verordnen sey. — Brandmauern sollen bis 3 Ellen über die daran stehenden Dächer hervorragen, Stuben und Kammern nicht getäfelt noch mit Oelfarben angestrichen werden. (Die tragen nur wohl zur Vermehrung des Feuers, das ohnedieß ein Zimmer ergriffen hat, nicht viel bey.) Hier kömmt der Verfasser natürlich auch auf seine Lieblingsidee, von seinem Brandabhaltenden Anstrich für Stroh- und Schindeldächer, und das Gehölze anderer Dächer. Er versichert, Göppingen würde nicht abgebrannt seyn, wenn es denselben gebraucht hätte; und eben das urtheilt er auch von den großen Bränden in Constantinopel und Petersburg. Er hat auch ein Attestat seiner Freunde andrucken lassen, daß ein von ihm aufgehobenes Brett und Scheitholz diesen Anstrich seit vielen Jahren erhalten habe. — (Das Holz hat er von seiner Feuerprobe, vom Brand an, aufbehalten, und das Bret nach dem Anstrich einmal mit Handsprützen gesprützt, und dann zurückgelegt. Daraus ist nicht bewiesen, daß auch das Holz an Gesimsen und Giebelwänden, die dem Wetter ausgesetzt sind, und das Gebälke der Dachung bey der Sommerhitze, solchen Anstrich mehrere Jahre erhalten werden.) Vorsicht wegen der Giebelwände, Dachlöcher und Dachrinnen — man soll von einem Haus zum andern durch die Giebelwände Durchgänge haben — und die Böden nicht mit hölzernen Mobilien, Flachs und Reissig anfüllen.

Zwey-

Zweyter Abschnitt. Vorbereitung zu den Löschanstalten, in Ansehung der Brunnkästen, Aufstellung der Wasserbehälter, Bereitung des Salzwassers rc. 3) Von Löschgefässen. Jeder Hausbesitzer soll immer durchsiebte Asche versiegelt vorräthig haben, und solche sogleich bey entstehendem Brand zum Löschwasser hergeben. Was vom Löschgeräthe an jedem Orte seyn müsse. Weil in den Zeitungen von 1782. gemeldet wurde, daß ein Schuhmacher, Didelot, in Frankreich, ein besonderes Löschwasser erfunden habe, so glaubt der Verfasser, daß es Lauge sey, und daß der französische Schuster sein Geheimniß aus seinen Schriften genommen habe. 4) Ordnung und Methode beym Löschen, in Städten und Dörfern.

Der Verfasser sagt viel Gutes und Richtiges, das, wenn sein Buch in die Hände des gemeinen Mannes käme, vielen Nutzen stiften würde. Die Weitschweifigkeit aber seiner Schreibart, so oft er sich auch dagegen rechtfertigt, und meynt, man dürfe dergleichen Bücher nicht lakonisch schreiben, und die öftern Wiederholungen eben derselben Sache sind doch bey nahe ekelhaft. Wir wünschten unsern Lesern eine Probe davon geben zu können, wenn uns nicht der Raum dauerte. So oft er sagen will, daß man die alten Gebäude lassen müßte, wie sie wären, und nicht nach seinen Vorschlägen ändern könne, welches mehr als zehnmal geschieht, heißt es allemal: *die zu vielen Millionen in der Welt, in Städten, Flecken und Dörfern befindlichen Häuser* rc., und das Prädicat; eine Feuersbrunst erregen, nimmt immer etliche Zeilen ein, u. s. w. Einige Vorschläge fallen auch ins kleinliche, z. E. von den Wachstuchenen Feuerkitteln, die die Löschenden umhängen sollen, oder von der Bedeckung des Strohes mit Matrazen, so mit feinem Anstrich benetzt sind, u. a. oder verstehen sich von selbsten, z. B. daß man die Soldaten, so Feuersgefahr erregen, höflich bitten, oder ihren Officier angeben solle. Zu wünschen wäre es dem Verfasser, daß seine Vorschläge im ganzen R. Reich eingeführt würden, und daß es niemanden anders, als ihm dergleichen mehr zu schreiben, verstattet würde, weil er jeden Vorschlag, den ein anderer thut, für einen Eingriff in die seinigen hält, und schnell zu seiner Vertheidigung die Feder ergreifet.

Ag.

Schriften von Helfrich Peter Sturz. Zweyte Sammlung. Leipzig, 1782. 8vo. 26 Bog.

Da der Herausgeber selbst bekennt, daß diese zweyte Sammlung Sturzischer Schriften weder in der Wahl noch Vollendung der einzelnen Aufsätze den Werth der erstern habe, so wird sich freylich mancher wundern, warnm eben alle, auch jugendliche, Papiere des ehrlichen Mannes dem Publikum aufgedrungen werden mußten. Wirkung der Freundschaft konnte das unmöglich seyn, denn müßte auch wohl ein Freund nicht mehr drucken lassen, als was der Verfasser selbst würde haben drucken lassen. Die interessantesten Stücke in der ganzen Sammlung sind: 1) die Erinnerung aus dem Leben des Grafen von Bernstorf, und 2) die Nachrichten von Samuel Foote, einem Englischen Schauspieler, welcher unter der angenommenen Maske eines alten Weibes Laster und Thorheiten geißelte. Die übrigen Aufsätze könnten freylich auch wohl einigermassen unterhaltend, aber gewiß nicht für die Nachwelt geschrieben seyn.

S.

Druckfehler in des 56sten Bandes 1stes Stück.

S. 132. Z. 2. von unten, Idemante l. Idamant.
— 177. Z. 24. Robelt l. Rebelt.
— 236. Z. 22. Ub. l. Ub.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des sechs und funfzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Röm. Kayserl. Königl. Preußischen, Chursächsischen und Churbrandenburgischen allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin, verlegts Friedrich Nicolai, 1784.



Verzeichniß

der im zweyten Stück des sechs und funfzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

Selecta

4. Schöne Wissenschaften.

5. Schöne Künste. Musik.

6. Romanen.

7. Weltweisheit.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

D. K.

10. Gelehrte Geschichte.

11. Deutsche Sprachlehre.

12. Erziehungsschriften.

13. Haus-

Verzeichniß der recensirten Bücher.

13. Haushaltungswissenschaft.

14. Vermischte Nachrichten.

15. Wiener Schriften.

Nachrichten.

III.

Horus, oder astrognostisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis, und über die Weissagungen auf den Messias, wie auch über Jesum und seine Jünger, mit einem Anhange von Europens neuern Aufklärung, und von der Bestimmung des Menschen durch Gott. Ein Lesebuch zur Erholung für die Gelehrten, und ein Denkzettel für Freymaurer. Ebenezer, im Verlage des Vernunfthauses, 1783. in 8. 474 Seiten.

Der unbekannte Verfasser hat die verschiedene Materien, die der lange Titel namhaft macht, darum hier in Einer Schrift abgehandelt, weil sie ihm mit der Religion in näherer Verbindung lagen. Warum aber die Gelehrten das Buch nur zur Erholung lesen sollen, sehen wir nicht ab, indem es vielmehr den Zweck eigentlicher Belehrung zu haben scheint.

Der Verfasser ist unstreitig ein Mann von Gelehrsamkeit und großer Belesenheit, der tief nachzudenken gewohnt ist, und auch recht gute Absichten haben mag, aber in den Mitteln irret. Seine Schrift gehört zu den merkwürdigern Produkten unsers Jahrhunderts, die die christliche Religion gänzlich herabwürdigen. Da er selbst sagt, daß er für Gelehrte

13. Haushaltungswissenschaft.

14. Vermischte Nachrichten.

15. Wiener Schriften.

Nachrichten.

III.

Horus, oder astrognostisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis, und über die Weissagungen auf den Messias, wie auch über Jesum und seine Jünger, mit einem Anhange von Europens neuern Aufklärung, und von der Bestimmung des Menschen durch Gott. Ein Lesebuch zur Erholung für die Gelehrten, und ein Denkzettel für Freymaurer. Ebenezer, im Verlage des Vernunfthauses, 1783, in 8. 474 Seiten.

Der unbekannte Verfasser hat die verschiedene Materien, die der lange Titel namhaft macht, darum hier in Einer Schrift abgehandelt, weil sie ihm mit der Religion in näherer Verbindung lagen. Warum aber die Gelehrten das Buch nur zur Erholung lesen sollen, sehen wir nicht ab, indem es vielmehr den Zweck eigentlicher Belehrung zu haben scheint.

Der Verfasser ist unstreitig ein Mann von Gelehrsamkeit und großer Belesenheit, der tief nachzudenken gewohnt ist, und auch recht gute Absichten haben mag, aber in den Mitteln irret. Seine Schrift gehört zu den merkwürdigern Produkten unsers Jahrhunderts, die die christliche Religion gänzlich herabwürdigen. Da er selbst sagt, daß er für Gelehrte

geschrieben, und an der Volksreligion nichts geändert wissen wolle, auch D. Bahrdten um solcher absichtlichen Umschmelzung der Religion willen, tadelt: so hätte er wohl eher lateinisch, als in der Volkssprache schreiben sollen.

Im Vorberichte warnet er zwar alle Leser, die jede ihrer Pflichten aus dem Christenthum ableiten, sein Buch nicht zu lesen, damit ihre Seelenruhe nicht verdorben werde, sieht es aber selbst ein, daß dergleichen Abmahnung, eben wie Konfiskation, nur eine desto größere Empfehlung zum Durchlesen wird. Den übrigen Klassen vom denkendlesenden Publikum sichert er unausbleibliche Vortheile zu. Die Hauptlehre, die der Verfasser durchzusetzen sich bemüht, besteht darin: daß die ganze Prophetensprache der Bibel genau die Sprache der alten Astrologen sey, und lediglich ihren Ursprung den Himmelsbeobachtungen zu danken habe; daß alle Volksreligionen durchaus einerley Quelle haben, und aus der Beobachtung des Himmels- und Naturbegebenheiten herfließen; daß hochmüthige Sacerdoten diese Beobachtungen in Hüllen eingekleidet, damit die Profanen den Schlüssel zu diesen geheimen Wissenschaften nicht finden mögten. Endlich habe man die Erdichtungen selbst für Wahrheit gehalten, und bildliche Vorstellung für göttliche Offenbarung ausgegeben, den Mantel der Wahrheit zerschnitten, um einen neuen zu machen, ihn umgewandt, und die Wahrheit doch nicht gefunden. Juden, Heiden, Türken, alle von Einer Religion, ungeachtet ihre Mythologien verschieden sind. — Wie der Verfasser bey alle dem nun sagen kann, sein Buch solle dem Fortgange des Unglaubens wehren; der Anhang

hang solle wieder gut machen, was die Erklärung über die Apokalypse verdorben, das begreifen wir nicht, indem es durch und durch dem Zweifel an der christlichen Religion freye Bahn macht. Oder unterscheidet er etwan Unglauben vom Zweifel an der christlichen Religion? Auch hat er mit allen angeführten Schriftstellen, deren wahren, in Zeit und Ort hingehörigen Sinn er ganz verkannt, nichts weniger als erwiesen, daß kein Christ, als solcher, tolerant seyn könne.

Der Denkzettul für Freymäurer bezieht sich darauf, daß einige (leider nur allzuviele!) von ihnen Schwärmer gewesen, und sich für Adepten ausgegeben, ihre Kunst mit dunkeln Hieroglyphen beschrieben, die aus verwirrter astrologischer Mystik herrührten. Dies Verfahren will der Verfasser lächerlich machen, und der Welt den Aufschluß geben. Auch hier scheint er uns gar nicht den rechten Punkt zu treffen.

In der Einleitung zeigt er den Ursprung und Fortgang astrologischer Kenntnisse. Als noch alle Hausväter, Bauern und Hirten waren, kannte man kein anderes Zeitmaaß, als die Dauer der scheinbaren täglichen Umwälzung des Himmels, die man Tag nennet. So oft die Sonne untergieng, legte man einen Stein zurück. Als sich aber die Generationen anhäuften, und mit ihnen die Zahlsteine, suchte man ein größeres Zeitmaaß, welches die periodische Abwechselung des Mondslichtes darreichte. Aus dieser Abwechselung entstanden die Namen, woran also die mosaische Schöpfungsgeschichte keinen Theil hat. Endlich erfand man das Jahr. Nun entstanden große Städte, und bey den meisten Völkern des Al-

 ter-

terthums die Priesterorden, welche die Verwaltung aller Wissenschaften und des Gottesdienstes erblich auf ihre Nachkommen fortpflanzten. Auch erlangte der Ort, wo man die steinernen Merkmale der verflossenen Zeitmaaße aufbewahrte, eine Art von Heiligkeit. Die spätern Enkel sahen alle diese Marken, als Bezeichnungen von Sonnenjahren an, daher das hohe Alter der Patriarchen. Schriften existirten noch nicht, daher zählte man an den Fingern, dies war der Ursprung der Dekaden, Centurionen, und Millionen, daher entstand das bürgerliche Jahr der Römer, von zehn Monden. Endlich erfand man die Schrift, man fuhr aber doch fort, den Lauf der Himmelslichter zu beobachten, und verglich die vorigen Erfahrungen mit den neuen, so erfand man das Zeitmaaß großer Perioden, dahin die der Chaldäer von 600 Sonnenjahren, und die güldene Zahl gehören. Da die Beobachter des Himmels die Gesetze der Bewegung nicht kannten, so eigneten sie den Gestirnen und Planeten höchst weise Geister zu, von denen die politische Verfassung und das Schicksal der Völker abhängen sollte, und so entstand das Studium der Vielgötterey, Wahrsager- und Sterndeuterkunst, die von den Sacerdoten geheim gehalten, und zur Bereicherung angewandt wurde. Die Kalenderprophezeihungen derselben setzten das Volk in Erstaunen, die Priester erfunden nebenbey dunkele und zweydeutige Redensarten, Orakelsprüche, und Geheimnisse, und brachten die Astrologie in ein System. Wenn es in einigen Monden nicht regnete, so machte man die Zahl der Monden zur Prophetenzahl, und multiplicirte dieselbe mit der Umlaufzeit eines Planeten, so entstund eine zweyte Periode, und da man 7 Planeten zählte: so gab jede traurige Begebenheit

zu

zu 7 Perioden Anlaß. Von diesem Schlage sind nun alle mystische Zahlen in der Apokalypse und den Propheten, es sind astrologische Perioden, die ihren Ursprung gewissen Naturbegebenheiten, und der fruchtbaren Phantasie der Chaldäer und Aegypter zu danken haben, und von den jüdischen Schriftstellern, die vorzüglich von der Weissagungsseuche angesteckt waren, als Dinge von Wichtigkeit, in Beziehung auf ihre Nation, gehalten wurden. — Den Ursprung der Sinnbilder, wodurch die ältesten Himmelsbeobachter, bey Ermangelung der Schrift, die vorgefallenen Himmels- und Naturerscheinungen der Nachwelt überlieferten, zeigt der Verfasser also an: Sonne und Mond zogen die Augen der Menschen vornehmlich auf sich, da nun die Sonne durch ihren hellen Glanz, jedes Gestirn am Himmel, welches zugleich da stand, verdunkelte; der Mond hingegen, wenigstens die Sterne, von der drey ersten Größe neben sich sichtbar ließ: so war nichts natürlicher, als daß die ersten Beobachter diejenigen Sterne auch vorzüglich bemerkten, bey welchen er jedesmal heliakisch untergieng. Diesen Untergang hielte man für das Ende des alten Monden; den heliakischen Aufgang desselben aber für den neuen Mond. Nun geht aber der Mond nicht immer bey Einem und demselben Gestirn heliakisch unter, denn er rückt um den 12ten Theil des Thierkreises weiter gegen Osten damit fort. Aus diesem Grunde brachten die Alten die Sterne, die sie an diesen 12 Stellen des Himmels fanden, in 12 besondere Gruppen, deren jede sie sich, um der Bequemlichkeit im Denken willen, unter einem Bilde vorstellten, welches Beziehung auf die Naturbegebenheit hatte, die sich zu Ende jedes Monden, in ihrem Lande, und bey ihrem Viehe zutrug.

So bezeichnete man die Sterngruppen, bey welchen der Mond heliakisch unterging, indem die Schaafe lammten, mit einem Lamm oder Widder; andere Gruppen mit Kalb oder Stier; andere mit zwo jungen Ziegen, welches andere Völker in die Zwillingsbrüder Kastor und Pollux umschufen. Die Nation, bey der diese Bilder erfunden worden, wohnte in der nördlichen temperirten Erdzone, unter einer beträchtlichen Breite, weil Winter, Frühling, Sommer in diesem Himmelsstriche, der Reihe nach auf einander folgen. Die 4 Bilder, in welchen die Sonne, zu Anfang der 4 Jahreszeiten stand, den Stier, Löwen, Skorpion, und Wassermann rechneten sie zu den vornehmsten Sternbildern des Thierkreises, und zeigten sie, statt eines Kalenders, dem Volke in den Tempeln, um ihnen den Wechsel der Naturbegebenheiten anzudeuten. Dies sind die 4 Thiere in der Apokalypse und den Propheten. Die Sterngruppe, die wir den Himmelswagen nennen, zog die Augen der Beobachter auch vornehmlich auf sich, denn sie ist wegen der 7 hellen Sterne, die darin glänzen, die prächtigste Gruppe des nördlichen Himmels, und gehet in der Breite, wo eben die ältesten Astronomen wohnten, niemals unter, sondern drehet sich unaufhörlich über dem Horizonte, um den Pol herum. Sie malten daher dies Gestirn, wie einen dreschenden Ochsen, den sein Treiber Bootes, auf der Tenne, im Kreise herumtrieb. Um aber auch die stete Dauer des Kreises anzudeuten, zeichneten sie eine Schlange, die sich im Schwanze biß. Aus der Schlange bildeten sie nachmals den Drachen, der sich noch jetzt zwischen dem großen und kleinen Bär am Himmel hinwindet.

Durch

Durch fortgesetzte Beobachtung lernten die Menschen den großen Einfluß des Lichts der Sonnen auf die Erhaltung der Thiere und Gewächse kennen, von der Sonne schlossen sie auf den Mond, und glaubten, daß auch er einen Theil am Erhaltungsgeschäfte habe, daher malten sie diese beyden Weltlichter, wie Mann und Weib, aus welchen das gezeugte Leben der Pflanzen und Thiere in dritter Gestalt hervorgieng. Ihnen gab man die übrigen fünf Planeten, in Menschengestalt zu Gefährten, und so entstanden die Bilder der 7 Planeten, die den 7 Tagen in der Woche ihre Namen leihen mußten.

Zuverläßig sind die übrigen Bilder der Sterne aus ähnlichen Ursachen entstanden. Als alle Sterngruppen, Planeten, Lufterscheinungen in Bilder gebracht waren, da brauchte man sie als Mittel, Nachrichten von merkwürdigen Naturbegebenheiten, auf die Nachwelt zu bringen. Wenn man die Zusammenkunft der Planeten beschreiben wollte: so zeichnete man die Bilder derselben in gehöriger Verbindung, und hiezu setzte man das Thier oder Gestirn, bey welchem sie im Thierkreise zusammen erschienen. Als die Schrift erfunden war, gerieth der wahre Sinn dieser Bilder in Vergessenheit, nur die Sacerdoten rühmten sich, die Kunst der Deutung von den ältesten Sternsehern noch zu wissen, dichteten ihnen aber, nach ihrem Nationalgeschmacke, bald einen prophetischen Sinn, bald die Geschichte großer Menschen an, die sofort Götter geworden, daher die Mythologie der Griechen, Aegypter, Chaldäer, Phönizier, Hebräer, Sinesen, Braminen, Juden und Christen immer jede von der andern abweicht. Aus der Sonne machten die Aegypter den Gott Osiris, aus

dem Monde die Göttin Isis, aus den Früchten des Feldes den göttlichen Knaben Horus. Die Griechen verwandelten den Osiris in Zevs, Isis in Aphrodite, und Horus in Kupido. Moses verbot die Vielgötterey, gleichwohl hatten die Israeliten die ägyptischen Gottheiten kennen gelernt, und verwandelten die oberste Gottheit der Aegypter in Bilder der mosaischen Schöpfungsgeschichte, indem sie die Sonne für den Geist Gottes, der auf den jungfräulichen Wassern webte, den Mond, wie ein junges Mädchen, als das jungfräuliche Wasser selbst, den gezeugten Knaben aber, den Erstgebohrnen, für das Licht ansahen. Da dies Licht aufs erste göttliche Machtwort entstanden war, so nannten sie es auch das Wort, Logos. Griechenlands mystische Philosophen verwandelten nachmals diese 3 Dinge in Luft, Wasser, und Erde. Hieran schnitzte und pinselte man so lange, bis unter den Christen die Dreyeinigkeit entstand.

Da man das wohlthätige Gestirn, die Sonne, als einen zwar höchst gütigen aber auch grimmigen Gott ansahe, so suchte man ihn sich geneigt zu machen, und setzte ihm Früchte des Landes, und Thiere vor, aber die Gottheit nahm nichts davon, deshalb erfand man die Opfer, um ihm wenigstens den süssesten Geruch gen Himmel zu schicken. Eine übernatürliche Offenbarung und Befehl für die Opfer zu statuiren, wäre Blasphemie. Die Hebräer opferten nun zwar keine Menschen, aber Abraham hätte doch bald seinen einzigen Sohn abgeschlachtet. Nomaden und Hirten blieben lange der einfachsten Religion getreu, aber in den Städten schlossen die Priester die hieroglyphischen Bilder in unterirdische Oerter, damit

mit kluge Profane ihren Betrug nicht entdecken könnten, und so entstanden die Mysterien des Alterthums. Die Gelehrten behielten die unsichtbare Gottheit für sich, dem Volke aber, welches immer zu sinnlichen Bildern Lust hat, kanonisirten sie die Bilder der 12 Gestirne, der Planeten, der 24 Thiere des übrigen Himmels, die Symbole der 4 Elemente, und andere Gegenstände der Natur. Das große Geheimniß, der Priesterkasten war also nichts, als Deismus, das Volk hingegen führte man am Narrenseil, zumal durch Chemie, Physik, Arithmetik, und Heilkunde die ersten Sacerdoten ihr Ansehen vergrößerten. In Persien führte Zoroaster seine Mysterien ein, indem er das reine ewige Licht, das Feuer der Sonne, zum obersten Gott setzte, und alle Gestirne als Dämonen ihm unterordnete, wie sich denn auch die Anbetung des Feuers im Orient erhalten hat. Wer sich in die Mysterien der Mithra wollte einweihen lassen, mußte 80 harte Prüfungen ausstehen, fasten, durchs Feuer laufen, durch einen Strom schwimmen, u. s. w., nachher wurde er getauft, und mit geheimen Marken bezeichnet, und erfuhr nun die Deutung der Bildersprache, die in der Folge zu so verschiedenen Gebräuchen angewandt, und durch welche auch Johannes mit der Weissagungsseuche angesteckt wurde, die unter allen Nationen des Orients grassirte, indem er, unbekannt mit dem wahren Sinne der Hieroglyphen, aus frommer Schwärmerey, die künftigen Schicksale der Welt und seiner Nation, und die Wiederkunft seines gekreuzigten Meisters darin verborgen sah. Aus den Mysterien der Isis machte man die Mysterien der Ceres, die hernach nach Athen kamen. — Noch muß zur Erklärung der Apokalypse bemerkt werden, daß der prächtige Morgenstern, die Venus,

bald die Augen der ersten Beobachter auf sich gezogen. Sie malten einen Mann am Himmel, der beynahe der Sonne am Ansehen gleich kam. Bald hernach, da er heliakisch untergieng, malten sie ihn so, daß er von einem stärkern aus dem Himmel geworfen wurde. Hieraus entstand die folgende Tradition, daß einer der vornehmsten Engel des Lichts, wegen seines Stolzes, aus dem Himmel gestossen worden. Nach der jüdischen Tradition hieß dieser Engel Samael, nach der Lehre der Orthodoxen heißt er Beelzebub, Satan; Jacob Böhme nennt ihn Lucifer, Johannes in der Apokalypse heißt ihn den alten Drachen. — — Diesen langen Auszug haben wir machen müssen, um uns die Erklärung der Apokalypse zu erleichtern, und ganz beynahe zu ersparen, weil der Verfasser nach dieser hypothetischen Mythologie, die er sich erdacht hat, die er aber schwerlich je mit alten Nachrichten wird beweisen können, jedes Bild und Gesicht erklärt, welches Johannes aber, nach des Verfassers Meynung oftmals nicht recht eingenommen hatte.

Der Verfasser hat nicht Luthers, sondern seine eigene Version abdrucken lassen. — Zur Probe nur eine einzige Vision, denn sie sind alle auf gleiche Art. Kap. 1. v. 10 — 18. Hiervon sagt der Verfasser: „Die ganze Vision ist erdichtet, die Deutung des Bildes ein Irrthum, in welchen die mystische Philosophie den Johannes fallen ließ. Er wollte sich, nach damaliger Mode, durch Erzählung solcher Wunderdinge ein Ansehen geben, seine Phantasie mag sich auch wohl wirklich mit wunderlichen Bildern beschäftigt haben. Am Bilde selbst ist Daniel Schuld, der am Hofe zu Babylon ähnliche Erscheinungen vorgab,

die

die dem Johannes bekannt seyn mußten, und die Skizze zu seiner Dichtung hergaben; Johannes setzte nur 7 Sterne und 7 Leuchter hinzu. Daß ihm sein Meister wirklich nicht erschienen, erhellet daraus, weil seine Stimme gewiß nicht dem Brausen des Meeres, sondern einer Schäferflöthe würde ähnlich gewesen seyn. Mössingene Füsse pasten ihm auch nicht, goldene Gürtel noch weniger, da er dies Metall nie geliebt. Alpha und Omega hieße vollends nichts, da Jesus wußte, daß er einen Vater hatte. Sondern türkisfarbener Mann heißt die Erde, sein leichtes Gewand bedeutet Wolken und Atmosphäre; die glühenden Schenkel, die goldenen Berge, auf welchen man damals die Erde ruhen ließ; der goldene Lendengürtel, der heiße Erdstrich; das hintere Angesicht, der gemäßigte Erdstrich; die schneeweißen Haare, die höchsten nördlichen Gegenden; die 7 Sterne, die 7 Planeten; die 7 Leuchter, die 7 Geniusse, von welchen die Planeten herumgetragen wurden; das Schwerdt, oder breite Strahl aus dem Munde, der Wind des Aeolus; die Stimme der Posaune und Meerbrausen, der Donner und Sturm. Johannes muß auch dies Bild nicht gesehen, sondern gelesen haben, sagt der Verfasser, denn die Stimme kann kein Maler malen. Dieser Mann war Alpha und Omega, die Erde ist die Mutter und das Grab aller Dinge. Die alten Völker dichteten unter der Erde den Orkus, die Hölle, und die Erde hatte die Schlüssel dazu.“ Das ganze Bild sey also ein astrologisches Symbol der Erde, und bedeute für die Zukunft nichts. Da Johannes vorgab, sein Meister sey ihm in dieser Gestalt erschienen: so mußte er ihm auch Vermahnungen in den Mund legen, welche zeigen, daß er einigermassen mit

den

den alten Mysterien bekannt gewesen, den wahren Sinn derselben aber nicht verstanden. Die Ermahnungen selbst bedeuten in der Sprache der Geweiheten weiter nichts, als, wer die Prüfungen, die der Orden den Kandidaten auflegt, standhaft erträgt, und gleichsam neugebohren wird, dem wird ein neuer Name gegeben, den kein Profaner lesen kann, wir eröffnen ihm das Geheimniß von Einem wahren Gott, und lehren ihn glücklich leben. Nur noch ein paar Erklärungen:

Horus leidet den Tod, die ausgestreuete Saat vergeht. Horus steht von den Todten auf, das Feld wird wieder grün. Die Heiden wie töpferne Gefässe zerschmeißen, die Profanen von den Heiligthümern zurück treiben. Weißes Kleid, Anzug der Geweiheten. Recht haben auf dem Stuhl zu sitzen, sich den Geheimnissen nähern. Grüner Mann mit Regenbogen, die blühende Erde. 4 Thiere um dem Mann, 4 Sternbilder des Thierkreises. 7 brennende Kerzen, 7 oberste Geister der Planeten. 24 Aeltesten im Kreise, 24 Sternbilder. Krystallmeer, der Himmel. Feuerwolke von Norden, Nordlicht. Türkisfarbenes Rad mit Augen besetzt, die Ringsphäre des Atlas. Lebendiger Wind, verborgene Kräfte der Götter. Die nun folgende Weissagungen auf den Messias sind alle nach astrologischen und mythologischen Grundsätzen, von Christo gar nichts. Joh. 3. 14. 15. äherne Schlange, ein Symbol des Typhon, des Drachenskorpions, der Gift und Krankheit über den Erdboden geiferte. Die giftigen Schlangen, in der Wüsten könnten eine Art Schwärmer gewesen seyn, die nicht lethal waren. Moses ließ sie unter die Nomaden werfen,

werfen, da sie mürrisch wurden, um sich Ruhe zu schaffen. Mit dem Herumtanzen um die Schlange von Erz, beschäftigte er das müßige Volk. Daß Moses mit Dampfkugeln um sich geworfen, erhellet daraus, weil er Feuerstralen auf 250 Männer, die vor der Stiftshütte versammlet waren, ausgehen ließ, wodurch sie nicht allein verzehret wurden, sondern die Luft wurde auch mit stinkenden Dämpfen erfüllt. Da das zu sehr aufräumete, schickte er Aaron, und ließ durch Räuchern der Krankheit Einhalt thun. Da ferner Aaron das erste Brandopfer vor der Stiftshütte zubereitete, warf ein anderer Priester einen Wollenbüschel, mit Terpenthin und Kampfer versetzt, von der Hütte auf den Altar, und nun hieß es: das Feuer sey vom Himmel gekommen. Psalm 22. v. 19. erklärt der Verfasser von den alten Aegyptern, die sich jährlich in die Kleider des Horus getheilt, und um die Aecker das Loos geworfen. Jes. 53. ein Leichenkarmen auf den Horus. Freylich, wenn man so willkührlich erkläret, kann man finden, was man will.

Jesus und seine Jünger. Jesus kam zu einer Zeit, da die Juden die mächtigen Römer auf dem Halse hatten. Der geistliche Stolz, den ihnen Moses und die Propheten eingeschwazt, machte ihnen die Heiden unerträglich. Sie gaben jedem, der sich mit Quaksalberwundern legitimiren konnte, von Herzen Beyfall, wenn er ihnen von Erlösung was versprach. Jesus war ein Mann von erhabenen Geistesfähigkeiten, und dem besten Herzen. Er entdeckte bey zunehmenden Jahren der Pharisäer und Sadducäer Ignoranz, und bey eigener Empfindung überwiegender Kräfte, machte er aus sich einen Reformator seines Volks. Dabey wirkte die Wahrsagerseu-

che

che der Astrologen auch stark auf ihn, die sich das Ende der bösen Planetenwelt vorstelleten. Mit seinem Vetter Johannes stund er in gutem Vernehmen. Als Moralist verdient er Hochachtung, ob er gleich keine übermenschliche oder neue Wahrheiten gelehret, sondern viele Vorträge waren dunkel, und nicht auf alle Menschen anwendbar. Als Wunderthäter ist alles Selbstbetrug, Augenverblendung, physikalische Kunst, und natürlicher Erfolg. Heftige Anstrengung der Seelenkräfte hatte zuweilen unbegreifliche Wirkung. Blosses Berühren, verbunden mit dringender wohlwollender Kraft der Seele, heilte Kranke, wie man in außerordentlichen Fällen durch lebhafte Wünsche Veränderungen in der Witterung hervorbringen kann. Festes Vertrauen ist in krampfhaften Zufällen ein wundervolles Mittel. P. Gasner hat daher mehr Teufel ausgetrieben, wie Jesus. Als König der Juden, wofür er sich, nach astrologischen Grillen nicht selten ausgegeben, wollte er sein Volk erretten und glücklich machen, die persischen Magier, die jüdischen Propheten, und Moses hatten ihn und seine Apostel irre gemacht. Drey Tage vor dem Ostersabbath kam er nach Jerusalem, weil sich da viel Volk versammelte, und hatte die Absicht, sich ins Allerheiligste zu dringen, und zum König ausrufen zu lassen. Blos in den letzten Augenblicken sahe er ein, daß ihn sein Gott wohl nicht erretten würde. Horus war Brodt und Wein, und so setzte Jesus seinen Jüngern das Abendmal ein.

Daß er sich für den Sohn Gottes ausgegeben, kann nicht bezweifelt werden, er glaubte, Gott sey sein Vater und Mutter, und wollte vom leiblichen Vater und Mutter nichts wissen, wie die schnöde Be-

gegnung

gegnung gegen seine Mutter verräth. Die widersprechende Ahnenverzeichnisse, und die wunderliche Begebenheit bey der Empfängniß, mit Gabrieln, mit den Hirten bey der Geburt, mit den Magiern, mit Herodes u. s. w. haben Matthäus und Lukas erfunden. In Absicht der Auferstehung (worin der Verf. dem Damm folgt) behauptet er, daß Jesus nicht todt, sondern ohnmächtig gewesen. Nicodemus habe ihn in aromatische Specereyen gewickelt, die sein Nervensystem sanft gereizt, und sein Blut allmählig wieder in Bewegung gesetzt. (Sinnreich genug.) Nun hätte er, meynt der Verfasser, nach Bethanien hüfsen, und da seine Wunden heilen sollen, aber er blieb in Jerusalem und Galiläa, und so könnte leicht ein Wundfieber oder Sphakelos dazu geschlagen seyn, woran er bald hernach seinen Geist aufgeben müssen. Die Ausgießung des heiligen Geistes sey der Schwärmerey dieser Leute und dem phantastischen Drange ihres Herzens, womit einer des andern Begeisterung vermehrte, zuzuschreiben. Die Bekehrung Sauls aber könne aus seinem bösen Gewissen auf der Verfolgungsreise, und einem gewöhnlichen Blitze erklärt werden. In diesem Abschnitte hat sich der Verfasser der mehresten Verdrehungen schuldig gemacht.

Anhang von Europens neuerer Aufklärung, und von der Bestimmung des Menschen durch Gott. Der Verfasser unterscheidet Kultur und Aufklärung. Erstere begreift den Flor des Ackerbaues, Viehzucht, Manufaktur, Handlung und Künste; die Aufklärung aber beschäftiget sich mit dem Flor der eigentlichen Wissenschaften. Gesetzt auch, wir hätten keinen Pythagoras, Sokrates, Plato, Zeno, Epikur; unsere Dichter wären keine Homere, Anakre

kreonte, Virgile, Horaze; unsere Redner wären keine Demosthene und Cicerone, so folgt doch nicht, daß wir darum weniger Aufklärung hätten. Die meisten Gedichte der Alten füllen blos die Phantasie mit schönen Bildern, die das Ohr kützeln, aber dem Verstande keine Wahrheiten darreichen, und mithin blos auf der niedrigen Stuffe der Kultur stehen. Dichtkunst schadet der Aufklärung nicht, fördert sie aber auch nicht, weil sie keine nackte Wahrheiten vorträgt. Die alten Redner überzeugten das Volk nie, sie beschwätzten es nur. Bildende Künste beschäftigen blos die Sinnen, Kultur kann statt haben, wo Milde des Klimas und wohlgebildete Menschen vorhanden sind, die den Künstlern zu Originalen dienen. Gesetzt wir wären blosse Nachahmer der Griechen, welches jedoch nur von der Höhe der Kunst, nicht von ihrer Ausarbeitung gelten würde, weil Oelmalerey, Aezkunst, Kupferstich noch nicht gar lange erfunden sind, so hängt davon die Aufklärung des Geistes noch nicht ab. Die hochgepriesene Philosophie der Griechen war ein spitzfindiger Dispüt über das höchste Gut, und den Ursprung der Welt. Ferner mußten die Alten aus Mangel der Werkzeuge die Astronomie fast gänzlich entbehren. Was haben wir Hoffmannen in Leipzig, Dollond, Kopernikus, Newton, Kästner, Bode zu danken? Welche Schritte in der Naturkenntniß durch Löwenhoek, Galiläi, und andere? Europa ist also allerdings aufgeklärter und kultivirter als Griechenland und Rom. Daß das Christenthum zur Verbreitung der Kultur über die niedrige Klasse von Menschen etwas beygetragen, läßt sich a posteriori erweisen, die Hauptursache der Erleuchtung ist es aber nicht, sondern vielmehr, wegen seiner Vernunftwidrigen Lehren, in der Folge oftmals ein kräftiges

tiges

tiges Hinderniß der Aufklärung worden. Die deutschen Bergleute, die Messen, die Universitäten, die Veränderungen in den Ländern haben die Erleuchtung bewirkt. Gedanken von der Bestimmung des Menschen durch Gott. Der Verfasser macht mit einer wohlgerathenen Beschreibung der Bewegungen, Größen, und Verhältnisse der Weltkörper den Anfang. Bey der Ursache, welche die Sonne und Weiten in gehöriger Lage erhält, und die man anziehende Kraft zu nennen pflegt, wirft er die Frage auf: ob man diese Kraft nicht füglich Gott nennen könne? Von Ewigkeit hat diese Kraft gewirkt, und wirken müssen, nur die Form der Dinge hat sich stets geändert, das Universum ist immer vollkommener worden. „Du, Horus, bist mein Sohn, von Ewigkeit hab ich dich gezeuget. — Sonderbar genug, daß der Verfasser den Horus findet, wo er will!

Was der Verfasser in der Folge von den Materien der Welten und der Sonnenreiche sagt; die zuerst aus einem konfusen lockern Chaosklumpen bestanden, welcher gleichförmig ausgedehnt gewesen, und nach den Gesetzen der Bewegung und Schwere die Welten so und nicht anders bilden müssen, — diesen ganzen philosophischen Roman, so gut er auch hier abgehandelt worden, legen wir den Lesern nicht vor, weil der Chaosklumpen doch auch seinen Grund haben muß, und man zur Erklärung seiner Entstehung nun einen neuen Roman ersinnen müßte. Was von den Kometen, von der Erde, vom Menschen gesagt wird, ist alles schön und lesenswerth. Körper, sagt der Verfasser, haben die Schwere nicht in ihrem Wesen, weil sich die Schwere nach veränderten La-

gen der Körper auch verändert. Ueberhaupt können wir von den Kräften wenig sagen, nur ihre Wirkungen sehen und entdecken wir, und können sie ausmessen, sie selbst aber, die allenthalben allmächtig, weise, gerechtwirkende Kraft ist Gott. Des Menschen Bestimmung ist, in dieser regelmäßigen Welt sich durch Aufklärung zu erheben, immer glücklicher zu machen, und an seiner gewissen Unsterblichkeit nicht zu zweifeln. (Vortrefflich!) Der Verfasser läßt es unbestimmt, ob seine Seele noch künftig auf Materie und Körper wirken werde, oder nicht. Wenn man ihm Feder, Tinte, Papier genommen, so könne er mit Bleystift an der Wand was malen.

Hier haben unsere Leser den langen Auszug, zu dem wir uns gedrungen sahen, wenn wir eine verständliche Ueberschrift des sonderbaren Systems des Verfassers liefern wollten. Es sey uns erlaubt, nur wenig Worte hinzuzuthun. Sollte es wohl den Verfasser nicht künftig reuen, die Eingeweide der biblischen Religion so zerstört zu haben? Aber außerdem noch ist das Verfahren des Verfassers in aller Rücksicht nicht wie es seyn soll. Er liefert eine zusammenhängende Geschichte, ohne einen einzigen Gewährsmann zu nennen; und erzählt dabey so zuverlässig, als wenn er immer gegenwärtig gewesen wäre. Es ist falsch, daß in den frühesten Jahrhunderten die Präcession der Nachtgleichen bekannt gewesen. Hipparch, der in den Jahren von 160. bis 125. vor Christi Geburt gelebt, und als Sternkundiger unter den Griechen bekannt worden, ist der erste gewesen, der uns von der Ordnung der Sternbilder ein Register hinterlassen. Nach seiner Beobachtung stand im Jahre 128. vor Christi Geburt die Kornähre der

Jung-

Jungfer 6 Grad vor der Herbstnachtgleiche. Im Jahre 1750. ist sie 20 Grad 21. Min. in der Waage beobachtet worden, daß sie also in diesem Zeitraume von 1878. Jahren 26 Grad 21 Min. vorwärts gegen Morgen gerückt. Zu den Zeiten des Metons, ohngefähr 23 Jahre vor Christi Geburt, wurde der Stern γ am linken Horn des Widders, gerade unter dem Punkte der Frühlingsnachtgleiche bemerkt. Von solchem Punkte ist er bis jetzt um ein ganzes himmlisches Zeichen gegen Norden fortgerückt. Diese sehr langsame Bewegung der Fixsterne, da sie von den Nachtgleichen, oder vielmehr diese von jenen sich jährlich 50 Sekunden entfernen, dergestalt, daß diese Veränderung in 100 Jahren 1 Grad 23′ 10″, und der völlige Umlauf derselben 25972 Jahre beträgt, könnte gar nicht den Alten bekannt seyn. — Daß die Gestirne des Thierkraises, der Löwe, der Stier, der Wassermann und Skorpion die 4 Weltalter anzeigen sollen, streitet mit den historischen Nachrichten von der Erfindung dieser Sternbilder. Macrobius bemerket in den Saturnalien, daß das Alterthum den Gestirnen, unter welchen sich die Sonne zur Zeit des längsten und kürzesten Tages befindet, die Namen des Krebses und Steinbocks aus der Ursache gegeben, weil dadurch die beyden Wendecirkel der Sonne bequem ausgedrücket wurden. Hiervon kann Helmuths Gestirnbeschreibung von der 37sten Seite an, nachgelesen werden. —

Daß Moses auf ein Jahr nicht 28. oder 30. Tage gerechnet, ist aus seinem ersten Buche Kap. VII. offenbar. Indem er daselbst die Sündfluth beschreibt: so theilt er 150 Tage in 5 Monathe, und rechnet also auf jeden Monath 30 Tage, folglich be-

stand das mosaische Jahr aus 12mal 30, oder 360 Tagen. — Unbewiesen und willkührlich nimmt der Verfasser an, daß die Sternbilder des Thierkraises, der Stier, Löwe, Skorpion und Wassermann im Alterthum die merkwürdigsten gewesen. Die Geschichte erweiset das Gegentheil. Nach dem Macrobius in seinen Saturnalien waren bey den ältesten Himmelsbeobachtern der Krebs, der Steinbock, und die Waage die vornehmsten Sternbilder. Die Punkte der Sonnenwenden wurden also nicht in dem Löwen und Wassermann, sondern in dem Krebse und Steinbocke; desgleichen die Punkte der Nachtgleiche nicht in dem Stier und Skorpion, sondern in der Waage und Jungfer beobachtet. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Punkte der Sonnenwenden und Nachtgleichen sich vor 5000 Jahren in den, von dem Verf. angezeigten Sternbildern befunden haben; ob aber diese Punkte den Alten so bekannt gewesen, daß sie daher solche Sternbilder, als die merkwürdigsten am Himmel, beobachtet, ist eine andere Frage, die mit der Geschichte hätte erwiesen werden müssen. Hiervon wird man den Schluß auf manches andere machen können.

Daß Johannes die Punkte der Sonnengleiche und Nachtwende, und die Nachrichten der alen Sternseher, die 3000 Jahre vor ihm gelebt, ollte zugleich studirt und auch gemißdeutet haben, ist um so viel weniger erwiesen, da manche Erklärung ganz unnatürlich und unpäßlich ist. In Betracht der 24 Aeltesten, welche die 24 Sternbilder, außer dem Thierkraise bedeuten sollen, merken wir an, daß, wenn Johannes davon was gehört hätte, ihm vielmehr des Hipparchs Sternregister bekannt seyn

seyn mußte; dieser hat uns aber außer den 12 Sternbildern im Thierkraise 36 Asterismen geliefert, wovon 21 Bilder auf der nördlichen, und 15 auf der südlichen Halbkugel sich befinden.

Bm.

IV.

Johann Heinrich Lamberts, ehem. Königl. Preuß. Oberbauraths — logische und philosophische Abhandlungen. Zum Druck befördert von Johann Bernoulli. Erster Band. Berlin, 1782. beym Herausgeber, und Dessau in der Buchh. der Gelehrten, 528 Octavseiten.

Herrn Christoph Heinrich Müllers Vorrede giebt angenehme Nachrichten von Lamberts philosophischer Denkungsart, und enthält viele eigene gute Gedanken ihres Verfassers. In den Aufsätzen, die hier erscheinen, mußte vieles abgekürzt, zusammengezogen, in Absicht auf die Schreibart, nicht schön, sondern lesbar gemacht werden. Ganz ließe sich ohne Umarbeitung der Styl nicht corrigiren. (Da Herr M. meldet, daß in L. Aufsätzen die lateinischen Kunstwörter so viel möglich mit deutschen verwechselt worden, warum sind hier sogleich zwey nicht Kunstwörter, geblieben?) L. war so sehr analytisches Genie, daß ihm, dem sonst alles leicht war, auch diese neuste Synthesis schwer fiel. (In der Mathematik geht es mehrern, auch großen Leuten, so, wenn sie zu früh-

zeitig vom Euklid zur Algebra geeilt haben, welches selbst Newton bedauerte. Bey L. war es destomehr zu entschuldigen, da er Alles für sich selbst, nicht unter den günstigsten Umständen lernete, zu dem Reize, den die mathematische Analysis für jeden feurigen Geist hat, weil er sich dabey gleich als Erfinder fühlt, kam bey ihm noch, daß er nicht Zeit genug übrig hatte, den bedächtigen Schritten der Synthesis zu folgen. Gleichwohl in so fern die Mathematik als Uebung des Verstandes für andere Wissenschaften betrachtet wird, ist die Synthesis, wie, so viel sich der Recensent erinnert, Herr Professor Klügel in Helmstädt einmal in einem Programma ausgeführt hat, brauchbarer als die Analysis, zumal andere zu unterrichten.) L. hatte eine erstaunliche Fertigkeit, die ihm zur Gewohnheit geworden war, über alles logisch zu denken. Er untersuchte den geringsten häuslichen Vorfall, nach eben den Regeln, nach denen er scientifische Demonstrationen untersuchte. Damit verband er eine lebhafte Begierde, die Regeln, nach denen diese seine Fertigkeit wirkte, zu entdecken, diese Regeln immer practicabler und vollständiger zu machen. Alle Gegenstände, mit denen er sich beschäftigte, lassen sich auf zweyerley Klassen bringen, mathematisch-physische, und logische. Was er außer diesen bearbeitet hat, die Architektonik ausgenommen, ist in Vergleichung mit den andern, für nichts zu achten. Herr M. hörte ihn vielmal mit Nachdruck sagen: die Vervollkommnung der Metaphysik hänge von der Vervollkommnung der Logik ab, noch seyn wir nicht so weit, daß wir nur einmal beweisen können, noch sey fast alles dunkel. — Er hatte Herr M. Hoffnung gemacht, nach Beendigung der Pyrometrie seine Ideen von der Erfindungskunst vorzunehmen, allein

das

das Schicksal fand es nicht für gut, unsere Augen zu öffnen. Herr M. ist unzufrieden, daß der Calcul der Qualitäten so wenig Sensation gemacht. Nicht ein einziger ist darauf gefallen, denselben anzuwenden. So klein auch die Anzahl der Begriffe seyn mag, die man für reel, sicher und bestimmbar annehmen will, so läßt sich doch aus diesen, durch Hülfe des Calculs, eine große Menge Sätze demonstriren. Sie seyn noch jetzt für uns eben so unfruchtbar, als die große Menge magnetischer, und electrischer, und andere Erfahrungssätze, so werden sie es mit der Zeit werden. (Nicht es hat Herr M. schreiben wollen, sondern fruchtbar; wenn man sich in der gemeinen Sprache so leicht seiner Meynung entgegen ausdrückt, so ist zu bedenken, wie leichter man Qualitätenrechnungsfehler begehen mögte!) Wenn nämlich der fortgesetzte Gebrauch des Calculs denselben vervollkommnet. — (Die electrischen, magnetischen und dergleichen Erfahrungen ganz unbrauchbar nennen, ist doch offenbar ungerecht, viele von ihnen lehren freylich keine neue Wahrheit, aber sie belustigen doch, das thut Rechnen auch für manche Geister, ob deren gleich nicht so viel sind, als die sich mit Electrisiren belustigen. Es muß also wohl eine eigene Ursache haben, warum wenigstens von Algebraisten keiner am Calcul der Qualitäten Geschmack gefunden habe.)

Die Rechnung des Unendlichen fand bey ihrer ersten Erscheinung Mathematiker, die ohne sie schon viel geleistet hatten, abgeneigt; sie erzwang sich dadurch Verehrung, daß vermittelst ihrer, sehr weitläuftige und schwere Untersuchungen der Alten, kurz und leicht angestellt wurden, daß eben diese Erleichterung neue Untersuchungen glücklich vollendete,

an die man vordem sich nicht wagen dürfte. Ohngefähr so was müßte auch in einigen Proben beym Calcul der Qualitäten seyn gezeigt worden.

Eine Ursache, warum der Qualitätencalcul keine Liebhaber gefunden, sey die Liebe zur Bequemlichkeit, die Mode, philosophische Materien, nicht methodisch, sondern frey, wie man es nennt, fein à la portée de tout le monde zu behandeln. Es sey aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, ohne Calcul in Bearbeitung der Qualitäten weit fortzurücken, da man ohne ihn in den Quantitäten so weit zurückgeblieben wäre. (Wer blos an den gemeinen Begriff des Rechnens denket, dürfte hier vielleicht einwenden, daß sich bey Quantitäten rechnen ließe, nicht bey Qualitäten. Insofern aber Qualitätencalcul, Darstellung des Verhaltens der Qualitäten durch kurze Zeichen ist, die man geschwind übersieht, und nach bestimmten Regeln verbindet, hat die Vergleichung Richtigkeit, und die Frage ist nur, ob solche Zeichen und Regeln, eben so brauchbar, wie die bey den Quantitäten so leicht zu finden sind. Leibnizens allgemeine Sprache sollte eigentlich eine solche philosophische seyn, die Begriffe charakteristisch darstellte.) Mehr der Aufmerksamkeit Werthes aus dieser Vorrede muß hier übergangen werden, da sie schon in der Recension zu viel Raum eingenommen hat.

Was von Lamberten hier geliefert wird, sind 6 Versuche, 50 Fragmente, und noch drey kurze Aufsätze. Begreiflich kann hier nicht von allen der Inhalt umständlich angezeigt werden, und die Ueberschriften alle abzuschreiben, wäre auch wohl von keinem großen Nutzen, also muß man sich auf einige Proben einschränken. Die Versuche betreffen die

Zei-

Zeichenkunst in der Vernunftlehre. Es sind ihm, so z. E. Zeichen: der Gleichgültigkeit =; Zusetzung +, Absonderung —; gegebene Begriffe a, b, c.. unbestimmte m, n, l... unbekannte x, y, z. Geschlecht γ; Unterschied δ; Noch findet sich in dem Verzeichnisse, daraus dieses genommen ist, für das Zeichen der Verneinung eine leere Stelle, vermuthlich ein Uebersehen des Setzers; Zeichen der Bejahung ist nicht erwähnt. Wenn also ein Begriff a heißt, ist $a\gamma$ das Geschlecht, $a\gamma^{n}$ ein höheres Geschlecht, $a\delta$ der Unterschied, $a\gamma + a\delta = a$ die Erklärung. (Richtig, daß genus und differentia specifica die Erklärung geben.) Indessen wird jedem, der mit den ersten Zeichen des Quantitätencalculs bekannt ist, hierbey sonderbar vorkommen, daß das Zeichen wie eine Gleichung aussieht, aus der folgte: $\gamma + \delta = 1$. Was ließe sich aber dabey denken, daß: Geschlecht und Unterschied, zusammen 1 machten? Entweder man müßte eine Erklärung einer Qualitäteneinheit geben, ... auf Intension oder Grad, wie bey Qualitäten vorkömmt, dürfte sich solche nicht beziehen, denn das gehört zur Quantität der Qualität, ... oder man müßte die Erinnerung machen, daß hier, was linker Hand steht, nicht Producte sind, und man also nicht mit Einerley auf beyden Seiten dividiren darf. Diese Erinnerung enthielte aber zugleich ein Geständniß einer Unbequemlichkeit, bey der Anwendung der gewöhnlichen arithmetischen Zeichen, zu einem Gebrauche, wo sie nicht völlig dieselben Bedeutungen, nur ähnliche, haben. Man ist an ihren arithmetischen Gebrauch so gewöhnt, daß man, ehe man daran denkt, mit ihnen etwas machen wird, das vielleicht bey dieser neuen Anwendung nicht völlig so angeht. Aber der Nutzen dieser Zeichen in der Arithmetick ist eben, daß man mit ihnen

nach festgesetzten Regeln verfährt, ohne jeden Augenblick daran zu denken, was man eigentlich thut: der würde also hier sehr vermindert. Und so wäre die Frage, wenn man Zeichen für einen Qualitätencalcul brauchen will, ob es nicht besser wäre, ganz andre, als die arithmetischen zu wählen, damit die Association der Ideen nicht zu Misbräuche verleitet? Dem Rec. scheint klar, daß es auf keine Weise angehe, in Lamberts Bedeutung $\gamma + \delta = 1$ zu setzen, weil es mancherley Geschlechter und Unterschiede giebt; hieße also ein ander Geschlecht Γ, der Unterschied Δ, und wäre auch $\Gamma + \Delta = 1$, so käme $\gamma + \delta = \Gamma + \Delta$, wobey sich schwerlich was denken läßt. Noch mehr: Man kann einerley genus in mehrerley Species abtheilen, nachdem man unterschiedene differentias specificas annimmt. Es sey γ der Begriff vom Dreyecke, δ rechtwinklicht, Δ gleichseitig, so hieße doch wohl nach L. Bezeichnung $a\gamma + a\delta = a$ ein rechtwinklichtes Dreyeck. Da ein gleichseitiges, nicht eben der Begriff ist, so müßte man es mit einem andern Buchstaben, z. B. b bezeichnen, und etwa so ausdrücken: $b\gamma + b\Delta = b$; wollte man sich da die Division durch den gemeinschaftlichen Buchstaben verstatten, so käme $\gamma + \Delta = 1$, welches offenbar nicht mit $\gamma + \delta = 1$ gleichgültig seyn kann, also müßte wenigstens in jeder dieser Folgerungen eine andere Qualitätenreihe gedacht werden. Vielleicht lassen sich solche Einwendungen eben so leicht heben, als die vormaligen Einwendungen gegen die Rechnung des Unendlichen, aber es wäre doch zur Empfehlung eines so neuen Verfahrens zugleich bey dessen Vortrage alles so auseinander zu setzen, daß solchen, etwa aus Mißverstande, herrührenden Einwendungen vorgebauet würde. Anwendungen auf Exempel wären da sehr dienlich, und die

fehlen

fehlen durchgehends. Das ist selbst bey dem Erfinder nicht ganz zu loben. So sicher er von der Richtigkeit und Brauchbarkeit seines Verfahrens seyn mochte, so war es doch, wenn er es der Welt zum Unterrichte mittheilen wollte, eine Art von Schuldigkeit, es so deutlich und einleuchtend als thunlich zu machen. Wenigstens hätte bey der Herausgabe ihm dieser Dienst sollen geleistet werden. L. verfährt übrigens mit diesen Ausdrückungen völlig so wie mit Gleichungen. Aus $a\gamma + a\delta = a$ folgert er $a\gamma^2 + a\gamma\,\delta = a\gamma$; Imgleichen $a\gamma\delta + a\delta^2 = a\delta$: Also der letzten beyden Gleichungen Theile linker Hand zusammen addirt, und rechter Hand auch $a(\gamma+\delta)^2 = a\gamma + a\delta = a$, das nennt L. eine Definition vom zweyten Grade, und so steigt er auf höhere Grade, mit Formeln, die er mit dem binomischen Lehrsatze vergleicht; die Exponenten zeigen an, wie viel γ und δ man nehmen müsse, und die Coefficienten, wie oft sie ihren Ort verändern lassen. (Im binomischen Lehrsatze ist γ eine und dieselbe Grösse auf Potenzen erhoben, eben so δ; Hier müßte wohl γ bald ein Geschlecht, bald ein anderes seyn; und δ bald ein Unterschied, bald ein andrer? Der Recensent würde sich diesen Einwurf so beantworten. Wenn eine Potenz von $\gamma + \delta$ nach dem binomischen Lehrsatze entwickelt, einen gegebenen Werth hätte, und δ auch einen gegebenen Werth, so hätte γ so viel Werth, als der Exponent der Potenz Einheiten hat. Das ließe sich etwa mit der Mannichfaltigkeit der Geschlechter hier vergleichen; u. s. w.). II. Verf. Lehrgebäude der Begriffe. III. Einrichtung der Wissenschaften zum Gebrauche der Zeichenkunst. Daß Wörter nicht die bequemsten Zeichen der Begriffe sind, hat man schon längst bemerkt, und besonders in der Mathematik u. s. w. andre angenommen. Es kömmt also

hier

hier darauf an, die Begriffe der Wörter am füglichsten mit Buchstaben und Verbindungszeichen auszudrücken, und diese hinwiederum mit Wörtern gegeben. Da nun L. im Vorhergehenden Begriffe und derselben Veränderung aufs allgemeinste abgehandelt hatte, so kömmt hier die Frage vor, eine Wissenschaft darnach einzurichten, und deren Sätze am deutlichsten mit Worten auszudrücken, welches nun L. weiter ausführt, und im IV. das Bisherige zu Auflösung einiger Aufgaben anwendet. V. V. Rechenkunst der Vernunftlehre; VI. Anwendung auf besondere Beyspiele. Wer wie L. hier die Absicht hat, durch Zeichen den Vortrag der Wissenschaften ins Kurze zu ziehen, der sagt nichts, was sich in einem Auszuge weglassen ließe, zumal in Vorschriften, die soviel, bisher ungewöhnliches, enthalten. Das wird wohl rechtfertigen, warum hier nichts weiter vom Inhalte dieser Versuche angeführt wird.

Nur vom VI. V. die zweyte und letzte Aufgabe als eine Probe: Ein Instrument zu finden, dadurch man eine Wirkung in der Natur erforschen kann. Aufl. Da die Wirkungen der Natur sich in Materien äußern, so nenne man diese Materie = C, die Art der Wirkung = a; da nun diese Wirkung eine Veränderung hervorbringt, folglich durch eine Bewegung angezeigt wird, so muß mit der Materie aC noch ein Instrument verbunden werden, welches sich mit der Materie verändert, oder derselben Veränderung anzeigt. Man nenne es = Ab, so wird das gesuchte Instrument x = Ab + maC seyn, wo m die Art der Verbindung anzeigt. Z. E. Es sey C = Materie, a = humiditate ingrauescens, so muß Ab = Instr.

Instr. mutationem ponderis indicans seyn; folglich x = Instr. mut. pond. indic. + mat. humid. ingrauescens, folglich x = Statera hygrometrica. Da Instr. mut. pond. indic. = Statera, so ist x = Stat. + mat. hum. ingrau. Man kann für ma C jede Materie, z. E. einen Schwamm, Salz rc. setzen; m = die Verbindung, bedeutet Ein anhängen; folglich x = Stat + Spong. adpensa; x = Stat + Sal adpens. etc.

Die Fragmente sind meist einzelne, zu fernerer Ausführung aufgezeichnete Gedanken. I. Von der Vernunftlehre überhaupt; wie sie nach und nach gewachsen. Leibnitz bestimmte den Formalunterschied der Begriffe, und wünschte ihr noch die Lehre des Wahrscheinlichen. Bilfinger wünschte eine Vernunftlehre für die untern Erkenntnißkräfte, Wolf foderte die Erfindungskunst. So sind Auslegungskunst, Critik, Geschichtswissenschaft, Erfahrungs- und Versuchskunst, Zeichenkunst, und so w. theils hinzugesetzt, theils gewünscht worden, welches den Begriff der Vernunftlehre ungemein weitläuftig und allgemein macht. Im weitläuftigsten Verstande ist sie eine Wissenschaft, die uns lehrt, unsere Erkenntnißkräfte in allen Dingen ihrem Endzwecke gemäß brauchen. Nun: Abtheilungen der Vernunftlehre. Gegen das Ende dieses Fragmentes heißt es von ihrem Vortrage: Die Grundregel ist: daß sie selbst ein Muster ihrer Lehren seyn soll. Also soll keine Erklärung, Regel, noch Aufgabe vorkommen, davon nicht im Buche selbst Beyspiele vorhanden. (Aber aus der Logik selbst müssen ja eben diese Beyspiele nicht seyn.) Kein Abschnitt soll seyn, in welchem nicht Materie oder Form als Beyspiel ihrer Lehren dient.... 2., wird in der Vor-

rede

rede gemeldet, hatte einen Theil dieser Fragmente selbst ins Reine geschrieben, und nach der nur angeführten Regel eingerichtet. Aber Herr M. weiß es aus seinem Munde, daß er nachher die Beobachtung dieser Regel für unmöglich gehalten, und vermuthlich deswegen die fernere Reduction seiner logischen Materialien unterlassen, und sie nur in kurzen Sätzen zu künftiger Bearbeitung hingeworfen. Die ins Reine geschriebenen Abschnitte, sind größtentheils so gezwungen, gedehnt und undeutsch, daß man sie mit vieler Mühe durchsehen und oft abkürzen mußte. Die nicht ins Reine geschriebenen hätten in ihrer tabellarischen und aphoristischen Form das Buch wenigstens um ein Alphabet vergrößert, sind also auch so viel möglich in Absätze zusammengezogen worden. Herr M. sieht nun selbst ein, daß sich manches schicklicher hätte thun lassen; entschuldiget aber dieses, welches er Fehler nannte, mit dem Unangenehmen einer solchen gelehrten Handarbeit, dabey ihn nur die Absicht aufmunterte, das Voluminöse von L. logischen Arbeiten zu vermeiden, damit in unsern unlogischen Zeiten, Anzahl und Größe der Bände kein Hinderniß werde, des größten Logikers logische Meditationen alle dem Untergange zu entreissen. Was der Herausgeber und gleich eifrige und einsichtsvolle Verehrer, von der Nothwendigkeit und zugleich Schwürigkeit sagt, L. Aufsätze abzukürzen, das kann wohl einen Recensenten entschuldigen, wenn ihm fernere Abkürzung zum Auszuge nicht recht gelänge, und er selbst dieser Gefahr auszuweichen sucht. Also nur noch Ueberschriften einiger Fragmente: VIII. v. d. synthetischen Methode. X. Von Foderungen (postulata bey den Geometern) in der Vernunftlehre. XI. Von dem praktischen Satze: Der Grundwissenschaft Werth erkennt,

wer

wer, ihren Einfluß auf andre Wissenschaften einsieht. Sie gleicht der Meßkunst, deren Ausübung sich desto weiter erstreckt, je allgemeiner, je abstrakter die Theorie ist; die Grundlage ist aber bisher von so geringem Nutzen geblieben, weil ihr praktischer Theil noch nicht erfunden ist. XII. Von der analytischen Methode, und den Voraussetzungen (Hypothesen). L. theilt die Voraussetzungen in blos geometrische, blos physische oder physischgeometrische: zu den ersten rechnet er die Zeichen, (das sind in der That keine hypotheses in der Bedeutung des Wortes bey: physische. Schon Wolf hat sie mit Recht: Willkührliche Sätze genannt). L. logischer Canon. Enthält unter mehr Sätzen folgende: Wer das Subject machen kann, kann auch die Prädicate. Wer das Zusammengesetzte machen kann, kann auch die Theile.... (Manche Wörter müßten hier genauer bestimmt werden. Wer eine Maschine zusammensetzen kann, kann nicht allemal ihre Theile machen; also müßte man machen definiren, wie es von Zusammensetzen unterschieden ist. Es möchte ziemlich auf erschaffen hinauskommen, wenn der Satz vollkommen wahr bleiben soll.) Zuletzt steht eine Preisaufgabe: die sinnlichen Vorstellungen, die wir durch das Werkzeug des Auges bekommen, in ihre einfachen aufzulösen. Noch eine Frage, die L., wie er sagt, beantwortet hat, laßt sehen, setzt er hinzu, was ein anderer beantworten wird.

Sie betrifft Vergleichung zwischen Schwere und drückender Kraft, nimmt beynahe ein Octavblatt ein, also mehr als hier noch übrig ist, da gegenwärtige Recension schon für eine allgemeine Bibliothek etwas lang gerathen ist. Freunde tiefsinniger Untersuchungen

chungen können sich doch mit einem Auszuge nicht befriedigen, und werden noch sehr vieles zu ihrer Unterhaltung finden, das hier nicht einmal genannt werden konnte.

Lb.

V.

Q. *Horatii Flacci* Opera, recensuit, varietate lectionis et perpetua annotatione illustrauit M. *Christian. Dau. Iani. Tom. II.* Lipsiae sumtibus Crusii 1782. 1 Alph. 10½ Bogen und 1 Bogen Vorrede. in gr. 8.

Herr J. hat diesen Band dem Herrn Grafen von Solms, dem erhabenen Freund Horazens, in einigen artigen choriambischen Strophen zugeeignet. Die Vorrede beschäftiget sich ganz mit der feindseligen Recension, die von dem ersten Bande dieser Ausgabe in der holländischen Bibliotheca critica erschienen war. Diese Recension, die R. zu ihrer Zeit gelesen hatte, war so ganz im Klotzischen Geist geschrieben, zweckte so offenbar auf Chikane ab, und war so ganz darauf angelegt, alles, wie mit einer vergiftenden Hand, in Fehler zu verwandeln, und aus beleidigtem Stolz einem Autor eine unangenehme Stunde zu machen, daß man darauf schwören konnte, sie müßte von einem Klotzio rediuiuo verfertigt seyn. Und nun nennt Herr J. seinen Recensenten, und unsere Vermuthung trifft ein. Es ist solches Herr Heinrich Wagner, der ehemals unter den auspiciis seines großen Meisters Erläuterungen des Horaz aus grie-

griechischen Dichtern herausgegeben hatte. Und weil denn Herr J. diese größtentheils aus Lambins Commentar zusammengesetzte Compilation, in seiner neuen Ausgabe nie erwähnt hatte: so, glaubt er, habe sich der Mann beleidigt, und folglich berechtigt gehalten, mit ihm eine Lanze zu brechen. Er geht hierauf seine Kritiken durch, räumt ihm ein, daß er beym Tadel einiger zur Erläuterung angezogener Stellen griechischer Dichter Recht habe, wenn er bescheidener gewesen wäre, und beantwortet die übrigen Vorwürfe zwar kurz, aber immer weitläufiger, als es für Kenner nöthig war, die den Ungrund derselben schon von selbst einsahen. Hr. J. mag sich mit dem einstimmigen Beyfall von ganz Deutschland, und mit dem Zeugniß beruhigen, daß seine Ausgabe des ersten lyrischen Dichters, die einzige ihrer Art ist, und nach ihrem innern und äußern Werth Deutschland bey Ausländern Ehre macht. Wir enthalten uns die innere Einrichtung und den unterscheidenden Charakter dieser Ausgabe, bey diesem zweyten Bande noch einmal zu beschreiben oder die vorzügliche typographische Schönheit derselben zu rühmen, theils weil wir das alles bereits bey der Anzeige des I. Bandes (s. A. d. B. B. 37. S. 90.) gethan haben, theils weil wir gewiß voraussetzen können, daß jeder, den diese Recension interessiren sollte, jeder Freund des Horaz diese Ausgabe bereits aus eigner Ansicht kennen werde. Wir können uns auch darauf nicht einlassen, Beyspiele vorzüglich schöner Erklärungen abzuschreiben. Der Rec. hat seit vielen Jahren den Horaz aus dem Gesichtspunkt, der dieser Ausgabe eigen ist, nemlich die Dichtersprache zu entwickeln, den nakten Gedanken aufzufinden, den er sagen wollte, und dann den Regeln nachzuspüren, nach denen er ihn so und nicht

anders gesagt hat, erklärt, und so viele Stellen nach seinem Sinn erklärt gefunden, wo die gewöhnlichen Noten nur das sagen, was man nicht zu wissen verlangt, daß er sich nicht darauf einlassen mag, einen vor dem andern zur Probe auszuheben. Er begnügt sich vielmehr, die Ueberzeugung davon dem eignen Gebrauch des Lesers zu überlassen, und wird dargegen nur einige Erinnerungen über andre Stellen hersetzen, wo er anders, als Herr J. denkt, oder wo ihm Hr. J. nicht genug gesagt zu haben scheint.

Wenn Horaz gleich in der I. Ode des III. Buchs (denn dieser Band enthält das dritte und vierte Buch der Oden) den Inhalt der Oden desselben mit den Worten ankündigt: carmina non prius audita — *Virginibus puerisque* canto: so meynt Herr J. daß der Dichter damit sagen wolle, daß die Erwachsenen im Volke, bey einem so verderbten Zeitalter, im Dienst des Lasters bereits zu alt geworden und zu verhärtet wären, als daß sie durch seine moralischen Lieder gebessert werden könnten; allein Horaz will doch wohl mehr nicht als nur dieses sagen: er verbitte sich für diese neue Sammlung alle unheilige Leser — odi profanum vulgus et arceo — die etwa von ihm nur freye Scherze erwarteten; die Gedichte, die er nun liefere, wären Lieder höherer Art, die man selbst der Jugend zu ihrer Bildung in die Hände geben könne, welches bey seinen vorigen Gesängen vielleicht nicht immer rathsam sey. In eben dieser Ode: Huc frequens *caementa* demittit redemtor. Hier erklärt der V. caementa durch Schutt, den man zur Ausfüllung ins Meer geworfen habe, da es doch vielmehr die zu großen Wassergebäuden herbeygeschafte Bruchsteine bedeuten soll. Ode 2. Virtus recludens imme-

ritis

ritis mori Coelum *negata* tentat iter via. Hier erklärt Hr J. negata durch interclusa multitudini vulgari; allein wir würden lieber geschrieben haben: *negata* alioquin generi humano. Bey den gleich folgenden Worten: Coetusque vulgares et udam spernit humum fugiente penna, heißt es: *coetus* vulgares sey so viel als vulgus, und *uda* humus — quatenus puro aetheri opponitur. Allein der erste Ausdruck hat offenbar eine Beziehung auf V. 19, nec sumit aut ponit secures Arbitrio popularis aurae, und will sagen: der sich selbst genugsame verachte die Comitialversammlungen, von denen der große Hause seine Würden erwarte, und sehe den Koth der Erde, (das ist uda humus,) unter seinen Füßen. Od. 3. werden die Worte: Quicunque *mundo terminus* obstitit, hunc tangat armis, umschrieben: quemcunque terminum terra habet. Allein aus dem unmittelbar darauf folgenden Zusatz: Qua parte debacchentur ignes, Qua nebulae pluuiique rores, ist es offenbar, daß der Dichter sagen will: Rom soll mit seinen Waffen bis an die Gränzen der bewohnbaren Welt, d. i. bis an den kalten und heißen Erdstrich dringen, die die Alten für schlechthin unbewohnbar hielten. Und was für ein des Dichters unwürdiger Ausdruck wäre es, wenn er, mit dem Pöbel, unbestimmt hätte sagen wollen: bis ans Ende der Welt? Bey der 12. Ode: Miserarum est, neque amori dare ludum etc. nimmt der Verf. an, der Dichter habe den Gedanken gehabt: cum aliae puellae eo miserae sunt, quod non amant, tum tu misera es, quod amas. Horaz spottet der Neobule, daß sie liebe und nicht lieben dürfe, und fängt mit obigem Gemeinspruch an: Amori non ludum dare, heißt also nicht, gar nicht lieben, sondern bey seiner Liebe

keine Freyheit haben, solche zu unterhalten. Od. 16. werden die Worte — Segetis certa fides meae Fulgentem imperio fertilis Africae Fallit sorte beatior, umschrieben: „Ein Herr von vielen Landgütern in Afrika hält sich für glücklich, weiß aber nicht, daß ich mit meinem geringen Gütchen glücklicher bin als er." Allein kann denn Imperium von Privatbesitzungen gebraucht werden? warum nicht lieber: ein Proconsul von Afrika ꝛc. verglichen mit B. II. 2, 10. wo der Dichter den reichen Mann auf ähnliche Art beschreibt. Od. 19, 4. pugnata *sacro* bello sub Ilio. Hier heißt *sacro* schwerlich heilig, sondern, wie die alten Dichter mehrmals von Troja ähnliche Worte brauchen, zum Fluch und Untergang verdammt, damnatus, Hor. III. 3, 3. Od. 21, 14. Tu *sapientium* curas et arcanum iocoso Consilium retegis Lyaeo, verstehen wir nicht, wie Herr J., von Philosophen, die beym Glas Wein von ihren philosophischen Grillen und Theorien schwatzen, sondern allgemein: von weisen, d. i. behutsamen und vorsichtigen Leuten, die beym Wein sich vergessen, ihre vorher verschlossene Sorgen und Absichten zu verrathen. Od. 28, 16. Dicetur merita nox quoque *naenia*. Hier heißt es in der Note: *naenia* h. l. simpl. pro carmine; nil amplius. Wir glauben es nicht: der Dichter habe der Lyde einen bey Wein und Gesängen vergnügten Tag vorgeschlagen. Er will bis zur Mitternacht sitzen bleiben: und wenn ihn dann diese zum Aufbruch wecke, wolle er sie gleichsam mit einem traurigen Abschiedsliede begrüßen — und dann gehen. Naenia kann auch hierinnen seinen Nebenbegriff behalten; das Bild wird schöner. Wer erinnert sich nicht an gewisse ähnliche Melodien beym Schlusse nächtlicher Feste? B. IV. Od. 4. v. 43. 44. werden

die

die bekannten Worte: eurus per siculas *equitauit* vndas, durch des Virgils laetus eois Eurus *equis* (Aen. II, 417.) und des Euripides Ζέφυρος ἱππεύσας, erläutert, mit der Anmerkung, daß die Dichter und Künstler sich die Winde, wie andre Götter, auf zweyspännigen Wagen sitzend, gedacht hätten. Allein auch Oßian läßt den Wind auf Wellen reiten, der doch wohl von der griechischen Dichter- und Künstler-Idee nichts wissen konnte, sondern vermuthlich dieses Bild von der Aehnlichkeit einer vom Wind gejagten Welle mit der Bewegung eines galoppirenden Reuters hernahm.

Wir brechen hier ab, und erwähnen nur noch, daß der V., wie wir schon beym ersten Bande gerühmt haben, besonders in seinen weitläuftigen argumentis sehr glücklich ist, Plan, muthmaßliche Veranlassung und Gedankenfolge des Dichters eben so unerwartet als angenehm zu entwickeln, und dadurch manche Ode auf eine ungezwungene Art von dem Vorwurff der Unordnung oder Unschicklichkeit zu retten. Er leistet deren oft mehr zur Erklärung des Dichters, als in den Noten selbst; zur Probe kann der Inhalt der 27. Ode des III. Buchs und IV, 2. und 4. dienen. Von den excursibus verdient besonders der zweyte zum III. Buch Erwähnung, worin er bis zur hermenevtischen Gewißheit darthut, daß der 2-5. Vers der 17. Ode, die das poetische Gefühl eines jeden Lesers längst für falsch erklärt hat, ein unnützes Einschiebsel eines müßigen Grammatikers späterer Zeit sind. So überzeugend hat noch kein Commentator davon geschrieben. Eben dies geschieht in dem excursu, IV. B. in Ansehung der Worte: quibus — omnia, Ode 4, V. 18-22. mit gleichem Glück. Schade ist es übrigens, daß dieser Band die

von denen ersten übrigen Bücher der Oden nicht alle geliefert, sondern das fünfte zu einem folgenden Bande übrig gelassen hat. Wir werden diesemnach also wohl statt eines noch zween Bände zu erwarten haben. Möchte sich doch aber der V. nicht durch die undankbare Arbeit einer Verdeutschung der Aeneide abhalten lassen, Zeit und Fleiß allein auf den Horaz zu verwenden, dessen Vollendung ihm sicher zu grössern Verdienst angerechnet werden wird, als eine Uebersetzung, die für den Kenner der lateinischen Aeneide, in unsrer Sprache, vielleicht nie vollkommen seyn kann.

Pk.

VI.

Nouveaux Mémoires de l'Ac. R. les Sc. et B. L. 1780. Berlin, Decker 1782. 554 Quartſ. 5 Kupfert. (nur 4 gezählt, weil zwey Platten 2 haben) vier Paar große Platten der Nerven, der Brust und des Unterleibes, jedes Paar, eine ohne, die andere mit Schatten.

In der Geschichte befindet sich Hrn. Prévost Aufnahme. Hrn. Bernoulli Nachricht von einem sonderbaren Nordlichte, das Herr Pr. Böckmann am 28. Jul. 1780. zu Carlsruhe beobachtet, (umständlich von ihm beschrieben und abgebildet im Göttingischen Magazin, fünftes Stück, 217. S.) Auf Herrn B. Verlangen werden einige ähnliche Bemerkungen mitgetheilt.

getheilt. Gedächtnißschriften auf Cochius und Henkel.

Experimentalphilosophie.

I. II. Herrn Markgraf Versuche, mit Compositionen Edelgesteine nachzuahmen. Er wollte dazu Kiesel (caillou) brauchen; dieser giebt für sich kein durchsichtiges Glas, wenn man nicht Bley, Kalk, oder Alkali zusetzt, welches Herr M. nicht thun wollte. Er brauchte also Borax, zwo Drachmen gepulverten Kiesel, eine Drachme calcinirten Borax, eine halbe Alabaster, und 2 Gran wohlabgesüßtes Kupferpräcipitat einem heftigen Feuer ausgesetzt, gaben eine Masse, dem Türkisse ziemlich ähnlich. Eben so viel Kiesel und Borax, mit ½ Dr. Kreide, und 2 Gran Kupferkalk, eine blaue, vielfärbig marmorirte Masse. So ist untersucht, was mehr Mischungen gebe, besonders von der Erde, welche die Basis vom Bittersalze ist, von Sand, Thon und Kreide. III. Hr. Achard zeigt, die Meteorologie bleibe unvollkommen, so lange man nicht den bisherigen Beobachtungen, noch welche über die Elektricität, der Atmosphäre, und der wäßrichten Meteoren beyfügte, und beschreibt dazu dienliche Werkzeuge. IV. Derselbe untersucht die Wirkung von Salzen auf Erde, die sich verglast beym Schmelzen. Diese Erde sich rein zu verschaffen, hat er das Verfahren gebraucht, das 1779 in der Abh. 36 S. beschrieben ist. Die Versuche sind in eine Tafel gebracht, welche in sechs Colummen Mengsel, Verhältniß, Produkte, Farbe, Härte anzeigt. Z. E. gleiche Theile Erde und Pflanzenalkali geben ein gelbes Glas, das mit Stahl keine Funken giebt. V. Eben derselbe untersucht die Vitrification der verglasenden Erde, in bekannten Ver-

hältnissen mit andern reinen vermischt, die Erden, nach vorerwähnter Abh. gereinigt. Drey Tafeln stellen wiederum vor, was aus Mischungen mit 1, 2, 3 Erden entstanden. Das letzte ist: zween Theile verglasende Erde, mit Kalkerde, Alaunerde, Bittersalzerde, jede 3 Theile, gab eine undurchsichtige, poröse Masse, die in Fluß gekommen war, die Oberfläche weiß, auf dem Bruche röthlich, mit Stahlfunken. VI. Auch Hr. A. daß Körper von einerley Natur, aber unterschiedenen Größen und Massen, elektrische Materie nach Verhältniß ihrer Oberfläche einnehmen, ohne daß die Masse den geringsten Einfluß darin hat. Aus einem Leiter, dessen Grad der Elektricität bekannt war, zog er Funken mit einem hohlen Leiter, der 15 Loth wog, und bemerkte, wie viel sich jenes Elektricität verminderte. Nun füllte er den hohlen mit Bley, daß er um 5 Pfund schwerer ward, wiederhohlte so eben die Versuche, und fand gleiche Abnahme der Elektricität. Statt des vorigen hohlen Leiters einen gebraucht, der viel weniger Fläche hatte, und 14 Loth schwer war, gieng von der Electricität dessen, aus welcher der Funken gezogen ward, viel weniger verlohren. Also nahmen die Leiter, elektrischer Materie nicht nach Verhältniß ihrer Massen in sich, sondern größere Oberfläche nahm mehr ein, als kleinere. VII. Derselbe über Verglasung vegetabilischer Erde mit Salzen. Diese Erde erhielt er aus Asche vom Eichenholze, das fixe Alkali läßt sich von ihr durch bloßes Auslaugen nicht absondern, deswegen löste er die Asche im Salzgeiste auf, und sonderte die Erde durch Präcipitation mit Weinsteinsalze ab. Die Mengsel wurden drey Stunden im Schmelzfeuer eines Windofens, wie Pott in der Lithogeognosie beschreibt, gehalten. Den Erfolg stellt wieder eine Ta-

fel,

fel, wie schon angezeigt, vor. Z. E. gleiche Theile Pflanzenerde und Weinsteinsalz gaben eine poröse Masse, die etwas geflossen war, grau, Funken mit Stahle. VIII. Ders. über die Vitrification der verglasenden Erde mit andern reinen Erden, und Salzarten vermischt. I. Theil. IX. Ders. über die Aenderungen, die Kalkerde im Feuer leidet, wenn sie mit Allaunerde und Bittersalzerde versetzt wird. Die Mengsel wurden in der heissesten Stelle des Porcellanofens so lange gelassen, als zum Brennen des Porzellans nöthig war. Gleiche Theile Kalkerde und Alaunerde gaben eine weiße Masse, die nicht in Fluß gekommen war, sich zwischen den Fingern leicht pulvern ließ. X. Herr Gerhard über die Unterschiede des Eisens, und derselben Ursachen; aus dem Deutschen übersetzt. Herr G. macht fünf Arten von Eisen, die in der Uebersetzung folgender Gestalt genannt werden: 1) Fer malleable et avec cela tendre et dur. 2. f. m. t. et mou 3) f. cassant à chaud. 4) f. cassant à froid. 5) f. aigre. Vielleicht hiessen sie im Deutschen: 1) Geschmeidig, zäh und hart. 2) Geschmeidig, zäh und weich. 3) Heißbrüchig. 4) Kaltbrüchig. 5) Sprödes. (Wenn der Deutsche ja eine ihm ursprünglich zugehörige Abhandlung, aus einer Wissenschaft, in der er so vorzüglich Lehrer des Franzosen ist, französisch lesen muß; so wäre doch billig, der Uebersetzung die deutschen Kunstwörter beyzufügen, weil er doch, wenn er auch die Sache versteht, die fremde Kunstsprache zu lernen, nicht allemal kann Hülfsmittel gehabt haben.) Diese Gattungen von Eisen, besonders 1, 2, 4, sind in Absicht auf ihre Bestandtheile, ehe fremde Zusätze dazu gekommen sind, vollkommen einerley. Die Erde, welche sich im Eisen findet, vereinigt sich leichter als die andern metallischen

tallischen Erden mit mehrerley Materien, und wird von ihnen mehr verändert. Seinen zweyten Bestandtheil, das Brennbare, verliert das Eisen leichter als irgend ein anderes Metall, wie sich aus seiner Leichtigkeit zu rosten, und bey zu starker Hitze zu verbrennen, zeigt. Das beste Eisen ist, welches die meisten brennbaren Theile mit der feinsten Erde, die zur Basis des Eisens dient, aufs genauste vereinigt, enthält. Dann nimmt es Zusatz vom Brennbaren an, wodurch es in den vollkommensten Stahl verwandelt wird. Hieraus lassen sich Regeln herleiten, durch Behandlung beym Schmelzen besser Eisen zu bekommen, davon Herr G. hier nur das Allgemeine anpreist. XI. Hrn. Walters, Beschreibung der Nerven der Brust und des Unterleibes, besteht in einer Erklärung der vier angezeigten Platten. Das lateinische Original ist besonders herausgekommen, und wird ohne Zweifel in dieser Bibliothek seiner Würde gemäß angezeigt werden. XII. Herr Achard über Verglasung der Kalkerde, mit Salzen vermischt. XIII. Ders. über die Aenderungen, welche Schmelzfeuer in Pflanzenerde mit andern reinen Erden vermischt, verursacht. XIV. Hrn. Beguelins berlinische Witterungsbeobachtung 1780. Aus Beobachtungen der zwölf Jahre 1769 - 1780, ist zu Berlin die mittlere Barometerhöhe in pariser Maaß, 28 Zoll 0,3666 Linien, mittlere Mittagswärme, in reaum. Graden, 80 beym Südpunkte, 9, 78 mittlere Wärme der Nacht 6,0245, mittlere Wärme der 24 Stunden 7,9; aber in 1780. mittlere Wärme der 24 Stunden 7,66.

Mathematik.

I. Herr de la Grange Theorie der Libration des Mondes, und anderer Erscheinungen, die darauf ankommen,

kommen, daß dieser Planet nicht vollkommen kugelrund ist. Bekanntlich muß sich der Mond in eben der Zeit um seine Axe drehen, in der er um die Erde kömmt; Saturns erster Begleiter und Jupiters vierter scheinen sich gegen ihre Hauptplaneten auch so zu verhalten, und so könnte das vielleicht ein Gesetz für alle Nebenplaneten seyn. Diese Begebenheit hat H. d. l. Gr. schon mit der Attraction verglichen. Aber daß die Ekliptik vom Mondäquator in den mittlern Stellen der Knoten geschnitten wird, ist bisher aus der physischen Astronomie noch nicht so glücklich erklärt worden. Hr. d. l. Gr. unternimmt dieses vornämlich in gegenwärtiger Abhandlung. Sie hat fünf Abschnitte: 1) Bringt Hr. d'Alemberts Grundsatz der Dynamik auf eine bequeme Formel. Dazu dient die Verbindung desselben mit den virtuellen Geschwindigkeiten, ein Schritt, der seit Hrn. d'Al. Entdeckung allein noch zur Vollkommenheit der Theorie der Dynamik fehlte. 2) Allgemeine Untersuchung über die Bewegung eines Körpers von gegebener Figur. 3) Anwendung der Formeln auf die Bewegung des Mondes, in so fern er von Erde und Sonne angezogen wird. Sechs Differentialgleichungen des zweyten Grades; drey für die Bewegung des Schwerpunktes des Monds um die Erde; drey für seine Umwälzung um den Schwerpunkt. Die ersten drey sind denen ähnlich, die Hr. Euler in s. neuen Theorie des Mondes gegeben hat, enthalten aber noch Glieder, die sich auf die Abweichung von der Kugelgestalt beziehen, welche Hr. E. bey Seite gesetzt hat. 4) Bewegung des Mondes um seine Axe, und Bewegung der Axe selbst. Da der Mond uns immer eine und dieselbe Seite zeigt, so muß entweder die ursprüngliche Geschwindigkeit, mit der er sich dreht, aufs

ge-

genaueste seiner mittlern Geschwindigkeit, und mit der er um die Erde geht, gleich seyn, oder es muß bey der wirklichen Libration des Mondes, von der optischen abgesondert, etwas vorkommen, wie kleine Schwingungen eines Pendels; Herr v. l. Gr. leitet das letzte aus seiner Theorie her, und erklärt dadurch die Erscheinung. Die Neigung des Mondäquators gegen die Ekliptik, hat periodische Aenderungen, wenn die Knoten des Aequators und der Mondbahn nicht immer aufs genaueste beysammen sind, das scheint mit den Beobachtungen übereinzustimmen, wie es den bisherigen Theorien zuwider ist, und beweist also die Nothwendigkeit noch über die Libration nach schärfern Methoden zu arbeiten. Aus der ziemlich bekannten mittlern Neigung des Mondäquators, bestimmt er die Gränzen, innerhalb welcher der Ueberschuß des Durchmessers des Aequators, der gegen die Erde gerichtet ist, über die Axe betrage. Diese Gränzen stimmen mit demjenigen was folgte, wenn man annähme, der Mond sey aus einer homogenen, anfangs flüssigen Materie verhärtet, so wenig überein, als bey der Erde. 5) Ungleichheiten, welche die Abweichung des Monds von der Kugelgestalt in seiner Bewegung um die Erde verursachen kann. Mayer, um den alten Beobachtungen der Chaldäer, und der Araber ihre im neunten Jahrh. genug zu thun, nahm an, die Bewegung des Mondes sey beschleunigt worden. Dieses mußte sich nur aus der Abweichung des Monds von der Kugelgestalt herleiten lassen, übrigens läßt sich die Seculargleichung nicht aus der Theorie der Gravitation erklären. II. III. Hr. v. Castillon, über die Theilung der Werkzeuge zur Geometrie und Astronomie. Birds und des Duc de Chaulnes Verfahren, Winkelmesser zu theilen, mit Anmerkungen.

3. E.

z. E. Vorschlag eines Zirkels, dessen Spitze sich mit einer Schraube genau in beliebige Entfernung stellen lasse, und auf die Ebene, wo sie Weiten angeben solle, senkrecht stehe. IV. Hr. Schulze über die Pendeluhren. Erzählung der Mittel, die man angewandt, ihren Gang bey Aenderungen der Wärme gleich zu erhalten. Harrisons Vorrichtung scheint ihm bey ihrer großen Zusammensetzung doch nicht völlig zu leisten, was von ihr versprochen; auch seyen die Gesetze der Ausdehnung unterschiedener Metalle noch nicht so genau ausgemacht. Vorrichtungen, da nur einerley Metall gebraucht wird, eine Stange sich von einer unbeweglichen Gränze, z. E. bey zunehmender Wärme, auswärts verlängert, und so die von ihr herabhängende Pendel, das auch verlängert wird, wieder gehörig verkürzen soll. Dazu einen sinnreichen Vorschlag von Hrn. Silberschlag. Indessen können beyde Stangen ihre Längen nicht auf eine Art ändern, die, welche an einem Ende fest ist, wird von ihrem Gewichte, und der Pendelstange ihrem beschwert, die Pendelstange nur von ihrem eignen. Herr Sch. thut einen Vorschlag, wie dieser Einwendung auszuweichen wäre. V. Von Hr. Sch. eine Reihe Vergleichungen zweyer Pendeluhren mit mittlerer Zeit und dem Therm. 1777, 1778. Es zeigt sich, daß das Therm. dabey von keinem Nutzen ist. Hr. Sch. schlägt ein Mittel vor, die Unrichtigkeiten der gemeinen Pendelstange in Rechnung zu bringen. Ein Pendel, dem, welches in der Uhr geht, völlig gleich, wird an den kurzen Arm eines Hebels angebracht, daß der lange die Aenderungen seiner Länge anzeigt, wie bey einem Pyrometer. VI. Aus einem Briefe Hrn. d'Alembert an Hrn de la Grange über ein Differential, welches Hr. d'Al. Mem. 1746. p. 208. auf die Rectification der Hyperbel und

Ellipse

Ellipse gebracht hatte, und auf der letzten allein zu bringen gefunden hat.

Philosophie.

I. Herr Beguelin, über die gehörigen Gränzen der metaphysischen Speculationen. In einer der letzten Unterredungen, die er mit dem unsterblichen Sulzer hielt, sagte dieser, wenn es seine Gesundheit zuließ, wollte er noch eine Untersuchung anstellen: S'il n'y a pas un point en Metaphysique ou il faille s'arrêter sous peine de heurter le bon sens. Gedanke und Ausdruck frapirte Hr. Beguelin, einige Tage darauf sagte ihm sein Freund: zuletzt glaubte ich klar in der Metaphysik zu sehen, jetzo, mein lieber Freund, weiß ich nichts mehr darinnen. (Beydes würde doch den Recensenten nicht so sehr befremdet haben. Wer die mathematische Evidenz kennt, fühlt gar sehr, wie viel den meisten metaphysischen Untersuchungen fehlt.) Hr. B. findet die metaphysischen Schlüsse syllogistisch richtig, werde dadurch unsicher, daß eine der Prämissen unerwiesen eines der Glieder des Syllogismen nicht scharf genug bestimmt ist. Gewöhnlich mangelt es an genauer Definition. Die Frage ist: ob die Worterklärung, die man annimmt, bey der Sache selbst nach dem Sprachgebrauche statt findet? (Das hatte doch Wolf bey seinen Definitionen immer zu zeigen wenigstens gesucht). Wenn der Metaphysiker über die Freyheit des Menschen redet, so ist nicht die Frage: Hat der Mensch, wie sich der Metaphysiker ihn vorstellt, Freyheit, wie sie der Metaphysiker definirt; sondern: Hat der wirkliche Mensch Freyheit in der völligen Bedeutung des Wortes? Aber, wie weit sich nun diese Bedeutung erstrecke, das dem Metaphysiker zu bestimmen, ist schwer. Ist der Begriff der Frey-

heit

heit von menschlichen Handlungen abstrahirt, so fällt die Frage von sich selbst weg, und der Mensch ist ohne Zweifel frey: Hat man aber diesen Begriff willkürlich zusammengesetzt, so ist die Frage darüber nicht zuläßig, weil jeder sich einen solchen Begriff nach Gefallen zusammensetzen kann. Daraus schließt Hr. B., die Frage über die Freyheit gehöre nicht mehr für den Metaphysiker als für jeden Menschen, der gesunden Verstand hat. Jeder müsse für sich fühlen, wie weit er in der Bedeutung, die er dem Worte giebt, frey sey, die innere Empfindung und der gesunde Verstand haben hier den Vorzug vor allen metaphysischen Schlüssen. Hr. B. führt weiter aus, was der Metaphysiker hiebey einwenden könnte, und wie sich diese Einwendungen beantworten ließen; gesteht aber, daß die Metaphysik über die Frage von der Freyheit immer noch Schwürigkeiten machen könne, und setzt bey dieser Veranlassung die Regel: So oft in der Metaphysik, streitende Sätze, ohne Leidenschaften nur mit Wahrheitsliebe erwogen, von beyden Seiten mit gleich stark scheinenden Gründen unterstützt scheinen, müsse man sich nur an den gemeinen Menschenverstand halten. (Eigentlich soll doch Metaphysik nichts anders seyn, als gemeiner Menschenverstand, über die Gegenstände, die zur Metaphysik gehören, zur Deutlichkeit, genauerer Bestimmungen und mehr Zusammenhange gebracht. Der Grund der Metaphysik, sind wie der Geometrie ihre *κοιναὶ ἔννοιαι*. Wenn der Metaphysiker die Lehren des gemeinen Menschenverstandes nicht so behandelt, wie der Geometer, so liegt die Schuld nicht an der Materie, sondern an dem Philosophen. Gerade bey dem Exempel, das Hr. B. giebt, kömmt der ganze Streit darauf an, ob man frey handelt, wenn man vernünftig

tig handelt, oder ob frey seyn heißt: ohne Vernunft handeln. Das erste behauptet die Wolfische Metaphysik, das andre die Crusische). Die Frage über den Idealismus veranlaßt Herrn B. zu einer andern Regel: Wenn die Metaphysik auf ihrem feinstem Wege zu Resultaten kömmt, die dem Menschenverstande anstößig sind, soll sie ihre Verwirrung erkennen, umkehren, und wenn sie keinen andern Ausgang findet, ihrer Unternehmung entsagen. Herr B. führt mehr solche schwere Fragen an, aus denen er Regeln über die Schranken der Metaphysik zieht. II. Herr Merian, achte Abhandlung über Molyneux Frage: Philosophische Versuche über Gesicht und Gefühl. III. Hr. Prevost über die Arten, die Moral zu lehren. Er zieht Erfahrungen und Gefühl bloßen Grundsätzen vor. (Es läßt sich doch wohl alles dazu verbinden, und muß wohl eigentlich verbunden werden). IV. Herr Prevost über die Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Er untersucht die Voraussetzungen, auf welche man solche Rechnungen gründet, wobey er sich besonders nach Bernoullis Arte coniectandi richtet, prüft jedes Verf. Grundsatze, vergleicht die Voraussetzungen mit der Wirklichkeit, und wendet sie auf Schwierigkeiten an, welche dieser Rechnung entgegengesetzt werden. Der letzte Abschnitt wird künftig folgen.

Schöne Wissenschaften.

I. Hr. v. Herzberg über die Stärke der Staaten, ihre gegenseitige und verhältnißmäßige Macht. Diese vortreffliche Abhandlung ist schon bekannt. II. Herr Weguelin dritte Abhandlung über des Tacitus Charakteristik, Moral und Politik. III. IV. Von demf. zwo Abhandlungen über Plutarchs Biographien.

V. Hr.

V. Herr Moulines über die Scriptores historiae Augustae. VI. Ders. über Adrians libros catacrianos. Er muthmaaßt, man könne κατακειτοι lesen, sie möchten Adrians Verdammungen des Cicero, Virgil u. s. w. enthalten haben. Am Ende wünscht Herr D. M. man möchten für jeden alten Schriftsteller, was über seine schwere Stellen gesagt ist, gesammlet haben, da sich oft brauchbare Bemerkungen dieser Art von Oertern finden, wo sie der Herausgeber oder Erklärer eines Autors nicht vermuthen kann. Bey der Gelegenheit sagt er: Die Programmen, Dissertationen u. a. zur Kenntniß der Alten gehörige kleine Schriften, die auf den deutschen Universitäten so häufig sind, verdienen mehr bekannt zu seyn, besonders der französischen Schriftsteller. Es ist zu wünschen, daß der Geschmack, den diese seit einiger Zeit an der deutschen Litteratur zu finden scheinen, sich erhalte, sie werden nicht anstehen, die Verdienste einer Nation zu erkennen, die seit langer Zeit im Besitz ist, sehr große Leute in allen Arten darzustellen.

Lm.



Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Homiletische Abhandlungen und Kritiken von H. B. Wagnitz, Prediger in Halle. Erste Sammlung. Halle, Hemmerde. 1783. 174 S. 8.

Diese homiletischen Abhandlungen entwarf der Verf. bey Gelegenheit seiner neuen Ausgabe von Hyperius Homiletik, und sie sollten sich damals an dieses Buch, in Gestalt der Exkursus, anschließen. Weil sie aber in der Ausarbeitung zu sehr anwuchsen, so giebt er sie jetzt besonders, und es soll auf diese erste noch eine zweyte Sammlung folgen. Herr W. ist ein Mann von vielem gesundem Geschmacke, und seine homiletischen Regeln sind fast alle richtig, und seine Bemerkungen treffend, so daß man ihm bald ansieht, daß er sich nach einem Erasmus gebildet habe, dessen Ecclesiastes er auch sehr oft anführt, und dessen sanfte und gemäßigte Denkungsart er bey allen öffentlichen Vorträgen empfielt. Der Abhandlungen sind zehn, deren Inhalt wir kürzlich anführen, und hin und wieder mit einer Anmerkung begleiten wollen. 1 Bemerkungen über die ältesten Homiletiken. Es sind kurze Beurtheilungen über die Homiletischen Anweisungen von Augustin, Reuchlin, Melanchthon, Erasmus und Hyperius, die der Verfasser fortsetzen, und die Homiletiken des 17. und 18. Jahrhunderts darin nachfolgen lassen wird. 2. Vom Unterschiede der Heucheley und weisen Zurückhaltung, nemlich bey öffentlichen Vorträgen. Sehr gute Bemerkungen; sonderlich für diejenigen Prediger, die ihre vermeynten bessern Einsichten in die Religion bey jeden Gelegenheiten austramen, und auch gern auf der Kanzel den Reformator spielen wollen. Dergleichen unbedachtsame Leute halten

halten sich gemeiniglich für die freymüthigsten und ehrlichsten Freunde der Religion, ob es gleich sehr darauf ankommen würde, wie sie sich betrögen, wenn sie je in Gefahr kämen, auf irgend eine Art Märtyrer zu werden. Herr Reiche in Dessau meynte gar vor einem Paar Jahren, daß das Nichtzurückhalten seiner bessern Einsichten die Befolgung von Jesus Foderung wäre: „Was ich euch sage ins Ohr, das prediget auf den Dächern.“ (Ueber die Schüchternheit unsrer Theologen. 1779). Der Verf. bestimmt den Unterschied der Heucheley und der weisen Zurückhaltung sehr gut. Sie unterscheiden sich theils durch die Absichten, die dabey zum Grunde liegen, indem der Heuchler aus Eigennutz verschweigt, und wider seine bessere Ueberzeugung redet, der Behutsame hingegen, weil er entweder selbst noch nicht mit seinen Ueberzeugungen überall aufs Reine gekommen ist, oder weil er seine Zuhörer noch nicht vorbereitet genug hält, diese bessern Erkenntnisse zu fassen. Theils sind beyde auch im Verhalten verschieden, denn wenn der Heuchler über Irrthümer und Irrgläubigkeit klagt, und gegen diejenigen streitet, mit denen er es im Herzen hält; so dringt der Vorsichtige seine Meynung nicht laut auf, aber er widerlegt diejenigen auch nicht, die sie laut sagen, sondern Liebe und Duldung ist der Wiederklang von allen seinen Vorträgen; er übergeht das mit Stillschweigen, wo seine Einsichten von der gemeinen Erkenntniß abgehen, und berührt nur die Saiten, die harmonisch tönen. Es giebt nun noch eine Art von Zurückhaltung, deren der V. nicht erwähnt, und die man die *moralische* nennen könnte. Der Recens. versteht darunter die Verschweigung gewisser hervorstechender Fehler, die der Prediger bey diesem oder jenem in seiner Gemeine wahrnimmt, und die er nicht wohl geradezu nennen darf, ohne zu deutlich zu werden, aber auch nicht gänzlich unberührt lassen kann, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben. Da der Verf. die angefangene Materie fortsetzen will, so bittet ihn der Recens. darauf Rücksicht zu nehmen. — 3. **Etwas über die Schriftauslegung auf der Kanzel, und die dabey zu beobachtende Klugheit.** [illegible]ir lieben die Etwas nicht, denn sie sagen einem selten, [illegible]s man erwartet, und die Verfasser derselben haben in [illegible]r Entschuldigung für sich, wenn sie das Wichtigste un[illegible] uhrt l[illegible]m. Herr M. beantwortet hier blos die Frage: ob [illegible]n die [illegible]rung einer biblischen Stelle immer nach der hergebr[illegible]ten [illegible]hnheit, oder nach seinen bessern Einsichten geben [illegible]

sichtige und gemäßigte Denkungsart giebt darauf folgende Antwort: Wenn die alte Erklärung gegen den gemeinen Menschenverstand anstösset, so muß man sie verlassen; wenn aber die neuere Erklärung noch streitig ist, so muß man sie nicht zuerst auf der Kanzel vortragen. Er wendet die Regel sehr gut auf Jesus Versuchungsgeschichte an, in der nach der gewöhnlichen Erklärung sehr viel ungereimtes und anstößiges ist, das man nie auf der Kanzel wiederholen darf, wovon aber auch die neuere Auslegung, die die Begebenheit für eine Phantasie hält, nicht ohne Anstoß vorgetragen werden könnte. Diese Behutsamkeit ist dann so viel nöthiger, wenn die Schriftstelle ein vermeynter Hauptbeweis für diese oder jene wichtige Wahrheit ist. In diesem Falle muß man wenigstens — und das ist immer die Hauptsache — nicht gegen die alte Erklärung declamiren, sondern die neuere vortragen, und sie, so viel möglich, an die alte anschliessen. (Der Verf. spricht bey dieser Gelegenheit viel von atheologischen Zuhörern und abiblischen Wahrheiten, statt untheologischen und nichtbiblischen). — 4. Ueber die Jesu eigene Entwicklung der neuen Religionswahrheiten. Eine sehr zweckmäßige Abhandlung. Jesus wollte seine Jünger nicht auf einmal, sondern stufenweise zu den bessern Erkenntnissen führen, deswegen benutzte er immer die Zeitumstände und Gelegenheiten, und seine Paradoxen pflegte er vorzüglich dann vorzutragen, wenn er ein in die Augen gefallenes Wunder verrichtet hatte. Er machte ferner nicht viel Geräusch davon, sondern verwebte das Neue in das Alte. Er überlies vieles dem eigenen weitern Nachdenken seiner Zuhörer, sonderlich in den Parabeln. Er gieng oft nur den Vorurtheilen derselben entgegen, ohne die richtigern Urtheile ausdrücklich anzuführen. Er wand seine Begriffe aus der Geschichte des israelitischen Volks und den Aussprüchen der Propheten heraus. Und endlich machte er alle seine Lehren praktisch, wodurch sie so viel weniger Widerspruch finden mußten. Daraus leitet nun der V. sehr gute Regeln fur unsere Prediger her. Unter diesen befindet sich aber auch die, daß die Prediger, sonderlich in den Städten, mehr Verbindung in ihre Vorträge unter einander bringen, die Zuhörer nicht bald mit sich in die Tiefe führen, und sie mit Milch speisen, bald mit ihnen in die Höhe fliegen, und ihnen starke Speise vorsetzen sollen; die Vorträge müssen vielmehr so gegeneinander gestellt werden, daß der eine von dem andern Licht erhält, und Collegen an einer Kirche

müssen nach einem stuffenweise fortgehenden Plan arbeiten. Das klingt nun freylich sehr gut; allein es ist doch nicht ausführbar. Denn unsre Gemeinen bestehen nirgends aus denselbigen Subjekten, und unterdeß, daß wir mit ihnen bis zu der starken Speise gekommen wären, würden schon wieder viele darunter seyn, die Milch bedürfen. Auch müßten diejenigen, die schon starke Speise vertragen können, unter der Zeit Ueberdruß empfinden, darin man bloß Milch vorsetzte. Was ferner die Verbindung der vorzutragenden Lehren unter sich betrift, so will freylich der V. nicht, daß man dabey dem eingeführten Systeme folgen solle. Aber irgend ein System soll doch dabey zum Grunde liegen, so daß die Wahrheiten, die Konsektarien dieser oder jener Vorkenntnisse sind, nicht eher gepredigt werden, als bis diese gnugsam abgehandelt worden. Allein dabey wird offenbar vorausgesetzt, daß unsere Zuhörer alle Sonntage in der Kirche seyn, welches doch nicht zu erwarten steht, und so ist der ganze Plan schon wieder zerrissen. Ferner wird dadurch die Freyheit des Redners ungemein beschränkt, und alles, was der zuwider ist, taugt nichts. Endlich benimmt ihm diese Methode auch die Gelegenheit, die Umstände der Zeit und des Orts und andere Vorfälle hinlänglich zu nützen, worauf bey unsern Vorträgen so viel ankömmt. Es wird also wol besser seyn, die Sachen so stehen zu lassen, wie sie sind, schweres und leichtes, wichtiges und weniger wichtiges, aus der Höhe und aus der Tiefe vorzutragen, und zwischen Milch und starker Speise abzuwechseln, dabey aber unsern Predigern auch die Freyheit zu verstatten, statt der Perikopen eigene Texte zu wählen. 5. **Ueber den Vortrag der höhern Wahrheiten des Christenthums. Eine homiletische Vorlesung.** Oder Beantwortung der Frage: Sollen die höhern und unbegreiflichen Lehren des Christenthums gepredigt werden, oder nicht? Wer so fragt, der behauptet natürlicher Weise, daß es solche Wahrheiten im Christenthume gebe, und wenn er dennoch glaubt, daß das Christenthum nichts anders wolle, als die Anweisung zur besten Bildung des Sinnes und Wandels zu geben, so behauptet er zugleich etwas unzusammenhängendes. Denn es ist bisher der Grundsatz aller Philosophen gewesen, daß die richtigsten Entschlüsse des Herzens durch die deutliche Erkenntniß des Verstandes bewirkt werden. Was sollen denn aber höhere und unbegreifliche Lehren zur Besserung des Herzens beytragen? Und wie kann man erwarten, daß eine wirkliche Besserung ohne

Belehrung statt finde? Der V. meynt indeß, daß es solche unbegreifliche und geheimnißvolle Lehren in unsrer Religion gebe, und er will, daß man auch von der Dreyeinigkeit und von Jesus göttlichen Natur predigen solle. Er schränkt aber die Frage bald darauf so ein: *Wie viel muß von diesen Lehren auf der Kanzel gesagt werden?* Antwort: *So viel, als zum Verständniß der Schriftstellen nöthig ist, darin diese Lehren enthalten sind.* Also dürfen nicht alle theologischen Bestimmungen derselben vorgetragen., sondern es muß z. E. von der Dreyeinigkeit nur gelehrt werden, daß der einige Gott sey Vater, Sohn und Geist, daß alle drey zum göttlichen Wesen gehören, und sich bey der Seligmachung der Menschen offenbart haben. Das war ehedem schon des sel. Tölners Vorstellung dieser Lehre, aber sie hat uns nie gefallen, weil damit gar nichts gesagt wird, und für jeden nur etwas denkenden Zuhörer doch die Frage übrig bleibt: Was denn für eine Verbindung zwischen Vater, Sohn und Geist sey? So lange man die Schriftstellen, darin diese Lehre liegen soll, nicht nach dem besten Wortverstande erklären will und darf, so lange lasse man diese Lehren lieber unberührt. Man soll auch, nach des V. Rathe, so viel davon sagen, als zum Einflusse in die Gottseligkeit davon gehört. Allein dazu trägt sie nach des Rec. Meynung nichts bey. Ferner, so viel, als zur Hebung der groben Mißverständnisse der Schrift nöthig ist. Also um seine Zuhörer vor dem Tritheismus zu verwahren, die Liebe des Sohns nicht größer zu machen, als die Liebe des Vaters, gegen die Besänftigung des göttlichen Zorns durch Jesu Blut zu reden, u. s. w. Alles recht gut und zweckmäßig, aber ich fürchte, daß man denn auch mit der Sprache frey herausreden müsse, und daß auch von des Verf. Vorstellung der Dreyeinigkeitslehre alsdann nichts stehen bleibe. — 6. *Wie dachte Hyperius über den Vortrag der eigenthümlichen Lehren des Christenthums, und über die (Lehre) von der Trinität insbesondre?* — 7. *Von der populären Bestimmtheit im Vortrage der Religionswahrheiten.* Er redet vorzüglich von der Bestimmtheit der Gedanken, und setzt sie derjenigen Gewohnheit entgegen; wo man einen Gedanken hinwirft, der so, wie er dasteht, nur halbwahr ist, oder doch zu unrichtigen Vorstellungen eine leichte oder gar nothwendige Veranlassung giebt. Doch glaubt er, daß die Bestimmtheit in Gedanken nicht in allen Vorträgen möglich sey, als z. E. dann nicht, wenn man voraussieht, daß die Zuhö-

rer

rer das volle Licht derselben nicht vertragen können, oder wenn die Wahrheit selbst nicht ganz innerhalb des Gesichtskreises des Redners liegt. Und um diese Bestimmtheit sich zu eigen zu machen, soll man nicht zu viel Materie in eine Predigt aufnehmen, nicht zu viel mit Empfindung und auf Empfindung predigen, nicht zu viel Dichtergefühl anbringen, und hauptsächlich nicht Wahrheiten vortragen, die man nicht ganz übersieht: sondern man soll vorher die Sache, die man abhandeln will, theils in ihrem eigenen Umfange, theils in Verbindung mit andern Wahrheiten überdenken, die einzelnen Begriffe derselben genau ordnen, und so neben einander stellen, daß der eine von dem andern Licht erhalte, also gut disponiren, ferner uneigentliche Ausdrücke in eigentliche umschaffen, und endlich bey seinen Zuhörern nicht zu viel voraussetzen. Lauter gute und praktische Regeln, die aber doch, wenn sie von angehenden Predigern sollen benutzt werden, auch in Beyspielen deutlich gemacht werden müssen. Auch verdienten die Vorträge über die gesellschaftlichen Pflichten noch eine eigene Anweisung, sie bestimmt abzuhandeln, weil man nur gar zu oft hört, daß die Prediger dabey am unbestimmtesten reden. — 8. **Von dem Einflusse, den die Zeitumstände auf den Kanzelvortrag haben.** Die Hauptwahrheiten der Religion sind zwar immer dieselbigen, auch die Verirrungen und Fehler der Menschen im Ganzen dieselbigen. Allein das Mehr oder Weniger bey ihren Fehlern und Thorheiten macht den Unterschied der einen Zeit vor der andern, und da müssen nun die Umstände entscheiden, welche Wahrheiten öfter, welche seltener vorgestellt, welche Bestimmung den Wahrheiten jetzt mehr als sonst gegeben werden dürfen, und insonderheit, mit was für Beweisen man jetzt mehr als ehemals die Wahrheiten unterstützen müsse. Ausser diesem muß man auch in der Wahl der Bilder und Gleichnisse, und in der ganzen Sprache sich in die Zeit schicken, ohne jedoch die Fehler der Zeit mitzumachen. Da der Verf. diese Abhandlung künftig fortsetzen wird, so wünschen wir, daß er sich hier auch ins Kleine einlassen möge. — 9. **Vom Gebrauche der Beyspiele, nebst der Beschreibung einer Idee von einem Exempelbuche für Prediger.** Man muß in seinen Vorträgen nicht bloß Beyspiele aus der Bibel hernehmen, weil diese theils zu bekannt, theils wegen der großen Entfernung der Zeit nicht lehrreich genug sind, sondern auch aus der Natur, die Jedermann vor Augen liegt, und aus der jüngstverflossenen Zeit. Bey-

des steht ja auch eben so gut unter Gottes Leitung, wie die Geschichte der Bibel. Allein wenn dies mit Nutzen geschehen soll, so muß unsern Predigern noch mehr vorgearbeitet werden, denn die meisten wissen von der Natur und ihrer Zeitgeschichte wenig besser zu raisonniren, als der gemeine Mann. Daher ergreift der V. den Plan zu einem Exempelbuche für Prediger, oder vielmehr, er theilt uns die Hauptidee davon mit. Er würde sich ungemein verdient machen, wenn er selbst die Ausarbeitung davon übernehmen wollte, denn der Vorschlag hat wohl seine ganze Richtigkeit. — Endlich 10. theilt der V. noch ein kritisches Verzeichniß der Schriften des (von) Hyperius mit.

Dk.

Ueber Toleranz und Reformation, vertraute Unterredungen eines Landedelmanns, Exjesuiten und Franziskaners. 2tes, 3tes, 4tes Stück. Nürnberg, bey Raspe. 1782.

Diese besondere Gesellschaft fährt fort, über alle kirchliche Veränderungen des Kaisers zu sprechen. Der Edelmann, ein guter biederer Mann, will stets auf seinen Gütern den kaiserlichen Verordnungen aus Freyheits- und Menschengefühl, und als Allein-Regierer nachahmen, doch will er vorher wissen, warum diese und jene kirchliche Verordnungen eingeführt worden, was sie vor Folgen gehabt, und was wohl geschehen könnte, wenn sie aufgehoben und neuere an ihre Stelle gemacht würden? Hierüber sind Franziskaner und Exjesuiten nie einstimmig. Die Unterredung geschieht über das kaiserliche Toleranz Edict, über die Bullen Unigenitus, in coena domini und ihre Folgen, auch einigen andern kaiserlichen Anordnungen, das Aufhebungs-Edict verschiedener geistlicher Orden, die Reformation der Ordensgeistlichen, die Karthäuser und Kamaldulenser; Entstehung der Klöster, der Benedictiner, Cistercienser, der Abtey de la Trappe, der Bettelmönche. —

Ag.

Beyträge zu der Pastoral-Theologie, oder Regeln und Muster für angehende Geistliche zu einer heilsamen Führung ihres Amts, von Johann Friederich Jacobi, Consistorialrath und Generalsuperintendenten zu Zelle. Zweyter Theil. Hannover, in der Helwingischen Hofbuchhandlung. 1782. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Herr Jacobi liefert hier eine Fortsetzung seiner bereits vor mehrern Jahren herausgegebenen Pastoral-Beyträge. Es ist aber dieselbe bey weitem nicht von der Erheblichkeit, welche man jenem ersten Theil noch in mancher Absicht beylegen kann. Denn das ganze Buch besteht beynahe bloß aus Predigten, Reden und Katechisationen, welche angehenden Predigern zu Mustern dienen sollen. So findet man im ersten Abschnitt Anreden an Schwörende, an solche nemlich, welche sich vorm Gericht, unter Zuziehung eines Predigers, durch einen Eid von einem angeschuldigten Verbrechen reinigen sollen. Im zweyten Abschnitt folgen Konfirmations-Reden, nebst ein Paar Proben von einem dabey mit den Katechumenen gehaltenen Examen. Der dritte Abschnitt enthält Einführungsreden; der vierte Gelegenheitsreden, z. E. Dankpredigten nach einem erfochtenem Siege, nach wiederhergestelltem Frieden; eine Einweihungsrede einer neuen Kirche u. s. f. Endlich werden auch fünftens einige ausführliche Katechisationen über eigenthümliche Christenthumslehren angefügt. Vor jedem Abschnitt stehen denn noch einige kurze Anmerkungen und Regeln, welche die darin mitgetheilte Reden und das Verhalten eines Predigers in solchen Fällen betreffen. Es sind ihrer aber zu wenig, auch ist manches darin zu allgemein gesagt, als daß wir sie für vollständig und hinreichend halten könnten. Vielmehr scheint es, daß der Verf. sie nur ganz flüchtig aufs Papier hingeworfen habe. Das Hauptsächlichste in diesem Buch machen also die Exempel oder die mitgetheilte Reden und Predigten aus. Und hier läßt sich schon von der Geschicklichkeit des Verf. erwarten, daß er nichts ganz Gemeines liefern werde. Besonders gefällt uns der treuherzige Ton, der darinnen herrscht, auch die Wärme, mit welcher durchgehends auf die Ausübung des Christenthums gedrungen wird. Gegen manche dogmatische Vorstellungen

und andere einzelne Stellen hätten wir freylich manches zu erinnern, wenn wir uns darauf einlassen könnten. Auch können wir überhaupt nicht nach unserer Ueberzeugung sagen, daß diese Reden im eigentlichen Verstande, und nach den Bedürfnissen unsers jetzigen Zeitalters als Muster empfohlen werden könnten. Dies gilt ebenfalls von den beygefügten ausführlichen Katechisationen. In diesen haben wir ganz besonders eine viel zu weitläuftige und dogmatische Erläuterung mancher Glaubenslehren angetroffen, welche noch dazu durch eine zum Theil unrichtige Auslegung mancher Schriftstellen unterstützt wird. So ist z. E. dasjenige, was der Verf. in dem seinen Confirmationsreden beygefügten Examen von der Kraft der Taufe zur Vergebung der Sünden sagt, offenbar aus solchen Stellen hergeleitet worden, welche sich bloß auf die Taufe der Erwachsenen in der ersten Kirche beziehen. Hier wurde dem Täufling allerdings die evangelische Versicherung gegeben, daß Gott seine vorige Unwissenheit, Aberglauben und Unsittlichkeit übersehen und nicht strafen wolle, doch ebenfalls unter der Voraussetzung, daß er die angenommene Lehre Jesu in der That zu befolgen Willens sey. Ganz anders verhält es sich offenbar mit unserer nun üblichen Kindertaufe. — Doch wir übergehen alle andre ähnliche Erinnerungen, die wir machen könnten; zumal da über die Schriften des Verfassers schon sonst in unserer Bibl. geurtheilet worden ist.

Jw.

Freymüthige Betrachtungen über das Christenthum. Zweyte sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin, 1782. bey Himburg. 8. 432 Seiten.

Rec. bezieht sich der Kürze halber auf die Recension der ersten Ausgabe XLVI. 2. 368 — 375. Die gegenwärtige hat einige Vermehrungen und Berichtigungen erhalten. Voran steht ein Auszug aus einem Briefe über des Herrn D. Semlers theologische Briefe. Der V. wird darin gegen Herrn S. Urtheile und Einwendungen wider ihn auf eine gute Art vertheidiget.

Br.

Iacobi Verneti, Theologi Genevensis, de Deitate Iesu Christi novam, quae videtur, hypothesin examinat D. *Tob. Godofr. Hegelmaier.* Tubingae, litteris Reissianis, 4to. 15 Bogen.

Ueber die Gottheit Christi ist sehr viel geschrieben: man wird sie aber nirgends deutlicher und gründlicher erkläret und bewiesen finden, als in dieser Schrift des Herrn Vernets. Er zeiget, daß Christus als ein Geist schon vor der Schöpfung da gewesen. Sein Daseyn habe er von Gott auf eine Art, die uns zu wissen nicht nöthig, und also nicht offenbaret sey. Durch eine Mittheilung von seinem Vater habe er göttliche Eigenschaften: daher er mit den Geschöpfen, die selbst durch ihn erschaffen worden, nicht zu vergleichen sey. Um die Menschen glücklich zu machen, sey er ein Mensch worden, sey gestorben, sey wieder in seine Herrlichkeit zurück gegangen: und habe zur Belohnung seines Gehorsams die besondere Herrschaft über das menschliche Geschlecht erhalten, welche er an seinen himmlischen Vater zurück geben würde, wenn der völlige Zweck seiner Sendung werde erhalten worden seyn. Mit Recht nennten wir ihn unsern Herrn und unsern Gott, und beteten ihn an.

Alle diese Sätze erweiset Herr Vernet sonnenklar aus der heiligen Schrift, welche nicht mehr, aber auch nicht weniger von Christo bezeuget. Hätte nicht die in den dunkeln Zeiten aufgekommene Lehre von der völligen Gleichheit des Sohns mit dem Vater, die Augen der Gottesgelehrten durch Vorurtheile noch jetzt auf der einen Seite verblendet; und glaubte man an der andern Seite aufrichtig den Zeugnissen der Bibel, so würde aller Streit über die Gottheit Christi beygeleget seyn.

Der Tübingische Gottesgelehrte, Herr Hegelmaier, hat diese vortreffliche Schrift ganz wieder abdrucken lassen, und sie mit unter dem Text gesetzten Anmerkungen begleitet. Er erkennet den dreyfachen Zustand des Messias, ist aber mit dem Herrn Vernet nicht zufrieden, daß er schon im ersten Stande vor seiner Menschwerdung vom Vater abgegangen, und geringer als derselbe gewesen seyn soll. Herr Vernet beweiset dieses deutlich, weil der Vater ihn gesendet, und Christus ihm

ihm gehorsam gewesen sey. Herr Hegelmaier sagt in seiner darunter stehenden Anmerkung: er finde hier weder Sendung noch Gehorsam. Ich bin erstaunet, nichts stehet deutlicher in der Schrift, als daß Gott seinen Sohn gesandt, und nichts ist offenbarer, als daß die Sendung in dem ersten Stand Christi noch vor seiner Menschwerdung falle: welche Menschwerdung eine Folge der Sendung und der Anfang seines zweyten Standes ist. Erst wird er gesendet, und denn fängt er erst an ein Gesandter zu seyn. Das Senden setzet ein höheres Recht voraus, und sich senden lassen eine Abhänglichkeit. Warum sandte nicht der Sohn den Vater? Die Richtigkeit dieser Folge fühlte der Herr Senior Urlsperger so sehr, daß, um die Gleichheit des Sohnes mit dem Vater zu behaupten, er eine ganz neue Erklärung der Dreyeinigkeit suchte, und diese Lehre nur mehr verwirrete.

Wir sind indeß dem Herrn D. Hegelmaier sehr verbunden, daß er die vortreffliche Schrift des Herrn Vernets durch diesen Abdruck bekannter gemacht, und die bestrittenen Sätze bey unpartheyischen Lesern durch seinen Widerspruch noch mehr bestätiget. Die Wahrheit hat dies eigen, daß sie von denkenden Seelen noch stärker gefühlt wird, wenn man sie widerlegen will.

Zur Aufklärung der Volksreligion, ein Beytrag in Predigten. Leipzig, bey Krusius. 1782. gr. 8. 1 Alphb. 6 Bogen.

Der Verfasser glaubt, daß bey der Menge von Predigten noch kein Ueberfluß an solchen sey, die gewisse fürs praktische Christenthum höchst nöthige Wahrheiten mehr unter das Volk zu bringen suchen. Die Begriffe von Gott und seinen wohlthätigen Anstalten zum Besten der Menschenfamilie, vom Zweck unsers Lebens, von unserm Verhältniß gegen die menschliche Gesellschaft, von Frömmigkeit, Gottesdienst, Besserung, Sündenvergebung, und den dazu verordneten Mitteln, von Menschenliebe und dergleichen mehr, Begriffe, die wir jetzt viel gereinigter haben können: wie schief, irrig, dunkel, und mit Vorurtheilen belastet sind sie noch bey gemeinen Christen? Und sie werden es bleiben, so lange ein großer Theil unserer Volkslehrer sein Auditorium mit dogmatischen Spekulationen mehr, als mit lehrreichen, anwendbaren Sätzen unterhält, und

und wenns ja zum praktischen Theil der Religion kommt, doch nur bey allgemeinen Regeln stehen bleibt; die noch dazu in orientalische Bilder und Ausdrücke, welche zwar biblisch heissen, aber es nur den Buchstaben nach sind, eingehüllt werden. Diesen richtigen Einsichten ist der Verfasser in seinen Predigten treu geblieben, und sie enthalten lauter anwendbare und heilsame Wahrheiten.

Von dem populairen Vortrag urtheilt der Verfasser sehr richtig; er müsse nicht tändelnd und kindisch seyn. Ekelhaft ist es, wenn man sogenannte Volkslehrer den Bauer in dem schleppenden und tändelnden Tone nachäffen stehet. Dies hilft zur Deutlichkeit gar nichts. Kanzelreden müssen ihren Anstand behalten. Unsere gemeinen Leute verstehen Deutsch, gutes Deutsch, man lasse nur die theologischen Kunstwörter weg. Ueberhaupt ist unser gemeine Mann wenigstens in den Gegenden, die ich kenne, nicht mehr so dumm, wie viele, ich will nicht sagen, aus was für Ursachen, ihn machen wollen. Er wird auch immer mehr aufgeklärt, wenn rechtschaffene Prediger bey der Katechisation richtige und deutliche Begriffe der Jugend beybringen, und sich dabey richtiger und deutlicher Ausdrücke bedienen.

Rf.

M. J. Neumanns Grundlage zur Verbesserung des Religionssystems. Wismar und Schwerin in der Bödnerschen Buchhandlung, 1782. 1 Alphb. in 8vo.

Der Verfasser hält eine Verbesserung des protestantischen Religionssystems für nöthig, weil in demselben Wesen und Glauben zu sehr vom Ausüben getrennt, nur die Beobachtung der Tugend, und die Vermeidung des Lasters als Religionsübung angegeben werde, ohne auf den Grund davon, die Besserung des Herzens und deren Gesinnungen aufmerksam zu machen. Ich halte nun zwar eine solche Verbesserung auch für nöthig, aber zum Theil aus andern Gründen, worunter der der vorzüglichste ist, daß manche Lehren des Systems dem gesunden Menschenverstand anstößig, und der Tugend hinderlich sind. Die größte Schwierigkeit ist, was nur mit dem Verfasser zu reden,

reden, bey dieser Verbesserung für ein Maaßstab angenommen werden soll? Dieser, meynt er, wie alle seine Vorgänger, sey, **das Wesen der Religion**, und die bestimmte Absicht oder der alleinzige Zweck jeder einzelnen Religionslehre, worunter er, wie aus dem folgenden erhellet, ihre Verbindung mit den übrigen, und ihr Verhältniß zu denselben verstehet. Seine Schrift ist in 4 Abhandlungen, oder Betrachtungen, wie er sie nennet, getheilet.

Die erste, **über den Begriff von Religion, und den zu derselben wesentlich gehörenden Lehrsätzen.** Er zeigt hier die Wichtigkeit eines solchen reinen Begriffs, in Rücksicht auf die Uebung, aus den Folgen verschiedener Religionsbegriffe. Nicht der Trieb zur Glückseligkeit, sagt er S. 29. sondern vielmehr die Furcht unglücklich zu werden sey der Urquell der Religion bey dem ersten sich selbst überlassenen Menschengeschlecht. — Ganz recht, wenn man geistige Glückseligkeit und physisches Uebel einander entgegensetzt; und dann hätte sich der Verfasser doch etwas bestimmter ausdrücken sollen, und setzen, nicht so wohl rc. denn man kann doch die geistige Glückseligkeit nicht ganz aus allen ihren Vorstellungen entfernen. Insonderheit legt er dem gewöhnlichen Begriff von der Religion, daß sie die richtige, bestimmte Art von Gott zu denken, und ihn zu verehren sey, gar viel zur Last. Er habe, meynt er, die Folge, daß sich die Menschen einbilden, sie hätten einen großen Theil der Religion erfüllt, wenn sie alles glauben, was ihnen als nothwendig zur Religion ist gelehret worden: meynen, sie hätten der Religion ganz eine Genüge geleistet, wenn sie nur einzelne Pflichten derselben beobachten, und weit mehr auf den Theil der Religion achten, welcher die Lehrsätze, als nicht den, welcher die Pflichten enthält. — Darin kann man ihm nun wohl schwerlich recht geben. Alles was man sagen kann, ist, daß man in den Lehrbüchern für gemeine Christen, Glaubenslehren und Lebenspflichten nicht hätte von einander trennen sollen, aber in den Lehrbüchern der Theologie, die nicht denselben Zweck haben, ist es auch eine andere Sache. Die vorher angezeigten Folgen entspringen ja keinesweges nothwendig aus dem angeführten Begriff von der Religion, und man würde nie auf dergleichen irrige Vorstellungen gekommen seyn, wenn sich nicht Unwissenheit und Leidenschaft mit eingemischt hätte. In dem 2ten Abschnitt findet der Verfasser nach vielen

len unnützen Untersuchungen, darin wir ihm nicht folgen mö-
gen, daß die Religion des Menschen nichts anders, als die
Bestimmung desselben sey; (Ich zweifle, daß auch nur
einer meiner Leser wissen wird, was der Mann damit sagen
will, wenigstens ist mir eine so dunkele, sonderbare Erklärung
noch nicht vorgekommen, und muß man ihr freylich das Ver-
dienst lassen, daß sie ganz neu ist. Doch ein jeder ist der beste
Erklärer seiner Worte, er fügt also hinzu.) oder die Art, wie
er während seines sinnlichen Lebens durch die Anwendung der
ihn umgebenden Dinge, sich solche Vollkommenheiten erwer-
ben könne, die einer ewig dauernden geistigen Glückseligkeit
fähig sind. — Und nun fällt auf einmal ein Lichtstrahl in
die dicke Finsterniß. Man sieht leicht, daß der Verfasser ei-
gentlich sagen will: Religion sey ein seiner Bestimmung ge-
mässes Verhalten des Menschen hier auf Erden. — Und das
läßt sich nun allerdings hören, nur daß diese Erklärung für
den gemeinen Mann, worauf es doch hauptsächlich ankömmt,
schlechterdings unbrauchbar ist. Der Abschnitt enthält die
zur Religion wesentlich gehörigen Lehrsätze. Weil der Mensch
nicht so gut geblieben, wie er aus der Hand des Schöpfers ge-
kommen, sondern verdorben sey, so müsse auf diesen verderb-
ten Zustand so wohl, als auf das Wesen der Religion Rück-
sicht genommen werden. — Hier zeigt sich zuerst die Anhäng-
lichkeit an das gelernte System, und die hat nun auch ihren
Einfluß auf die ganze folgende Untersuchung. Denn der Verf.
sieht eine Menge Lehrsätze als wesentlich an, und da er da-
bey doch selbst noch manchen Zweifel haben mag, so kömmt
er in ein solches Gedränge, daß er sich genöthiget siehet, zu
gestehen, daß einige nur gewissermassen wesentlich sind.
Und nun sind wir wieder da, wo wir zuvor waren.

Die zweyte Abhandlung betrifft die Theologie und
das Verhältniß derselben zur Religion. Den langen,
unnützen Eigang ungerechnet, hat der Verf. dem Recensenten
auch hier nicht Genüge gethan. Es herrscht bey ihm selbst
auch eine gewisse Unbestimmtheit in den Begriffen, welches
nun eben daher kömmt, weil er manches zur Religion rechnet,
was zur Theologie gehöret. Man konnte sagen, die Theologie
überhaupt, sey die gelehrte Erkenntniß der Religionswahrhei-
ten, und die Dogmatik die Philosophie über eben diese Wahr-
heiten. Hiernach ließe sich denn leicht dies Verhältniß in den
einzelnen Stücken genauer angeben. Übrigens behauptet er
sehr

sehr richtig, daß die Theologie nicht zur Religion gehöre; daß sie, was ihre Einkleidung betrifft, mancherley Veränderungen unterworfen sey, ja, daß es sogar Pflicht sey, sie zu ändern; wenn er aber hinzufügt, daß diejenige Einkleidung und Behandlung der Religionswahrheiten die beste sey, welche den Menschen dieselben am nächsten ans Herz legt, so gilt das nur von dem gewöhnlichen Religionsunterricht, aber nicht von der Theologie, die eine Wissenschaft ist, und wie er selbst in dem vorhergehenden gesagt hatte, mehr für den Verstand gehöret. Indessen hat dieser Irrthum wieder einen Einfluß auf den ganzen folgenden Abschnitt, darin von dem Verhältniß der einzelnen Religionswahrheiten zur Religion, ihrer zweckmäßigen Behandlung geredet wird. Zuerst zeigt er den Nachtheil, der daher entstehet, wenn man Glaubenslehren und Lebenspflichten von einander trennet, und geht so weit, daß er behauptet, je mehr eine Wissenschaft vereinzelt, je mehr die Theile, die dazu gehören, unzusammenhängend mit dem Ganzen und den übrigen Theilen betrachtet werden, desto unvollkommener werde sie. Dieses kann man nun wohl so allgemein nicht behaupten, es kömmt auf den Zweck an, den man hat; bisweilen ist es nützlicher, sehr ins Detail zu gehen, bisweilen wieder besser bey dem Allgemeinen zu bleiben, und beydes muß geschehen, wenn man zu einer gründlichen Erkenntniß gelangen will. Die Dreyeinigkeitslehre, sagt er S. 138. habe zur Religion an sich gar kein Verhältniß, so wie das, was in dem theologischen System davon vorgetragen werde, nur sehr wenig wörtlichen Grund in der Bibel habe. Und doch fügt er hinzu: in der Religionslehre kann demnach von derselben weiter nichts vorgetragen werden, als daß der Urheber der Welt Gott sey, der Erlöser eben so Gott, und der heilige Geist auch eben so Gott, wie die beyden vorhergehenden; daß der erste Gott der Vater u. s. w. genennet werde, und daß gleichwohl nicht drey Götter da sind, sondern nur einer. Das wäre nun freylich schon genung, (und wohl nicht weit vom Tritheismus entfernt.) Man sollte denken, eine Lehre, die nicht wörtlich (und vielleicht gar nicht) in der Bibel stehet, und mit der Religion auch in keinem Verhältniß ist, könnte aus dem gemeinen Religionsunterricht wohl ganz wegbleiben. Indessen tadelt der Verfasser es selbst, daß man insgemein ein zu großes Gewicht darauf lege, da sie doch nur da wäre, damit andere Lehren nicht unvollständig oder zweifelhaft seyn mögten. Die Lehre von den Engeln

zeln soll aus dem gemeinen Religionsunterricht entfernt werden, hingegen die Lehre von der verderbten Beschaffenheit der Menschen bleiben, (weil sie von großem Gewicht, und der Grund sey, warum das Christenthum da sey,) eben so auch die Lehre von den Gnadenwirkungen. Hier mögte nun wohl mancher ganz anderer Meynung seyn, und nicht mit Unrecht. Die Lehre von der Rechtfertigung hält er nach seinem System für überflüßig, weil sie schon in der Lehre von den Mitteln zur Wiederherstellung der menschlichen Glückseligkeit liege — im Grunde weist er ihr also nur einen andern Platz an.

Die dritte Abhandlung handelt von dem Zweck der verschiedenen Religionsperioden, in der Geschichte der Offenbarung. Der Verfasser bemühet sich zu zeigen, daß die Offenbarung zu einer jeden Zeit so beschaffen gewesen sey, wie es der Zustand der Menschen, ihre Fähigkeiten, Kenntnisse, Meynungen u.s.w. nothwendig machte, um sie zu vervollkommnen. Seine erste Religionsperiode gehet von der Schöpfung bis auf die Sündfluth. Alles was er hier von dem Zustande der ersten Menschen sagt, ist mehr angenommene Meynung als Geschichte. Denn die Geschichte ist hier sehr kurz, und ein Theil derselben ist vielleicht nicht einmal Geschichte. Der Zweck dieser Periode soll gewesen seyn, den Menschen, die für sie auf immer versiegten Quellen der geistigen Glückseligkeit so zu öffnen, daß sie nie wieder verschüttet werden konnten. Gott soll den ersten Menschen (selbst Adam) schon einen Unterricht gegeben haben, (S. 218.) wie sie von den Folgen ihrer Vergehungen befreyet werden konnten, in der Versicherung, daß er diese Folgen aufheben wolle, wenn sie sich besserten. Einmal ist das höchst unwahrscheinlich, und die Versicherung daß, ist ja noch nicht die Erklärung wie. Zweyte Religionsperiode. Ihr Zweck soll gewesen seyn, die geistige Vollkommenheit und Glückseligkeit, im Gegensatz der Abgötterey und der groben Sinnlichkeit. Dies soll auch der Zweck der Mosaischen Gesetze seyn, und diese Meynung hält der Verfasser für neu. Freylich zielt am Ende alles was Gott in Ansehung der Menschen thut, zu ihrer geistigen Vollkommenheit und Glückseligkeit ab. Davon ist aber die Rede nicht, wenn man frägt: was war der Zweck der Mosaischen Gesetze? man will den nächsten wissen, der in den damaligen Zeitumständen zu finden seyn muß, wie Spencer sehr wohl gezeigt hat. Dritte Religionsperiode. Die

sehr richtig, daß die Theologie nicht zur Religion gehöre; daß sie, was ihre Einkleidung betrifft, mancherley Veränderungen unterworfen sey, ja, daß es sogar Pflicht sey, sie zu ändern; wenn er aber hinzufügt, daß diejenige Einkleidung und Behandlung der Religionswahrheiten die beste sey, welche den Menschen dieselben am nächsten ans Herz legt, so gilt das nur von dem gewöhnlichen Religionsunterricht, aber nicht von der Theologie, die eine Wissenschaft ist, und wie er selbst in dem vorhergehenden gesagt hatte, mehr für den Verstand gehöret. Indessen hat dieser Irrthum wieder einen Einfluß auf den ganzen folgenden Abschnitt, darin von dem Verhältniß der einzelnen Religionswahrheiten zur Religion, ihrer zweckmäßigen Behandlung geredet wird. Zuerst zeigt er den Nachtheil, der daher entstehet, wenn man Glaubenslehren und Lebenspflichten von einander trennet, und geht so weit, daß er behauptet, je mehr eine Wissenschaft vereinzelt, je mehr die Theile, die dazu gehören, unzusammenhängend mit dem Ganzen und den übrigen Theilen betrachtet werden, desto unvollkommener werde sie. Dieses kann man nun wohl so allgemein nicht behaupten, es kömmt auf den Zweck an, den man hat; bisweilen ist es nützlicher, sehr ins Detail zu gehen, bisweilen wieder besser bey dem Allgemeinen zu bleiben, und beydes muß geschehen, wenn man zu einer gründlichen Erkenntniß gelangen will. Die Dreyeinigkeitslehre, sagt er S. 138. habe zur Religion an sich gar kein Verhältniß, so wie das, was in dem theologischen System davon vorgetragen werde, nur sehr wenig wörtlichen Grund in der Bibel habe. Und doch fügt er hinzu: in der Religionslehre kann demnach von derselben weiter nichts vorgetragen werden, als daß der Urheber der Welt Gott sey, der Erlöser eben so Gott, und der heilige Geist auch eben so Gott, **wie die beyden vorhergehenden**; daß der erste Gott der Vater u. s. w. genennet werde, und daß gleichwohl nicht drey Götter da sind, sondern nur einer. Das wäre nun freylich schon genung, (und wohl nicht weit vom Tritheismus entfernt.) Man sollte denken, eine Lehre, die nicht wörtlich (und vielleicht gar nicht) in der Bibel stehet, und mit der Religion auch in keinem Verhältniß ist, könnte aus dem gemeinen Religionsunterricht wohl ganz wegbleiben. Indessen tadelt der Verfasser es selbst, daß man insgemein ein zu großes Gewicht darauf lege, da sie doch nur da wäre, damit andere Lehren nicht unvollständig oder zweifelhaft seyn möchten. Die Lehre von den Engeln

geln soll aus dem gemeinen Religionsunterricht entfernt werden, hingegen die Lehre von der verderbten Beschaffenheit der Menschen bleiben, (weil sie von großem Gewicht, und der Grund sey, warum das Christenthum da sey,) eben so auch die Lehre von den Gnadenwirkungen. Hier mögte nun wohl mancher ganz anderer Meynung seyn, und nicht mit Unrecht. Die Lehre von der Rechtfertigung hält er nach seinem System für überflüßig, weil sie schon in der Lehre von den Mitteln zur Wiederherstellung der menschlichen Glückseligkeit liege — im Grunde weist er ihr also nur einen andern Platz an.

Die dritte Abhandlung handelt von dem Zweck der verschiedenen Religionsperioden, in der Geschichte der Offenbarung. Der Verfasser bemühet sich zu zeigen, daß die Offenbarung zu einer jeden Zeit so beschaffen gewesen sey, wie es der Zustand der Menschen, ihre Fähigkeiten, Kenntnisse, Meynungen u. s. w. nothwendig machte, um sie zu vervollkommnen. Seine erste Religionsperiode gehet von der Schöpfung bis auf die Sündfluth. Alles was er hier von dem Zustande der ersten Menschen sagt, ist mehr angenommene Meynung als Geschichte. Denn die Geschichte ist hier sehr kurz, und ein Theil derselben ist vielleicht nicht einmal Geschichte. Der Zweck dieser Periode soll gewesen seyn, den Menschen, die für sie auf immer versiegten Quellen der geistigen Glückseligkeit so zu öffnen, daß sie nie wieder verschüttet werden konnten. Gott soll den ersten Menschen (selbst Adam) schon einen Unterricht gegeben haben, (S. 218.) wie sie von den Folgen ihrer Vergehungen befreyet werden konnten, in der Versicherung, daß er diese Folgen aufheben wolle, wenn sie sich besserten. Einmal ist das höchst unwahrscheinlich, und die Versicherung daß, ist ja noch nicht die Erklärung wie. Zweyte Religionsperiode. Ihr Zweck soll gewesen seyn, die geistige Vollkommenheit und Glückseligkeit, im Gegensatz der Abgötterey und der groben Sinnlichkeit. Dies soll auch der Zweck der Mosaischen Gesetze seyn, und diese Meynung hält der Verfasser für neu. Freylich zielt am Ende alles was Gott in Ansehung der Menschen thut, zu ihrer geistigen Vollkommenheit und Glückseligkeit ab. Davon ist aber die Rede nicht, wenn man frägt: was war der Zweck der Mosaischen Gesetze? man will den nächsten wissen, der in den damaligen Zeitumständen zu finden seyn muß, wie Spencer sehr wohl gezeigt hat. Dritte Religionsperiode. Die

bisherigen Erziehungsmittel waren jetzt unzureichend geworden, es erschienen also Propheten, welche eine gänzliche Religionsveränderung ankündigten, und endlich Jesus selbst, der Zweck war, größere Bildung des Menschen.

Die vierte Abhandlung zeigt den Ursprung der Einkleidungen und Bestimmungen der theologischen Wahrheiten in unserm System. Erster Abschnitt. Einige rühren schon aus den ältesten Zeiten der christlichen Kirche her. Die sogenannten Ketzer gaben dazu Gelegenheit. Zweyter Abschnitt. Andere entstehen bey der Reformation Luthers. Dritter Abschnitt. Noch andere bey den Streitigkeiten der Lutherischen Kirche. Zum Beschluß gehet die Meynung des Verfassers dahin, es sey von frommen Männern in den vorigen und gegenwärtigen Zeiten, in Ansehung des theologischen Systems, viel aufgekläret und berichtiget worden, es könne aber manches noch mehr berichtiget werden. Und wer wird daran zweifeln? Man muß dem Verfasser den Ruhm lassen, daß er dazu manche gute Vorschläge thut. Nur hat er den Fehler, daß er insgemein zu weit ausholet, zu weitschweifig ist, und nicht korrekt und angenehm schreibt. Unter den wenigen Sätzen, fängt er an, die ihrer alltäglichen Vorkommenheit wegen, gar keines Beweises sie zu bewahrheiten bedürfen, gehört unstreitig der, von der Verschiedenheit der menschlichen Vorstellungen von einer und eben derselben Sache ꝛc. An manchen Stellen ist indessen der Styl besser.

P.

D. *Gotth. Traug. Zachariae*, doctrinae christianae institutio, edit. sec. correctior. Göttingae, Vandenhoek. 1782. 388 S. 8.

Bey der großen Menge von Compendien zu akademischen Vorlesungen, unter welchen ungezweifelt bessere sind, als das gegenwärtige, wissen wir nicht, wozu die zweyte Ausgabe veranstaltet worden ist.

Ww.

Salomons Moral. Die Sprüchwörter unter moralische Titel gebracht, nach Vergleichung des hebräischen

schen Textes, der ältern und neuesten Uebersetzungen, von Daniel Philipp Troschel. Berlin, bey Lange. 1782. 8vo. 104 Seiten, nebst XL. Seiten Vorrede.

Eigentlich hätte der Titel dieses Buchs seyn sollen: Die Sprüche Salomons nach Hrn. Döderleins Uebersetzung, (wiewohl ohne dessen treffliche Anmerkungen dazu) unter moralische Titel gebracht, denn die Abweichungen davon bedeuten so wenig, daß öfters nur einzelne Wörter und Redensarten mit andern synonymischen vertauscht sind. Wir wollen gleich den Anfang des Buchs, nebst einigen andern Stellen hersetzen.

Döderlein.	Troschel.
Kap. I. 1 — 10.	Kap. I. 1 — 10.
Denk- und Sittensprüche Salomons, des Sohns David, Königs in Israel, zur Erkenntniß der Weisheit und Sittenlehre, zur Einsicht in Sachen, die Verstand fordern, zur Unterweisung in heilsamen Lehren der Tugend, der Gerechtigkeit und Billigkeit; die Unwissenden Klugheit, den Jüngling Kenntnisse und Klugheit zu lehren. Hört sie der Weise, so wird er an Kenntnissen zunehmen, und der Kluge wird die Kunst erwerben, deutliche Denksprüche und räthselhafte Weisensprüche zu verstehen.	Denk- und Sittensprüche Salomons, des Sohns Davids, Königs in Israel, zur Erkenntniß der Weisheit und Sittenlehre, zur Einsicht in Sachen, die Verstand erfordern, zur Unterweisung in heilsamen Lehren der Tugend, der Gerechtigkeit und Billigkeit; die Unwissenden Klugheit, den Jüngling Vorsicht zu lehren. Hört sie der Weise, so wird er an Einsicht zunehmen, und der Kluge wird die Kunst erwerben, deutliche Denksprüche und auch räthselhafte Weisheitssprüche zu verstehen.
Religion ist Anfang der Weisheit: Thoren nur verachten Weisheit und Unterricht. Gieb, mein Kind, dem Unterricht deines Vaters Gehör: und verwirf den Befehl del-	Religion, Gottesfurcht ist der Anfang der Weisheit: (Das Beste, das edelste an einem Schüler der Weisheit) Thoren verachten Weisheit und Unterricht. Gieb,

Döderlein.	Troschel.
deiner Mutter nicht. Sie sind dir der angenehmste Hauptschmuck und Halsketten.	Sieh, mein Kind, dem Unterricht deines Vaters Gehör, und verwirf den Befehl deiner Mutter nicht: sie werden dir zur größten Zierde gereichen.

So, wie hier, hat Herr Döderlein mehrmal die verglichene Sache, das Bild selbst, das Salomo brauchte, beybehalten; Herr Troschel nur den Sinn davon ausgedrückt.

Kap. I. 20 — 33.	Kap. I. 29 — 33.
Die Weisheit stimmt öffentlich ihr Lied an: auf den Strassen singt sie laut. Sie ruft an der Spitze der Marktplätze, unter dem Thor, in der Stadt macht sie ihren Vortrag: Wie lange, o Thoren, wollt ihr Thorheit lieben? wie lange werden die Spötter an Spötterey Gefallen haben? Und die Thoren bessern Kenntnissen feind seyn? Zurück zu meinen Anweisungen! ich will euch meine Einsichten mittheilen; ich will meine Lehren euch vortragen.	Die Weisheit stimmt öffentlich ihr Lied an. Auf den Strassen singet sie laut. Sie ruft an den Ecken der Marktplätze, unter dem Thor der Stadt macht sie ihren Vortrag: Wie lange, o Thoren, wollt ihr thörigt bleiben? Wie lange ihr Leichtsinnigen an Spötterey Gefallen haben, und ihr Thoren besserer Erkenntniß feind seyn? Zurück zu meinen Anweisungen! ich will euch meine Einsichten mittheilen; ich will meine Lehren euch vortragen.
Weil ich gerufen habe, und ihr nicht kommen wollt; weil ich winkte, und niemand aufmerkt; weil ihr meinen Rath verachtet, und meine Belehrungen nicht haben wollt; so werde ich auch bey eurem Unfall lachen und spotten, wenn euch Schrecken überfällt, wenn euer Schrecken wie ein Donnerwetter hereinstürzt, und Un-	Weil ich gerufen habe, und ihr nicht kommen wollt; weil ich winkte, und niemand aufmerkt; weil ihr meinen Rath verachtet, und meine Belehrungen nicht haben wollt; so werde ich auch bey eurem Unfall lachen, und eurer spotten, wann euch euer Unglück überfällt, wenn Schrecken wie ein Donnerwetter über euch hereinstürzt; und Unfall

Döderlein.

Unfall über euch, wie ein Wirbelwind losbricht, wenn Angst und Noth euch überfällt. Dann werdet ihr nach mir rufen, aber ich werde nicht antworten: ihr werdet mich suchen, aber nicht finden. — Weil sie Wahrheit verachtet, Religion verschmähet haben, meinen Rath nicht wollten, und alle meine Unterweisungen hintenansetzten, so müssen sie auch den Erfolg ihrer Handlungen erfahren, und die Frucht ihrer Unternehmungen genießen. Denn Rückschritt der Thoren ist tödtlich für sie, und der Irrweg der Lasterhaften führt sie zum Untergang. Mein Zuhörer aber wohnt sicher und ruhig, ohne Furcht vor Unglück.

Kap. 7.

Mein Kind, sey achtsam auf meine Reden, und bewahre meine Befehle. Sey achtsam auf meine Befehle zu deinem Glück, und auf meine Vorschriften, wie auf deinen Augapfel. Umwickele mit ihnen deine Finger. Schreibe sie dir ins Herz. Sage zur Weisheit: Meine Schwester! und nenne die Klugheit deine Vertraute, damit du vor der Frau eines andern dich hütest, vor der schmeichlerischen Fremden. Ich schauete durchs Fenster meines

Troschel.

fall über euch, wie ein Wirbelwind losbricht. Dann werdet ihr mich ängstlich rufen, aber ich werde nicht antworten, ihr werdet mich suchen, aber nicht finden. Weil sie Wahrheit verachtet, Religion verschmähet haben, meinen Rath nicht haben wollen, und alle meine Unterweisungen hintenansetzen, so müssen sie auch den Erfolg ihrer Handlungen erfahren, und die Frucht ihrer Unternehmungen genießen. Denn die Entfernung von der Weisheit ist tödtlich, und die Ruhe der Thoren richtet sie zu Grunde. Wer aber mir gehorcht, wohnt sicher und ist ruhig, ohne Furcht vor Unglück.

Kap. 7.

Mein Kind, sey achtsam auf meine Rede, und bewahre meine Befehle. Sey achtsam auf meine Gebote zu deinem Glück, und auf meine Vorschriften, wie auf deinen Augapfel. Habe sie, wie einen Fingerring, stets vor Augen, schreibe sie dir ins Herz. Sprich zur Weisheit: Meine Schwester! und nenne die Klugheit deine Freundin; damit du dich vor dem ehebrecherischen Weibe, der schmeichlerischen Fremden hütest. Ich schauete durchs Fenster meines

Döderlein.	Troschel.
nes Hauses aus meinem Erker, und sah unter den Jünglingen, unter den Mannspersonen einen verstandlosen Jüngling, der die Strasse an ihrer Ecke hindurch lief, und gerad auf ihr Haus zu gieng. Es war Abenddämmerung, Schatten der Nacht, und dunkel. Bald gieng ihm eine Frau entgegen im Hurengewand, schlau, unruhig, unordentlich; zu Hause hat ihr Fuß keine Ruhe: bald außer dem Hause, bald auf der Strasse, an jedem Ecke lauerte sie. Diese packte ihn an, gab ihm einen Kuß, dann mit der Miene einen Wink, und sagte zu ihm: Ich habe eine Opfermahlzeit, ich habe heute ein geweihtes Opfer gebracht: daher gieng ich nach dir aus, dich zu suchen. Wie froh bin ich, daß ich dich antreffe! Ich habe meinen Sopha mit Matratzen belegt, mit Tapeten von ägyptischer Leinewand. Mein Bette tropft von Myrrhen, Aloe und Zimmt.	nes Hauses von meinem Altan. Da sahe ich unter dem unverständigen Haufen, unter den jungen Leuten sahe ich einen recht thörigten Jüngling, der die Strasse an ihrer Ecke hindurchlief, und gerade auf ihr Haus zu gieng. Es war Abenddämmerung, Schatten der Nacht, und dunkel. Die Frau gieng ihm entgegen im Hurengewand. Ein schlaues, wildes, wollüstiges Geschöpf. In ihrem Hause fand sie nicht Rast. Bald vor der Thür, bald auf der Strasse an jeder Ecke lauerte sie. Sie ergriff ihn, gab ihm einen Kuß, mit unverschämter Miene sagte sie zu ihm: Ich habe eine Opfermahlzeit, ich habe heute ein geweihtes Opfer gebracht, daher gieng ich nach dir aus, dich zu suchen. Wie froh bin ich, daß ich dich antreffe. Ich habe mein Lager mit Matratzen, mit Tapeten von ägyptischer Leinewand belegt, mit Myrrhen, Aloe und Zimmt besprengt.

Herr Tr. sagt: die LXX. hätten statt אהלים Aloe mit einem guten Verstande, „meine Hütte, אהלי, gelesen. Da er aber selten nach der alexandrinischen Leseart zu übersetzen wagt, außer wenn sie ihm sehr auffallend richtig dünkte, so läßt er es auch hier mit Döderlein bey der Aloe. Ein Wagestück wäre es mit der Hütte nun wohl eben nicht gewesen, da schon der Ritter Michaelis aus den אהלים Bettvorhänge macht, und die ganze Stelle übersetzt: „Mein Bette „habe

„habe ich in Gurten gehängt, bunte Matratzen von ägypti„schen Kattun, es mit Myrrhen besprenget, und die Vor„hänge mit Zimmetwasser.“

Döderlein.	Troschel.
Kommt! wir wollen uns bis an den Morgen in Wollust berauschen, uns lustig machen in ihrem Genuß. Der Mann ist nicht zu Hause, weit verreiset. Er hat die Goldbörse mitgenommen, kommt erst aufs Fest wieder. Durch ihr Zureden nahm sie ihn ein. Durch ihre Schmeicheley riß sie ihn hin. Schnell folgte er ihr, wie ein Ochs zur Schlachtbank, wie ein Hirsch ins Garn hüpft, wo ihm der Pfeil das Herz zerreißet; wie ein Vogel zur Schlinge eilt, unwissend, daß sie ihm das Leben raubt. Nun, Kinder, höret mich, seyd auf meine Reden aufmerksam! Nie neige sich dein Herz auf ihre Strasse; nie laß dich auf ihren Weg hinlocken. Denn die Todten, die sie gestürzt, sind zahlreich, viele sind von ihr umgebracht. Strasse zur Unterwelt ist ihr Haus, und es führt zu des Todes Wohnungen.	Komm! wir wollen uns bis an den Morgen in Wollust berauschen, und uns lustig machen in ihrem Dienst. Der Mann ist nicht zu Hause, er ist weit weggereiset, er hat die Goldbörse mit sich genommen, und kömmt erst zum Fest wieder. Durch ihr Zureden nahm sie ihn ein; durch ihre Schmeicheley riß sie ihn hin. Er folgte ihr schnell wie ein Ochse zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Hirsch ins Netz sich verwickelt, bis ihm der Pfeil das Herz zerreißet; wie ein Vogel zur Schlinge eilt, unwissend, daß sie ihm das Leben raubt. Nun, Kinder, so gebt mir doch Gehör, und merket auf meine Lehre. Nie neige sich dein Herz auf ihre Strasse, nie laß dich auf ihren Weg hinlocken. Denn viele sind schon durch sie umgekommen, Mächtige sind durch sie umgebracht. Ihr Haus führet ins Grab, ihre Wohnung zum Tode.

Von den Zusätzen der alexandrinischen Uebersetzung, und von den darin ausgelassenen Stellen des masoretischen Textes, liefert Hr. Tr. in der Vorrede ein Verzeichniß. Zuweilen hat er dergleichen Zusätze, doch mit Bemerkung, daß sie es wären, mit übersetzt. Z. B. Abschnitt X. Arbeitsamkeit. Kap. 6. 6 — 11.

Döderlein.	Troschel.
Gehe hin zur Ameise, Fauler, beobachte sie, und werde weise. Sie, die keinen Anführer, Befehlshaber oder Regenten hat, sorgt im Sommer für ihr Futter, und trägt in der Erndte ihre Nahrung zusammen. Wie lange, Fauler, bleibst du liegen? Wenn stehst du vom Schlaf auf? Noch ein Bisgen schlafen, ein Bisgen schlummern, ein Bisgen sich dehnen. Bald bricht die Armuth über dich, wie ein Landstreicher, und Mangel, wie ein Strassenräuber ein.	Gehe hin zur Ameise du Fauler, beobachte sie und werde weise. Sie, die keinen Anführer, Befehlshaber oder Regenten hat, sorgt im Sommer für ihr Futter, und trägt in der Erndte ihre Nahrung zusammen. Wie lange, Fauler bleibst du liegen? Wenn stehst du vom Schlaf auf? Noch ein wenig schlafen, ein wenig schlummern, ein wenig sich dehnen. Bald bricht Armuth über dich, wie ein Landstreicher, und Mangel wie ein Strassenräuber ein.

Alsdenn folgt ein Zusatz der griechischen Uebersetzung, den Herr D. Döderlein nicht haben konnte. „(Wenn du aber „unverdrossen bist, wird deine Erndte, wie eine Quelle her„vorbrechen, und der Mangel wie ein böser Bote davon eilen. „Oder gehe zur Biene und lerne, welch ein Arbeiter sie ist, „wie anständig sie ihr Werk verrichtet. Ihre Arbeit genießen „Könige und geringe Leute zur Gesundheit. Sie ist jeder„mann angenehm und erwünscht. Ob sie gleich schwach an „Kraft ist, wird sie doch als eine Liebhaberin der Weisheit „hochgeachtet.)"

Der Leser mag aus den überflüßig beygebrachten Belegen selbst urtheilen, wie viel Antheil Hr. Tr. an dieser übersetzten Salomons Moral habe. Man kann sich die Schriftstellerey ungemein leicht machen, wenn man das, was einem ein gelehrter Mann vorgearbeitet hat, so zu seinen Absichten braucht. Aus der Vorrede, wo es heißt: „daß die Döder„leinsche Uebersetzung bey der Klassifikation der Senten„zen wäre zum Grunde gelegt worden," ließ sich nicht schliessen, daß sie so ganz in Hrn. Tr. Buch übergegangen seyn würde. Nach angestellter Vergleichung können wir es nunmehr erklären, woher es kömmt, daß die gute Uebersetzung so sehr gegen den nachläßigen Styl der Vorrede absticht. Z. B. die Wortfügung in der Periode, S. XI. „Man wirft dem Alexan„drinischen Uebersetzer dieses Buchs vor, daß er bey denselben

„den

„ben mit einer größern Freyheit verfahren, als bey andern —
„aber nach der Art, wie er den Text verstand, dadurch ein
„besserer moralischer Sinn herauskam,“ ist ganz undeutsch.
Es sollte heißen: Aber nach der Art — kam dadurch ein besserer moralischer Sinn heraus, denn daß ein besserer Sinn heraus kam, konnte ihm doch nicht zum Vorwurf gereichen. „Besonders zog meine Aufmerksamkeit die Verschiedenheit der „griechischen Uebersetzung vom jetzigen masorethischen Text auf „sich.“ Das Subjekt sollte vor, das Prädikat nachstehen, daß es hieße: Besonders zog die Verschiedenheit der griechischen Uebersetzung vom masorethischen Text meine Aufmerksamkeit auf sich. Wie mag es doch zugehen, daß in unsern schreibseligen Zeiten so wenig deutsche Schriftsteller ihrer Sprache recht mächtig sind, und auf den Styl gar keinen Fleiß wenden?

So wäre denn also das ganze Verdienst des Herrn Tr. bey dieser Salomons Moral, daß er die Sprüchwörter unter folgende acht und zwanzig Rubriken gebracht hätte: I. Allgemeine Ermahnungen zur Weisheit. II. Lehrbegierde und Geschmack an Tugend. III. Religion Gottesverehrung. IV. Selbstliebe und Selbsterkenntniß. V. Bedachtsamkeit. VI. Vorsichtigkeit. VII. Mäßigkeit und Mäßigung der Begierden. VIII. Keuschheit. IX. Sparsamkeit. X. Arbeitsamkeit. XI. Behutsamkeit in Reden. XII. Demuth und Bescheidenheit. XIII. Genügsamkeit. XIV. Rechtmäßiges Verhalten im Leiden. XV. Gerechtigkeit. XVI. Menschenliebe und Wohlwollen. XVII. Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit. XVIII. Sanftmuth und Friedfertigkeit. XIX. Aufrichtigkeit. XX. Gesellschaft guter und böser Menschen. XXI. Für Richter und Könige. XXII. Für Frauen und über das Glück der Ehe. XXIII. Kinderzucht. XXIV. Für Kinder, auch die Dienstboten und Unterthanen. XXV. Haushaltungsregeln. XXVI. Glück des Tugendhaften, Unglück des Lasterhaften. 1. Ueberhaupt. 2. Besondere Belohnungen der Frömmigkeit. 3. Gottes Aufsicht und gewisse Vergeltung. XXVII. Räthselhafte Denksprüche. XXVIII. Unterredung zwischen Ithiel und Agur über die wahre Religion. — Und zu welchem Zweck? für die Jugend, bey deren Unterricht in der Sittenlehre, das Buch, nach Hrn. Tr.

Meynung zum Grunde gelegt werden könnte. Wie es dazu bequem zu brauchen sey, sehen wir nun wohl nicht ein. Denn es bleibt doch immer eine blosse Sammlung biblischer Sprüche und es fehlt ihm die Form und die Kürze eines Lehrbüchleins, worin die moralischen Pflichten mit ihren Motiven doch deutlich und zusammenhängend entwickelt seyn sollten. Gesetzt aber, das Buch könnte zur Grundlage eines moralischen Unterrichts für die Jugend dienen, wie kam denn, möchte Recensent fragen, ein solches Buch zu einer mit kritischer Gelehrsamkeit angefüllten Vorrede? Denn der Verfasser liefert hier nicht allein ein Verzeichniß der von dem masorethischen Text abweichenden Lesearten, wornach die LXX. übersetzt haben, (man findet sie am vollständigsten in Abrahami Trommii concordantiae graecae versionis vulgo dictae LXX. interpretum gesammelt, welche Quelle aber nicht angeführt ist,) so dern er fügt auch Urtheile darüber hinzu, und wagt hie und da eigene Konjekturen, wie der Alexandriner gelesen haben möchte. Man wird diese, den kritischen Bibelgelehrten allein verständliche und nicht unbekannte Sachen, schwerlich in der Vorrede zu einem Buche suchen, aus dem die christliche Jugend Moral lernen soll. Natürlicher wär' es wohl gewesen, wenn Herr Tr., der darüber „erstaunt und „erschrocken ist, daß er Schulanstalten gefunden hat, in wel„chen nach ihrer Einrichtung der Unterricht in der Religion „eine Hauptsache war, wo doch aber keine Sittenlehre je ge„lehrt wurde," den Schullehrern, anstatt über die von den LXX. befolgten Lesearten, ihrer Originale zu sprechen, welche ihnen böhmische Dörfer sind, eine kleine detaillirte Anleitung gegeben hätte, wie sie sein Buch zur Unterweisung in der Moral brauchen, ob sie die Jugend die Sprüche auswendig lernen lassen, oder selbige katechetisch daraus belehren sollten. Den gelehrten Freunden des V., auf deren Rath er nur die kritischen Anmerkungen dem Buche vorgesetzt hat, muß dies nicht eingefallen seyn, sonst hätten sie ihm wohl auch lieber hierzu gerathen. Indessen meint er, könne man ihnen den Platz, den sie einnehmen, gönnen, „weil sich doch dar„aus mancherley Schlüsse über die Verwechselung der Buch„staben in den Handschriften, über die bey der griechischen „Uebersetzung zum Grunde liegenden Originale, über den „Werth und Unwerth dieser ältesten Uebersetzung ziehen ließen, „die er scharfsinnigen Lesern überläßt." Auch hofft er damit vielleicht mehr Aufmerksamkeit auf die griechische Uebersetzung

hung einzelner bibliſcher Bücher rege zu machen, und neue Muthmaßungen, wie die LXX. geleſen haben möchten, unter den Gelehrten, deren ſchwerlich nur einer dergleichen hier ſuchen wird, zu veranlaſſen. Unſers Erachtens ſind jene Schlüſſe vorlängſt gemacht, und über den Werth der LXX. möchte man auch wohl bereits einig ſeyn. Rec. läßt es ungeſagt, ob der Verfaſſer den Gelehrten viel oder wenig Stoff zu neuen kritiſchen Unterſuchungen des hebräiſchen Textes, womit es ohnehin bey manchen Leuten auf bloßen Wörterkram und Sylbenſtecherey hinausläuft, gegeben habe. So viel iſt gewiß, wenn der Verſuch des Herrn Tr., die LXX. mit dem Original zu vergleichen, Nutzen haben ſollte: ſo müßte er wenigſtens vollſtändiger und richtiger ſeyn. In der That ſind überaus viel Abweichungen übergangen worden, woraus ſich zum Theil die folgende Ueberſetzung hätte verbeſſern laſſen; wo man, um ſich davon zu überzeugen, nur Boyſens kritiſche Erläuterungen des Grundtextes A. T. nachſchlagen darf. Sehr häufig wird etwas für eine Abweichung, oder einen Zuſatz erklärt, ſo es doch nicht iſt. Z. E. bey Kap. III. heißt es: „Zum 15ten Vers ſetzt dieſe Ueberſe„tzung: Sie iſt nützlich zu wiſſen allen, die ſich zu ihr nahen; „alles Schätzbare iſt ihrer nicht würdig.“ Dies letzte ſteht ja würklich im Original; hingegen findet ſich bey den LXX. in eben dieſem Verſe ein Zuſatz, den Herr T. nicht bemerkt hat. Eben ſo VII. 22. wie ein Hund zur Kette, iſt kein Zuſatz, ſondern die Ueberſetzer laſen nur ſtatt כֶּלֶב-עֶכֶס. Bey Kap. XI. ſagt Hr. Tr.: es fehlen hier in den gewöhnlichen Ausgaben der 3. u. 4. v. — und fügt hinzu: „In einer vaticaniſchen „Handſchrift findet ſich indeſſen der 3te mit dem Zuſatz: Wenn der „Gerechte ſtirbt, wird er beklagt; der Untergang der Gottloſen iſt „angenehm und erfreulich.“ Was mag doch Herr Tr. für eine vaticaniſche Handſchrift meynen? Vermuthlich den Codicem romanum, wovon man Ausgaben, auch gewöhnliche, genug hat. Auch ſind die angeführten Worte kein Zuſatz, ſondern die LXX. haben nur anders geleſen. In Beſtimmung der Leſearten findet ſich auch viel Mangelhaftes und Unrichtiges. Z. E. bey Kap. IV. 21. heißt es: „laſen die alten „Ueberſetzer vermuthlich“: מעשוך. Nein! ſie laſen gewiß ſo. Bey Kap. X. 18. „überſetzen ſie שֶׁקֶר - [illegible] durch [illegible] „[illegible].“ So können ſie gewiß nicht überſetzen, ſondern ſie müſſen anders geleſen haben. Oefters conjecturirt der Verf., wie die LXX. geleſen haben mögten, ohne zu bedenken, daß

ſie

sie sehr häufig das Original mehr paraphrastisch und frey ausgedrückt, mehr im allgemeinen den Sinn angegeben, als stricte übersetzt haben, weshalb man auch nicht immer andere Leseartеn bey ihnen voraussetzen darf. Auf die Correctur, worauf bey Sachen von der Art so viel ankommt, hätte der Verf. etwas besser Acht haben sollen.

Ob Luther, wenn er diese Vorrede läse, und Hrn. T. von ihm sagen hörte: „er, Luther, habe in einem Buche, „das aus lauter scharfsinnigen Aussprüchen besteht, den „Sinn einiger und sehr vieler leicht verfehlen, oder durch Witz „und moralisches Gefühl verleitet, einen andern, als der „Grundtext an die Hand giebt, finden können." — wenn er läse, „daß manche Denksprüche nach seiner Uebersetzung gar „keinen Sinn hätten," das so hinnehmen würde, lassen wir dahin gestellt seyn. Uns dünkt, wenn irgend ein Mann Scharfsinn genug hatte, scharfsinnige Aussprüche zu verstehen, so war es Luther. Fehlte er in richtiger Uebersetzung der Salomonschen Sittensprüche, so lag der Grund gewiß nicht darin, daß es scharfsinnige Aussprüche waren, sondern in andern Ursachen. Döderleins Uebersetzung hat vor der Lutherschen offenbare Vorzüge. Aber für den Zweck, wozu Hr. Tr. sein Buch bestimmt hatte, wäre es doch wohl dienlicher gewesen, wenn er sich, so viel möglich, an Luthers Uebersetzung gehalten, und sie höchstens hie und da durch die Döderleinische verbessert hätte. Denn die Jugend ist doch einmal an jene gewöhnt, und es müßte offenbare Unbequemlichkeiten haben, wenn die Jugend Sprüche aus dem Salomo nach diesem Buch, und Sprüche aus andern biblischen Büchern, nach Luthers Uebersetzung lernen sollte. Allein, wie Herr Troschel selten sagt: „Die Leseart haben Luther und ich angenommen," so hat er auch selten mit dessen Worten eine Stelle übersetzt, es wäre denn, daß es Herr Döderlein auch gethan hätte.

Y**.

Ueber theologische Streitigkeiten und die Art der Führung derselben bey Gelegenheit eines neuen Beyspiels, mit friedfertiger Untersuchung richtiger theologischer Materien vorgestellt. 1782. in 8. 152 Seiten.

Herr

Herr Consistorialrath und Oberprediger Coners in Esens ließ bey Einführung eines Lehrbuchs für Katechumenen 3 Bogen über dessen Absicht und Gebrauch drucken. Herr Prediger Jani, dem der Hr. C. R. nicht rechtlehrig genug schien, und der vielleicht sonst gegen ihn eingenommen war, gab darauf ohne Namen und Druckort (gerade wie der Verf. dieser Abhandlung) eine Prüfungsschrift dieser 3. Bogen heraus, (wie der Verf. berichtet) in einem sehr bittern Ton, mit lauter Mißdeutungen und gehäßigen Beschuldigungen. Herr Coners antwortete kaltblütig und erläuterte seine Blätter. Aber mit noch mehrerer Härte schrieb Herr Jani über die Versöhnung Christi und die Erbsünde. Weil nun Herr J. sich auch durch Herrn C. theologische Briefe nicht beruhigen ließ, sondern sich gedrungen fand, die Feder zum letztenmale anzusetzen; so findet sich der V. dieser Abhandlung ebenfalls gedrungen, sich des Herrn C. R. Coners, den er beleidigt glaubt, anzunehmen, und wirft dem Herrn J. Lieblosigkeit in seinem Urtheil über die dem Hrn. C. zugeschriebene Absicht, die symbolischen Bücher abzuschaffen, ferner Ketzermacherey, Eingriffe mit seinem Urtheile in das Recht der Obrigkeit u. d. m. vor; vertheidigt den Herrn C. daß er nicht die Vernunft zur Schiedsrichterin in göttlichen Dingen annehmen wollen, sondern nur die Uebereinstimmung der Philosophie und der Religion der Bibel gezeigt, daß er den Socinismus selbst verworfen; daß, indem er auf Haltung der Gebote, Annehmung der Lehre Jesu und auf den Glauben an dieselbe, oder auf das Vertrauen auf dieselbe dränge, er dadurch die Lehre von der Begnadigung um Christi willen nicht ausschließen wollen u. s. f. Hauptsächlich aber dehnt er sich aus über des Hrn. Coners Erklärung über die Erbsünde, welche dieser in folgenden 4 Stücken setzt. 1) In der aus der Einschränkung entstehenden Möglichkeit zu irren. 2) In dem Reiz der Sinnlichkeit, der bey der langsam zunehmenden Vernunft der Kinder immer die größere Wirksamkeit behält. 3) In der vernachläßigten Disciplin und herrschenden bösen Exempeln von der Sünde Adams an. 4) In der durch den ersten Abfall fortgeerbten Leibes- und Seelen-Schwäche und Zerrüttung. Für diese vierfache Erklärung führt nun der Verf. alle biblische, physische, medicinische Gründe an, die er nur auftreiben kann, — Autoritäten aus alten und neuern Schriftstellern, aus Augustinus, Luther, Zwingel, Calvin, Erasmus,

sie sehr häufig das Original mehr paraphrastisch und frey ausgedrückt, mehr im allgemeinen den Sinn angegeben, als stricte übersetzt haben, weshalb man auch nicht immer andere Lesearten bey ihnen voraussetzen darf. Auf die Correctur, worauf bey Sachen von der Art so viel ankommt, hätte der Verf. etwas besser Acht haben sollen.

Ob **Luther**, wenn er diese Vorrede läse, und Hrn. T. von ihm sagen hörte: „er, Luther, habe in einem Buche, „das aus lauter scharfsinnigen Aussprüchen besteht, den „Sinn einiger und sehr vieler leicht verfehlen, oder durch Witz „und moralisches Gefühl verleitet, einen andern, als der „Grundtext an die Hand giebt, finden können." — wenn er läse, „daß manche Denksprüche nach seiner Uebersetzung gar „keinen Sinn hätten," das so hinnehmen würde, lassen wir dahin gestellt seyn. Uns dünkt, wenn irgend ein Mann Scharfsinn genug hatte, scharfsinnige Aussprüche zu verstehen, so war es **Luther**. Fehlte er in richtiger Uebersetzung der Salomonschen Sittensprüche, so lag der Grund gewiß nicht darin, daß es scharfsinnige Aussprüche waren, sondern in andern Ursachen. **Döderleins** Uebersetzung hat vor der Lutherschen offenbare Vorzüge. Aber für den Zweck, wozu Hr. Tr. sein Buch bestimmt hatte, wäre es doch wohl dienlicher gewesen, wenn er sich, so viel möglich, an **Luthers** Uebersetzung gehalten, und sie höchstens hie und da durch die Döderleinische verbessert hätte. Denn die Jugend ist doch einmal an jene gewöhnt, und es müßte offenbare Unbequemlichkeiten haben, wenn die Jugend Sprüche aus dem Salomo nach diesem Buch, und Sprüche aus andern biblischen Büchern, nach Luthers Uebersetzung lernen sollte. Allein, wie Herr **Troschel** selten sagt: „Die Leseart haben **Luther** und ich angenommen," so hat er auch selten mit dessen Worten eine Stelle übersetzt, es wäre denn, daß es Herr **Döderlein** auch gethan hätte.

Y**.

Ueber theologische Streitigkeiten und die Art der Führung derselben bey Gelegenheit eines neuen Beyspiels, mit friedfertiger Untersuchung richtiger theologischer Materien vorgestellt. 1782. in 8. 152 Seiten.

Herr

Herr Consistorialrath und Oberprediger Coners in Esens ließ bey Einführung eines Lehrbuchs für Katechumenen 3 Bogen über dessen Absicht und Gebrauch drucken. Herr Prediger Jani, dem der Hr. C. R. nicht rechtlehrig genug schien, und der vielleicht sonst gegen ihn eingenommen war, gab darauf ohne Namen und Druckort (gerade wie der Verf. dieser Abhandlung) eine Prüfungsschrift dieser 3. Bogen heraus, (wie der Verf. berichtet) in einem sehr bittern Ton, mit lauter Mißdeutungen und gehäßigen Beschuldigungen. Herr Coners antwortete kaltblütig und erläuterte seine Blätter. Aber mit noch mehrerer Härte schrieb Herr Jani über die Versöhnung Christi und die Erbsünde. Weil nun Herr J. sich auch durch Herrn C. theologische Briefe nicht beruhigen ließ, sondern sich gedrungen fand, die Feder zum letztenmale anzusetzen; so findet sich der V. dieser Abhandlung ebenfalls gedrungen, sich des Herrn C. R. Coners, den er beleidigt glaubt, anzunehmen, und wirft dem Herrn J. Lieblosigkeit in seinem Urtheil über die dem Hrn. C. zugeschriebene Absicht, die symbolischen Bücher abzuschaffen, ferner Ketzermacherey, Eingriffe mit seinem Urtheile in das Recht der Obrigkeit u. d. m. vor; vertheidigt den Herrn C. daß er nicht die Vernunft zur Schiedsrichterin in göttlichen Dingen annehmen wollen, sondern nur die Uebereinstimmung der Philosophie und der Religion der Bibel gezeigt, daß er den Socinismus selbst verworfen; daß, indem er auf Haltung der Gebote, Annehmung der Lehre Jesu und auf den Glauben an dieselbe, oder auf das Vertrauen auf dieselbe dränge, er dadurch die Lehre von der Begnadigung um Christi willen nicht ausschließen wollen u. s. f. Hauptsächlich aber dehnt er sich aus über des Hrn. Coners Erklärung über die Erbsünde, welche dieser in folgenden 4 Stücken setzt. 1) In der aus der Einschränkung entstehenden Möglichkeit zu irren. 2) In dem Reiz der Sinnlichkeit, der bey der langsam zunehmenden Vernunft der Kinder immer die größere Wirksamkeit behält. 3) In der vernachläßigten Disciplin und herrschenden bösen Exempeln von der Sünde Adams an. 4) In der durch den ersten Abfall fortgeerbten Leibes- und Seelen-Schwäche und Zerrüttung. Für diese vierfache Erklärung führt nun der Verf. alle biblische, physische, medicinische Gründe an, die er nur auftreiben kann, — Autoritäten aus alten und neuern Schriftstellern, aus Augustinus, Luther, Zwingel, Calvin, Erasmus,

mus, Buddeus, Michaelis, Semler, Seiler, u. dgl. und streitet wider die gerichtliche Imputation der Sünde Adams. — Im Anfang der Schrift zeigt der Verf. daß Verschiedenheit der speculativen Meynungen in der Theologie so wohl bey den verschiedenen Gelehrten zu einer Zeit, als in den verschiedenen Zeitaltern, vermöge der Veränderung und des Wachsthums der andern wissenschaftlichen Kenntnisse, die man mit Theologie verbindet, unausbleiblich sey. In dem ganzen Aufsatz sind mehr fremde als eigne Gedanken, und diesen Nutzen kann sie gewähren, daß man eine Menge von den Meynungen verschiedner berühmter Gelehrten über eine Materie auf einen Haufen hat.

St.

Miats Betrachtung über die Kanzelbeweise, nebst einer warnenden Bemerkung einiger Kanzelsünden. Quedlinb. bey Reußner. 1782. 8½ Bogen. 8.

Diese zwey aus den Kollekten für Prediger herausgehobene, und von dem V. mit einigen kleinen Vermehrungen besonders zum Druck beförderte Abhandlungen enthalten im Grunde nicht vieles, was einen solchen besondern Abdruck verdient hätte. Das Gute, was er von der zweckmäßigen Einrichtung der Schriftbeweise (denn was er von den übrigen auf der Kanzel anwendbaren Beweisen sagt, ist gar zu wenig, und überdem unbrauchbar) in der ersten Abhandlung ausführet, z. B. daß der Kanzelredner die biblische Topik verstehen, und bey der Auswahl der Beweisstellen theils auf ihre Autorität, d. i. ob sie wirkliche Belehrungen Gottes und seiner Gesandten seyen, theils auf das Objekt, d. i. was sie eigentlich und wirklich erweisen; endlich auf die Art, wie sie beweisen, und wie der Beweis daraus zu führen sey, genau merken müsse, ist wohl längst bekannt, und das wird hoffentlich ein jeder sachverständige akademische Lehrer in seinen homiletischen Vorlesungen vielleicht kürzer aber auch bestimmter vortragen. Dem Verf., dessen Belesenheit in guten theologischen Büchern wir übrigens Predigern zur Nachahmung empfehlen, scheint es hiernächst am richtigen Auslegergefühl ziemlich zu mangeln, wenn er z. E. die wunderliche Hypothese des ältern D. Bahrdt, daß die Erscheinung, deren Eliphas Hiob 4. erwähnet,

net, ein teuflischer Betrug gewesen, worauf seine ganze Erklärung des Buchs Hiob sich gründet *), als Beyfallswürdig S. 22-30. weitläuftig abschreibt; oder in der Anmerkung zu S. 42. es für schicklich und dem Zusammenhang gemäß hält, die Worte des 3ten Verses aus dem zweyten Psalm für eine Aufmunterung des Psalmisten anzusehen, die Bande der Feinde des Meßias zu zerreißen, und ihre Netze zu fliehen. Eine Entdeckung, worauf er sich etwas zu gute thut, weil er diese Erklärung blos bey dem einzigen Benediktiner Folengius gefunden habe! Die Schreibart ist äußerst gedähnt. Wie ganz anders schreibt ein la Placette, dessen schöne Bemerkungen über die Wahl der Kanzelbeweise S. 71. eingerückt sind.

In der zweyten Abhandlung redet er: 1) von vermeynten; 2) von den wahren Kanzelfehlern, oder, wo er es kräftiger ausdrückt, Kanzelsünden. Wir wollen dabey nichts anmerken, als daß Schreibesucht auch gar oft unter die unbekannten Sünden, nicht der Kanzeln, wohl aber dem Kanzelredner gehöret.

Paßionspredigten von Hermann Daniel Hermes. Zweyte Sammlung. Breslau, bey Korn. 1782. 98 Seiten. 8.

Herr Pastor Hermes hat gute Kanzelgaben, und einen rühmlichen Eifer für Religion und Tugend, wie man ihm in dieser Bibliothek solches schon zugestanden hat. So erscheint er auch in diesen sechs Predigten, worin er von der Anwendung der Lehre vom Leiden und Sterben Jesu zur Beförderung der Buße, des Glaubens, des Kampfs wider die Sünde, des Fleißes in der Heiligung, der Geduld und Ergebung in Gottes Willen, und zur Ueberwindung der Todesfurcht handelt. Wer aber seine feste Anhänglichkeit an dem kirchlich-orthodoxen System der stellvertretenden eigentlichen Genugthuung, und seinen Hang zu mystischpreciösen Phrasen, und andern Erbaulichkeiten, womit man den Paßionspredigten eine größere Salbung mitzutheilen glaubt, aus seinen vorigen Schriften kennet,

*) Allg. deutsche Bibliothek. 1. B. 2. Stück. S. 178. 4. B. 2. St. S. 63.

kennet, wird es leicht voraussehen, daß Rec. weder der Art, wie er die Leiden des Erlösers auf ein thätiges Christenthum angewendet wissen will, noch der Schreibart und der Einkleidung dieser Vorträge einen uneingeschränkten Beyfall geben könne. Hierin sind diese Predigten seinen früheren Kanzelarbeiten vollkommen ähnlich. Wir wollen blos aus einem Paar Noten (unsre Leser wissen, daß die Herren H. das Notenmachen lieben) eine Probe vorlegen, wie weit unser Verf. in der Schriftauslegung noch zurück ist. Die erste S. 13. betrifft den Blutschweiß Christi am Oelberg. Er saget: „dem, welcher die äußerste Beängstigung Jesu, als eine Wirkung der „ihm zugerechneten Sünden der Welt ansehe, dem könne die „Meynung von einem eigentlich blutigen Schweiß nicht übertrieben scheinen. Andern könne er nichts antworten, als daß „sie den griechischen Text Luc. 22, 33. nicht recht zu behandeln „schienen, wenn sie sagten: Sein Schweiß fiel in schweren Tropfen (wie Blutstropfen fallen würden) auf „die Erde. Sie würden selbst wissen, wie der griechische „Text lauten müßte, wenn er auf diese Art (wie z. E. Marc. „8, 24) übersetzt werden sollte: zumal da das ὡσει nach Luc. „3, 22. weit mehr als eine bloße Aehnlichkeit bedeute, und das „καταβαινοι kein schnelles Herunterfallen schwerer Tropfen, „wohl aber ein langsames Hinabträufeln einer zähen Materie bedeuten könne.“ Zu welchen Behauptungen kann eine vorgefaßte Meynung einen sonst denkenden Kopf nicht bringen! Was in aller Welt kann es für oder wider das kirchliche System ausmachen, ob der Schweiß des geängsteten Jesu Blut gewesen oder nicht? Oder wäre ein blutiger Schweiß nothwendiger weise mehr als natürlich? Andre Vertheidiger des Systems gehen doch scheinbarer zu Werk, wenn sie behaupten, jene Angst, welche dem Erlöser in kalter Nacht einen so häufigen, abmattenden Schweiß ausgepreßt, könne bey der Heiterkeit und unerschütterlichen Stärke seiner Seele, die er auch vor und nach dieser Angst bewiesen, aus keiner andern Ursache erklärt werden, als aus den ihm im Gerichte Gottes zugerechneten Sünden der Welt. Und dann seine Berufung auf den griechischen Text? 1) Wer nur eine mittelmäßige Kenntniß der Sprache hat, wird leicht einsehen, wie die Verschiedenheit der Konstruktion Marc. 8, 24. und Luc. 22, 44. auf die Entscheidung der Streitfrage nicht den geringsten Einfluß haben könne. Ich kann ja selbst im Deutschen sagen: **Sein Schweiß fiel in dicken Tropfen, gleich Blutstropfen**

pfen zur Erde; oder: Sein Schweiß ward, wie dicke zur Erde fallende Blutstropfen, ohne daß dieses in der Bedeutung etwas ändre. 2) Unrichtig ist es, daß das ὡσει Luc. 3, 22. mehr als eine bloße Aehnlichkeit bedeute, und merkwürdig, daß der Britte Harwood, ein Mann, der eben so wenig Exeget ist, als unser Verf., aber freyer denken durfte, eben aus dieser Stelle einen Beweis gegen den eigentlichen Blutschweiß entlehnet. (Vier Abhandlungen S. 189.) 3) Καταβαινω soll kein schnelles Hinunterfallen schwerer Tropfen, wohl aber ein langsames Hinabträufeln einer zähen Materie bedeuten können? Wir hatten gehofft in Zeiten zu leben, wo man sich eines so elenden, schülerhaften Etymologisirens schämen würde. Ohne uns auf den Sprachgebrauch der griechischen und römischen Profanautoren, ohne uns auf die Siebziger zu beziehen, welche dieses Wort so häufig vom Herunterfallen des Thaues, Schnees und Regens gebrauchen, dürfen wir den V. blos auf sein griechisches N. T. verweisen, wo er es z. B. Matth. 7, 25. 27. von einem verwüstenden Platzregen, der unsers Wissens schnell und in schweren Tropfen herabfällt, gebraucht finden kann. Schließlich, einen wahrhaft blutigen Schweiß würde Lucas der Arzt überhaupt auf eine andre Art beschrieben, oder wenigstens schlechtweg gesagt haben: Sein Schweiß ward zu dicken Blutstropfen, oder er schwitzte dicke Blutstropfen. — Die andere Recensenten auffallend gewesene Stelle findet sich unter der 53ten Seite, wo er über die Worte Jesu Matth. 16, 26. Was kann der Mensch geben, daß er seine Seele löse? also kommentirt: „Eine Stelle, die die eigentliche Loskaufung „der Menschen durch Jesum sehr deutlich beweiset. Denn „1) wenn wir nicht losgekauft werden; oder wenn irgend ein „Ding von endlichem Werth dazu genug wäre, so würde es „ja einem Menschen allerdings helfen, die ganze Welt ge„wonnen zu haben. 2) Weil auch der, der die ganze Welt „gewonnen hätte, nichts zur Loskaufung seiner Seele geben „könnte; so muß das, was Jesus dargebracht hat, einen „unendlichen Werth haben.“ Hätte der V. die so verständlichen Worte Jesu nicht aus ihrem herrlichen Zusammenhang mit dem vorhergehenden gerissen, und allenfalls die Parallelstelle Luc. 9, 26. damit verglichen, so würde er gesehen haben, daß hier von nichts anders die Rede sey, als von weltlicher und höherer Glückseligkeit, dem irdischen und dem ewigen Leben, und daß Jesus durch diese Vorstellung seine

Hänger ermuntre, für das unvergleichbar höhere Glück der Ewigkeit alles, auch das zeitliche Leben, das in sich schätzbarer ist als alle weltliche Güter, willig aufzuopfern. Aber das ist zu simpel, zu kunstlos für den, der sich gewöhnt hat, die Bibel durch die Brille seines Kompendiums zu betrachten, und alles, was er will, an allen Orten zu finden.

Db

Hugh Farmer's Briefe an D. Worthington über die Dämonischen in den Evangelien, mit Zusätzen und einer Vorrede, den Begriff von Inspiration zu bessern, von D. Joh. Sal. Semler. Halle, Gebauer 1783. 340 Seiten. 8.

Die Uebersetzung dieser scharfsinnigen Schrift, welche bis auf einige Ausdrücke, z. B. absprechende Art, Unbill u. s. w. gut gerathen ist, verdienet vorzüglich in den Händen angehender Gottesgelehrten zu seyn. Wir wollen deshalb für diejenigen, denen der Inhalt noch nicht bekannt seyn sollte, die Meynung Farmers kürzlich zusammenfassen. Sie gehet nämlich dahin; „daß die besitzenden Dämonen im neuen Testamente Gottheiten der Heiden, oder solche menschliche Geister gewesen seyen, von denen man glaubte, daß sie nach ihrer Trennung vom Leibe in Dämonen verwandelt wären, die der guten Menschen in Gute, und die der bösen in böse Dämonen. Von einem Dämonischen habe man geglaubt, daß er von einem oder mehreren Dämonen inspirirt würde, welche die Kräfte der Seele hemmten, die Glieder des Leibes regierten, und die Stelle der Seele verträten. Die besondere Symptome der dämonischen Besitzung seyen Arten vom Wahnsinn, den die Alten aus natürlichen Ursachen nicht hätten erklären können. Demnach sey besessen seyn und wahnsinnig seyn, einerley gewesen.“ Dies ist ganz unleugbar, und wird durch Joh. 10, 20. völlig bestätiget, wo δαιμονιον εχει und μαινεται beysammen steht, und nach der hebräischen Art zu reden, eins fürs andre gesetzt wird.

In der Vorrede zeigt Herr D. Semler, daß der Inhalt solcher Stellen, die von Dämonischen handeln, nicht zur Offenbarung gehöre, und dadurch nicht göttlich genehmigt sey; daß

daß solche Erzählungen in die Evangelien gekommen wären, die im Grunde doch nur historisch kopirt wären. Der Mensch, der seinen Namen legio angegeben, habe ohne Zweifel vor seiner Verrückung schon die jüdische Meynung gehabt, wovon er denn in seiner Verrückung Gebrauch gemacht habe; dies sey aber sehr unstatthaft, die Grille eines verrückten Menschen so zu behandeln, daß er als ein Verrückter doch noch immer zum Lehrer angenommen würde. Der weite Begriff der Inspiration enthalte den wahren Grund hiervon. Die Protestanten hätten nämlich im Gegensatz gegen papistische Traditionen das Ansehen der Schrift so erhoben, daß alles göttliche Eingebung sey. Die Erzählungen von Geistern und Macht des Teufels, seyen unmittelbare Folgerungen, die man eben so als göttlich genehmiget, hätte annehmen müssen, weil man die Prämissen zu weit angenommen hätte.

Die Zusätze beziehen sich größtentheils darauf, daß es einem jeden frey stehen müsse, nach seinen besten Erkenntnissen zu urtheilen. Dieses fast zu häufig angebrachte Raisonnement unterbricht häufig den Zusammenhang des Originals, und wir wünschten daher, daß es dem Herrn D. gefallen hätte, seine Zusätze besonders drucken zu lassen. Daneben finden sich auch historische Berichtigungen und Urtheile, die von einem so gelehrten Manne allemal willkommen seyn müssen. Eine Probe davon können wir unsern Lesern nicht vorenthalten. S. 509. „Ich will," sagt er, „zugestehen, daß manche Exorcisten solche verrückte Menschen wirklich wieder zum Gebrauch ihres Verstandes gebracht haben, weil ich mir einen physischen oder psychologischen Erfolg mancher äusserlichen seltsamen Anstalten, oder des Klanges hebräischer u. s. w. Worte — und eine auffallende Gestalt gar wohl vorstellen kann, alles ganz natürlich und ohne Wunder in der Sache, obgleich doch Wunder in der Vorstellung mancher Zuschauer." Dies ist der Natur solcher Begebenheiten völlig gemäß, und wird durch so häufige Vorfälle hinlänglich gerechtfertiget.

II.

Das abgekürzte Wort des Herrn. Herausgegeben von einem Liebhaber der Wahrheit. 1783. in 8. 574 Seiten.

Ein solcher Unsinn ist Recensenten in seinem Leben nicht vor Augen gekommen. Lassen sich unsre Leser nur eine kleine Probe reichen. Der Verf. ist ein Katholik. S. 139. hat er die Milch der Gottesfurcht an den Brüsten der katholischen Kirche eingesogen, und wendet den Spruch des hohen Liedes auf sich und seine Kirche an: Eine ist meine Taube, meine vollkommene, die einzige Tochter ihrer Mutter ꝛc Doch verachtet er die draußen sind nicht, denn es heißt: Ich habe 60 Königinnen, 80 Kebsweiber, und Jungfern ohne Zahl. Hierauf folgen die Wunder, die Gott durch ihn verrichtet hat. Nachdem er auf hohen Schulen in der Rechtsgelehrsamkeit in Flor gekommen war, seines liederlichen Lebens halber aber 1756 nach Schwaben zu seinem Vater eilen müssen, so wird er von diesem nicht, wie sichs wohl geziemt hätte, mit der Karbatsche, sondern mit übelangebrachter Zärtlichkeit empfangen, und spielt bey ihm die Rolle einer büßenden Magdalene. Sein Herz wird mit Liebeshitze gegen den Gekreuzigten erfüllt, und nun kommt er auf die Gedanken, barfuß nach Rom zu laufen, und zwar ohne alles Reisegeld. Gedacht, gethan. Er bettelt sich hinauf, speiset im päpstlichen Pallaste am Pilgertische, besucht die Gräber der Apostel, und kommt noch unsinniger nach Wien zurück. Hier bereitet er sich zur Annehmung der Weihen, schreibt vor einem Vesperbilde der Maria knieend, und zwar unvermerkt, ein Werk, woraus er abnimmt, Gott wolle ihn auf dem weiten Meere haben. Kaum sieht er die Schrift, so erkennt er die Worte des göttlichen Geistes, und bewundert, daß er 10 Bogen in einer Viertelstunde geschrieben. Er zeigt sie seinem Beichtvater, der darin zwar viel schönes und heiliges antrifft; doch aber meynt, die Schrift könne ganz wohl aus seinem Gehirn geflossen seyn. Im Beichtstuhl erzählt der Verf. nochmals, daß es Worte des heiligen Geistes sind, der Beichtvater aber wills schlechterdings nicht glauben. Hierauf genießt der Verf. alle Tage das heil. Abendmahl, und beichtet jede Woche dreymal, wird auch gewahr, daß ihm nunmehr die Hörner Moses aufgesetzt sind. Mit diesen gehet er durch einen Speisesaal, und bemerket, daß sein Antlitz verkläret sey. Hieraus schließt er, daß ihn Gott zu Andachtsübungen erkohren, die wider allen Menschengebrauch sind. Er gehet in langer Kleidung durch die Gassen, ruft aus vollem Halse und mit ausgebreiteten Armen sein Gebeth. In der Kirche macht ers

eben

eben so, mit zum Altar gekehrten Rücken. Jedermann hält ihn hierauf (und mit Recht) für närrisch und toll. Er aber läuft ins Kloster der barmherzigen Brüder, und macht da seine Grimaßen eben so. Diese gaben ihm ein Krankenbette, und ließen ihn zur Ader, so bald aber das Blut läuft, redet ihn der Geist an, es sey vollbracht, die Krone der Gerechtigkeit sey nun sein Theil, ihm sey alles übergeben im Himmel und auf Erden, er sey der höchste Priester nach der Ordnung Melchisedek, ein gerechter König. In der Mitte der Eingeweide fühlt er die Gegenwart des eingefleischten Gottes, und fängt laut an zu singen. Die barmherzigen Brüder heissen ihn schweigen, damit die andern Kranken nicht gestört, und auch rasend werden, aber da hilft nichts. Sie bringen ihn also in ein unterirdisches Loch, und da trägt sich nun die von den Propheten geweissagte Salbung mit ihm zu, auf folgende Manier: Der Verf. zieht sich nackend aus, hierauf erschallt die Stimme der Braut in sein Ohr, himmlische Lichter kommen durch die bretternen Wände, aus seinen Lenden fließt Blut, und der Geist spricht: das ist das Blut des Lammes, so am Kreuze vergossen ward. Mit diesem Blute beschmiert sich der Verf. den ganzen Leib, und himmlische Geister flechten ihm eine Krone von kostbaren Steinen in sein Haar. Die Bräute kommen in Gestalt von Sonne, Mond, und Sterne durch die Bretter, und er merkt, daß er nun unsterblich sey, und sein Gesicht glänze, wie Ps. 88. v. 20. gesagt ist. Nun nennet ihn der Geist des Herrn in den Sprüchen Sal. 30. v. 2. einen Narren über alle Narren, er findet auch aus den Propheten, daß er der Sohn des Speienden sey, und die Apokalypsis habe ihre Beziehung auf seine Salbung mit Blut, wozu Christus das Oel hergegeben.

Drey Jahre darauf wird der Verf. unter dem Löwensteinschen Regimente gemeiner Oboyst, wo ihm die Augen aufgehen, daß er der sey, den Johannes mit dem blutigen Kleide in Diamanten erblickt. Nachmals wird er Sprachmeister in Wien, endlich Secretair bey dem General Caramelli, wovon Daniel Kap. 12, 11. die 1290 Tage angezeigt, denn das römische Kaiserthum sey im Jahre 476 unter Augusto Regulo zu Grunde gegangen, wenn man nun diesen 476 Jahren, die vom Propheten angezeigte 1290 Jahre zusetzt, so habe man das Jahr Christi 1766. — Genug von diesem auf 574 Seiten gedruckten Unsinn. Daß ein Mensch

närrisch wird, je nun, das ist eine mögliche Sache, aber eines vollkommen närrischen Menschen Rasereyen im Druck der Welt zur Erbauung vorzulegen, das ist zu arg. Wir hören, daß dies Buch in Leipzig verboten worden. Es thut uns leid, daß man es so viel werth gehalten hat. Schaden kann es wohl niemand, als dem ohnedies nicht zu helfen ist.

Sophienruhe, oder die Landpfarre. Enthaltend Anmerkungen aus dem gemeinen Leben über etliche Zweifel der Gelehrten, insbesondere über den Stern der morgenländischen Weltweisen, von Johann Caspar Velthusen. Hamburg, bey Bohn 1783. In 8. 208 Seiten.

Wir hätten nicht geglaubt, daß sich der V. so sehr zum vertraulichen, jedermann faßlichen Kindergespräch herablassen könne, in welchem er dennoch viele herrliche Wahrheiten auf eine angenehme und unterhaltende Art vorgetragen hat. Zwar möchte sich mancher Leser wundern, wie die Landpfarre mit der Widerlegung der Zweifel gegen den morgenländischen Stern zusammentreffe, und vielmehr eine interessante Zeichnung aller vortheilhaften, allenfalls auch beschwerlichen Seiten der Landpfarre aufsuchen, was er aber nicht finden wird. Indessen sind die fremdscheinenden Materien ziemlich gut verflochten, und sowohl die Einwürfe eines Ungenannten aus dem Repertorio wider die Glaubwürdigkeit der ersten Kapitel des Matthäus ausführlich widerlegt, als auch die Genealogie des Matthäus mit der von Lucas in Harmonie gebracht. Alles dies nicht sowohl auf eine gelehrte Art, als aus dem gemeinen Menschenleben, und den Erfahrungen und Ueberzeugungen, die auch ein Landmann sich verschaffen kann. Aus mancherley Anführungen verschiedener Sterne, und der Veränderung ihres Standortes, mit untermischten weitläuftigen Hypothesen wird jene Erzählung im Matthäus wahrscheinlich gemacht. Mitunter viele Episoden.

Die vortheilhafte Gemüthsveränderung, die bey dem jungen Herrn von Rosenthal, einem aufblühenden Freygeist, und seinem übermäßig gelehrten Hofmeister Gnostikus vorfällt, so wie der endlich erfolgende Tod eines liebenswürdigen Wilhelms

helms, machen das Buch noch mehr interessant. Der Verf. hat sein Buch der katechetischen Gesellschaft zugeeignet, um diese Jünglinge auf ihre künftige Bestimmung aufmerksam zu machen. Wir wünschen, öfter mit so angenehmen Aufsätzen beschenkt zu werden, so wie die, übrigens sehr leichte Umarbeitung dieser Schrift, von irgend einem handvesten dramatischen Schriftsteller hiemit höflichst verbethen seyn mag.

Aussichten in die Ewigkeit, von Samuel Gottfried Bachmann, Pfarrern in Wellersdorf. Sorau und Leipzig, bey Deinzer, 1783. in 8vo. 144 Seiten.

Ein hochtrabender Wortschwall, in schwärmerischer Empfindeley, ohne alle Ordnung, regellos hingeworfen, zur Erweckung vernünftiger Andacht ganz ungeschickt. Der Verfasser hat alle morgenländische Bilder aus der Bibel zusammengestoppelt, sie noch selbst beliebig ausgesteift, um das Gehirn der Menschenkinder, die ohnehin gemeiniglich bey solchen uneigentlichen Redensarten in sinnliche Wallung gerathen, und das dann Erbauung nennen, noch mehr zu verwirren. Mitunter finden sich unschickliche Ausdrücke. Seite 19. kam **Moses als Seele auf die Erde zum Schutz der Frommen.** Seite 35. redet er, völlig als Enthusiast, vom Märtyrertod der Christen, in übertriebenen Ausdrücken: **das christliche Feld hat nie herrlichere Früchte getragen, als wenn Sturm und Ungestüm gewüthet, als wenn Christenblut vergossen worden.** Wir dächten, es wäre Zeit, die Uebereilung und Zudringlichkeit mancher christlichen Märtyrer, so wie die Unmenschlichkeit ihrer Verfolger, nun ruhen zu lassen. Es beweiset ja das ohnehin nicht viel. Jede Religion hat ihre Märtyrer gehabt, und der Aberglaube weiset die meisten auf.

Von der Schreibart kosten unsere Leser doch ein Pröbchen auch. Seite 65. „Der Sammelplatz alles Elends und Jammers ist die Hölle; Furcht, Schrecken, Traurigkeit, Angst, „Verzweifelung, jeder unreine, marternde Affekt, das sind „die Geißeln; Argwohn, Haß, Zorn, Unruhe, das sind „die Geyer, die das Innerste nagen werden, ohne daß „solche Plagen durch einen Strahl von Hoffnung gemildert

 „werden

„werden sollen. In dem Strudel des Abgrundes wohnen die „Sorgen, die Qualen, die Verwünschungen, die Verfluchun„gen, die der Gottlosen Henker sind; welch gräßliches Ge„schrey, wenn so viele tausend Millionen.“ Eheu, jam satis est. Wenn das nicht Pfafferey ist, was solls denn seyn? Die Stimme der Posaune bey dem Gerichte wird zehntausendmal stärker gehört werden, als bey Sinai. Der Richter steht da, Blitz im Auge, Donner in der Gerechtigkeit, die Wage in der Einen, das Rachschwerdt in der andern Hand. Wie sehr bitten wir den Verfasser, der wahrscheinlich ein junger Mann ist, welcher schön predigen und schreiben will, diesen Weg, auf welchem er die Gemüther zu schaukeln denkt, forthin ganz fahren zu lassen, und dagegen im gesetzten, männlichen Ton, wahre Herzensüberzeugung, gründliche Belehrung, dauerhafte Besserung zu suchen, die bey unsern jetzigen Menschen durch übertriebene Orientalismen nicht zu erreichen steht.

Bm.

Der von Religionsvorurtheilen träge Schweizer. 8. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten.

Allem Ansehen nach die Arbeit eines redlichen Mannes, der in einer Gegend der Schweiz lebt, wohin noch zur Zeit das Licht der Wissenschaften nicht eingedrungen ist. Der V. ein wahrheitsforschender, wahrheitsliebender, doch unstudirter Mann, bringt viel gutgemeinte, aber freylich unverdaute, unzusammenhängende Gedanken über Toleranz, Freyheit im Denken, in unwesentlichen Artikeln der Religion, u. dergl. vor, mit unter auch seine eigene Begriffe von den wesentlichen Religionswahrheiten, doch in weniger Ordnung, und lauter gemeine, unbedeutende Sachen. Für seine Gegend aber mag er wohl ein Licht werden, wo es ihm gelingt, seinen Landsleuten die Denkungsart, die in seiner Stadt athmet, einzuflößen. Aber er würde sich zu viel schmeicheln, wo er sich ausgebreitete Wirkungen von seiner unbedeutenden Broschüre verspräche, von der schwerlich zu glauben ist, daß sie je in königlichen Bibliotheken prangen, oder von Fürsten gelesen werden dürfte, wie er S. 9. wenigstens für möglich hält.

Wir

Wir hoffen, daß er die Untersuchungen über die wichtigen Gegenstände, mit deren Resultaten er die Welt zu beschenken S. 76. Miene macht, wohl unterlassen wird, wo er erst fühlt, wie sehr sie seine Kräfte übersteige. Die Frage, welche ihm so schwer scheint, warum jeder sich zu der Religion bekennt, worin er gebohren und erzogen ist, deren Beantwortung er einem Katholiken, mit dem besten Goldstück, das er hat, und einem Protestanten mit dem besten Silberstücke, das er im Vermögen hat, bezahlen will, beantwortet R. nicht, um ihn nicht um sein Silberstück zu bringen. So viel kann er dem Verfasser versichern, daß ihre Beantwortung unendlich leichter als die Beantwortung der Fragen ist, an die sich zu machen er sich heldenmäßig entschließt.

Die Wahrheit und Würde der ersten evangelischen Erzählungen allernächst gegen die Briefe über die Bibel im Volkston vertheidiget von J. Georg Schultheß Sohn, Lehrer an der Realschule in Zürich, 8. Zürich, bey Füeßli.

Eine Prüfung der Briefe über die Bibel im Volkston, von einem Mann, der einer solchen Arbeit gewachsen wäre, müßte gewiß jedem denkenden Bibelleser überaus willkommen seyn. Ein Versuch, den reinen Deismus mit Offenbarungsgeschichte zu vereinigen, darin zu entdecken, welche seltsame Erscheinung! und ein Versuch diese Aufschlüsse sogar dem Christenvolk zu mittheilen. Die christliche Volksreligion auf einmal in christlichen Deismus (wenn ich mich so ausdrücken soll) umzuschaffen, welches unerhörte Unternehmen! So schlechte Proben der Briefsteller auch dadurch, daß er so etwas für möglich halten, versuchen konnte, ablegt, daß er vom Unterschied der Philosophie, der Religion, und der Religion des Volks, richtige und helle Begriffe habe, und von der Entstehung des Christenthums historisch wahre, und nicht träumerische, in einem Roman allenfalls wahrscheinliche Vorstellungen hege, so wichtig und an neuen Bemerkungen fruchtbar mußte eine Beurtheilung seiner Schrift werden, worin gezeigt würde, von was für, theils ganz, theils halb wahren Grundsätzen der Verfasser ausgehe, wenn er die ächte evangelische Geschichte vom Wunderbaren, und überhaupt von allem,

lem, wodurch sie sich von der Geschichte eines Sokrates, oder andern Weisen des Alterthums, auszeichnet, befreyen, und mit dem Deismus vereinigen will, warum er das nicht recht anfängt, warum er hierin fehlt, wenn er eine Prüfung dieser Art dem Volk vorzulegen, für das Volk zu benutzen gedenkt. Hier würde vielleicht das erste, was zu erinnern wäre, dieses seyn, daß Herr Bahrdt bey seiner übrigen Schwerglaubigkeit auch gar zu leicht glaubt, daß die 4 Evangelien gerade die ältesten und lautersten Quellen sind, aus denen wir die wahre Lebensgeschichte Jesu schöpfen müssen. Einmal diese Voraussetzung erschwert Herrn Bahrdt die Arbeit, die wahre Lebensgeschichte Jesu herzustellen, gar sehr. Was würde er von demjenigen denken, der die Geschichte eines Legendenheiligen, welche voll Wunder und unglaublicher Dinge wäre, nach eben der Methode herzustellen gedächte? Würde es diesem wohl gelingen, aus den vielen unglaublichen und widersprechenden Erzählungen die Wahrheit in den meisten Fällen auszumitteln? Wenn noch dieser Forscher versicherte, er halte die Urheber dieser Wundergeschichten für Augenzeugen der Reden und Thaten des Heiligen. Für glaubwürdige Schreiber in der strengsten Bedeutung, wie sonderbar müßte Herr B. diese Versicherung finden? Wo ist denn die Gewißheit herzuleiten, daß die 4 Urkunden, die wir haben, die Stützen des Christenglaubens sind? Die Anwendung läßt sich leicht machen.

Der Verfasser der gegenwärtigen Apologie macht sich die Blössen, die der Briefsteller bey seiner fehlerhaften Methode, die Lebensgeschichte Jesu für Denker, wahrscheinlich, und fürs Volk genießbarer und nützlicher zu machen, in seinen ersten Prüfungen der Erzählungen von der Geburt Jesu häufig giebt, zu Nutze, und schließt aus der Art, wie der Verfasser sich dabey benimmt, auf die Unstatthaftigkeit aller Einwendungen, die sich gegen den Inhalt dieser Erzählungen machen lassen, und freut sich des leichten Triumphs, den er über die Gegner der Wundergeschichten davon getragen zu haben denkt. Freylich gehörte auch wenig dazu, die Schiefheiten des sonst so gelehrten, in manchen Stücken richtig, und helldenkenden, mit glänzenden Talenten begabten Schriftstellers aufzudecken. So war es z. B. leicht zu zeigen, es sey widersprechend, die Evangelisten als glaubwürdige Schriftsteller vorzustellen, und doch so viele Facta, welche sie erzählen, zu läugnen, leicht, eine Unrichtigkeit in der Behauptung zu finden, daß die Alten geglaubt

glaubt haben, ein Weiser müsse von einer Jungfrau gebohren werden. Es war eben so wenig schwer, die Antwort Gabriels, die H. V. ihn auf die Frage der Maria, wie sie ohne Mann gebähren werde, geben läßt, ungereimt zu finden, die Bemerkung zu machen, daß des V. Ausfälle auf das Judenthum, und seine erbaulichen Ergießungen der Andacht oft übel angebracht seyen. Aber der junge Schulmann schulmeistert den Briefsteller auch zuweilen am unrechten Ort, z. E. wo er Unwissenheit affectiert, was ein Engel nach den Begriffen der Juden sey. Rec. ist versichert, daß der Briefsteller das vom Apologeten wohl nicht zu lernen braucht, und daß er die bekannte Vorstellung mit allem Fleiß verschweige, und entfernen wolle, so auch, wo er den Joseph, ohne daß sein Verdacht gegen die Maria eigentlich durch den Engel widerlegt worden wäre, dieses, wie er glaubt, gefallene Mädchen zu sich nehmen läßt, weiß er wohl, daß er den Joseph hier undelikat handeln läßt. Hr. S. braucht ihm das nicht zu sagen. Auch daß er die Worte des Engels nicht getreu nach dem Inhalt des Matthäus giebt, müßte er wohl wissen. Aber seine Hypothese zwang ihn dazu. Uebrigens ist der Apologete auch oft, wo er überhaupt die evangelischen Erzählungen von Jesu Geburt retten will, nicht sehr glücklich, und zeigt mittelmäßige Einsichten. Die Lehre, daß Jesus von einer reinen Jungfrau gebohren worden, ist ihm ein sehr wichtiger Artikel des Glaubens der Christen. Auf den Einwurf: „Kann auch wirklich das religiöse Gefühl in der wundervollen Geburt Jesu gesunde Nahrung finden?“ antwortet er auf folgende Art: „Die Religion soll, das wird niemand läugnen, dem Menschen Gefühl seiner innern Würde einflößen. Und diese ist uns in der Person Jesu so nahe als möglich, vor die Augen gerückt. Schon in der Geburt Jesu wird uns die angebohrne Menschenwürde sichtbar. Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten, darum auch wird das Heilige, das aus dir gebohren wird, Gottes Sohn genannt werden. Welcher Adel! Wie verliert sich gegen diesen die königliche Abkunft in tiefe Schatten! Und wie? ist das nicht auch unser Adel! Ist es nicht im Allgemeinen wahr, was bey Jesus so besonders auffallend ist? Der Sohn des Menschen ist Gottes Sohn.“ Was für Geschwätz! Was ist denn für ein Zusammenhang zwischen diesem Vorzuge Jesu vor den übrigen Menschen, durch den er in einem ganz besondern Verstande, (wie jene Juden sich vorstellten) Gottes Sohn war, und zwischen der

Würde

Würde der Menschheit? Die angebohrne Menschenwürde wird uns durch die wunderbare Geburt Jesu so wenig sichtbar, daß sie im Gegentheil dadurch verdunkelt wird. Vielmehr sollte, nach der Vorstellung jener Zeit, durch diesen wunderbaren Ursprung Jesu seine Heiligkeit offenbar werden, Kraft deren er von der Erbsünde, worin alle Menschen empfangen werden, die auf die gewöhnliche Weise in die Welt kommen, rein war. Die Einwürfe gegen die Aechtheit der zwey ersten Kapitel des Matthäus, hat der Verf. aus Grotius aufzulösen versucht. Wo er auf die Geschichte des Sterns kömmt, thut er aus dem Seinigen die Bemerkung hinzu: die Weisen sahen oder glaubten zu sehen, der Stern habe die geradeste Richtung gegen Bethlehem, d. i. er stehe gerade über Bethlehem. Ein Astronome kann so was nicht sehen, noch zu sehen glauben. Ein Stern hat ungefähr die nehmliche Richtung oder Elevation gegen Oerter, die so wenig entfernt sind, als Jerusalem und Bethlehem. Ueberdem war der Stern, der Erzählung nach, nicht ihr Wegweiser nach Bethlehem, sondern nach dem Hause. Sie wußten schon, daß sie gen Bethlehem gehen mußten. Andern Bemerkungen des Verf. kann Rec. nicht beystimmen. So dünkt ihn, daß er die Juden, um dem Briefsteller zu widersprechen, zu viel in Schutz nehme, wenn er z. B. die Zulage, daß sie einen harten Gott geglaubt, so ganz ungegründet findet. Man muß auch nichts von der Juden Büchern, als höchstens die Bibel, und auch diese nicht aufmerksam genug gelesen haben, wenn man der Juden Begriffe von Gott nicht schon zu Moses Zeit, und noch vielmehr in allen folgenden, anders beschaffen findet, als der Briefsteller. Es ist ja von der individuellen Religion weniger Weiser und Frommer nicht die Rede. Die Lästigkeit des Ceremoniengesetzes, die der Briefsteller in etwas exaggeriert, von der aber Hr. Sh. auch beynahe nichts wissen will, erkennen auch die ersten Prediger des Christenthums. Der Styl des Verfassers wird schwerlich den Beyfall eines ernsthaften und bescheidenen Lesers finden. Der ironische Ton, den er bey dieser wichtigen Untersuchung annimmt, die Selbstzufriedenheit, die er so merklich blicken läßt, und die so weit geht, daß er mit seinen Lesern so familiär umgeht, ihnen eine Predigt, nicht etwa als Anhang, sondern mitten in seiner Abhandlung zum Besten zu geben, die er zu Zürich gehalten hat, charakterisiren den eitlen Jüngling, der, da seine Gelehrsamkeit sich fast blos auf des Grotius Annotationes einschränkt, vom Hrn. D. Bahrdt, den er allenthalben als den V. der Briefe zu nennet, ungleich mehr als dieser von ihm lernen könnte.

2. Rechtsgelahrheit.

A. D. Alteserrae, I. V. Prof. et Dec. Vniv. Tolosanae, in libros Clementinarum commentarii. Accessere sex praelectiones solemnes habitae pro instaurandis scholis. Recensuit et praefatus est *C. Fr. Glück*, I. V. D. Hal. 8. 1782. 20 Bogen.

Mit so vieler Gelehrsamkeit diese Commentarii bekanntlich geschrieben sind, so höchst selten ist die Pariser Originalausgabe vom Jahr 1680. 4. Herr G. verdient daher für die Beförderung dieses deutschen Abdrucks vielen Dank, und wird sich um das deutsche Publikum noch weiter verdient machen, wenn er, versprochenermassen die übrigen zum Kirchenrechte gehörigen Schriften, die noch nicht wieder abgedruckt sind, auf gleiche Weise uns in die Hände liefert. M. Marotta in Neapel hat eine neue Ausgabe sämmtlicher Werke im Jahr 1776—1780. in XI. T. und XVI. Voll. 4to veranstaltet.

Ios. Ant. Riegger, Eq. Prolegomena jur. publ. *Fascic. III.* Prag. 1782. 8.

Sie enthalten folgende drey Abh. I. H. *Feltzii*, D. de methodo juris publici I. R. G. Argent. 1698. 4. G. H. *Ayreri*, progr. an, et quatenus institutionum iustinianearum methodus doctrinae juris publici I. R. G. accommodari possit? Goett. 1756. 4. I. G. *Sulpicii* (Kulpisii), de studio juris publici recte instituendo et de scriptoribus eo pertinentibus, 1688. 8. Nk.

Marci Tullii Ciceronis Rhetorica seu institutiones artis eloquentiae forensis, opera et sumtu cultoris disciplinae Ciceronianae, *Iosephi Greyssing*, Iur. Doct. Norimbergae, apud Stein in Commiss. 1782. in 8. *Tom. I.* 10 Bog. und *Tom. II.* 13½ Bog.

Daß

Daß durch Lesung der Ciceronianischen Schriften, die einem praktischen Rechtsgelehrten nöthige Beredsamkeit erlernt und ausgebildet werden könne, ist wohl gewiß. Ob aber des Verfassers Arbeit dabey von sonderlichem Nutzen seyn werde, daran zweifeln wir. Er hat nämlich die hier gelieferten Stücke, die 4 Bücher ad Herennium, die 2 Bücher de Inventione und die Topica abdrucken lassen, sie in Abschnitte und §§. zertheilt, und jedem derselben eine Rubrik gegeben: wodurch das Ganze das äußerliche Ansehen eines Lehrbuchs bekommt.

Dz.

D. Justus Claproths Sammlung verschiedener gerichtlichen, vollständigen Acten, zum Gebrauch praktischer Vorlesungen. Göttingen, im Verlag der Wittwe Vandenhök, 1781. 6 Alphabet 8 Bogen. Ebendesselben Nachtrag zu dieser Sammlung, 1782. 1 Alphab. 9 Bogen in Folio.

Der Herausgeber, welcher in Göttingen praktische Vorlesungen mit Beyfall hält, bediente sich vormals dabey geschriebener Acten, deren er eine ziemliche Sammlung hatte. Durch die Treulosigkeit einiger seiner Schüler aber wurde dieser Vorrath sehr vermindert. Er läßt daher hier eine Sammlung drucken, die er von Zeit zu Zeit fortsetzen will. Sie enthält theils ganz kurzerzählte juristische Fälle; theils ganze Acten, die bey den Aemtern oder höheren Gerichten, in Civil- oder Criminalsachen verhandelt worden sind; theils Actenstücke, welche Herr C. selbst ausgearbeitet hat. Man findet hier nicht nur gut- sondern auch schlecht geführte Acten, damit der Lehrling die Fehler kennen und vermeiden lerne. Zuweilen sind die Entscheidungen beygefügt, zuweilen nicht. Hier und da sind auch zur Erläuterung Risse geliefert. Ohne Zweifel haben Vorlesungen, wobey diese Sammlung zum Grund gelegt, und vom Docenten so nützlich angewandt wird, als sich vom Herrn Hofrath C. erwarten läßt, einen ausnehmenden Nutzen.

Cz.

Versuch über Handels- und Schiffahrtsverträge, von Hrn. von Steck. Halle, bey Gebauer, 1782. 14½ Bogen in 8.

Man weiß es schon aus andern Schriften des Verf., welche ausgebreitete Kenntnisse er nicht nur in der Geschichte und Rechtsgelahrheit, besonders im Staats- und Völkerrechte, sondern auch in der Staatswirthschaft und der dazu gehörigen Handlungswissenschaft besitzt: wovon auch dieses Buch einen neuen Beweis giebt. Es wird zwar in der Vorrede gesagt, daß hier nur Collectaneen geliefert würden; aber der Leser findet bald, daß solche Collectaneen, wenn man ja diesen Ausdruck brauchen will, mehr Werth und Brauchbarkeit haben, als manche mit noch so viel Methode geschriebenen Systeme; zumal da in dieser Art Schriften nur wenig vorgearbeitet ist. Die in den ersten Hauptstücken vorausgeschickten Abhandlungen sind sehr interessant, und mit vieler Einsicht und Kenntniß der abgehandelten Gegenstände geschrieben. 1) Untersucht der Verfasser die Vortheile der Völker in Ansehung des auswärtigen Handels, und durch welche Mittel derselbe zu befördern ist. 2) Handelt er von der Handlungsbilanz, Handelseifersucht, und dem Handlungsgleichgewichte. Im 3ten Hauptstücke wird von Handels- und Schiffahrtsverträgen insgemein, und im 4ten von den verschiedenen Gattungen, von vorsichtiger Schließung, von den Bedingungen und Vortheilen der Handlungsverträge gehandelt. Ueber welche Gegenstände der Verfasser im Allgemeinen viel Wahres und Brauchbares bemerkt, und aus wirklichen Handelsverträgen erläutert. Das 5te Hauptstück, welches den größten Theil des Buchs einnimmt, enthält ein Verzeichniß und einen Auszug der vornehmsten Handelsverträge oder Commercientractaten. Der Verfasser geht die vornehmsten Europäischen Reiche nach der Reihe durch, erwähnt bey jedem derselben gemeiniglich etwas von dessen Handlung, überhaupt und mit einzelnen Reichen, und führt sodann die Handelsverträge nebst deren wesentlichen Inhalt an, die es mit den übrigen Reichen geschlossen hat, über deren Veranlassungen und vortheilhaften und nachtheiligen Folgen sehr treffende für den Geschichtskundigen sowohl, als den Politiker wichtige Bemerkungen überall eingemischt werden. Das 6te Hauptstück endlich enthält Erläuterungen über einige Gegenstände der Handelsverträ-

träge; als: von der Frist, welche in Handelsverträgen für die Kaufleute und Schiffer bedungen wird, sich und ihre Güter nach einem Bruch zu retten; von Capern und Armateurs. Von Aufbringung feindlicher Schiffe in neutralen Häfen und Rheden, und vom Einlaufen der Capers und Verkaufung der Prisen in neutralen Häfen; von Wiedereroberung der Prisen durch die Armateurs einer alliirten Macht oder eines Bundsgenossen; von der Freyheit der Schiffahrt und Handlung neutraler Nationen währenden Kriegs, nach dem allgemeinen und natürlichen Völkerrecht, und dann nach dem europäischen und auf Tractaten und Herkommen gegründeten Völkerrechte; endlich von Consuln und Conservatoren. Diese Erläuterungen klären die angeführten Lehren des europäischen Völkerrechts sehr gut auf, und es verdient der Verfasser dafür um so mehr Dank, je seltener dergleichen Abhandlungen sind, und je mehr Schwierigkeiten sich dabey finden, die nicht anders als durch eine so ausgebreitete historische und litterarische Kenntniß, als der Verfasser besitzt, überwunden werden können.

D. Fr. Christoph Jonathan Fischers Litteratur des germanischen Rechts. Mit Beylagen. Leipzig, 1782. im Verlag der Schwickertischen Buchhandlung, 20 Bog. in 8.

Der Verfasser, dessen ausgebreitete historische Kenntnisse, aus allen seinen vielen Schriften bekannt sind, pflegt nicht bey dem, was schon von andern gesagt worden ist, stehen zu bleiben; sondern er geht meistens seinen eigenen Gang, um durch seine Untersuchungen bisher Statt gefundene Meynungen zu bestreiten, und den Leser auf neue Wege zu leiten. Aber freylich sind dies zuweilen nur Hypothesen, die, so auffallend und glänzend sie seyn mögen, nicht allemal die Probe aushalten. Es ist dahero nöthig, daß man ihn mit eben der Behutsamkeit lese, als die Schriften Ludewigs, mit welchem der Verfasser auch darinnen eine Aehnlichkeit hat, daß er seinen Lesern es gerne fühlbar macht, wie viel Neues er sagt, und daß er auf andere Schriftsteller zuweilen mit zu vieler Verachtung hinabsieht. Wir bemerken dies hier um deswillen, weil der Ton, aus welchem er in der Vorrede von Selchow spricht, jedem Leser mißfallen wird. Die Schrift selbst enthält

hält eine Beschreibung der Quellen des Deutschen, oder nach dem Ausdruck des Verfassers, des Germanischen Rechts, unter welchem letztern er alle Gesetze versteht, die deutschen Ursprungs sind, und auch bey andern Völkern Europens gelten. Er hat dahero auch die Gesetze anderer Reiche hieher gezogen, und im 2ten Buche als Nebenquellen mit aufgeführt. Die im 1sten Buche abgehandelten Hauptquellen werden nach der Eintheilung in einheimisches und fremdes, veraltetes und heutiges Recht, und nach denen bey dem Einheimischen Statt findenden Unterabtheilungen in altes, mittleres und neues, und in Landgemachtes und Gewohnheits-Recht vorgetragen. Im 2ten Buche kommen die sowohl einheimischen als fremden Nebenquellen vor; und im 3ten wird von dem Umfange des Germanischen Rechts und den Hülfsmitteln zur Kenntniß der Germanischen Gesetzgebung gehandelt. Die einzelnen Gesetze und deren Sammlungen, der Gegenstand betreffe einen Theil der Rechtsgelahrheit, welchen er wolle, werden jedesmal nach der Zeitordnung angegeben, und zwar weit vollständiger und genauer, auch mit mehr litterarischen Nachrichten bereichert, als es von andern in dergleichen Lehrbüchern geschehen ist. Des Verfassers ausgebreitete diplomatische Kenntniß macht auch, daß er die Aechtheit mancher von andern bezweifelten Urkunden vertheidiget und bewahrheitet. Uebrigens äußert der Verfasser hin und wieder Meynungen, die entweder als blosse Hypothesen anzusehen, oder ganz falsch sind. Eine dieser Meynungen ist, daß die Rechtssammlungen der mittlern Zeit promulgirte Gesetzbücher seyn, ihr gesetzliches Ansehen und Gerichtsbrauch auch noch heut zu Tage da, wo ihr Inhalt durch neuere Gesetze oder durch veränderte Staatsverfassung nicht verändert ist, ungekränkt seyn soll. Diese und ähnliche Meynungen, so wie die nicht ganz richtige Vorstellung von dem Verhältniß des Römischen Rechts zu den Deutschen, hat der Verfasser mit andern eifrigen Germanisten gemein. Wenn man nur immer bey dem Urtheile über die Gültigkeit des Römischen Rechts bedächte, daß gewiß über drey Viertheile davon aus solchen Sätzen besteht, die, um mich kurz auszudrücken, hypothetischen Naturrechts, oder aus der Natur der Gegenstände durch eine gesunde Philosophie gezogene Folgerungen sind. Das Verzeichniß der Gesetze anderer Europäischen Reiche im 2ten Buche, und der dahin sich beziehenden Schriften, die im 3ten Buche angeführt werden, ist ziemlich vollständig. In diesem Buche werden auch die übri-

gen Hülfswissenschaften des deutschen Rechts durchgegangen. In einem Anhange sind 7 Urkunden beygefügt, worunter besonders ein genauer Abdruck der Constitution de Expeditione Romana, und der von den Würtembergischen Gesandten beym Westphälischen Friedenscongresse verfertigte Entwurf dieses Friedens angemerkt zu werden verdienen.

Eg.

D. *Christ. Guil. Wehrn*, iuris antecessor. (antecessores theologiae, medicinae u. s. w. giebt es doch nicht,) in Hierana, primae lineae iuris romani privati tam ante Iustinianum, quam ab ipso conditi huiusque usus communis, qui nunc in foris germaniae est methodo systematica ductae. Erfordiae, sumtibus Keyseri. 1783. 194 S. 8.

Wieder ein neues Lehrbuch des römischen Rechts nach einem eignen Plane, der sich dem Nettelbladtischen am meisten nähert. Der Verfasser theilt die Rechtsgelehrsamkeit in die allgemeine und besondere ein; in dem gegenwärtigen ersten Theil ist nur die allgemeine enthalten. Demnach handelt der Verfasser Tit. 1. de iure varie, inprimis autem obiective considerato; item de iuris speciebus. Tit. 2. de iure subiective considerato; de ICtis, de interpretatione iuris; de adplicatione iuris. Tit. 3. de fontibus ac subsidiis iuris. Tit. 4. de fundamentis iuris. Tit. 5. de fine iuris. Tit. 6. de obiectis iuris; de rebus; de personis; de factis. Tit. 7. de effectibus iuris; de constitutione, adquisitione et divisione iurium obligationumve; de personis, per quas nobis ius constitui a nobisve adquiri potest. Tit. 8. de amissione iurium et dissolutione obligationum. Tit 9. de effectibus iurium, qua facultatum moralium, atque obligationum, remediis scil. quae competunt ad facultates morales exercendas; de actionibus, de exceptionibus. Nicht nur das Justinianeische, sondern auch etwas vom älteren Recht ist beygebracht. Wir haben schon bey mehreren Gelegenheiten unsere Meynung über die neuen Lehrplane des römischen Rechts, und über die Abtheilung der

Rechtswahrheiten in allgemeine und specielle gesagt, z. E. XX. 22 B. 338 u. ff. S. Anhang 1. zum 13 — 24 B. 348 S. und merken deswegen hier nur an, daß auch dieser Verfasser viele Dinge in den allgemeinen Theil bringt, die, nach unserer Ueberzeugung, in den besondern gehören; z. E. S. 139. die Lehre von den Contracten; S. 143. von den Verbrechen; S. 151. von den correis und den Erfordernissen eines gültigen Vertrages; S. 166. von den modis tollendi obligationes, und dergl.

Eine große Neigung zum Distinguiren verrathen die Eintheilungen des facti in expressum und tacitum S. 127. in certum und incertum S. 128. und viele andere. Nicht qui *multum*, sondern qui *bene* distinguit, bene docet.

An Deutlichkeit und Bestimmtheit fehlt es manchen Erklärungen; z. E. S. 81. *interesse* est lucrum cessans et damnum emergens, (dadurch wird der wahre Begriff dieses Wortes keinesweges erschöpft,) S. 130. *metus* est trepidatio mentis ob malum imminens, quo factum aliquod extorquetur. Wie kann man den dolum in bonum und malum eintheilen, wenn man ihn, wie S. 140. definirt: est propositum alteri nocendi in actum deductum; wie das tempus utile, in utile ratione initii, und utile ratione cursus, wenn man (S. 127.) sagt: tempus utile dicitur, si eius *intervalla civiliter* computantur. Die Eintheilung der Civil- und Naturalcomputation ist auch nicht berührt. — Indessen zeugt doch das Buch von guten Rechts- und Litterarischen Kenntnissen, und giebt Hoffnung, daß der Verfasser der Jurisprudenz noch wichtigere Dienste leisten werde, als er ihr, wie wir glauben, durch dieses Compendium geleistet hat.

Codicem Criticum Pandectarum indicit *Io. Melch Gottlieb Beseke*, I. V. et Ph. D. Iurium Professor in Academia Mitaviensi, Berol. in commissis Hessii, 1783. 3 Bog. in 8.

Was in der Gebauerschen Ausgabe der Pandekten sollte geschehen seyn, freylich mit einiger Auswahl, (denn nicht alle unstatthafte Einfälle der Ausleger dürften angezeigt werden) das verspricht jetzt Herr D. Beseke zu liefern; ein Werk, wie

Wolfs Curae philologicae, oder wie die von Bowyer gesammleten Konjekturen über das N. T. sind; und er verdient dafür den Dank aller Freunde der ächten Rechtsgelehrsamkeit; denn man wird jetzt alles kurz beysammen finden, was in einer großen Menge von Schriften bisher zerstreut war.

Der Verfasser giebt von seiner Arbeit eine Probe über drey Titel. Wir wollen aus dem ersten, was wir nicht genau genug aus den Autoren, die wir nachschlagen konnten, ausgezeichnet fanden, kurz anzeigen; denn wir wünschen, daß in dem Werke selbst, die Erklärungen und Verbesserungen vollständig, was die Hauptsache betrifft, angezeigt werden; denn sie sind sonst auf keine Weise brauchbar.

Zur L. 1. pr. D. de Injur. fehlt in der Anzeige der Köhlerschen Verbesserung gerade das, was der Stelle Sinn und Zusammenhang giebt. Es sollte heißen: Interdum iniquitatem injuriam dicemus: nam cum quis inique vel injuste sententiam dixit. Injuriam autem ex eo dictam, u. s. f. Und dabey müßte denn auch angemerkt seyn, daß Herr Prof. Köhler nach sententiam dixit eine Ellipse annimmt, die er durch ähnliche Stellen erläutert: tum injuriam factam dicemus. Und nach den Worten: Injuriam autem ex eo dictam, rückt er dem Sinne nach constat oder palam est ein, wie dergleichen Wörter auch öfter ausgelassen werden. Vintimillius, aus dessen Ausgabe der Verfasser überall die Varianten mit anmerkt, hat auch nicht die hier angenommene Interpunktion. Auch die Cannegietersche Verbesserung ist bey dieser Stelle nicht völlig richtig angegeben. Man muß nämlich zuletzt, wo der Verfasser vielleicht einen Druckfehler zu finden glaubte, und deshalb änderte, so lesen: Injuriam* (id est, existimo, teste Magnone) ex eo dictam, u. s. f. Nämlich Joh. Cannegieter hält dieses * nach dem Magno für eine Note von existimo; es ist mir aber wahrscheinlich, daß die Note selbst verloren gegangen, und dafür das Sternchen, als ein Zeichen dieses Defekts gesetzt worden.

Bey L. 7. §. 4. injuriae factum sit, ist die Note: Abr. Wieling II. Lect. c. XI. §. 2. notat vitiose alibi legi dictum pro *factum*. Wieling sagt vielmehr, in der Florentinischen Handschrift finde man hier, nach Taurellis Anmerkung, falsch geschrieben dictum für factum; aber das ist wieder auch

von Wieling ein Versehen; die Taurellische Note gehört, wohin sie auch Gebauer gesetzt hat, zu L. 15. §. 43.

Bey L. 7. §. 8. ist blos Fornerius I. Select. 21. genannt als ob er der Cujazischen Verbesserung beystimmte; es sollte aber vielmehr heißen: veterem lectionem, cui adstipulentur Iustinianus et Theophilus §. 9. I. de Injur. non mutandam censet Fornerius.

Bey L. 11. §. 7. sollte der Verfasser für laudat cod. vet., laudat Codicem et veterem editionem Venetam, gesetzt haben. Und so auch bald nachher, iidem veteres libri Arntzenii, für idem vet. Cod. Arntz. Bey L. 15. §. 15. fehlt Joh. Ludw. Conradis Bemerkung, der nichts geändert haben will, Opuscul. e Iure Civ. Vol. II. p. 3.

Bey L. 17. §. 13. ad suam utilitatem merkt der Verfasser an: P. Faber I. Semestr. c. 10. reponit *vilitatem*, idque, uti dicit, cum Florentina et Accursio. Aber es ist das utilitatem ein blosser Druckfehler der Leuwenschen Ausgabe, der aus dieser auch in die Göttingische geflossen, wo die Note gar nicht zum Texte paßt; die Florentinischen Pandekten haben ad suam vilitatem. Der Verfasser muß nothwendig überall die Florentinische Ausgabe selbst vergleichen, nicht die unzuverlässige Göttingsche. Bey L. 23. hätte der Verfasser Arntzenius Diss. ad L. 2. D. de In jus voc. III. p. 279. schreiben sollen; denn in der größern Abhandlung ist die gemeynte Anmerkung sonst schwer zu finden.

Zuletzt hat der Verfasser eine Anzeige von 386 Schriftstellern angehängt, aus denen er seinen Codex criticus zusammengesetzt hat, und die er für ganz vollständig hält; aber aus einer Göttingischen Bibliothek könnte die Zahl wohl noch sehr vermehrt werden. Uns sind beym Durchlesen folgende, die wir zum Theil selbst besitzen, zum Theil sonst gebraucht haben, beygefallen. *Ant. Dad. Alteserrae* Recitationes quotidianae in Claudii Tryphonini libros XXI. Disputationum. Tolosae, 1679. 4. *Ej.* Recitat. quotid. in varias partes Digestorum et Codicis. Ibid. 1684. 4. *Io. Aug. Bachii* Trajanus. Lips. 1747. 8. *Ej.* Opuscula ad Historiam et Iurisprudentiam spectantia. Hal. 1767. 8. *Petr. Belloji* Variorum Iuris Civ. Libri IV. Ien. 1619. 4. *Balth. Branchu* Observationum ad Ius Romanum Decas altera. L. B. 1723. 8. *Pauli Busii* Subtilitatum Iuris Libri septem. Colon. Agr. 1604. 8. *Barth. Chesii* Interpretationum Iuris Libri duo, et de Differentiis Iuris Liber, in

Heineccii Iurispr. R. et A. Tom. II. zwar finden wir diese Sammlung überhaupt angezeigt. *Franc. Duareni* Opera Frf. 1607. Fol. *Ger. Feltmanni* Benedictorum Liber unus. Groningae, 1673. 8. *Alb. Gentilis* Lectionum et Epistolarum, quae ad Ius Civile pertinent, Libri IV. Lond. 1584. 8. Historia Pandectarum Authentica, sive Iustiniani de Pandectis Epistolae III. una cum Indice Ictorum Flo. ex emendatione *Laur. Theod. Gronovii*, novaque opera *Franc. Car. Conradi*. Hal. 1730. 8. *Laur. Andr. Hambergeri* Opuscula ad elegantiorem Jurisprudentiam pertinentia, cum praef. *Io. Ge. Estoris*. Ien. et L. 1740. 8. *Zach. Huberi* Dissertationes juridicae et philologicae. Edit. II. Amstelod. 1721. 4. *Iani Langlaei* semestria, cum observationibus *Bern. Autumni*. Paris 1616. 4. *Marci Lyklamae a Nyeholt* Opinionum Iur. Civ. Libri III. Hag. C. 1602. 8. *Ej.* Benedictorum Libri IV. L. B. 1617. 8. *Hier. de Oroz* de Apicibus I. C. Libri V. Lugd. 1661. Fol. Verschiedene Schriften der Pagenstecher. *I. L. E. Püttmanni* Adversariorum Iuris universi Liber II. L. 1778. 8. *Iac. Raevardi* Opera, in Tomos II. digesta. Frf 1601. 8. *Ej* Operum pars postuma, in qua Conjectaneorum Libri III. nunc primum in lucem editi. Ibid. eod. 8. *Iac. Voordae* Electorum Liber singularis. Traj. Bat. 1749. 8. *Io. Wunderlich* de Usu inscriptionum in jure Liber singularis. Quedlinb. 1750. 4. Die Dryfosische Abhandlung, die als besonders gedruckt N. 176. angezeigt wird, steht im Vol. I. Tom. III. der ältern Oelrichschen Thes. Diss., aus dem überhaupt nur wenig Schriften angezeigt sind. Und aus dem neuern, der doch auch manches hiehergehörige enthält, finden wir gar keine angemerkt.

Herr B. frägt an, ob das juristische Publikum sein Werk verlange? Im Fall eines zu hoffenden hinlänglichen Absatzes will er es entweder einem Buchhändler im Verlag geben, oder auf eigene Kosten so viele Exemplare drucken lassen, als sich Pränumeranten finden. So nützlich auch seine Arbeit ist, und so willkommen sie allen gründlichen Rechtsgelehrten seyn wird, so fürchten wir doch bey der großen Kälte, womit jetzt das kritische Studium von den meisten Juristen getrieben wird, daß die Anzahl der Käufer nicht sehr groß seyn dürfte. Vielleicht vermehrt sich der Absatz, wenn Herr B. sel-

B. seinen Plan etwas erweitert, und bey jedem Gesetz nicht nur die Verbesserungen, sondern auch die Erklärungen anführt, die man in den Schriften der eleganten Juristen antrifft. Dieß kann ihm nicht viel Mühe machen, und das Werk erhält dadurch eine weit allgemeinere Brauchbarkeit. Damit unsere Leser sich einen deutlichern Begriff von dem Buch machen können, wollen wir z. E. das hersetzen, was Hr. B. bey der L. 7. §. 2. de injur. anmerkt.

„L. 7. §. 2. — si sua, puta si servilis — *Noodtius* I. Obs. 16. legit *si summa*, et id quidem ex scripturae compendio *si sua;* quod non probatur *Wielingio* II. lect. jur. c. 11. §. 2. qui verba *si sua* eliminanda censuit. *Noodtii* crisin probat *H. Cannegieterus* com. ad fragm. vet. jurispr. cap. 6. *Roeverus* specim. ad loca quaedam jur. depravat. in thesaur. Oelrich (man setze hinzu Vol. 1. Tom. 1. p. 153. mavult *si saeva*. *I. Cannegieterus* collat. LL. M. et R. p. 226. probat *Noodtii* crisin, sed in tit. corp. Vlp. p. 158. credit, vindicari adhuc posse lectionem receptam. Etiam *Trotzius* mem. prop. c. 9. Noodtii conjecturam probat. *Vintemill* exhibet. *puta si servilis*, et omittit *si sua*, ob cujus auctoritatem lubentius adstipulor Wielingio, potissimum quia mihi est verosimile, librarii festinantis calamo hoc vitium excidisse, qui cum audiret *puta si*, repeteret et scriberet prius *si sua* ob soni similitudinem.“

Cz.

---

3. Arzneygelahrheit.

Caroli a Linné, Equitis aur. de stella polari S. R. M. Svec. Archiatri med. et botan. Prof. in acad. Vpsal. reliq. Materia medica. Editio quarta auctior, curante *Io. Christ. Dan. Schrebero* — Erlangae, apud Waltherum, 1782. groß 8. 304 Seiten.

Die erste Ausgabe dieses Buchs erschien 1749. zu Upsala, und die dritte 1772. zu Erlangen. Herr Hofrath Schreber hat sich bey dieser Ausgabe alle Mühe gegeben, die in der vorigen stehen gebliebene Druckfehler zu verbessern, auch ist der 713 §. welcher in der vorigen Ausgabe aus Versehen ganz weggeblieben, hier wieder eingeschaltet.

Das vorzüglichste Verdienst aber, so sich der Verf. bey dieser Ausgabe erworben, bestehet darinne, daß er einige einfache Mittel aus des Herrn Ritters observationibus in materiam medicam hier mit eingerückt hat. Nicht minder hat derselbe auch eigene Anmerkungen beygefügt, auch einiges vom Register, so ihm überflüßig schien, abgeschnitten, wie er denn auch die, bey den vorigen Ausgaben befindliche Kupfertafel weggelassen hat. Freylich ließe sich aus diesem Buche noch manches Ueberflüßige wegwerfen, wie z. B. Fuchslunge, Wallroßzahn, orientalische und occidentalische Perlen, und mehrere dergleichen Dinge, denn diese vermehren ohne Noth die Zahl der sogenannten Arzneymittel, und beschweren das Gedächtniß des Lernenden.

Die Entdeckungen der neuesten Zeit in der Arzneygelahrheit. Gesammlet und herausgegeben von Johann August Philipp Gesner, Fürstl. Oettingen-Oettingen und Oettingen-Wallerstein. Hofrath, ordentlichem Physikus der H. R. Stadt Rotenburg ob der Tauber. Zweyter Band, 1772. 1773. Nördlingen, bey Becken, 1782. in 8. 872 Seiten. Erste Abtheilung.

Der Herr Verfasser ist schon zu seinem Vortheil unter lesenden Aerzten bekannt — er fährt in gegenwärtigem Bande fort, seine Beobachtungen mitzutheilen. Recensent verkennt auch hier den Beboachtungsgeist desselben nicht, wiederholt aber den schon mehrmalen gethanen Wunsch, daß der Herr Verfasser sich mehr der Kürze beflißen hätte, und wünscht, daß es künftig geschehen möge. Einige von den wichtigsten Artikeln wollen wir doch ausheben, zuerst: Entdeckungen in der theoretischen Arzneygelahrheit. Ueber das Blut, dessen Bestandtheile — Dann über den Harn sowohl bey Menschen als Thie-

Thieren. Der Kuhharn enthalte offenbar alkalische Salze, wo sich schon nach 30 Stunden reguläre Crystallen auf der Oberfläche bilden, diese bilden mit dem Salpetergeiste wahre Salpetercrystallen — in dem Kuhharne sollte gar kein Salmiak zu finden seyn? dieses Resultat möchte wohl blos und allein zufällig seyn, und sich auf die Verschiedenheit des Futters, das die Kühe fressen, gründen — auch enthalte derselbe viel vitriolisirten Weinstein? ein dem Weinsteinsalze ähnliches Laugensalz, eine flüchtige Säure, die sich wie Benzoeblumen erhebt, und im Weingeiste und Aether leicht auflöse — der Kuhharn gebe keinen Phosphorus, weil er kein schmelzbares Salz enthalte. Der Pferdeharn werde an der Luft mit einem erdichten Häutchen, wie das Kalchwasser, überzogen, dessen Gewicht oft in zwölf Maaßen 6 bis 7 Unzen betragen — er sey überhaupt gallertartiger, als der Harn von Menschen und Kühen — auch gebe derselbe keinen Phosphor, ob er wohl dessen Säure zu haben scheine. Bemerkenswerthe Aufsätze über das Athemholen bey neugebohrnen Kindern und Thieren, findet der gerichtliche Arzt S. 36. 37. Die Milch einer blos mit Vegetabilien genährten Amme gerann ungefähr am 8ten Tage, die daneben stehende Kuhmilch aber am 3ten Tage (S. 41.) In Fiebern säugender Kinder müssen sich nach gewissen Voraussetzungen die Ammen alles Fleisches enthalten; in andern Fällen hingegen umgekehrt, blos Fleischspeisen genießen. Die Milch werde vom Weinsteinsalz grün oder gelb. Könnten demnach nicht diese Farben des Unraths von einem überhand genommenen Alkali herrühren? Recensent glaubt doch, daß die durch andere Krankheitsursachen veränderte Galle hier mit in Anschlag gebracht werden müsse. — Hierauf folgen neue Entdeckungen in der Pathologie. Dann: in der praktischen Arzneygelahrtheit. Das Fieber — es ist dasselbe eine mit trockenem Mund und schweren Gliedern verbundene, widernatürliche Hitze. — Dieser Definition folgen Verschiedenheiten des Pulses in Fiebern, und die daher genommenen Vorherverkündigungen. Was hier von den guten Wirkungen des Brechweinsteins in Gesellschaft des Mohnsafts gesagt wird, ist nachahmenswerth, (S. 76.) auf Dippels Elixier in Gesellschaft der Mixtur simplex wird hier stark gerechnet. Faulfieber sollen nicht von verdorbener Galle, sondern aus dem Blute entspringen, wohl aber soll die Ursach durch die Wege der Galle ausgeführt werden können — wozu die Umschweife und mühsamen künstlichen Erklärungen? Das Fleck-

fieber, nach Sagar's Beschreibung, und dazu wunderliche Formeln, als: Spec. imperator. tartar. crud. nitrum. Den Gebrauch der freyen Luft beym Fleckfieber sahe er eben so, wie Lettson, heilsam. — Die Armen waren dieser Krankheit mehr unterworfen als die Begüterten. Aderlässe waren schädlich, dahingegen Säuren aus dem Gewächs- und Mineralsäuren heilsam waren. Diese Mittel nebst dem Gebrauche der freyen Luft, stellten größtentheils die Kranken wieder her. — Hieher gehört denn auch der rothe Wein und gutes Bier. Dann: über das Kindbetterinnenfieber aus Leake — auch hierbey wird der Brechweinstein in kleinen Gaben empfohlen, und zwar soll derselbe das Fieber und den Durchfall heben. Bey der Wasserscheu das Gauchheil nach Vogel: und das Quecksilber — von der Belladonnawurzel kein Wort. Von der Bleykolik, und den Lähmungen, welche gewissen Handwerkern eigen sind, hat der Herr Verfasser viel Lehrreiches zusammengetragen. — Das beste Verwahrungsmittel wider diese Uebel ist das Fett, als Butter, Speck und dergl. Wider den weißen Fluß hat ein großer Praktiker in London, präparirte Krebsaugen mit Nutzen angewendet, und täglich ein halbes Loth zu nehmen, angerathen.

Des zweyten Bandes zwote Abtheilung dieser Entdeckungen enthält die neuesten Entdeckungen in der Chirurgie und der Materia medica, wie z. B. Augenkrankheiten, Entzündung der Brüste, der Krebs, Hodengeschwülste; bey dieser Gelegenheit wird Herrn Leibarztes Zimmermanns Krankheit, und die von Herrn Schmucker verrichtete Operation an demselben, weitläuftig erzählt. Von den Augenkrankheiten findet man hier fast alle neuere Schriftsteller versammlet. Ueber den Blasenstein ebenfalls weitläuftig. Die Entbindung mit Werkzeugen. Unter dem Artikel: Materia medica stößt man gleich anfangs auf die aqua vegeto mercurialis des Pressavin's — eine seltsame Mischung aus Zinnober, Salpetergeist, Weinsteinsalz, Eßig u. dergl. Saunder's Beschreibung der genauen Bereitung des Brechweinsteins. Bereitung der Cacaobutter. Auch lieset man hier den nachgeahmten Borax des Hrn. Beaume aus Thon und Fett, welchem Herr Wiegleb zur Genüge widersprochen hat. Verschiedene gute Wirkungen des Carotten Breyes im Krebse werden auch erzählt. Für diejenigen Aerzte, welche sich nicht viel Bücher anschaffen können, ist dieses Buch doch ein nützliches Repertorium.

Et.

Ios.

Jos. Iac. Plenck — Pharmacologia chirurgica sive Doctrina de medicamentis, quae ad curationem morborum externorum adhiberi solent. Vienn. ap. Graeffer. 1782. 8. 474 Seiten ohne Namenregister.

Ist nichts mehr und nichts weniger, als das ehemals herausgegebene deutsche Werk des Verf. im lateinischen Gewand, zum besten seiner jetzigen Schüler, hier und da mit einigen Mitteln gegen innerliche Krankheiten versehen, unter dem Titel: Materia medico-chirurgica, und, wie gewöhnlich, mit allen unwirksamen, aus der Mode gekommenen, und wegen ihrer Medicinalkraft noch zweifelhaften Arzeneyen ausstafiret. Ob zum Besten der Lehrlinge der Wundarzneykunst? Wir zweifeln, ob es gleich der V. vertheidigt. Denn wenige und erprobte Mittel sind besser, als ganze Duzende unbrauchbarer. Uebrigens ist Schnitt, Form, Stellung einzelner Worte in Reihen, Behandlung, Flüchtigkeit und Mangel an wahrer Litteratur, auch hier den vorigen Arbeiten unsers Verf. völlig ähnlich, und wir haben nichts weiter zu erinnern: denn er scheint ein unverbesserlicher, aber trefflicher Mann zu seyn.

Jos. Jak. Plenks — Anfangsgründe der gerichtlichen Arztneywissenschaft und Wundarztneykunst. Aus dem lateinischen übersetzt von F. Aug. von Wasserberg. Wien, bey Gräffer. 1782. 8. 291 Seiten.

Ist die wörtliche, hie und da mit Provinzialismen verunstaltete Uebersetzung des lateinischen Originals, das 1781. in dem nämlichen Verlag erschien. Ob sie nöthig war? Hoffentlich nicht.

Alex. Monro des Aeltern — Sämmtliche Werke praktischen und chirurgischen Inhalts, nebst einer Abhandlung über die vergleichende Zergliederung, oder die Anatomie der Thiere. Aus dem Engl. über-

übersetzt. Mit (5) Kupf. Leipzig, bey Weidm. Erben und Reich, 1782. 8. 588 Seiten.

Monro's Schriften verdienten wegen ihres allgemein erkannten Werthes eine deutsche Uebersetzung. Sie enthalten eine Sammlung von meist chirurgischen Beobachtungen, z. B. über den Beinfras, Pulsadergeschwulst, Ablösen der Gliedmaaßen, Vorfall der Gebärmutter, steinartige Gewächse in dem Speisekanal, Zerreißung einer schwangern Gebärmutter, wobey das Kind in den Unterleib gedrungen war, die aber größtentheils schon in den Edenburger Abhandlungen übersetzt sind. — Nachricht von der Einpfropfung der Blattern in Schottland. Diese erscheinet hier zuerst deutsch, und ist eigentlich eine Antwort des D. Monro an die Pariser Fakultät über die Frage: Ob die Einimpfung der Blattern dem Staate nützlich oder schädlich sey? Um dies gehörig thun zu können, zog er erst Erkundigung bey den Aerzten ein. Die vorgelegten Fragen, nebst der Beantwortung, sind folgende: 1. Hat man die Einpfropfung der Blattern in Schottland schon lange ausgeübt, und wie ist der Erfolg davon beschaffen gewesen? Kinder bekommen die Pocken, nicht leicht Erwachsene. Der Wundarzt, Karl Maitland, führte die Einimpfung zuerst in England, und 1726 in Schottland ein, aber nicht mit gutem Erfolg. Wacholderbad wird, als ein Verwahrungsmittel empfohlen, und die große Sterblichkeit an natürlichen Pocken dargelegt. (Das übrige ist bekannt). Die Einpfropfung brachte oft keine Blattern hervor, manchmal ein Fieber ohne Blattern. 2. Sind einige von denenjenigen Personen gestorben, denen die Blattern eingepfropfet worden waren? Ja, und der größte Theil durch Ansteckung. Doch wird der Tod manchmal der üblen Leibesbeschaffenheit des Patienten und der unschicklichen Zeit der Einpfropfung, manchmal der üblen Behandlung der Inoculirten, manchmal einer natürlichen, nicht künstlichen Ansteckung, manchmal andern dazu kommenden Krankheiten zugeschrieben. (Die Beyspiele von der natürlichen Ansteckung sind allerdings einleuchtend, und sollten die Impfärzte zur Zeit natürlicher Epidemien behutsamer machen. 3. Bekamen einige Personen, welchen die Blattern eingepfropfet worden waren, nachmals noch die natürlichen Blattern? Und zu welcher Zeit erfolgte dies? Auf wahre natürliche

liche oder künstliche Pocken sind nachher nie wieder wahre Pocken erfolgt. 4. Weiß man Beyspiele, daß auch andere Krankheiten den Eingepfropften durch die Inoculation zugleich mit den Blattern mitgetheilet worden sind? Es ist kein zuverläßiges Beyspiel bekannt, und bey dem einen hier angeführten Falle, wo zur Zeit eines herrschenden Rothlaufs derselbe sich zur Inoculation gesellte, und die Pockenmaterie wider beyde Uebel andern mittheilte, bleibt es zweifelhaft, ob es durch den Arzt oder die epidemische Beschaffenheit der Luft mitgetheilt worden ist. 5. Bekamen viele nach der Einpfropfung gewisse Krankheiten, die man der Einpfropfung zuschreiben konnte? Und ereigneten sich dergleichen Zufälle öfterer nach den künstlichen Blattern, als es nach den natürlichen zu geschehen pflegt? Zuweilen eiterten die Geschwüre Wochen lang, und die Achseldrüsen geschwollen oder eiterten, andere Kranke klagten über Kälte in den Unterschenkeln und Füßen vor dem Ausbruche, die Zuckungen tödteten, oder bewirkten, wenn sie überstanden waren, gemeiniglich gutartige und wenige Blattern. Ferner gehören hieher kleine Hautknoten vor dem Ausbruche, rosenartiger Ausschlag nach dem Abtrocknen, verschlimmerte böse Augen, Geschwulst am Knöchel, angelaufene Drüsen und Schäden an den Füßen, Eitergeschwülste, auch Skropheln, allein diese Folgen sind nach den künstlichen Blattern bey weitem nicht so schlimm, als nach den natürlichen. — Versuch einer vergleichenden Anatomie. Diese ist in vielerley Betracht nützlich, weil man dadurch den verschiedenen Bau der Thiere kennen, und vom menschlichen unterscheiden, auch Licht über streitige Punkte in den Verrichtungen der Oekonomie des menschlichen Körpers verbreiten kann. Hier stehen von vierfüßigen Thieren der Hund und die Kuh, von Vögeln der Hahn, und von den Fischen wird nur überhaupt gehandelt. Der Anhang von der Oberhaut des menschlichen Körpers enthält nichts Hervorstehendes, oder Unbekanntes, so wie die Vorrede eine kurze Biographie des Verf. die nach gewöhnlicher Art sehr panegyrisch ist. Der geneigte Leser, der Welt- und Menschenkenntniß hat, weiß doch, wie viel davon der Freundschaft zuzueignen ist.

Neueste Sammlung der auserlesensten und neuesten Abhandlungen für Wundärzte. Aus verschiedenen Sprachen übersetzt. I. Stück, mit einem illuminirten Kupfer. Leipzig, in der Weygand. Buchhandl. 1782. 8. 415 Seiten.

Gegenwärtige Sammlung gehet, in unsern sammlenden Zeiten, mit Empfehlung in die Welt, um ihr Glück zu versuchen. Schade, daß der erste und letzte Theil schon anderwärts übersetzt ist! Denn hinter dem Titelblatte stehet Pet. Clare's vermischte medicinisch-chirurgische Abhandlungen, nebst Herrn Cruikshanks Brief an Herrn Pet. Clare über die Einsaugung des thierischen Körpers. Die einzelnen Abschnitte sind folgende: 1. Von einer neuen Heilart der Lustseuche. Der Speichelfluß verspricht eine sichere Heilart, und die neue Methode des Verf., drey oder vier Gran versüßtes Quecksilber nach und nach auf der innern Seite der Wange rings um die Gegend, wo sich der Ohrendrüsengang in den Mund öffnet, oder auch an der Oberfläche der Lippen einzureiben, (dahin das Kupfer) ist bestmöglichst zu empfehlen. Dies belegt er mit 6. Beobacht. und widerlegt einige Einwürfe. (Die Sache ist nicht zu leugnen, allein die Hauptfrage, ob diese Methode allen andern vorzuziehen sey, dadurch noch nicht entschieden.) Hier können praktische Aerzte in den Lazarethen am besten Versuche anstellen und aus mehrern glücklichen oder unglücklichen Folgen für oder wider entscheiden. 2. Abhandlung über die Eitergeschwülste. Enthält lauter bekannte Dinge von deren Entstehung, Vereiterung, Oeffnung, Anwendung der Aezmittel, Kochung des Eiters, Ansetzung des jungen Fleisches, Vernarbung. 3. Von den Nähten. Es giebt noch Fälle, wo dieselben nöthig sind. z. B. bey Wunden der Lippe und Gurgel. 4. Ueber den Gebrauch und Mißbrauch der Kerzen. Sie thaten in zwey Fällen beym unwillkührlichen Harnabgang gut und nicht gut. Das andere ist bekannt. 5. Bemerkungen über die Nieren- und Blasensteine. Alltägliche Sachen von der Unwirksamkeit steinauflösender Mittel, von Bettögern ꝛc. Reichliches Honigwasser wird gegen den Nierenstein empfohlen. 6. Ueber die Brüche. Nicht viel Eignes. Ausser dem Satz, daß der Bruch oft erblich sey, haben wir

nichts

nichts besonders gefunden. 7. **Ueber die Behandlungsart zusammengesetzter Beinbrüche.** Die Gefahr kömmt von dem Zutritte der Luft her. Heilsam ist der Verband mit geistigen zusammenziehenden Mitteln. Ihre Heilung gehet in den Londner Spitälern nicht so gut von statten, als auf dem Lande, und das Ablösen dürfte durch die Ueberzeugung aufs Land seltener nöthig werden. Einfache und zusammengesetzte Brüche müssen, nach Hunters Vorschrift, auf einerley Art behandelt werden. (Der Betrug eines Wahnwitzigen, der hier erzählet wird, ist merkwürdig). 8. **Ueber die Behandlung des Trippers, ein Anhang zu Pet. Clare's vorhergehender Schrift, von der Art, das Quecksilber auf der innern Seite des Mundes einzureiben.** Der V. ist für die äußerliche Behandlung des Trippers durch Einspritzungen. Der Sitz ist in den Schleimdrüsen der Harnröhre und Mutterscheide, das Gift venerisch. Abwaschen mit Seife und Einreiben von ein wenig versüßtem Quecksilber an den dünnhäutigen Theilen, dienen zur Bewahrung einer besorglichen Ansteckung. Die eingespritzte Vitriolauflösung ist bey Heilung des Trippers besser, als die Quecksilberauflösung. Der Ausfluß ist Schleim, kein Eiter. (Sollte hier nicht etwas Wortstreit mit unterlaufen?) 9. **Beobachtungen über die Natur und Heilung der Blattergeschwülste, nebst Bemerkungen über das neuere Verfahren bey der Blattereinimpfung, ein Brief von Pet. Clare an D. Buchan.** Alles lauft dahin aus, daß, da jede Eitergeschwulst, die zur Entscheidung eines von innerlichen Ursachen entstandenen Fiebers dienet, auf alle Weise befördert werden müsse, man die Blattergeschwülste eben so behandeln solle. 10. **Bemerkungen über die Einsaugung des versüßten Quecksilbers auf der innern Oberfläche des Mundes. Ein Brief an Herrn Clare von Will. Cruikshank, nebst einer vorläufigen kurzen Nachricht von den vorzüglichsten Meinungen über das Einsaugungsvermögen des menschlichen Körpers.** Das letztere ist, sollten wir glauben, so ziemlich bekannt. Hier wird es vom Hippokrates an, bis auf neuere Zeit, und durch bekannte Erfahrungen bestätigt. Bloß Milch- und lymphatische Gefäße können einsaugen, nicht die zurückführenden Blutadern.

Die Mündungen der einsaugenden Gefäße sind wirklich sichtbar, zumal in den Därmen, an der Haut schwerer zu sin-

finden, aber muthmaßlich da. Der Lungendunst enthält auch brennbares Wesen. Dies wird durch Versuche bewiesen. Die Art, wie die Einsaugung anhebt und fortgehet, beruhet auf Muthmaßungen. Milchsaft und Lymphe werden am gewöhnlichsten eingesogen, nachher Speichel; Galle und Urin niemals, ausser nach übermäßiger Anhäufung; Saamen noch weniger, Luft nur wahrscheinlich, alle aber vermittelst einer beygemischten Feuchtigkeit. Eben so werden Gifte, Ansteckungsmaterien, Salze, Sublimat, Alaun, metallische Kalche, Terpentinöl, spanische Fliegen und Zwiebelsaft eingesogen, doch einige früher, andere langsamer. (Sonderbar ist der Fall S. 349. wo auf die eingeimpften Pocken am achten Tage die Masern ausbrachen, und nach deren Beendigung erst der Impfstich sich entzündete, und wenige Pocken nachkamen, als ein Beweis, daß zwey ansteckende Krankheiten nicht zu gleicher Zeit wirken können.) Die Bewegung der Lymphe durch die einsaugenden Gefäße muß sehr langsam geschehen. Es stehet in unserer Gewalt, wenigstens bisweilen, die Einsaugung zu beschleunigen oder aufzuhalten. Endlich kommt die Anwendung auf des Verf. Methode, die er deshalb allen andern vorzieht, weil die Quecksilbertheilchen hier eingesogen werden können, diese Oberfläche sich dazu am besten schicke, und die Aussage der Kranken dies bestätige, weil dadurch der Magen und die Därme weniger gereizt werden, die Einreibungsart weniger beschwerlich ist, als die gewöhnliche, sauberer und bequemer als die Einreibung der Neapolitanischen Salbe, und den übrigen Methoden, wo es innerlich gegeben wird, vorzuziehen, wäßerige Feuchtigkeiten eher sich einsaugen lassen, als ölichte, und dadurch das nusgift eher aus dem Körper weggeschafft werden kann. — ließe sich wohl noch manches dagegen einwenden, es ist u ohne Weitläuftigkeit nicht möglich. Die Uebersetzung sei scheint, wie mehrere englische Werke, überflüßig zu seyn, gesetzt, man wolle ihr auch nicht allen Werth absprechen; für den Wundarzt hat sie gewiß keinen, der diese theoretischen Schlüsse weder gehörig einsieht, noch brauchen kann.

Ueberhaupt sollte man endlich einmal anfangen, dem Uebersetzerunfug entgegenzuarbeiten, nichts zu übersetzen, ausser was neu und unbekannt ist, und dies dennoch, so viel möglich, mit Abschneidung aller gelehrten Tiraden. Auf diese Art dürfte eine zweckmäßigere Sammlung für Wundärzte

[illegible]

entstehen, Beyfall finden, und ausgebreiteten Nutzen gewähren.

Hr.

Selecta doctorum virorum opuscula, in quibus Hippocrates explicatur, denuo edita curavit *C. G. Baldinger*. — Goett. 1782. Kübler. 8. auf 351 Seiten.

Der Verf., welcher von Göttingen als Hofrath und Leibarzt nach Cassel gegangen, liefert hier wieder eine nützliche Sammlung für diejenigen, welchen ihr Hippocrates lieb und werth ist. Er beklagt sich in der Vorrede mit Recht, wie so sehr jetzt das Studium der griechischen Litteratur und des Hippocrates vernachläßiget werde, und was künftig von dieser zunehmenden Vernachläßigung die medicinische Gelehrsamkeit unter den Deutschen zu befürchten habe. Zu Göttingen habe er nicht Zeit gehabt, tempus libris scribendis et *perpoliendis* idoneum, genieße aber dieser erwünschten Ruhe jetzt, und wolle sie dazu nutzen, kleine wichtige Schriften wieder herauszugeben. Der 2te Band soll den Hippocrates betreffen; der 3te den Aertäus und Galenus, die gewiß einem jeden, der die alte Litteratur liebt, willkommen seyn werden. Wir dürfen den Lesern blos den Titul abschreiben, daraus sie genug sehen werden, was sie hier zu suchen haben. 1) *Fr. Hoffmann* et *Heſt* de morbo nigro Hipp. Hal. 1701. 2) *Gasser* dito. Argent. 1761. 3) *Schoningh* dito. Gröning. 1768. 4) *Wedel* de Morbo crasso Hippocratis. Ien. 1688. 5) *Goelicke* et *Iaeschke* de Morbo ructuoso Hipp. Frf. ad Viadr. 1734. 6) *Stahl* et *Titius* de febre lethifera Hippocrat. Hal. 1711. 7) *Wedel* de Morbo phoeniceo Hipp. Ien. 1702. 8) *A. Vater* de lienis prolapsione ad locum Hipp. lib. 5. epidem. Vitemb. 1746. 9) *Sigwart* et *Iaeger* Fragmenta dynamices Hippocratico-galenicae. Tubing. 1759. 10) *Iacobi* et *Boehmer* Philosophiae Hippocraticae specimen. Lipſ. 1749. 11) *Albrecht* in locum Hippocratis male explicatum. Götting. 1735. 12) *Seger* de Hippocratis libris περὶ καρδίης ortu legitimo. Paris. 1661.

Pr.

Herrn Peter Toußaint Navier Gegengifte ꝛc. aus dem Französischen mit Anmerkungen von D. Christ. Ehrenfr. Weigel. Zweyter Band. Greifswalde 1782.

In diesem zweyten Bande kömmt zuerst noch was vom Gegengifte, als ein Anhang zum ersten Bande: hierauf folgen einige Abhandlungen, die vom Verf. an die Akademie waren eingeschickt worden. Also erstlich vom Bleye und dessen Gegengiften. Unaufgelöstes Bley in ganzen Stücken, z. B. Kugeln, ist nicht gefährlich, aber von gepulvertem und aufgelöstem Bley sieht man täglich die gefährlichsten Wirkungen. Hier was von der Bleykolik, und den häufigen Gelegenheiten sie zu bekommen. Schwefellebern sind das beste Gegenmittel, wenn Bleyauflösung in den Körper gekommen ist. Schwefellebern zerlegen aber eigentlich das aufgelöste Bley. Man muß also das an die rauhe Haut der Gedärme gefällte metallische Pulver durch häufige heisse Limonade, Honigessig, oder auch Essig mit Wasser auflösen, und alsdann die Schwefellebern geben. Hernach giebt man Clystiere, abführende Mittel. Man kann bey Delikaten die Schwefelleberh in Bissen geben, und recht heisses Wasser nachtrinken lassen. An diese Bleyabhandlung werden noch einige eigene Wahrnehmungen des Verf. gehängt, welche verschiedene Vergiftungen durch Arsenik zeigen. Gefährlichkeit jener Gewohnheit, die Ratzen durch Arsenik zu vergeben. Gefahren von kupfernem Geschirre. Von mit Bley verfälschten Weinen.

Erster Auszug aus den Denkschriften der Königl. Akademie der Wissenschaften vom 19. März 1760, medicinisch-chemische Forschungen über das Quecksilber und dessen verschiedene Auflösungen, mit Folgerungen für die ausübende Arzneywissenschaft. Der laugensalzige Quecksilberniederschlag wurde mit allerhand Säuren, und endlich mit Salmiak aufgelöst. Allenthalben werden die Erscheinungen erzählt. Auch das laufende Quecksilber wurde mit Salmiak aufgelöst, und dieser in Wasser aufgelöste Quecksilbersalmiak bewirkte Eiskälte. Endlich wird anstatt des laugensalzigen Quecksilberniederschlags ein feines Quecksilberpulver vorgeschlagen, dessen Bereitung gezeiget wird, so wie sie hernach Andre und andere Engländer unter dem Titel: Mercurius calcina-

uns gelehret haben. Die Keyserschen Pillen sollen nur aus Zucker und schneeähnlichem Quecksilbersalze bestehen, welches letztere unser Verf. zu verfertigen lehrt. Die Tropfen des Herrn Molle'e sind im Salmiak aufgelöstes Quecksilber. Herrn Diemerts Tropfen, ein im Gewächsstof aufgelöstes Quecksilber. Nun giebt der Verf. eine just nicht ganz befriedigende Theorie, wie das laufende und das durch Säure aufgelöste Quecksilber im Körper wirke. Von der Wirkung auf die Speicheldrüsen wird nichts erwehnt. Mit thierischer Säure, (so nennt er die Molken) aufgelöstes Quecksilber wirkt am gelindesten, nach diesem jenes mit Pflanzensäure. Mit Vitriol und Alaun ist es gefährlich, besser mit Salmiak. Endlich wird fast alles verworfen und das Einreiben vorgezogen. Die beste Salbe hiezu soll folgende seyn: Man reibt eine halbe Unze laufendes Quecksilber in einem Mörser mit einem halben Quentchen Kampfer: in kurzer Zeit wird der Kampfer grau, alsdann werden einige Tropfen Terpentinöl zugesetzt, und fortgerieben, bis das Quecksilber vollkommen getödtet ist: darauf werden noch anderthalb Unzen Schmalz zugesetzt.

Zweyter Auszug, von 1764. **Erörterung verschiedener Mittel das Quecksilber mit dem Eisen innig zu verbinden, und einer neuen Weise, das Quecksilber ohne Beyhülfe einer Art Säure, im Wasser auflöslich zu machen; nebst praktischen Betrachtungen über die Wirkungen dieser Bereitungen in Krankheiten.** Navier lösete laugensalzigen rothen Quecksilberniederschlag in Säure auf, und mischte hierzu eine mit Säure gemachte Eisenauflösung; er goß Weinsteinlaugensalz zu dieser Mischung bis zur Sättigung; es entstand eine Art eines äußerst leichten Bodensatzes von schiefergrauer Farbe. Er seihte es durch Löschpapier, süssete den Satz mit heißem Wasser aus, und so hatte er, als er trocken war, eine Farbe, fast wie brauner Eisenrost. Dies war die Verbindung des Eisens mit Quecksilber. Hiermit wurden nun verschiedene andere Veränderungen und Versuche gemacht, die man nicht ausführlich erzählen kann, die auch meistens mehr curiös als nützlich waren. Er verfertigte z. B. ein angeschossenes Eisen- und Quecksilberhaltiges Salz, versüssete dieses Salz, machte andere Versuche damit. Endlich suchte er das laufende Quecksilber ohne Beyhülfe einer Art Säure im Wasser auflöslich zu machen. Der

Verf zieht seine Eisen- und Quecksilberverbindung in venerischen Krankheiten dem Sublimat vor, aber noch weit mehr eine Auflösung ohne Säure. Diese geschah vermittelst einer aus Weinsteinöl und Schwefelblumen verfertigten Schwefelleber. Er rühmt dieses Mittel in Hautkrankheiten, in Scropheln, bey Würmern.

Dritter Auszug: *Neue Wahrnehmungen über den Aether, welcher vermittelst der Auflösungen verschiedener Metalle in der Salpetersäure erhalten wird; über die Producte, u. s. w.* Es ist bekannt, daß der Verf. einstens lehrte, den Salpeteräther zu verfertigen. Nun gehen seine Versuche dahin, diesen Aether mit verschiedenen Metallen zu verbinden, und hierdurch etwa wirksame Arzneyen zu liefern. So macht er einen Goldäther und spricht von dessen Wirkungen, welches aber nur Muthmaaßungen sind; da die medicinischen Eigenschaften des Goldes noch zu wenig bekannt sind. Eben so verbindet er seinen Aether mit andern Metallen, Eisen, Quecksilber. Die Versuche sind mannigfaltig, und leiden keinen Auszug, wenn man nicht zu weitläuftig werden will.

H.

Christ. Gottlieb Selle, der Arz. D. und Prof. und Arzt des Charitehauses in Berlin, Medicina Clinica, oder Handbuch der medicinischen Praxis. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Berlin 1783. Himburg, 648 S.

Die erste Ausgabe ist bereits A. d. B. XLVIII. S. 100. von einem andern Recensenten angezeigt worden, dem ich in dem allgemeinen Urtheile mit völliger Ueberzeugung beytrete. Die gegenwärtige Ausgabe hat merkliche Verbesserungen. Allerwegen sind deren viele mit eingewebt: doch sind verschiedne beträchtlicher. Der Rec. wird einige Proben davon ausheben, ohne sich doch ganz genau an das, was diese neue Ausgabe vorzüglich hat, allein zu binden.

S 15. Sehr richtig bleibt H. S. bey der alten und wahren Haupteintheilung der Fieber, in anhaltende und Wechselfieber. Da stehen das einfache Blutfieber (Synochus im-

putris), oder noch mehr, da stehen die arglose Ephemere und die Pest auf der Einen Seite; das heilsame und das schnell tödtliche Wechselfieber auf der andern Seite, als Richtbilder des höchsten Abstandes, beydes im Typus und im Wesen. Eine fruchtbare Idee, weil fast alle andre Fieberarten zwischen einfallen. Blutfieber, möchte ich mit Hr. Unzer die einfachen anhaltenden Fieber nennen, als entzündliche. Es ist kein Zeichen einer Entzündung da, und die gallertige Schwarte des Bluts beweist nichts. Sie ist bey jeder Schärfe, sie ist bey der Krätze so oft, als beym Blutfieber.

S. 17. „Es entstehen anhaltende Fieber aus nachlassenden, wenn Unreinigkeiten aus den ersten Wegen sich ins Blut ziehen und neuen Fieberstoff erzeugen. Sie tragen selten ausleerende Mittel.“ Beydes sehr wahr. Aber sie tragen doch sehr, und erfodern oft geringes Blutlassen, oft kleine Brechmittel, und fast immer gelinde Eröffnungen, die den Kräften nicht nachtheilig sind, besonders Rhabarber mit Salmiak und kleine Gaben der Brechmittel, besonders der Ipecacuanha, wodurch der Arzt die Ermäßigung und Bestimmung der Eröffnungen in seiner Hand behält, und namentlich auch den Absatz durch den Harn so kräftig fördert. Ueberhaupt ist der Unterschied der Ausleerungen und der Eröfnungen höchst praktisch, und giebt, wenn er nicht scharf eingeprägt und klüglich angewandt wird, eine Verwirrung, die von schädlichen Folgen in der Ausübung ist. Mit Recht tadeln einige Aerzte so laut die Ausleerungen, und schränken den Gebrauch derselben ein: aber sie gehen nur zu oft wieder zu weit, appliciren das Hippokratische Gesetz von der materia turgente zu allgemein, zaudern oft, bis es zu spät ist, oder setzen den Kranken in die Gefahr einer zweifelhaften Krisis. Milde Eröffnungen sind so ganz im Wege der Natur, daß durch sie, ohne die Natur zu stören, der Krankheitsstoff verringert, und der Kranke eher bey Kräften und bey der Autokratie der Natur erhalten wird. Es hat dies auf das ganze Verhalten, in Behandlung aller Fieber, seinen wichtigen Einfluß. Eben so äußerst wichtig ist der Nutzen der nicht bis zum Brechen gegebenen, verringerten und gedämpften Brechmittel, die durch ihren milden Reiz zur eigenen Naturhülfe mehr wahre Fiebermittel sind, als die meisten der gepriesnen. Und diese zerfallen unter sich selbst schon in zwo wichtige Arten; in die, die zugleich den Durchschlag befördern, wie die aus dem Spießglase thun;

 und

und in die, die bey zu starkem Durchschlage denselben in Ordnung halten, wie die aus der Ipecacuanha und andern vegetabilischen Brechmitteln. Sine his, sagt der Recens. dreist, Medicus esse nolim. Denn er schließt hier keine Art Fieber, auch die anhaltenden, selbst die entzündlichen, nicht aus, doch so, daß im Vorwege das Besondere vorher geleistet sey, und daß in der Folge, nach Art des Fiebers und Beschaffenheit der Umstände, alles verschieden modificirt werde. Woher sonst der unleugbare Nutzen des Iamespowder, das selbst Aerzte von Gewicht gepriesen haben, und was kann dergleichen etwas, und wie vielmehr kann es in den Händen eines beobachtenden Arztes werden.

S. 25. „Je mehr sich die in den ersten Wegen enthaltne Krankheitsmaterie den Säften beymischt, je unbestimmter werden die Remissionen und Exacerbationen, und die Fieber scheinen sodann anhaltender Art zu seyn. Dies ist der Fall in den letzten Zeiträumen der faulig-galligen Fieber, wo anfänglich die ausleerenden Mittel versäumt worden.". Das ist äußerst wahr. Man setze nur hinzu, auch wo die milde Eröffnung nicht vorsichtig fortgesetzt; auch wo die Fieberrinde zu früh gegeben worden; oder im Anfange des Gebrauchs derselben nicht auf Wegschaffung des sich absetzenden Restes geschehen worden. Da wird bey stärkern Naturen das Fieber anhaltend, oder es wird unregelmäßig (erration) bey Schwächern; und da ist kein Mittel, als seinen Fehler mit Vorsicht gut zu machen, und das Versäumte einzubringen. Wer das nicht thut, überläßt seinen Kranken dem Verderben. Freylich, wer da die anfänglich diensamen stärkern Ausleerungen anwendet, der stürzt seinen Kranken in Gefahr. Da ist aber eben so wieder der Fall des Unterschiedes von Ausleerung und Eröffnung, von dem wir vorhin redeten. Die gedämpften Brechmittel, die ohne Gewaltsamkeit die Natur reizen und beleben, werden hier einen oder andern Ausweg ergeben, dessen die Natur fähig ist. Und gemeiniglich kommt auf die Art die Krankheit wieder glücklich in ihr altes Gleis.

S. 30. wird von Schleimfiebern gehandelt; in der ersten Ausgabe bemerkt, „es sey eine Neigung der Säfte zur Fäulniß dabey," und diesmal zugesetzt, „auch eine besondere Schwäche des Nervensystems." Letzteres ist dabey, und vielleicht öfter als bey andern Fieberarten, obgleich sie sich auch

allen Fieberarten, selbst der entzündlichen, mit anflicht, und eine besondere Rücksicht bey der Behandlung erheischt. Erstere, die Neigung zur Fäulniß, bezweifelt der Rec. aber sehr, und glaubt dazu alte und jetzt viel eigne Erfahrung vor sich zu haben. Es giebt eine Verderbniß der gastrischen und Darmsäfte, die in chronischen Uebeln freylich mehr, aber doch auch oft in hitzigen Krankheiten sich zeiget, die in besondern epidemischen Constitutionen vorzüglich sich äußert, bey den ältern Aerzten zwar öfter, aber auch bey den neuern vorkommt, und vormals catarrhales malignae, später hier mucosae, denn auch verminosae, lantae, nervosae u. s. w. heißen. Genug es ist eine eigne Fieberart, die nicht entzündlich, nicht gallig und säulig, nicht bösartig (nervosa) ist, als in so weit jede andre Fieberart es auch werden kann. Mit den Faulfiebern hat sie nichts gemein, als die merkliche und fast noch größere Unreinigkeit der erstern Wege, und den zu Anfange noch nöthigern Gebrauch der wiederhohlten Brechmittel. Aber schon dabey äußert sich ein merklicher Unterschied. Alles Ausgebrochne ist säuerlich, die Galle grünlich, und macht die Zähne durch Säuren stumpf. Schleim ist besonders häufig, anfangs durch Brechen, und in der Folge durch Stühle. Würmer, besonders die kleinern Arten, nisten gern in demselben, und zeigen sich oft im Abgange und auch durch Zufälle. Alle Säfte des Unterleibes neigen sich mehr zu einer Verderbniß, die mit Säure verwandt ist, als mit Fäulniß. Die Nerven leiden sehr dabey, und die Kraftlosigkeit ist groß, das Fieber aber in der Folge meistens gering. Nächst Reinigung der ersten Wege ist Schweiß die günstigste Krisis: Friesel und Schwämme (Aphthae) folgen zunächst, und sind, in einigen Epidemien wenigstens, häufig und günstig. Es scheint der Fehler hauptsächlich in einer allgemeinen verderbten Secretion der Verdauungssäfte, besonders im Drüsensystem zu liegen, woher Schleim und Säure entstehen. Die prokatartischen Ursachen des Uebels, kalte, feuchte Luft, Mangel, schlechte Kost, begünstigen diesen Zustand. Unser Jahrhundert hat die entzündlichen und fauligen Fieber kräftig bezwingen lernen. Man hat wichtige Fortschritte in Behandlung der Nervenfieber und derselben höchstem Gipfel, der bösartigen Fieber gemacht. Aber die Kenntniß dieser Fieberart ist noch nicht genug in gemeinen Umlauf gekommen; oder eigentlich, man kannte sie im vorigen Jahrhund. besser als jetzt. Und daher freute Rec. sich, bey H. Selle, der so offenbar an der Hand

 seiner

seiner Beobachtung hingeht, die Spuren der Wahrnehmung von so etwas zu finden, das gewiß bald zur Beobachtung reifen wird. Diese Art Fieber tragen viel Brechmittel, auch oft noch spät; sie fodern wärmere aber tägliche Eröffnungen; leiden selten viel Abführungen, zumal sie so leicht in einen wässerigen, abmattenden Bauchfluß übergehen. Früh muß der Arzt die Leitung dieses Geschäftes in die Hand nehmen. Sonst wird es ungestüm und gefährlich, und endigt sich mit Ermattung, stillem Brande (gangraena lenta) und dem Tode. Rhabarber mit Magnesia oder mit Salmiak thun die besten Dienste, und werden gemeiniglich täglich erfodert. Das Fieber verschmähet alle Säuren, selbst aus dem Mineralreiche und aus bloßem Weinstein folgen unbändige Stühle. Essig ist noch das erträglichste, wenn der Durst was Saures fodert, weil Essig auch den Trieb zur Haut befördert. In der Mitte dienen oft die gedämpften Brechmittel, noch öfter der Kräfte wegen Zugpflaster und Campher; und weiter hin das flüchtige Salmiak in schleimigen Vehikeln: überhaupt aber, wie H. Selle richtig sagt: Alexipharmaca, unsrer Vorfahren Mittel, die man zu Anfange dieses Jahrhunderts, weil sie allgemein angerühmt wurden, billig tadelte, aber unbillig zu sehr und fast ganz verließ. Jedes Jahrhundert ist geneigt, sein Jahrhundert ausschließlich hochzupreisen, und das vorige der Vorurtheile, der Dummheit und des Irrsals zu bezüchtigen. Und es ist doch allerwegen so viel zu forschen, zu beprüfen, und zu lernen, und man sollte doch immer sicher seyn, daß Manches, das uns nicht einleuchtet, doch damals seine guten Ursachen gehabt habe.

S. 32. sagt H. S.: „Wenn der Name febris maligna beybehalten werden soll u. s. w." Rec. wünscht es. Warum will man Malignität verbannen, weil das Wort so oft Verspiegeley und Zuflucht der Unwissenheit geworden ist? Es ist doch eine wahre Idee, die darin zum Grunde liegt. Es ist die höchste mißlichste Nervenbehaftung, die nicht eben immer schnelltödtlich wird, wie es die Pest ist, die aber das Nervensystem innig angreift, die animalischen Geschäfte der Natur aufhebt, selbst die natürlichen in Unordnung und Stocken bringt, und auch jede heilsame Naturbewegung in der Krankheit störet. Diese Behaftung der Nerven ist freylich noch nicht die Einige. Zwischen dem kleinen Nervenfieber und dem bösartigen liegen viele unregelmäßige Fieber in der

Mitte:

Mitte: aber vorzüglich auch die, so mit stillem Irrereden; die, so mit Starren und Staunen der Nerven; und die, so mit Schlafsucht und Wachsucht verbunden sind. Hieher gehören auch die apoplektischen Fieber. Denn auch darin erweist sich die Nervenbehaftung. Rec. wünscht, daß ein Mann, wie H. S., die 4 Hauptideen beym Fieber noch immer mehr auseinander wickle, wie sie im Blute, in den Säften, die gähren, in Fäulniß überge-hen; in den lymphatischen Säften, die sich zu Schleim und Säure neigen; und endlich im Nervensysteme verschiedentlich sich arten, wie sie eigne Fieberarten darstellen, und auch mit einander sich verflechten, besonders wie die Nervenbehaftung in alle Arten das Bösartige, wenigstens das Abartige mit einmischt. Es ist wahr, eigentlich gehöret es in die allgemeine Therapie, die immer noch schwach und unvollständig bearbeitet ist; aber man kann auch die besondre Therapie ohne die allgemeinen Ideen daraus nie deutlich genug machen.

S. 34. heist es: „Die Ursache der hitzigen Nervenfieber (so nennt H. S. die bösartigen der Autoren) ist fast immer ein Contagium, wiewohl sie auch zu Zeiten sporadisch vorkommen.“ Als eine eigne ursprüngliche Fieberart kommt dies Nervenfieber, denn das ists wirklich, freylich selten anders als epidemisch vor. Es hat auch nicht blos epidemische Mittheilung und Allgemeinheit, sondern es scheint wirklich durch ein eignes Miasma sich zu verbreiten, welches das Sensorium unmittelbar angreift; und es ähnelt sich dies Miasma in mehrern, aber auch in der Hinsicht dem pestartigen, weil es sogleich die ganze Naturökonomie in Störung setzt, obgleich es im Verlauf und in der Krisis merklich von letzterem abweicht. Indessen als eigne Fieberart haben wir in der Praxis dies bösartige seltner zu bekämpfen, als wenn es an andre Fieber, besonders an Faulfieber und Schleimfieber, sich anhängt. Im Verlaufe derselben erscheinen auf einmal oft alle die Naturstörungen, die Kraftlosigkeit, das Unbewußtseyn des Irreredenden, die Unterbrechung des ganzen Fieberganges und erfodern besondre Rücksicht in der Heilart. Im Ganzen ist also der Kreis der Nervenfieber und des Bösartigen gemeinhin wohl zu klein gezeichnet. Selbst die entzündlichen und die Wechselfieber sind, wie H. S. auch bemerkt, der Bösartigkeit empfänglich, und da wird eine doppelte Hinsicht anmerklich, die nämlich, da der Krankenstoff auf die Nerven fällt (abscessus ad nervos); und die, da das Nervensystem nur auf mancherley

Art erschüttert wird, wornach wenigstens eine Unordnung im Laufe der Krankheit erfolgt. Die Distinction der Nervenübel mit Stoff und ohne Stoff wird auch in Fiebern der Art wichtig. Jene ertragen freylich bis auf einen gewissen Grad Ausführungen, aber nur durch Brechen und auch oft Eröffnung: diese gar selten. Die Bösartigkeit bey letztern ist am häufigsten von Gemüthsbewegungen, die im Laufe der Krankheit sich begeben, oder durch Zufälligkeiten kräftiger werden. Die genauere Geschichte des Kranken und der Krankheit giebt hier oft Licht. Indessen äußern sich bey denen mit Stoff auch die gewöhnlichen Zeichen der Turgescenz, nur im schwächern Grade, und erheischen Abhelfung vom Stoffe mit Vorsicht, wenn der Arzt seinen Kranken nicht will durch die Regel, nicht auszuführen, sterben sehen.

S. 34. 35. ist die Curart der hitzigen Nervenfieber sehr gut dargelegt. Blutlassen ist durchaus im Fortgange schädlich. (Animam citius, quam morbum emittes). Brechmittel dienen: aber nicht leicht Purgiermittel. Die Ausdünstung muß befördert werden. (Nervenkrisis ist im Schweiße). H. S. empfiehlt daher mit Rechte die in unserm Jahrhunderte zu sehr verabsäumte warme Methode. (In diesem Geiste hat auch der Campher seinen Nutzen. Vor allen andern aber das flüchtige Salmiak, dessen großen Nutzen ich nicht nur selbst, sondern auch mehrere meiner Mitärzte in diesem Falle erfahren hatten). Blasenpflaster mindern den innern Reiz und heben die Kräfte, (fördern auch zur Haut.) Bey Kraftlosigkeit empfielt H. S. Wein und China. Hiebey merke ich nur dies an: China ist auf alle Art so oft vergeblich gebraucht worden, daß ich den Nutzen der China, als China immer bezweifelt, und den Nutzen, den die neuern Engländer davon bemerkt haben wollen, mehr dem Weine, Porter und Ale, als der China zugeschrieben habe. Wein und Punsch haben mir in dem bösartigen Faulfieber 1771. 1772. den meisten Nutzen geschafft. Auch „daß die Art nährend und das regimen warm seyn solle,“ ist eine wichtige Anmerkung, wenn man nur unter dem warmen regimen nicht die verschlossene Luft und warme Betten versteht. Kühle freye Luft, ohne Zug, leichte Bedeckung, stärkende Nahrung und warme Mittel gehen Hand in Hand. Kühl von außen und warm von innen. Noch macht H. S. eine neue Anmerkung in dieser Ausgabe, wofür er wahren Dank verdient. „Wo zu heftige Ausleerungen sind, und doch Krampf und

Schlaf-

Schlaflosigkeit ist, findet der Gebrauch des Mohnsafts statt. Im ersten Falle ist er unbeschränkt nöthig, und fördert die Krisis zur Haut. Im andern, wo Krampf ist, bleibt er auch dienlich: aber selten wirkt er allein genug, und erfordert die Verbindung mit specifischen Krampfmitteln. Diese haben auch oft allein ihren großen Nutzen, und in dem Falle besonders, wo entweder das Daseyn eines Fieberstoffs noch zweifelhaft; oder wo er wohl gewiß, aber ihm wegen der starken Krampfbewegungen nicht beyzukommen ist. Darf ich den Ausdruck brauchen, man kann, wenn die Empörung der Nerven auf dem Wege ist, sich selbst des Hirns zu bemächtigen, sie noch auf ihrem Wege unterbrechen. Einer Dame in dem Falle gab Recensent binnen 4 Stunden 36 Gran Bisam, bis Nervenstille und ein milder Dampf erfolgte. Dem Versatze ward vorgebeugt, und man gewann folgenden Tages einen Zeitpunkt, den man auf Ausleerung nutzen konnte. Recensent wünscht, daß wahre Beobachter bestimmen helfen, wo Wein und Punsch, wo Campher und Valeriana, wo die specifischen Nervenmittel, wo flüchtiger Salmiak, wo der concentrirte Essiggeist, wo das kalte Sturzbad, wo Mohnsaft, wo jedes dieser Mittel dienen? Eine Hinsicht ist aus der ursprünglichen Fieberart herzunehmen, zu der das Bösartige sich gesellet. So würde z. E. Wein und Punsch bey bösartigen Fiebern aus Faulfiebern, und flüchtiger Salmiak bey denen aus Schleimfiebern vorzüglich seyn. Aber dies thut noch lange nicht Genüge in einem Fache, wo es der feinste Punkt der Kunst ist, da noch zu retten, wo man sonst ohne Umstände aufgab, und wo man der Kunst kaum etwas mehr anmuthete.

S. 36. scheidet Herr S. das hitzige und das schleichende Nervenfieber durch den, so viel ich mich erinnere, von niemand bemerkten Umstand, daß letzteres in zwey Zeiträume sich theile, in den, worin allerhand abweichende unstäte Zufälle sich äußern; und in den am 11ten oder 15ten Tage, da es zu Zuckungen, Lähmungen, u. s. w. kommt; kurz, da die unstäten Zufälle zu etwas Bestimmtem, zu Schwächen oder Erschütterungen ausschlagen, wenn nicht eine Hauptkrisis sie hebt, oder Versätze nach den Ohrendrüsen, Schlund oder Lungen erfolgen. Dies ist wieder ein neuer wichtiger Zusatz dieser Ausgabe. Eigentlich ist dies also das zweyte ursprüngliche Nervenfieber, das aber, die Wahrheit zu sagen,

doch

doch öfter symptomatisch, als idiopathisch vorkommt. Wichtig ist die Anmerkung S. 37. „So bald eine Versetzung geschehen ist, muß man mit auflösenden Mitteln, und nicht selten mit Aderlässen zu Hülfe kommen.“ Dieser Aphorismus ist aus der tiefsten Beobachtung, und den Alltagsärzten wenig bekannt. Freylich trifft er am meisten da zu, wenn rhevmatischer Scharlach-Pocken, und anderer Stoff da ist; und das Fieber die Gestalt des Nervenfiebers aus individuellen Ursachen annimmt. Auch sollte man lieber bey gedachten Fiebern diesen Zustand unter die Gestalten unterbringen, die es in seinem Zuge annehmen kann, als eine eigene Fieberart daraus machen. Allein der Aphorismus ist selbst in ursprünglichen schleichenden Nervenfiebern auch anwendbar. Es kann auch da eine falsche Plethora oder ein Versatz vorkommen, der diese Cur erheischt. Das Nervenfieber kann entzündlich werden, wie das entzündliche Fieber ein Nervenfieber werden kann.

S. 41. Die große Familie der Wechselfieber leidet gerade so viel specifische Unterschiede, von den auf sie einfließenden besondern Fieberursachen, der Entzündung, der faulen Beschaffenheit und der Reizbarkeit, als die Familie der anhaltenden. Ein entzündliches Wechselfieber ist so wichtig, und erfodert so schnelle Anwendung des Blutlassens, auch oft wiederholtes, daß ohne dasselbe der Kranke verloren ist, oder in das abartigste Fieber verfällt, weil sein Arzt nur das Wechselfieber und nicht den ganzen Zustand des Mannes ins Auge faßt, der das Wechselfieber hat. Recensent mußte einem Manne im vierten Wechselfieber in Einem Tage zweymal Blut lassen. Bey dem heftigen Frost, durch Krämpfe verstärkt, mildert der Mohnsaft, und so mit die Heftigkeit des Fiebers, die oft der Krisis im Wege steht. Mohnsaft wird und muß in der Praxis einen Umfang erhalten, über den unsere Zeitgenossen erstaunen werden, zumal ein sonst braver Mann neuerdings sie schüchtern gemacht hat. Aber, aber, es ist ein scharfes Messer. Man lerne es ja erst handhaben, bevor man es braucht.

S. 44. folgt Herr S. der auch von Boerhaave und van Swieten sanctificirten Methode, die Fieberzufälle besonders anzusetzen. Freylich räth er, das Ganze vor Augen zu behalten, und ein dringendes Symptom (und ungestümes Anhalten des Kranken) sich nicht zu weit ableiten zu lassen.

Aber

Aber da die meisten Zufälle irgend zu Einer der Fieberarten, zu derselben Diagnosis oder Prognosis gehören: so wünschte Recensent doch, daß sie blos bey der allgemeinen oder besondern Behandlung mit untergebracht würden. Es beschleicht die Rücksicht auf die Symptomen den Anfänger zu leicht, wenn der Lehrer selbst Rücksicht darauf nimmt. Cautelen mögen die Zufälle geben: aber mehr nicht, wie Rec. es dünckt.

S. 77. f. bey den Localentzündungen ist freylich die antiphlogistische Methode äußerst wichtig; aber Recensent rechnet dazu die gelinden Abführungen, die gleich nach der ersten Aderlasse, und bey vollen Kräften oft die folgenden Aderlässen so sehr ersparen, der freyern Circulation Raum machen, und der Resolution förderlich sind. Selbst mit Mohnsaft verbunden, sind sie sehr angezeigt, und der Localschmerz verstattet den Gebrauch desselben nicht nur äußerlich, sondern selbst innerlich in Verbindung mit kühlenden Mitteln. Sarcone und die Erfahrung bürgen auch hier für die weise Anwendung des Mohnsafts.

S. 94. ist der gutartige Carbunkel eingeschaltet. Herr S. hat den höhern Grad des Rothlaufs, das persische Feuer, mit diesem Namen belegt. Die Krankheit existirt auch, obwohl selten bey uns, wie der Brandgürtel, (Zona) der auch zu der Familie der Rothläufe und Scharlachfieber gehört.

S. 95. „Die Pest charakterisirt sich durch Localentzündungen in den Drüsen (Bubones) und fleischichten Theilen (Anthraces).“ Aber ohne beyde kann man die Pest haben, und an der schlimmsten Pest stirbt man ohne beyde, das sagt Herr S. selbst S. 97. Die Leistenbeule ist ein kritischer Absatz, und zwar ist er es so sehr und fast allgemein, daß man ihn wohl mit zum Wesen der Pest rechnen kann, und daher die Alten veranlaßte, die eigentliche Pest, pestis inguinaria (sie war sicherlich nicht venerisch) zu nennen. Allein die Brandblase (Anthrax oder Carbunculus) ist ein Zeichen eines hohen Grades von Krankheit, wie es Petechien beym Faulfieber und der Pest sind. Aber was nicht stetig, was nur Zufall ist, gehört nicht zum Charakter des Uebels. Recensent findet das Wesen der Pest im folgenden genauer bezeichnet: „das Kontagium wirkt vorzüglich auf die Nerven.“ Es ist der Nervenfieber höchster Grad (malignarum malignissima): aber gut ists und wahr, daß

Herr

Hr. S. uns an ein eigenes Kontagium dabey erinnert. Ob dies giftige Miasma durch blosse Zumischung (wie Herr Unzer, Pathol. der ansteckend. Krankh. §. 176. f. festsetzt), oder durch Assimilation in unserm Körper denselben gefährlich werde, ist hier einerley. Aber seine Gründe für das eigene specifische Miasma und desselben unmittelbare Wirkungen sind, dünkt mich, entscheidend. Es ist von bösen Folgen, daß man die Ansteckungskraft der Pest neuerlich uns hat wegphilosophiren wollen. Man konnte die Pest immer bey den bösartigen Fiebern unterbringen, Natur und Cur erweisen es, — aber mußte man das Kontagium darum leugnen? Kann man es selbst bey gemeinen bösartigen Fiebern? Wie viel weniger bey der Pest! Daß unsere Begriffe über die Pest berichtiget; daß dies Fieber, das so abgesondert da stand, den übrigen Fieberarten genähert worden; daß man ihm das Schauerliche durch Erörterungen seiner Natur benimmt; das hat alles seinen Nutzen. Aber die Gefahr bleibt darum, und also auch die Vorkehr dagegen. Sollte man also die Vorsicht der Landesväter dagegen zu schwächen suchen? Ein jeder rechtschaffener Arzt muß sich dem Leichtsinne widersetzen, der aus übelverstandenen Berichtigungen unserer Begriffe erwachsen kann.

S. 97. „Wahrscheinlich setzt die Entstehung des Pockengifts Ursachen voraus, die in Europa nicht zusammen kommen," ist ein neuer Zusatz dieser Ausgabe. Es ist auch wahr, daß man die Krankheit bey den Griechen und Römern schwerlich gekannt habe, und daß die älteste Spur davon im J. C. 572. bey den Arabern vorkommen.

S. 102. widersetzt Herr S. sich mit Recht „dem allgemeinen kühlen Verhalten beym Ausbruche der Pocken," (und noch schädlicher ist es im Zeitlaufe der Eiterung.) Das Wahre ist, man halte die Kranken, wie sie gewohnt sind, nicht wärmer, aber auch nicht kälter. Im zweyten Zeitlaufe ist sehr oft etwas mehr Wärme heilsam. Die Reifung erfordert sie im Laufe der Natur, die mehr oder minder ein zweytes Fieber dazu braucht, und also auch in Vorkehrungen der Kunst.

S. 112. „Die falschen Blattern kommen nur während dem Laufe der ordentlichen Blattern vor, und es scheint mit ihnen die ähnliche Bewandniß zu haben, als mit denen, die nach der Einimpfung ohne Fieber auf der Wunde, und bey

Per-

Personen, die schon die Pocken überstanden haben, durch Berührung im Gesichte und an den Brüsten entstehen." Recensent gesteht, daß er mehrmals falsche Pocken im Laufe wahrer Pockenepidemien, und besonders nicht lange vor derselben gesehen habe: aber auch wirklich ganz außer der Epidemie derselben. Die Vergleichung scheint sonst sehr glücklich. Wenn das Pockengift einen Eindruck auf das Hautgewebe macht, ohne die Nerven zu behaften, deren Reizung zum vollen und formellen Pockenfieber nöthig ist: so entstehen die falschen Pocken bey denen die wahre gehabt, oder die Disposition dazu noch nicht haben. Zu läugnen aber ist auch wohl nicht, daß es Ausschläge anderer Art gebe, die sich den Pocken sehr ähneln, und daß dergleichen auch außer den Epidemien seyn können. Wer kann die Abartungen und Varietäten der Hautausschläge zählen, und wer kann sie alle nennen!

S. 115. unterscheidet Herr S. die Masern und Röthein. Der Charakter der letztern ist Ablösung der Oberhaut, nicht kleiartiges Abschuppen. Recensent gesteht, daß ihm dieses mehr eine Varietät als eine besondere Species scheint. Der zusammenfließenden, oder eigentlich zusammenhängenden Masern wird nicht gedacht. Eben jetzo sieht er sie zum ersten Male so, daß im Gesichte abgesonderte und an den Gliedmassen zusammenhängende stehen.

S. 120. 21. steht eine höchstpraktische Anmerkung über das Friesel, bey dem man voraus doch erinnern mochte, daß das weiße und rothe Friesel wesentlicher verschieden sind, als die Systemen bisher es besagt haben. Aber die Anmerkung: „die Natur des Fiebers giebt den besten Leitfaden bey der Cur ab." Güldene Worte! Man betrachte fast jeden Hautausschlag nur als einen Zufall, schone sein, wie jeden Zufalles, oder nehme Rücksicht darauf, wie auf jeden Zufall: lasse sich aber in der Cur des Hauptfiebers nicht irre machen. Fast alle Ausschläge könnten bey den Fieberzufällen mit untergebracht werden. Sie sind fast alle symptomatisch aus dem Unterleibe. Aber sie sind in bestimmten Fieberarten, auch oft kritisch; und glücklich hat die Beobachtung H. S. den Platz des kritischen Friesels beym Nervenfieber angewiesen. Er ist am meisten der Stellvertreter des kritischen Schweißes; nicht so gut, aber in Ehren zu halten. Oft ist er auch bey lymphatischen Fiebern, und Fiebern der Wöchnerinnen dasselbe, was

er beym Nervenfieber ist. Rec. unterschreibt gerne die wahren Cautelen S. 121. und geht noch weiter.

S. 121. ist Febris bullosa besonders abgehandelt. Es ist bey bösartigen Fiebern die Brandblase, der Carbunkel der Pest, im niedern Grade, wie sein Fieber. Sollen wir nicht endlich das Symptomatische in seine Stelle setzen?

S. 122. Die Aphthen erhalten ihre wahre Bestimmung, Frieseln in der innern Fortsetzung der Haut. Sie zeigen meistens Unreinigkeiten der ersten Wege an: (besonders die, so zur Säure sich neiget, wie die beym Friesel) zu Zeiten sind sie kritisch, wie das Friesel, in Lymphatischen. und Nervenfiebern. (Borax ist ihr Specificum mit Honig. Säuren sind nur für die kleinen Wunden, wenn diese Reinigung bedürfen. Die Aphthen der Kinder wie ihr Friesel, ähneln sich beyde, und Borax ist da wieder das Mittel. Ja nicht Säuren, die hier gar nicht an ihrer Stelle sind, als bey symptomatischen Aphthen der Schwindsüchtigen u. a.

S. 123. Die Petechien sind ein Symptom ganz und gar. Nach dem Genusse der Taxusbeeren hat Herr S. sie chronisch gesehen. Recensent nach Galle in den ersten Wegen.

S. 124. f. sind die hitzigen Rheumatismen abgesetzt, und unter die entzündlichen Fieber nichts eingeschaltet. Doch machen sie eine große Unterart derselben, wenn sie blos entzündlich sind: aber oft sind sie gemischter Art, und mit gastrischem Verderbniß auf mancherley Art verflochten. Aber sind das alle entzündlichen Fieberarten nicht oft?

S. 128. 29. hat der chronische Rheumatismus starke Zusätze bekommen, wenn er von Bleyarbeiten, von versetzter Milch oder Hautausschlägen, oder aus den ersten Wegen entspringt. Wenn im Hüftwehe der Nerve selbst seinem Laufe entlang leidet, so ist Terpentinöl kräftig, (und Zugpflaster, wo er der Haut zunächst austritt.)

S. 130. 131. sind viel Unterschiede des rheumatischen und arthritischen Stoffs angegeben. Eigentlich möchte der Stoff generisch wohl ziemlich Einer Art seyn, aber die mehrere Feinheit des letztern, die Behaftung der Nerven und der Sitz, den er sich zu wählen pflegt, setzen wohl die Verschiedenheit der Arten fest.

S. 136. Erst kommen die Katarrhalfieber vor, die wohl eigentlich in die große Familie der lymphatischen Fieber gehören, und den Uebergang zu den entzündlichen machen. S.

137.

137. wird dem Gebrauche des kalten Wassers in Katarrhen sein Werth in Vorbauung, nicht in der Heilung angewiesen. Es ist wahrlich eben so vernünftig, als wenn man in einer Lungenentzündung jemand in den Zug vom Ostwinde bey strengem Frost hinausbrächte. Auf der andern Seite verlängert aber auch Warmhalten das Uebel. Sollte nicht die Mittelstrasse die wahre seyn?

S. 142. 43. „Der Ruhrstoff ist ansteckend, wird durch die Constitution der Luft veranlaßt, aber in unserm Innern erzeugt." Sehr wahr. Sydenham hätte die Ruhr, diesen Febrim ad intestina versam, wohl bey den lymphatischen Fiebern mit untergebracht, wenn er ein System geschrieben hätte. Die Idee dürfte reich seyn. Vom unschuldigen Durchlaufe bis zur bösartigsten Ruhr sind der Stufen viele, und sie artet sich nach ihren Uebergängen, entzündlich, fäulig, schleimig, bösartig. Sie hat ihre Krisis und kritische Tage. Hr. S. giebt richtige Beyträge, und wichtige zu dieser Idee des guten Alten, die aber derselbe nicht verfolgte. Hier dringt die Wahrnehmung Einem zur höhern Beobachtung sich an, und da kommt die Cholera (Cholera acuta) hart aus, gallige oder Faulfieber, die selbst nur Arten Einer Gattung seyn dürften.

S. 176. Bey Weibern kommen entzündliche Geschwulste der Lippen vor, die Anomalien von Blutflüssen sind.

S. 191. ist ein neues Zeugniß für die Wirkung des Mohnsafts in der Gelbsucht, in der die krampfstillenden Mittel von Tage zu Tage wichtiger werden.

S. 195. tritt Herr S. denen bey, die specifische Kräfte des Quecksilbers gegen das venerische Gift nicht annehmen, sondern nur dadurch blos es wirksam achten, weil es die Ausführung des Giftes bewirkt. Seine Gründe sind 1) weil auch in wärmern Ländern die Seuche durch schweißtreibende Dekokte geheilt wird. (Ist China aber deshalb nicht ein specifisches Fiebermittel, weil Brechen oder Schweiß das Fieber auch heben?) 2) Weil bey der Salivation der Speichel noch ansteckend ist. (Da ist also die Zerstörung des Gifts noch nicht geschehen, wo es der Fall ist. Mehr beweißt es nicht.) 3) Bey Lokalübeln wird das Quecksilber dem Gifte nächstmöglich gebracht, und kann doch in den Körper zurückgetrieben werden. (So wäre höchstens nicht alles Gift zerstört, und noch genug zum neuen Fermente da. Recensent glaubt, hier

sey Einer der vielen Fällen, wo die Philosophie der Kunst an ihrem non plus ultra stehen bleiben muß.)

Es sind sehr gute Winke, die Herr S. S. 208. f. und S. 226. f. über die abartige Natur des unreinen Stoffs bey der Gonorrhoe und der scrofulösen Schärfe giebt, die der Schärfe bey Hautflechten sehr nahe kommt. Wenn man bey krankem Stoffe die Beobachtungen mehr zu Hülfe nähme, die wir über die Bearbeitung, Absellherung und Umschmelzung des Nahrungsstoffes zu so vielerley andern Feuchtigkeiten gemacht haben: so würden wir die Wichtigkeit des Drüsengeschäfts in Erzeugung der Abarten des Krankheitsstoffes näher einsehen lernen. Der Stoff, der unmittelbar resorbirt wird, artet sich im Körper gewiß anders, als der thut, den der Körper erst mittelbar, und nach der Umarbeitung im Drüsengeschlechte erhält. Da überkommen der Gichtstoff, die Krätze, der Scorbut, der unreine Stoff und alte Schärfen eine abartige Natur, die in einigen Hinsichten sich gleicht; im Drüsengeschlechte, wenn sie darin stockt, die Scrofeln macht; auf der Haut Ausschläge von vielerley Gestalt bildet; auf innern Theilen sich ablagert, und den Grund zu chronischen Uebeln leget. Resorption und Umschmelzung geben den einfachen und abgearteten Uebeln ihren Ursprung, und mich dünkt, man kann in der Praxis dieses Gedankens nicht entbehren.

S. 212. glaubt Herr S., der neuerlich (er ist zuverlässig sehr alt) gepriesene Nutzen des Mohnsafts in der Lustseuche erfolge blos durch Hebung des Krampfs, der der Wirkung der Natur entgegen strebt. (Nicht auch durch die Perspiration?)

S. 235. „Der Ansprung (Crusta lactea) wird selten, oder vielleicht niemals durch die Kunst, oft aber von der Natur durch ein Fieber gehoben. Mercurialmittel und Viola tricolor haben nichts geleistet.“ Die letzte mir auch nicht. Am meisten noch Schwefel und Schwefelbäder mit guter Diät.

S. 276. wird in Wassersuchten, besonders von unreinem Urstoffe die Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure empfohlen.

S. 383. f. ist die Heilart in der Hydrophobie näher bestimmt. Freylich kommt wohl auf die erste ungesäumte Behandlung der Wundstelle das Hauptsächlichste an, was die Kunst vermag.

S. 396.

S. 396. hat die Entzündung der Hirnhäute nach Kopfverletzungen einen Platz neuerdings, und, uns dünkt, mit Recht erhalten. Hier ist auch vieles diesmal genauer bestimmt. Rec. gesteht, daß er von der blos antiphlogistischen Curart, außer im ersten Anfange, wenig Nutzen verspürt habe. Aber nach dem ersten Anfange und verfolgt, scheint sie der Erwartung nicht zu entsprechen. Wenn durch die erste reichliche Aderlässe nichts ausgerichtet worden ist, so richten die wiederholten selten mehr aus, und man schwächt die Lebenskräfte zu sehr. Ein anders ist, wenn in der Folge ein Umwurf der Krankheit, wenn ein Auftritt neuer Uebel entsteht. Da freylich wird wiederholtes Blutlassen mit antiphlogistischen Mitteln oft mit Nutzen angewandt.

Die Ursache liegt wohl in dem zarten Baue der Hirngefässe, und in der Menge der Blutbehälter (Sinuum). Die gespinstigen Hüllen der Gefässe lassen sich unglaublich ausdehnen, haben wenig zusammenziehende Kraft, und lassen den größten Blutstockungen Platz. Man könnte den Körper ausbluten lassen, und die Blutgefässe des Hirns könnten doch noch dabey strotzen.

Die nützlichsten Ausleerungen sind daher die Localaderlässen des Haupts, die in neuern Zeiten so ganz und gar vernachläßigt werden, und die oft noch sicherern Igel, wodurch Eine Unze aus Ort und Stelle entleeret, mehr werth ist, als 10 aus dem Arme oder Fusse es sind. Ich schlage die ersten Aderlässe, als Eine der allgemeinen Voranstaltungen an, selten höher. Eben dergleichen ist auch gelinde Abführung: aber sie ist doch noch etwas mehr, weil sie in den untern Theilen Raum zu mehrerer langsamen Niedersetzung des Bluts aus den Hirngefässen macht, ohne die Blutmasse und Lebenskraft so sehr zu mindern.

Nächst dem scheint äußere Kälte und das Umschlagen des kalten Wassers in allen Zeitläufen des Uebels, das wichtigste und am meisten angezeigte Mittel zu seyn, weil es, wo was in der Welt, die Reizbarkeit und zusammenziehende Kraft der Hirngefässe vermehret, worauf wohl das meiste ankommt. Es sind wohl wenig Auftritte der Krankheit, wo dies nicht gerathen wäre, und man sollte wohl selbst den Zustand der wirklichen Entzündung nicht ausschließen, der ohnehin immer äußerst zweifelhaft bleibt.

Denn Recensent leugnet nicht, daß er Entzündung, so wahr und so gewiß sie auch ist, doch nicht für den einigen und Hauptzustand halten kann. Blutstockung, die viel öfter der Fall ist, ist noch nicht Entzündung. Und Blutstockung selbst ist nicht immer da, und wo sie es auch ist, ist sie eigentlich selbst ein Zufall, worin sich die Hirnerschütterung äußert, durch die das Hirn in allen seinen Functionen gestört wird.

Man muthe mir nicht an, zu bestimmen, was die Erschütterung im Hirne sey, oder was für einen andern Zustand sie im Hirne bewirke, das weiß ich nicht genau. Aber es sey ein verlorner Tonus oder Spannkraft, es sey ein Staunen oder Starren. Genug die Richtung, das Ineinanderwirken, das freye Spiel der Hirnfasern hört auf, und die Wiederherstellung desselben wäre die Hauptanzeige.

In andern Hirnzufällen der Art, ist wegen der genauen Mitleidenschaft der Nerven, der Herzgrube mit dem Hirne, Brechen das Hauptmittel. Freywillig äußert es sich auch hier, als ein deutungsvolles Symptom. Ob es ganz und gar symptomatisch sey, und nicht eine Naturhülfe mit sey, lasse ich auf sich beruhen. So viel ist gewiß, daß beym Erbrechen, besonders nach der Aderlässe, die Besinnung zu Zeiten erst zurückkehrt; und daß alle das Brechen wenigstens ohne Schaden, so viel man weiß, ertragen. Aber die Congestionen nach dem Kopfe? wird es die nicht vermehren? Was hebt aber in andern Fällen den Druck auf die Hirnnerven, was das Irrereden, die Schlafsucht, die kataleptischen Zufälle, den anfangenden schwarzen Staar? und warum fürchtet man da die Congestionen nicht? Weis man dann auch diesen durch Localmittel nicht abzuhelfen? Aber noch mehr, sollten in diesem Falle, wobey im System der zarten Gefäße alles in Stocken gerathen ist, Congestionen so sehr schaden? Unda undam pellit, und oft wird allein durch das Nachpressen die Beweglichkeit und die Entleerung bewirkt. Wirkt das Fieber, das nach dem Schlagflusse, laut dem Hippokrates und der Natur so heilsam ist, nicht auch mit auf dieselbe Art? Kurz der Reiz der dem Hirne am meisten verwandten Nerven, da der Reiz an Ort und Stelle nicht genug anzubringen ist, dürfte mehr anzuwenden seyn, als bisher; und die gebrochnen Gaben des aufgelösten Brechweinsteins, Dovers Pulver und Bromfields Mixtur, hier sehr an ihrem

Ort

Orte seyn. In mehr als einem Falle hat Recensent letztere besonders mit Localaderlässen, kalten Umschlägen, warmen Fußbädern, und gelinder Eröffenung glücklich angewandt.

Was der Mohnsaft hiebey leiste oder nicht, wage ich noch nicht zu bestimmen. Wenn der Zustand des gesammten Körpers, wie des Hirns, staunend, starrend, krampfhaft ist, so scheint er angebracht zu seyn. Auch würde ich weder durch Congestionen nach dem Kopfe, noch durch Entzündung vom Mohnsafte mich abhalten lassen. Jene fürchte ich nicht; und wer sagt, daß in Entzündungen besonders sehr nervenvoller Theile Mohnsaft nicht nützlich sey? Ich glaube es sehr.

Daß aber weiß man mit mehrerer Zuverlässigkeit, daß der Trieb nach dem Hautgewebe vom größten Nutzen sey, daß das Fieber nach der Apoplexie, das die Nerven erschüttere, den Umlauf des Bluts vermehre, durch Drang nach dem Haupte wahrscheinlich die Hirngefäße entleere, durch Nachlassung des Krampfes, eine allgemeine milde Ausdünstung bewirke: das, sage ich, weiß man; und aus mehrern Fällen wird es wahrscheinlich, was die Analogie schon muthmaßlich macht, daß dasselbe auch bey andern Hirnerschütterungen vom Nutzen sey. Allerwegen ist vermehrte Perspiration die eigentliche Nervenkrisis, und ein großes Gesetz der allgemeinen Therapie, das aber nicht oft in Büchern steht. Und nach der Anzeige der Natur ein künstliches Fieber zu erwecken; oder einen Reiz zu machen, der ähnliche Wirkungen ergebe, sollte das nicht gerathen seyn? Ich kann nur Winke hinwerfen, aber die Beobachtung scheint sie zu veranlassen.

S. 419. hat Herr S. die Amblyopie genauer und aus eigenen Erfahrungen beschrieben.

S. 426. wird der Zweifel geäußert, ob die Ursache des schweren Zahnens im Zahnfleische, und nicht vielmehr in der Reizbarkeit und dem allgemeinen Krampfe der Nerven liege? Ein gegründeter Zweifel, dem zu Folge Herr S. die Reinigung der ersten Wege, im Anfalle Blutlassen, und nachher Mohnsaft anräth.

S. 447. bey der unnatürlichen Eßlust wird der Kinder gedacht, die Kreide, Kalk und Sand verschlingen; und mit Recht wird die Säure in den ersten Wegen angeklagt. Man giebt den armen Geschöpfen die Ruthe, und dürfte ihnen nur Magnesia geben, und ein Brechmittel zwischen ein. Auch dem unregelmäßigen Appetite der Kranken wird in bestimmten Fällen das Wort geredet.

S. 478. steht unter den Ursachen des verhinderten Harnabganges die Anschwellung der Saamenbläschen mit, da durch den Krampf der Saamen zurückgehalten wird. Ein Zusatz aus Erfahrungen, wie es scheint.

S. 487. sind die Gewächse und Verhärtungen der Bärmutter hinzugekommen. Auch ein wichtiger Zusatz. Doch der Veränderungen und Zusätze sind allerwegen viele.

Zu den Mitteln sind viele hinzugekommen, als das Acidum Tartari essentiale (statt dessen eben so gut das bloße Sauerkleesalz genommen werden kann); die dephlogisticirte Luft, zu deren Hervorbringung Herr Achard einen Ofen angegeben hat; Antimonium, ohne daß Herr S. nicht Arzt seyn möchte; Aqua Calcis; Aquae minerales (die Warnung beym Bitterwasser ist wohl zu allgemein und zu ängstlich); Borax (dessen specifische Kraft gegen die Aphthen vergessen ist); Cortex Mezerei, dessen Kräfte in unreinen Knochenschäden gerühmt werden; die Elektricität; das Extr. Taraxaci; die Blätter der runden Osterlucey (an deren besonderer Kraft wir doch zweifeln); die Zinkblumen, der Mineralkermes, dem Hr. S. viel Vorzüge vor dem Spiesglasschwefel beylegt; das Isländische Moos, das Anisöl, die Zelleriewurzel, und die Columbowurzel, von der Recensent die Wirkungen nicht rühmen kann, die man derselben so freygebig beylegt.

Herr Selle hat in seinen Beyträgen zur Natur- und Arzneywissenschaft Th. II. S. 159. f. über diese neue Ausgabe seines Handbuchs eine Recension gemacht, die Recensent mit ganzem Beyfalle gelesen hat. Er vertheidigt seine Meynung vom Schlagflusse, vom Blattereinimpfen, und vom Kindbetterinnenfieber gegen seine Rec. der ersten Ausgabe, besonders gegen Herrn Metzger, mit der liebenswürdigen Bescheidenheit, die einem Gelehrten von Sitten geziemet.

Dies nur noch: wenn Herr S. eine neue Ausgabe ausfertigt, wie dergleichen gewiß Platz finden wird, so wäre zu wünschen, daß für den Lehrling mit der Sellischen Kürze das blos Praktische, die Diagnosis, Prognosis und Cur nur mit den nächsten Ursachen, nach der dogmatischen Weise des Hippokrates, einfältig und deutlich hingesetzt: alles aber, was sichere bestätigte Theorie, was wahre abgemachte Philosophie der Kunst, noch mehr also noch Muthmassungen, Fragen und Hypothesen abgesondert, und in Anmerkungen vor sich abgesetzt würde. Eben so wünscht Recensent noch, zwar als Nebensache, aber die doch zur Verdeutlichung der Materie bey

Unter-

Unstudirten sehr viel beyträgt, daß die Namen und Kunstworte in der Sprache ausgedrückt würden, worin das Buch geschrieben ist. Es bedarf keines ängstlichen Purismus, aber wir haben so viel glückliche Benennungen, die in einem solchen Buche Platz verdienten, und die oft besser zur Sache stimmen, als die alttechnischen Worte, daß selbst die Richtigkeit und Bestimmtheit der Begriffe dabey gewinnen würde. Man kann die geweihten Kunstworte doch auch in Klammern beysetzen.

Albr. von Haller Beyträge zur Geschichte und Heilung der Krankheiten ꝛc. von Lor. Crell. Vierter Band. Berlin und Stettin. Nicolai, 1783.

Die Fortsetzung des nützlichen Werks, dessen wir schon mehrmals erwähnt haben, wodurch die nützliche Sammlung der von Haller herausgegebenen Probeschriften gemeinnütziger wird.

Ym.

4. Schöne Wissenschaften.

Christoph und Else, mein zweytes Volksbuch. 1782. Zürich und Dessau, in Commission bey Füeßly. Erstes Bändchen, 368 Seiten. Zweytes Bändchen, 270 Seiten, 8.

Das erste Volksbuch des Verf. Lienhard und Gertrud betitelt, welches wir zu seiner Zeit in dieser Bibliothek angezeigt haben, und davon nun auch eine französische Uebersetzung heraus ist, scheint die günstige Aufnahme allenthalben erhalten zu haben, die es in aller Absicht verdienet. Diesem hat nun der Verfasser sein zweytes Volksbuch folgen lassen, welches eine Art von Kommentar über jenes ist, und sich Stück vor Stück auf jene Geschichte gründet. Der Verf. nimmt aus diesem praktischen Roman mancherley Anlässe, gewisse Ma-

terien, die dort nur historisch behandelt waren, und welche zur Aufklärung des großen Haufens, besonders der Landleute, zur vernünftigen Beurtheilung und Uebersicht ihrer natürlichen Lage und Verhältnisse, auch zur Kenntniß und Beherzigung vieler nützlichen und brauchbaren Maximen und Lebensregeln dienen können, durch eine weitere Ausführung hier in ein helleres Licht zu setzen, und ihnen eindringlich zu machen; und so soll nach der Absicht des Verfassers dieses Buch ein Versuch eines Lehrbuchs seyn, zum Gebrauch der allgemeinen Realschule der Menschheit, das ist, der Wohnstube.

In Absicht der äußern Einrichtung hat der Verfasser des kalten Lehrtons sich gänzlich enthalten, und seinen Vortrag dialogisch eingekleidet. Christoph, ein braver Hausvater in Thalau, seine Hausfrau Else und der Hausknecht Joost pflegen jeden Abend in der Feyerstunde Unterredung zusammen, über ein aus Lienhards Geschichte vorgelesenes Pensum, und zum Beschluß muß Fritz, Christophs Sohn, das kürzlich recapituliren, was er sich aus diesen Gesprächen zur nützlichen Lehre gemerkt hat. Kenntniß des menschlichen Herzens und der Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, der daraus entspringenden Pflichten und wechselseitigen Obliegenheiten der verschiedenen Stände und Personen, der Obrigkeiten und Unterthanen, der Hausväter, der Eltern, Kinder und des Gesindes, veroffenbaren sich in diesem Buche durchaus. Lehre und Unterricht ist allenthalben auf vernünftige Grundsätze gebauet, und daß der Verfasser die Wohnstube für die eigentliche Realschule der Menschheit erkläret, wo der menschliche Geist gewöhnlich seine erste Richtung bekommt, und wo Lehre und Beyspiel für die Jugend so eindringlich sind, daß er von hier ausgehet, seiner Lehre und wohlmeinendem Unterricht Eingang zu verschaffen, verdienet allerdings Beyfall. Denn die Anlage zu guten Gesinnungen, Berichtigung des Verstandes, Vertilgung schädlicher Vorurtheile, sind die Früchte, die durch häusliche Erziehung leichter gewonnen werden, als durch theoretischen Unterricht von der Kanzel oder in der Schule. Vorzüglich hat der Verfasser sein Augenmerk auch auf die gewöhnlichen Mängel und Gebrechen der bürgerlichen Verfassung gerichtet; Druck und Gewicht derer, die Macht und Gewalt haben auf die Schwächern, und die Strebepfeiler, welche die letztern vorschieben, ihre Schultern zu lüften, die aufliegende Bürde von sich abzuwälzen, oder selbst über ihres Gleichen das

Ueber-

Uebergewicht zu bekommen, durch Schälkeley, Gleißnerey, Liebdienerey, Ränke und Kniffe sich emporzustreben, richtig geschildert. Zugleich hat er aber auch die Vorurtheile des gemeinen Mannes zu bekämpfen sich bestrebt, der alle Unbequemlichkeiten der bürgerlichen Societät so leicht für Bedrückungen und Bürden willkührlicher Gewalt nimmt, dadurch unwillig und muthlos, oder störrisch und träge gemacht wird, da er sich die unvermeidlichen Beschwernisse seines Zustandes durch tragen und dulden oft erleichtern könnte.

Wir müssen uns begnügen hier nur so im Allgemeinen von dem Inhalte dieses Buchs unsern Lesern einen Begriff zu geben, der abgehandelten Materien sind viel und mancherley, nach den mancherley Umständen und Ereignissen, die in die Lebenspraktik der niedern Volksklassen einschlagen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß eine solche Volksmoral ihren guten Nutzen haben möchte, und der gemeine Mann dadurch gebessert und aufgeklärt werden könnte, wenn sich dieses Buch als eine Volkslektüre in seinen Händen befände. Aber wir bezweifeln, daß die, für welche es eigentlich geschrieben ist, von seiner Existenz je etwas erfahren dürften, und wenn es auch in Gang käme, so wäre doch immer ungewiß, ob es Eingang finden würde. Wem es um Besserung des großen Haufens zu thun ist, muß das durch kleine kurzgefaßte, aber nicht durch voluminöse Volksbücher zu bewirken suchen. Denn welcher Landmann hat Lust sie zu kaufen oder zu lesen? So sehr sichs auch der Verfasser hat angelegen seyn lassen, seinen Vortrag populär einzurichten, und ihn ganz nach der Mundart seiner schweizerischen Landsleute zu bequemen, so befürchten wir doch, daß diese Dialogen für das Landvolk und den gemeinen Bürger zu trocken sind, um ihn beym Lesen in Athem zu erhalten, und zum Nachdenken zu reizen, vieles ist zu lokal, andere Dinge sind nur im Allgemeinen abgehandelt, und wenn sie nicht auf die individuellen Umstände der Leser gerade treffen, interessiren sie diese nicht genugsam, hierunter gehören hauptsächlich Joosts lange Tiraden. Ueber das scheint ein blosses Raisonnement auf Leute, die nicht zum Nachdenken gewöhnt sind, lange nicht die Wirkung zu thun, als eine Geschichtserzählung von Handlung und Thatsachen, die Phantasie muß durchaus mit ins Spiel gezogen werden, um bloß sinnliche Leser in der Aufmerksamkeit zu erhalten, und sie zur Theilnehmung an dem Vortrage zu reizen. Zwar hat der V.

diese Dialogen ganz auf Lienhards Geschichte gegründet; aber wenn das für das Volk Nutzen haben sollte; so müßte man voraussetzen, daß diese Geschichte als ein Volksroman schon allgemein bekannt sey, und sich in jedermanns Händen befände, welches doch der Fall nicht ist, und auch wohl schwerlich jemals werden dürfte; denn daß jeder Hausvater auf dem Lande zu Aufklärung seines Verstandes sich eine kleine Volksbibliothek anschaffen sollte, stehet wohl schwerlich zu erwarten. Die Schweitzersprache kleidet, unserer Empfindung nach, die im Buche handelnden Personen, ganz gut, doch da sie für die mehresten, hauptsächlich nördlichen Provinzen Deutschlands nur halb verständlich ist, auch die Form und Einkleidung nach Schweitzer Sitte und Brauch sich mehr artet, als nach deutscher Landesart: so hindert dieses, daß das Buch wohl nicht ein deutsches, sondern unter günstigen Umständen nur ein schweizerisches Volksbuch werden kann, ob es gleich in Deutschland gedruckt ist, und da auch hauptsächlich Vortheil finden wird. In Absicht der extensiven Nutzbarkeit möchte dieses zweyte Volksbuch dem ersten, welches als ein historisches jeden deutschen Leser interessiren kann, wohl nachstehen; demungeachtet wird es gewissen Klassen von Lesern, für welche es zwar geradezu nicht bestimmt ist, immer eine nützliche Unterhaltung gewähren.

Martin Sherlock's Briefe über verschiedene Gegenstände, als über des Verfassers Unterredung mit dem Könige von Preußen, über den Charakter des Königes und der Königin von England; über das Frauenzimmer; über Genie, Witz und Geschmack; über Voltaire, Shakespeare, Richardson; über die Vorurtheile des Reisens; über das Spiel, u. s. w. aus dem Englischen. Zwey Theile. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1782. 315 S. 8.

Der Titel, den wir vollständig abgeschrieben haben, enthält alle Materien, die der Verf. abgehandelt hat, und vermuthlich stehen sie so in extenso da, um die Neugierde des Lesers dadurch anzulocken. Der Verfasser ist Hausgeistlicher beym

Lord

Lord Bischoff von Derry, dem Grafen von Bristol, machte im Jahr 1776. bis 80. eine Reise durch Italien, Frankreich, Holland und Deutschland, und hat sich schon anderweit als Schriftsteller bekannt gemacht, nicht eben als ein spekulativer, doch als ein witziger Kopf, als ein guter Beobachter, und als ein Mann vom feinen Gefühl und Geschmack. Bey seiner Reise durch Deutschland hatte er die Ehre in Potsdam dem Könige vorgestellt zu werden, der ihm unter andern die Frage vorlegte: warum es jetzt so wenig Genie in Europa gäbe? Der Verfasser, der dieses Problem aus dem Stegreif nicht zu lösen wußte, versetzte: weil sich die Natur erschöpft hat, da sie Ew. Majestät hervorbrachte. Der Monarch machte große Augen, und schwieg. — Dieser nonsensikalischen Antwort, die, wo wir uns recht erinnern, ein Anekdotenjäger in irgend einer Zeitung oder sonst wo, als einen glücklichen Einfall gepriesen hat, schämte sich nachher der Verfasser, zergliedert sie hier im ersten Briefe, und gesteht freymüthig, daß es so viel als nichts gesagt sey, wenn man von Erschöpfung der Natur in Hervorbringung eines Menschen rede. Weil ihm aber die Frage des Königes doch noch im Sinne lag, so gab dieses vermuthlich die Veranlassung zu den in den nächstfolgenden Briefen angestellten Untersuchungen über das Genie, worüber der Verfasser mancherley ganz witzig, aber nichts gründliches sagt, und dabey manche Seitensprünge macht. Z. B. untersucht er, ob das andere Geschlecht Genie habe; ob die Empfindsamkeit für einen Theil des Genies zu halten sey, welches er verneinet. Unsers Wissens hat noch niemand, außer dem Verfasser, diese Frage, die nur aus sehr unbestimmten Begriffen vom Genie entspringen kann, aufgeworfen oder einer Widerlegung werth geachtet. Voltaire ist dem Verf. der erste bel Esprit aller Zeiten, aber er spricht ihm alles Genie ab. Shakespeare und Richardson sind seine Helden. Die größte Anstrengung des Genies, die vielleicht jemals Statt gefunden haben soll, ist, seiner Meynung nach, der Entwurf des Plans zur Clarissa Harlowe, die nächste darauf soll die Ausführung dieses Plans gewesen seyn, hier stund's Genie, setzt er hinzu, auf der höchsten Staffel seiner Größe und Ausdehnung. An mehreren dergleichen Paradoxen ist im Buche kein Mangel; aber durch die Einkleidung werden sie weniger auffallend, als durch die nackende Darstellung der Resultate von den Meynungen des Verfassers. Ueber den Charakter des Königs und der Königin von England sagt er viel schönes und wahres, indessen

könnten

könnten frivole Glossenmacher leicht auf die Vermuthung kommen, daß dieser Weihrauch nicht ganz ohne Absicht den Göttern düfte, und zum mindesten ein Verlangen bezeichne, vom Hofe bemerkt zu werden, besonders da nach der 141 S. die englischen Journalisten ihm Eitelkeit und Selbstsucht vorgeworfen haben; wie denn auch die Neigung, Paradoxen zu sagen, aus dieser Quelle fließen mag. Ueberdas veroffenbahrt sich noch an dem Verfasser ein gewisser treuherziger Nationalstolz, der die Vorzüge der Britten über alle Nationen als allgemein anerkennt, voraussetzt. Deutschland muß er nur flüchtig durchwandert haben, denn so viel er von den Franzosen und Italienern zu sagen weiß, so wenig scheint er die Deutschen zu kennen, und behilft sich da nur mit ein Paar kahlen Bemerkungen über die Musik und das Frauenzimmer. Er macht die Kriegsmusik zu einem Volkscharakter, und meint, die deutsche, ohne Zweifel die preußische, sey herzerhebend; in Neapel gleiche ein Marsch einer lieblichen Symphonie, und was das Frauenzimmer betrifft, versichert er, daß den jungen Engländern die deutschen Damen besser behagen, als die Italienerinen und Französinnen. Ob das unsere Landsmänninnen als ein Kompliment annehmen wollen, mögen sie entscheiden.

Die Abentheuer des frommen Helden Aeneas, oder das zweyte Buch von Virgils Aeneis, travestirt von Aloys Blumauer. Wien, bey Gerold, 1782. 2 Bogen, 8.

Ganz schnurrig in der Manier des Dichters Michaelis, dem der Verfasser geflissentlich nachgeahmt, und um deswillen auch das Metrum desselben beybehalten hat. Aber er fällt zu oft in das unanständige Burleske, welches sein Vorgänger sorgfältig vermied. Folgende Stellen mögen unter mehrern hiervon zum Beweis dienen. Der fromme Held Aeneas, erzählt er, sey beym Einbruch der Feinde durch das Zetergeschrey der Trojaner aus dem Schlaf aufgeschreckt worden, und in seiner blanken Rüstung herunter vors Haus gelaufen, zu sehen, was es gäbe, darauf fährt er fort:

Doch

Doch als ich unter mich besah,
Potz Element wie war mir da!
Ich hatte keine Hosen.
Der Muth steckt nicht im Hosensack,
Dacht ich, und hieb zusammen,
Und warf bald da, bald dort ein Pack
Argiver in die Flammen.
Bald wiesen alle mir den Steis
Und flohn wie Haasen Heerdenweis
Für meinen Damaszener.

Als Aeneas seinen Trojanern griechische Helme aufgesetzt hatte, und diese Schaar nur für Feinde waren angesehen worden, spricht er:

— Der Kniff ward uns zur Stund
Gar jämmerlich vereitelt:
Denn mancher volle Kammertopf
Flog uns als Griechen auf den Kopf,
Das stank ganz bestialisch.

Nur selten trifft der Verfasser den wahren drolligen Ton, wie zum Beyspiel in der Beschreibung des Trojanischen Pferdes:

Auf einmal wars wie ausgekehrt
Im Lager; doch sie ließen
Zurück ein ungeheures Pferd,
Mit Rädern an den Füssen.
Sankt Christoph selbst, so groß er war,
Hätt' ohne Ruptionsgefahr
Den Gaul auch nicht geritten.

Der Bauch des Rosses schreckte baß
Uns seiner Grösse wegen,
Es war das Heidelberger Faß
Ein Fingerhut dagegen,
Und in dem Bauch — O Jemine!
Da lagen auch wie Heringe
Zehn tausend Mann beysammen.

In der uns seitdem zu Gesicht gekommenen Sammlung der Gedichte des Verfassers ist diese Travestirung wieder eingerückt, aber in derselben nicht das stärkste Stück. So viel

viel wir wissen, hat Herr B. sich entschlossen, die ganze Aeneide zu travestiren, aber eine zu lang gedehnte Burleske, dünkt uns, verliehrt ihren Werth.

Beyträge zur Beförderung einer nützlichen Lektüre. Zweyter Theil. Leipzig, bey Kummer, 1782. 336 S. 8.

Dieses schale Allerley scheint bey seiner Mannichfaltigkeit von Aufsätzen in schlechten Versen und schlechter Prosa, recht darauf angelegt zu seyn, die Leser durch matte, schleppende Erzählungen, magere Kompilationen, und frostige Einfälle zu ermüden und einzuschläfern. Gleichwohl ist der Verfasser, nach der Vorrede zu urtheilen, der selbstzufriedenste Autor, der je eine Messe bezogen hat. Er hegt von sich die wichtige Meynung, durch dieses Geschreibsel die Leser nicht nur auf die angenehmste Art zu unterhalten, sondern hauptsächlich ihre Kenntnisse zu bereichern, ihren Verstand zu bilden, ihr Herz zu veredlen, gute Empfindungen in ihnen rege zu machen, sie zur Verbesserung ihrer Fehler zu reizen, und der wahren Tugend, dem allgemeinen Wohlwollen, dem Mitleiden, der Freundlichkeit, der Sanfmuth, der Versöhnlichkeit näher zu bringen.

Mit dem Urtheil der Recensenten in den Gelehrten Zeitungen ist er auch höchlich zufrieden, und erkennt den Beyfall und das Lob mit Dank, womit sie den ersten Theil seiner Beyträge gekrönet haben, nur hätte er gewünscht von ihnen Belehrung zu empfangen, wie der zweyte Theil noch zweckmäßiger einzurichten gewesen wäre. Das würde wohl schwerlich zu sagen seyn; wenn der Verfasser alles das geleistet hat, was er laut der Vorrede geleistet zu haben glaubt, so läßt sich ja keine Vollkommenheit gedenken, die sein Buch nicht bereits hat. Um indessen seinem Verlangen einigermaßen nachzugeben, wollen wir unsers Orts ihm folgende kleine Anekdote aus einem alten Sittenspiegel zur Beherzigung mittheilen. Ein junger Prediger, der gerade die nehmlichen guten Absichten des Verf. mit seinem frostigen Kanzelgeschwätz zu erreichen vermeinte, fragte einen ältern, wie sein gesegneter Vortrag wohl noch zweckmäßiger einzurichten seyn möchte. Dieser antwortete, ich weiß Ihnen keinen andern Rath zu geben als den: wenn Sie auf eine Predigt studiren, so überdenken Sie erst

wohl

wohl alles, was Sie nicht sagen wollen, hernach aber, was eigentlich zu sagen ist, und wie es gesagt werden muss, so werden Sie nie ihres Zwecks verfehlen.

Magazin der spanischen und portugiesischen Litteratur, herausgegeben von F. J. Bertuch. Dritter Band. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1782. 410 Seiten. 8.

Theater der Spanier und Portugiesen, herausgegeben von F. J. Bertuch. Erster Band. Dessau und Leipzig 1782. 334 S. 8.

Dieser Band, bis auf die letzten fünf Bogen, ist ganz dramatischen Inhalts. Die hier eingerückten Schauspiele sind folgende: 1) Der schmerzliche Zwang von Lope de Vega, ein so ungeregeltes Stück, als irgend eins von Shakespeare, das gleichwohl dem Leser sich andringt, die Aufmerksamkeit spannt, und nicht leicht ohne Theilnehmung wird gelesen werden. 2) Der Teufel aus der Kohlenkammer, von Cervantes. Der große Kompilator, Daniel Ernst, hat, wie sich Recensent erinnert, das wesentliche dieser Posse in irgend einer seiner Schriften als eine lustige Erzählung auch weiland angebracht, aber solche vermuthlich nicht aus dem Cervantes entlehnt, sondern wer weiß aus welchem alten Buche genommen, woraus denn so viel zu folgern ist, daß dieser gute Schwank in mancherley Volk und in mancherley Zungen sich schon umher getrieben und immer gefallen hat. Hier nimmt er sich in der dramatischen Form freylich ungleich besser aus, als in der angeführten magern Erzählung. 3) Ignez de Castro von Quita. 4) Ignez de Castro von Ferreira. Das erste Stück mit einem glücklichen, das zweyte, der historischen Wahrheit getreu, mit einem tragischen Ausgange. Unsrer Empfindung nach trägt der Spanier über den Portugiesen in Absicht der Situationen und der Lebhaftigkeit der Handlung den Preiß davon. Der letztere verliert sich zuweilen in etwas lange Tiraden. 5) Bristo von Ferreira. Der V. hat bey diesem Stück die Adelphen des Terenz vor Augen gehabt, und die Charaktere gut nach dem Kostum seiner Nation gemodelt. Hier und da sind diese Stücke abgekürzt, unnütze, und ganz heterogene Scenen herausge-

schnit-

schnitten, und ihr Inhalt nur kurz historisch angemerkt worden, daß der Leser dadurch nichts eingebüßet hat. Diese Uebersetzungen sind in einer der Natur der Sache angepaßten Sprache, und der Dialog ist so fleißig und mit Geschmack bearbeitet, daß die Verpflanzung dieser Stücke auf vaterländischen Grund und Boden nichts mehr vom exoterischen Erdgeruch der Originalsprache wittern läßt, und sich dem deutschen Ohr einschmeichelt. Den Beschluß dieses Theils macht ein Fragment aus der portugiesischen Geschichte, die Chronik vom Könige Dom Affonso dem Vierten, und seinem Sohne Dom Pedro, als noch kein Zuckerwerk und derley Ding aus Indien kommen war. Dieses Bruchstück ist nicht nur durch die rührende Geschichte der Donna Ignez an sich interessant, sondern empfielt sich dem Leser hauptsächlich dadurch, daß es meisterlich in einem alten deutschen Chronikenstyl übersetzt ist, und also die Illusion eines deutschen Originals macht.

Der erste Theil des von dem Herausgeber des Magazins begonnenen Theaters der Spanier und Portugiesen, enthält die nämlichen oben genannten Schauspiele. Herr R. B. hat solche dem Magazin einverleibt, damit die Leser desselben alles, was von ihm und seinen verbundenen Freunden über oder aus beyden Litteraturen erscheint, hier beysammen hätten, zum Besten andrer Leser aber, die nur das theatralische Fach lieben, sollen die Schauspiele, so wie hier bereits der Anfang gemacht worden ist, auch besonders gesammelt und abgedruckt werden.

No.

Philotas, ein Versuch zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden. Zwey Theile. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1779 und 1782. Der erste 250, der andere 296 S. 8.

Bey dem mit jeder Messe mehr aufschwellenden Bücherverzeichniß ist es ein sehr möglicher Fall, daß ein gutes und kernhaftes Buch übersehen, oder doch unter dem dicken Abraum von litterarischen Knaz und Quarz länger verborgen bleibt, als es billig seyn sollte. So ist es uns diesmal ergangen; erst bey der Erscheinung des zweyten Theils sind wir auf dieses Buch

auf-

aufmerksam gemacht werden, davon der erste Theil eine frühere Anzeige verdienet hätte. Ein Skribent, der Zeitumstände, Denkungsart und Volksideal seiner Schriftstellerepoke zu benutzen und sich nach diesen Umständen zu bequemen weiß, verdient immer einer vorzüglichen Aufmerksamkeit, besonders wenn er nicht dem großen Hauffen nur nachläuft, sondern sich an dessen Spitze stellt, und ihn leitet und führet. Was ist bey der noch immer fortdaurenden empfindsamen Zeitperiode dem Empfindsamen und dem Empfindler anschmeichelnder, als das Ideal des Leidens und Duldens, und die daraus entspringenden Gefühle süsser Schwermuth? Aber wie links und abgeschmackt sind die Leidensgefühle, die sich unsre gewöhnlichen Dulder und Dulderinnen aus Romanen erträumen, und wenn sie nun einmal ihr Herz zur Schmerzensempfänglichkeit gewöhnt haben, aus den nichtswürdigsten heterogensten Dingen Nahrung dafür zu ziehen vermeynen? Für solche Empfindungskranke ist ein Buch wie dieses, das ihre Gefühle vernunftmäßig stimmt, und ihnen eine heilsame Richtung geben kann, ein wahres Geschenke, und in dieser Rücksicht hat sich der Verf. schon um das lesende Publikum verdient gemacht.

Doch das ist ein Gewinn, den er selbst nicht so genau beabsichtet, oder den er sich wenigstens nicht so anschaulich als Rec. gedacht zu haben scheint. Er hat nur zuweilen selbst erschaffne Leiden, oder den Hang zu ängstlichen Schwermuthsgefühlen zum Zweck seiner Belehrung gewählt, und vielmehr solche Situationen aus dem menschlichen Leben ergriffen, die auch den Standhaften erschüttern, und den Starken überwältigen können. Sein hauptsächlichstes Augenmerk ist hierbey eines Theils, allen Gattungen von Leidenden aus der Vernunft und Religion Trostgründe gegen die drückenden Lasten des Lebens aufzustellen, und gewisse Hindernisse, welche der Beruhigung der Leidenden in Weg treten können, wegzuräumen, und ihnen ihre Lage in einem weniger traurigem Lichte zu zeigen; andern Theils denen, die aus Beruf und Pflicht, oder aus Theilnehmung Tröster der Betrübten und Freunde der Leidenden werden, den Ton anzugeben, wie sie am wirksamsten diese Absicht nach der individuellen Beschaffenheit ihrer niedergedrückten und traurigen Brüder am zuverläßigsten erreichen dürften. Hieher gehöret hauptsächlich der letzte Aufsatz im ersten Theile, Amyntas und Philotas, wo der V. zeigt, wie man mit sehr tief verwundeten Personen umgehen und sie stufen-

weise wieder heilen müsse. Das ist so ungefähr der Plan des Ganzen, ohne daß sich der Verf. an eine gewisse Ordnung der Materien gebunden hat.

Es würde zu weitläuftig und lästig seyn, das trockne Verzeichniß aller Aufsätze beyder Theile abzuschreiben, wir begnügen uns, nur einige Rubriken hier anzuführen, um daraus zu ersehen, daß der V. nicht eben alltägliche und gemeine Dinge abgehandelt hat. Die Art aber, wie er sich dabey in Absicht der Ausführung benommen, müssen wir unsern Lesern zu beurtheilen selbst überlassen. Wir wählen dazu diejenigen Artikel, die uns die interessantesten geschienen haben. Aus dem ersten Theile, Philotas an Kriton, 12 S. Ueber mißlungene Plane, und gegen den Ueberdruß der Welt, 78 S. Es ist doch schön auf Gottes Erde. Uebergewicht des Guten über das Böse in der Welt. Warnung für die stete Klage aus Gewohnheit, 135 S. Arete am Krankenbette ihres Kindes, an Philotas: Zweifel über die Leiden der Unschuld enthaltend, und dessen Antwort: Beruhigung über die Leiden und den Tod des Kindes. Endlich noch die oben bereits gedachte Geschichte, Amyntas und Philotas.

Der zweyte Theil überwiegt den ersten unserer Empfindung nach um vieles. Gleich der Anfang enthält verschiedene interessante Briefe und Aufsätze, zu welchen der unglückliche Brand der Stadt Gera die Veranlassung gegeben. Vorzüglich hat uns Gnüge geleistet, die Bestreitung der niederschlagenden Vorstellung dieses Unglücks als eines göttlichen Strafgerichtes. Dieser Aufsatz und die weitere Ausführung davon a. d. 74. S. zeichnen den V. als einen vernünftig denkenden Mann aus, der über die gewöhnlichen Begriffe einer trivialen Predigermoral hinweg ist. Der Versuch einer Rede über die Verunglückten in Gera a. d. 52 S. verdient besonders für Prediger erwogen zu werden, die bey dergleichen Veranlassungen Amtshalber ein Wort von Erbauung reden müssen, und bey dem denkenden Theile der Zuhörer so oft ihres Zwecks verfehlen. Hierauf folgen Erinnerungen und Bitten an Tröster und Gesellschafter der Leidenden, die mancherley zweckmäßige Lehren und Bemerkungen enthalten. Noch zwey Abhandlungen S. 216 und 219. über ein scheinbares Argument für den Selbstmord aus der Barmherzigkeit Gottes, und ein Fragment über die Dunkelheit unserer Vorstellungen von dem zukünftigen Leben. Diese Abhandlungen haben uns vorzüglich gefallen. Zuweilen aber ist es uns vorgekommen, als führe der V. seine Leidenden auf

zu

zu ängstliche Spekulationen, wenn z. B. S. 24. im ersten Theil ein Tugendfreund aus einem überspannten Ideal von Tugend, mit sich selbst stets unzufrieden ist; oder der sterbende Cleanth im zweyten Theil äusserst unruhig darüber ist, seine Kinder in einer gefahrvollen Welt zu hinterlassen: so sind das chimärische Aengstlichkeiten irgend eines kranken Kopfes, und von zu wenigem Belang, daß sie den Leser überhaupt interessiren könnten, und der Fall ist wohl so gar gewöhnlich nicht, wo die Zurechtweisung des V. Statt finden könnte. Zu folge der Vorrede des zweyten Theils fanden einige Beurtheiler des ersten Theils den Styl Stellenweise zu blühend, manche Situation zu unbestimmt, manche Beruhigung zu schnell. Rec. will dieses Urtheil eben nicht adoptiren. Denn da, wo der Styl des V. blühend ist, als bey gewissen Schilderungen und Erzählungen, scheint er dem Vortrage mehr förderlich als nachtheilig zu seyn; aber das dünkt ihm gegründet, daß der deklamatorische Styl des V. mit abstrakten Begriffen hin und wieder vergesellschaftet, Ungeübtern, hauptsächlich dem weiblichen Theile der Leser nicht allemal den reinen Sinn der Gedankenfolge, deutlich genug darstellen möchte, wodurch sie behindert werden, dem Gange des Vortrags zu folgen, und sonach leicht den vornehmsten Nutzen der Lektüre zuweilen einbüssen dürften.

Der Frömmler, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, ohne Benennung des Druckorts. 1782. 142 S. 8.

Es gehört ein großer Queerkopf dazu, so eine lahme Komposition mit einem abgeschmackten Dialog zu vereinbaren, und diesen Beweis von schriftstellerischer Impotenz so dreust öffentlich zur Schau auszustellen.

O.

Singspiele nach ausländischen Mustern für die deutsche Schaubühne, herausgegeben von G. F. W. Großmann. Erster Band. Frankfurt, bey Hermann. 1783. 18 Bogen. 8.

Es scheint, als wenn der Verfasser, der doch Beweise gegeben hat, daß er etwas bessers zu leisten im Stande ist, es nicht für der Mühe werth hält, seine Singspiele, da itzt diese Gattung so viel Beyfall findet, mit einigem Fleiße, mit einigem

gem Studium zu bearbeiten. Würklich sind diese Stücke gar leicht und eilig hingeschrieben. Die Poesie der Arien ist theils matt unter aller Critik. Im ersten Stücke ist der Charakter des Grafen äußerst übertrieben. Das zweyte ist ein unerträgliches Caricaturstück, kaum glaublich, daß in Deutschland eine solche Farce Vergnügen erwecken könne. Das dritte ist etwas erträglicher, und der Einfall eine Art von Fortsetzung des ersten Stücks hier zu liefern, erweckt einiges Interesse.

G.

Theater der Deutschen. Neunzehnter Theil. Königsberg und Leipz. 1783. 8. 33 Bogen, oder unter andern Titel: Neues Theater der Deutschen, Erster Theil.

Ein Werk, welches schon auf neunzehn Theile angewachsen, müßte kaum mehr angezeigt, wenigstens nicht weiter beurtheilt werden, wenn man nicht offenbar in die Rechte des Publikums greiffen will, als welches dessen Werth schon entschieden hat. In diesem Bande sind enthalten: I. Nicht mehr als sechs Schüsseln, ein Familiengemälde in fünf Akten. II. Die Holländer, oder was vermag ein vernünftiges Frauenzimmer nicht? ein Lustspiel in 3 Aufzügen. III. Der deutsche Hausvater oder die Familie, ein Schauspiel in 5 Akten, von Otto Freyherrn von Gemmingen. IV. Das Loch in der Thüre, ein ursprünglich deutsches Lustspiel von Herrn Stephanie dem Jüngern.

S.

Allgemeine Blumenlese der Deutschen. Dritter Theil. Oden und Elegien. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßli und Comp. 1783. 1 Alphabet $2\frac{1}{2}$ Bogen. 8.

Von der Einrichtung dieser Blumenlese ist schon bey der Anzeige der beyden ersten Theile das Nöthige gesagt worden. Ihr Herausgeber, Hr. H. H. Füeßli, wurde durch den Beyfall derselben in seinen einheimischen und benachbarten Gegenden zur Fortsetzung ermuntert, und da jene beyden Theile eine

Aus-

Auswahl des höhern geistlichen Gesanges enthielten, so liefert er in dem gegenwärtigen dritten Theile Oden und Elegien, mit einer noch strengern Auswahl, als bey den beyden erstern Statt finden konnte. In der Vorrede dieses Bandes macht er einige vorläufige Anmerkungen, die Gesichtspunkte betreffend, von denen er, bey der von ihm getroffenen Auswahl, vornämlich ausgegangen ist. Ihm scheint die Schwierigkeit der Anordnung und Klassifizirung poetischer Stücke, bey der lyrischen Gattung nicht größer, als bey andern zu seyn, und die Wichtigkeit des Hauptzwecks, den der Odendichter hat, zum Charakteristischen dieser Dichtungsart zu gehören. Er hat daher nur solche Stücke aufgenommen, welche entweder einen wichtigen Gegenstand, oder doch irgend einen tristigen Endzweck haben. Der mühsam zu errathende Sinn einer Ode scheint ihm mit Recht derselben keinen besondern Werth zu geben. Die Ordnung, nach welcher er die hier eingerückten lyrischen Gedichte in fünf Bücher getheilt hat, läßt sich, wie er sagt, durch die Rubriken: Natur, Weisheit, Vaterland, Musen, und Liebe andeuten. Ueber die Gattung der Elegie würde sich der Verf. vielleicht bestimmter erklärt haben, wenn er darüber lieber die bekannte Theorie im dreyzehnten Bande der Litteraturbriefe, als die Sulzerische, zu Rathe gezogen hätte. Bey der Auswahl der Gedichte dieser Gattung war er vorzüglich sorgfältig, und liefert hier nur zwey und dreyßig. Die Dichter, von welchen die von ihm gewählten lyrischen Stücke verfertigt worden, sind: **Klopstock**, **von Kleist**, **von Hagedorn**, **von Tscharner**, **Uz**, **Karschinn**, **Graf von Stollberg der jüngere**, **Ramler**, **Denis**, **Haller**, **Withof**, **Langer**, (von dem hier zwey Stücke zuerst erscheinen, die allerdings nach mehreren begierig machen.) **Frh. v. Normann**, **Cramer**, **Zaupser**, **Hölty**, **F. Schmitt**, **J. F. Schmidt**, und **Niemeyer**. Die Elegien sind von **Hölty**, **Claudius**, der **Karschinn**, **von Canitz**, **von Haller**, **Hottinger**, **Denis**, **Mastalier**, **Klopstock**, **von Kleist**, **Reinhardt**, **Ramler**, u. a. m.

Macbeth, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, nach Shakespear — — — von G. A. Bürger. Göttingen, bey Dieterich, 1783. 104 Seiten in 8vo.

 Herr

Herr Bürger ward vor fünf Jahren durch den Schauspieler Schröder, der den Macbeth auf die Bühne bringen wollte, zur Bearbeitung der Hexenscenen aufgefodert; und glücklicher konnte die Wahl eines dazu geschickten deutschen Dichters wohl nicht getroffen werden. Hernach trug er ihm auch die Verarbeitung des ganzen Stücks auf, wozu er ihm nicht nur mit einer neuen Anordnung der Scenen, sondern mit der beynahe vollendeten Ausführung des Ganzen behülflich war, wobey er größtentheils die Wielandisch-Eschenburgische Uebersetzung zum Grunde gelegt hatte. Hr. B. folgte ihm darin oft, aber nicht überall; er ließ manches weg, und setzte manches hinzu, wovon er nur wünscht, daß es keine Bettlerflicken auf dem Shakspearischen Purpurmantel seyn mögen. Sein größtes Verdienst bey dieser Umarbeitung blieben allemal die Hexenscenen, die ihm vortrefflich gelungen sind. Wenn indeß Hr. B. glaubt, diese Scenen müssen auf jedes Zeitalter, auf jede Klasse von Zuhörern gleich stark wirken, und sich über Dr. Johnson und andre ihm so genannte ästhetische Philosophunkeln von der Art, die das nicht glauben, lustig macht, so fürchten wir sehr, daß die Erfahrung seiner Zuversicht widersprechen werde. Und so zweifeln wir auch, daß die hier vermehrte Anzahl dieser Scenen, die Sh. vielleicht aus weiser Sparsamkeit nicht vermehrte, zur Wirkung des Ganzen, die freylich an sich schon stark genug ist, etwas beytragen werde; wenn wir gleich zugeben, daß ihr Zusammenhang mit dem Stücke selbst durch ihre öftre Wiederkehr sichtbarer geworden ist, und daß Hrn. B. Antheil vielleicht manchem, der das Original nicht kennt, kaum kennbar seyn werde; so trefflich hat er sich in den Geist dieser Scenen hinein zu denken — und der ganzen Shakspearischen Manier in denselben zu bemächtigen gewußt.

Fr.

Ueber Gotthold Ephraim Lessing's Genie und Schriften. In drey akademischen Vorlesungen von Christian Gottfried Schütz, Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Jena. Halle, bey Gebauer, 1782. 8 Bogen. 8.

Der

Der Verf. glaubte ein Collegium über die Poetik, welches er im Sommer 1782. hielt, nicht schicklicher, als mit einer Erzählung der Verdienste des unsterblichen Lessing um deutsche Sprache und Dichtkunst einleiten zu können; und er gab diese drey Vorlesungen bald nachher in Druck, um auch andre mit Empfindung für alles, was groß, schön und gut ist, geborne Jünglinge wenigstens so lange mit dem Schattenrisse eines so großen Mannes zu unterhalten, bis man von einer Meisterhand sein Gemälde wird erhalten haben. Die erste dieser Vorlesungen enthält Betrachtungen über L. Verdienste, die er als prosaischer Schriftsteller hatte; die zweyte und dritte über seinen großen Werth als Dichter, als Theorist, als Kunstrichter, als Litterator und als Uebersetzer. Man sieht überall, daß der Verf. mit L. Schriften nicht nur sehr vertraut ist, sondern daß er sie und ihre Schönheiten aus dem rechten Gesichtspunkte gefaßt, und mit eignem ausgebildetem Geschmack studirt habe. Wenn also gleich die hier entworfenen Züge nur sehr einzeln sind; wenn sie gleich das bey weitem noch nicht erschöpfen, was sich über den Geist und die großen Verdienste eines so merkwürdigen Mannes sagen läßt; wenn sie gleich, aus Mangel persönlicher Bekanntschaft des Verf. mit L. seinen persönlichen Charakter und die nicht minder merkwürdigen verschiedenen Situationen und Verhältnisse seines Lebens gar nicht darstellen; so empfehlen wir doch diese Schrift zu dem von dem Verf. selbst angegebenen Endzwecke recht sehr. Im Vorbeygehen bemerken wir S. 20. nur eine Kleinigkeit. Wie es scheint, soll da L. Uebersetzung von Riccoboni's Theatergeschichte Italiens ein Beweis seiner genauen Kenntniß der italienischen Sprache seyn; das Original ist aber nicht in dieser, sondern französisch geschrieben.

Bf.

5. Schöne Künste, Musik.

Polyhymnia. Herausgegeben von C. F. Cramer. Leipzig und Dessau, in der Gelehrtenbuchhandlung. Hamburg, bey Westphal und Comp. und Kiel, bey dem Herausgeber. 1783.

Armida, eine tragische Oper von Carlo Coltellini und Antonio Salieri.

Die Absicht des Hrn. Herausgebers unter dem gemeinschaftlichen Titel: Polyhymnia, dem Musikliebenden Publikum eine Sammlung wirklich trefflicher und unsterblicher Werke, die aus mancherley Ursachen für dasselbe verlohren gehen, nach und nach zu liefern; doch so, daß auch jedes dieser Werke unter seinem eigenen Titel einzeln zu haben seyn wird, muß jedem Künstler und Dilettanten sehr willkommen seyn, und ihn aufmuntern, das Seinige zur Unterstützung eines für die Kunst so ehrenvollen Unternehmens bereitwilligst beyzutragen: um so viel mehr, da sattsame Proben der Kunstkenntnis des Hrn. Herausgebers und seines geläuterten Geschmacks uns Bürge für die gute Auswahl der Kunstwerke sind; zu geschweigen, daß, wie er selbst in der Anzeige sagt, er kein eigenes artistisches Interesse in Bekanntmachung eigener Kompositionen hat, sondern nur nach wahrer Vortrefflichkeit seine Wahl anstellet.

Ein wohlgerathner Clavierauszug von Salieri's Armida, mit italienischem und deutschem Text macht den Anfang. In der vortrefflichen Vorrede giebt der Hr. Herausgeber Nachricht von dem Sujet dieser Oper, das unstreitig der glücklichste Stoff ist, den es für ein lyrisches Drama nur geben kann. „Ausserdem, daß es der Oper ein Wunderbares darbietet, „welches einmal hier am rechten Orte steht, weils in der Na„tur des Sujets liegt, kann fast keine Leidenschaft gedacht wer„den, die nicht ihren Platz darin fände. Das Schmachten „einer wollustvollen Liebe, Sehnsucht, Wonne des Geniessen„den, die Kämpfe eines zweifelnden Herzens mit der Pflicht, „Untreue, Jammer über verrathne Liebe, das klagende Be„dauern der Freundschaft, Hoheit und Ernst der Ermahnung, „kurz, jeder singbare Affect entspringt so natürlich aus der Fa„bel des Stücks, daß die berühmtesten italienischen, französi„schen und deutschen Dichter und Komponisten sich gleichsam „um die Wette beeifert haben, die Geschichte unserer Zauberin „mit Allem, was die vereinigte Kraft der Poesie und Musik „Begeisterndes hat, auszuschmücken und darzustellen. Keiner „aber hat dies wohl mit mehr Genie, Urtheil und . . Herz „gethan, und ein gemeinschaftlich vortrefflichers Werk her„vorgebracht, als der Dichter und Komponist der gegenwärti„gen Armida.“ Und in der That muß man beyden die Gerechtig-

rechtigkeit wiederfahren lassen, daß jeder für sich ein Meisterwerk hervorgebracht hat. Jener, der Dichter, der den meisten unserer Leser durch die vortreffliche Oper Piramo e Tisbe von Hasse komponirt, bekannt seyn wird, indem er nicht allein ein regelmäßiges, sondern auch für den Komponisten brauchbares Ganzes in einer so edlen lyrischen Sprache, voll Wahrheit und Wärme geschrieben hat, daß man glauben sollte, man brauche eben kein Salieri zu seyn, um darauf gute, herzangreifende Musik zu setzen. Dieser, der Komponist *) indem er . . Doch wir wollen uns auch hier des Hrn. Herausgebers Worte bedienen. „In Glucks, des Herzenbändigers, Fußstapfen „wandelnd, hat er, wie Er, den Schlendrian alter Convention „verlassen, die unnützen Ritornelle und Da Capos, den Singsang ausdruckloser Passagien, das Flittergold täuschungstörender Künsteleyen verschmäht; richtigere Verhältnisse in seine „Arien, zweckmäßigere Kürze in die häufigern Chöre, oft „mehr Arbeit, als gewöhnlich geschieht, in die Recitative, die „bedeutendste Malerey in seine Ouvertüre, viel Mannichfaltigkeit und Reichthum in die begleitende Instrumentalmusik „gebracht; Tanz mit Gesang verbunden; alles auf Würkung „reducirt, und die Leidenschaften des Stücks mit so innigem, „schmelzendem, geradezu an die Seele greifendem Gesange auszudrücken gewußt, daß seine ganze Oper, vom Anfange bis „zu Ende nichts als Ein solch pezzo di prima intenzione zu „seyn scheinet, dergleichen man sonst froh ist, in den Werken „der bessern Meister nur eines oder etliche anzutreffen; indeß „man übrigens bey ihnen Raum genug hat, in andern Arien „das entzündete Feuer seines Herzens wiederum abzukühlen.“

Sollten wir gleich diese Beurtheilung zum Lobe des Komponisten etwas zu hoch gestimmt finden, so müssen wir doch gestehen, daß er sie in den mehrsten Stücken verdiene, und wir freuen uns, unter den heutigen Italienern doch noch neben Piccini einen Mann zu finden, der sich so wohl in Absicht der Kunst des Satzes, als auch der Behandlung seines Sujets, so merklich vor den Zeitgenossen seiner Nation auszeichnet; zu geschweigen, der liebenswürdigen Bescheidenheit dieses jungen

*) Antonio Salieri, königlich kaiserlicher Kapellmeister zu Wien, 1750 geboren, und nicht 1730, wie in der Vorrede verdruckt ist.

Mannes, wovon in der Vorrede einige Beyspiele vorkommen, die um desto merkwürdiger sind, da sie eine so sehr seltene Eigenschaft der Künstler seiner Nation ist.

Aber eine nicht weniger seltene und höchst merkwürdige Erscheinung ist die treffliche deutsche Uebersetzung dieser Oper, die dem italienischen Text beygefügt ist. Sie ist nicht allein sehr getreu, sondern auch sehr fließend und wohlklingend, und vom Anfange bis zu Ende der Musik so angemessen, daß man zweifeln könnte, ob die Singstimme über den deutschen oder italienischen Text gesetzt sey. Man kann von den Schwierigkeiten einer solchen Uebersetzung schon nach dem Wenigen, was die Vorrede sagt, urtheilen: aber sie so glücklich überwunden zu haben, macht den Talenten des Herrn Herausgebers wahre Ehre, und muß ihn allen Gelehrten und Tonkünstlern schätzbar und verehrungswürdig machen.

Wir eilen nun zur Oper selbst, und merken nur noch vorher an, daß sie 1775 — der Komponist war also nur 25 Jahre alt: desto mehr Ruhm für ihn! — in Kopenhagen nicht allein italienisch, sondern auch nachher ins Dänische übersetzt, auf dem Nationaltheater mit großem Beyfall aufgeführet worden.

Gleich die Ouvertüre zeugt von der lebhaften Einbildungskraft und dem theatralischen Genie Salieri's. Sie bezeichnet sehr glücklich malerisch, was unmittelbar vor dem Augenblick, wo die Handlung der Oper beginnt, vorhergeht; nämlich, Ubaldo's Ankunft zu Armida's Insel durch den dicken dunkeln Nebel, der sie umgiebt; die bewachenden Ungeheuer, die ihn beym Fuße der Klippe anfallen, um ihn zu erschrecken; das entsetzliche Geheul, die Verwirrung, mit der sie über Hals und Kopf in die Flucht gestürzt werden, indem er den bezauberten Schild ihnen blos entgegen hält; die Mühe und äußerste Anstrengung, mit welcher er den überhängenden Klippengipfel ersteigt; seinen schnellen Fortschritt endlich auf dem Rücken des Bergs, hin zu einer anmuthigen und bezaubernden Gegend. Und in dieser nachahmenswürdigen Rücksicht hat diese Ouvertüre ungemein viele Schönheiten, sowohl in Absicht der Zusammensetzung aller dieser zu malenden Stücke, als auch der Behandlung der Stücke selbst. Sie ist voller frappanten Modulationen, die an ihrem rechten Orte stehen. Dergleichen Stücke

pflegen

pflegen in einem Clavierauszuge sehr zu verlieren, aber die Würkung dieser Ouvertüre geht selbst auch hier nicht verloren; und man glaubt selbst beym Claviere alles zu sehen und zu hören, was der Komponist mahlt.

Nach dem angenehmen Andantino, womit die Ouvertüre beschließt, fängt der erste Akt mit ein Chor von Armida's Nymphen an, die sich in einer schönen Gegend mit Gesang und Tanz beschäftigen. Dieses Chor ist von einem so außerordentlich gefälligen und einnehmenden Gesange, daß man sich sogleich bezaubert fühlt: man ist auf Armida's Insel: man entglüht von den angenehmsten Gefühlen der Wonne und des Entzückens. Ismene, Armidens Vertraute, unterbricht das Chor, und kündigt den Nymphen die Gefahr an, die sie bedroht: Sie habe fremde Nachen am Ufer, die Wächter fliehen sehen. Bestürzung und Schrecken befällt die Nymphen, und ihre Verwirrung wird in dem folgenden Chor, das gegen die erste Scene, von so angenehmen Inhalt, ungemein contrastirt, sehr gut ausgedrückt. Ismene muntert die Nymphen auf, bey der herannahenden Gefahr alle Zauberkünste der Freude, des Friedens rc. aufzubieten, um den unvorsichtigen Sieger zur giftigen Quelle zu locken. Dort kömmt der Feind! all' arti! Nun wird das erste schmeichelnde Chor wiederholet; aber bey Annäherung des Ubaldo unterbrechen sie sich selbst mitten im Chor, und entfliehen erschrocken. Diese Unterbrechung ist sehr theatralisch, und die Flucht der Nymphen hat eine passende Instrumentalbegleitung, die an das folgende Recitativ des Ubaldo angehängt ist. Ein langes Ritornell, das hier sehr schicklich angebracht ist, mahlt das rieselnde Murmeln der Quelle, das Zwitschern der Vögel, und alle Annehmlichkeiten dieser zauberischen Gegend, während dem eine reizende Melodie der Oboe den Fremdling zur trügenden Quelle unwiederstehlich einzuladen scheint. Zwar verlieren diese Sätze bey einem Clavierauszuge, wo die Verschiedenheit der eigenthümlichen Töne jedes Instruments fehlt, viel an ihrer Würkung; allein dies ist einmal das Schicksal vollstimmiger Musiken in einem Auszuge. Ubaldo bleibt unbewegt; selbst da die erschrocknen Nymphen auf Ismenens Zurückrufen sich um ihn versammeln, und durch die schmeichelhaftesten Gesänge ihn in ihre Fallstricke zu locken suchen. Ismene kündigt ihm nun Krieg an, und in einer Invocation, die eines Glucks würdig ist, ruft sie zu den Mächten der Hölle; Erscheinet! Hierauf ein fürch-

terliches

Mannes, wovon in der Vorrede einige Beyspiele vorkommen, die um desto merkwürdiger sind, da sie eine so sehr seltene Eigenschaft der Künstler seiner Nation ist.

Aber eine nicht weniger seltene und höchst merkwürdige Erscheinung ist die treffliche deutsche Uebersetzung dieser Oper, die dem italienischen Text beygefügt ist. Sie ist nicht allein sehr getreu, sondern auch sehr fließend und wohlklingend, und vom Anfange bis zu Ende der Musik so angemessen, daß man zweifeln könnte, ob die Singstimme über den deutschen oder italienischen Text gesetzt sey. Man kann von den Schwierigkeiten einer solchen Uebersetzung schon nach dem Wenigen, was die Vorrede sagt, urtheilen: aber sie so glücklich überwunden zu haben, macht den Talenten des Herrn Herausgebers wahre Ehre, und muß ihn allen Gelehrten und Tonkünstlern schätzbar und verehrungswürdig machen.

Wir eilen nun zur Oper selbst, und merken nur noch vorher an, daß sie 1775 — der Komponist war also nur 25 Jahre alt: desto mehr Ruhm für ihn! — in Kopenhagen nicht allein italienisch, sondern auch nachher ins Dänische übersetzt, auf dem Nationaltheater mit großem Beyfall aufgeführet worden.

Gleich die Ouvertüre zeugt von der lebhaften Einbildungskraft und dem theatralischen Genie Salieri's. Sie bezeichnet sehr glücklich malerisch, was unmittelbar vor dem Augenblick, wo die Handlung der Oper beginnt, vorhergeht; nämlich, Ubaldo's Ankunft zu Armida's Insel durch den dicken dunkeln Nebel, der sie umgiebt; die bewachenden Ungeheuer, die ihn beym Fuße der Klippe anfallen, um ihn zu erschrecken; das entsetzliche Geheul, die Verwirrung, mit der sie über Hals und Kopf in die Flucht gestürzt werden, indem er den bezauberten Schild ihnen blos entgegen hält; die Mühe und äußerste Anstrengung, mit welcher er den überhängenden Klippengipfel ersteigt; seinen schnellen Fortschritt endlich auf dem Rücken des Bergs, hin zu einer anmuthigen und bezaubernden Gegend. Und in dieser nachahmenswürdigen Rücksicht hat diese Ouvertüre ungemein viele Schönheiten, sowohl in Absicht der Zusammensetzung aller dieser zu malenden Stücke, als auch der Behandlung der Stücke selbst. Sie ist voller frappanten Modulationen, die an ihrem rechten Orte stehen. Dergleichen Stücke pflegen

pflegen in einem Clavierauszuge sehr zu verlieren, aber die Würkung dieser Ouvertüre geht selbst auch hier nicht verloren, und man glaubt selbst beym Clavier alles zu sehen und zu hören, was der Komponist mahlt.

Nach dem angenehmen Andantino, womit die Ouvertüre beschließt, fängt der erste Akt mit ein Chor von Armida's Nymphen an, die sich in einer schönen Gegend mit Gesang und Tanz beschäftigen. Dieses Chor ist von einem so außerordentlich gefälligen und einnehmenden Gesange, daß man sich sogleich bezaubert fühlt: man ist auf Armida's Insel: man entglüht von den angenehmsten Gefühlen der Wonne und des Entzückens. Ismene, Armidens Vertraute, unterbricht das Chor, und kündigt den Nymphen die Gefahr an, die sie bedroht: Sie habe fremde Nachen am Ufer, die Wächter fliehen sehen. Bestürzung und Schrecken befällt die Nymphen, und ihre Verwirrung wird in dem folgenden Chor, das gegen die erste Scene, von so angenehmen Inhalt, ungemein contrastirt, sehr gut ausgedrückt. Ismene muntert die Nymphen auf, bey der herannahenden Gefahr alle Zauberkünste der Freude, des Friedens rc. aufzubieten, um den unvorsichtigen Sieger zur giftigen Quelle zu locken. Dort kömmt der Feind! all' arti! Nun wird das erste schmeichelnde Chor wiederholet; aber bey Annäherung des Ubaldo unterbrechen sie sich selbst mitten im Chor, und entfliehen erschrocken. Diese Unterbrechung ist sehr theatralisch, und die Flucht der Nymphen hat eine passende Instrumentalbegleitung, die an das folgende Recitativ des Ubaldo angehängt ist. Ein langes Ritornell, das hier sehr schicklich angebracht ist, mahlt das rieselnde Murmeln der Quelle, das Zwitschern der Vögel, und alle Annehmlichkeiten dieser zauberischen Gegend, während dem eine reizende Melodie der Oboe den Fremdling zur trügenden Quelle unwiderstehlich einzuladen scheint. Zwar verlieren diese Sätze bey einem Clavierauszuge, wo die Verschiedenheit der eigenthümlichen Töne jedes Instruments fehlt, viel an ihrer Würkung; allein dies ist einmal das Schicksal vollstimmiger Musiken in einem Auszuge. Ubaldo bleibt unbewegt; selbst da die erschrocknen Nymphen auf Ismenens Zurückrufen sich um ihn versammeln, und durch die schmeichelhaftesten Gesänge ihn in ihre Fallstricke zu locken suchen. Ismene kündigt ihm nun Krieg an, und in einer Invocation, die eines Glücks würdig ist, ruft sie zu den Mächten der Hölle: Erscheinet! Hierauf ein fürch-

terliches Chor der Dämonen in Cis moll, das durchgängig in Unisono gesetzt ist. Ubaldo nach einem kurzen Recitativ schwingt seine Zauberruthe empor, und nach einer ausdrucksvollen Cavatine entfliehen die Dämonen und Nymphen, und singen im Verschwinden ein Chor, wovon das Ritornell schon das Schrecken, worin alle gesetzt sind, malerisch bezeichnet. In dem Chor selbst kömmt vom dreyzehnten zum vierzehnten, und vom funfzehnten zum sechzehnten Takt eine fürchterliche Progression von großem Ausdruck vor. Ubaldo beschließt den ersten Ackt mit einer schönen Arie, die in einem sehr edeln und dem erhabenen Inhalt der Worte durchgängig angemessenen Styl gesetzt ist.

Der zweyte Ackt beginnt mit einem Freude- und Wollustathmenden Duett zwischen Rinaldo und Armida, die, unter Rosengebüschen, sich aller ihrer gegenseitigen liebenden Sehnsucht überlassen. Ahndung naher Gefahr befällt die Armida; und hier hat der Herr Herausgeber die schöne Arie von Leo: Non so, con qual moto &c. glücklich parodirt, und sie der Armida in den Mund gelegt, um die Länge des Recitativs zu unterbrechen. Armida singt, ehe sie abgeht, noch eine Arie voller Ausdruck, die eine der schönsten der ganzen Oper ist. Das folgende Recitativ des Rinaldo, worin er die Glückseligkeit seiner Liebe schildert, zeichnet sich vor den übrigen dieser Oper durch ausdrucksvolle Deklamation und mehr Reichthum der Harmonie aus. Er schläft nach einer Arie, voll des süßesten Gesanges, ein, und eine Versammlung der Freuden hält nach einer reizenden Musik um den schlafenden Rinaldo einen Tanz, der durch die Annäherung des Ubaldo, der den zauberlö[illegible]en Schild trägt, unterbrochen wird. Die Tanzmu[illegible] [illegible] plötzlich in das Ritornell der Arie des Ubaldo, während [illegible] die Traumgestalten eilends verschwinden. Der frappante [illegible] ist eine der contrastirendsten Stellen, die man sich denken kann, und muß auf dem Theater von großer Würkung seyn. Der Gesang der Arie des Ubaldo, hauptsächlich der acht letzten Tackte, verträgt sich noch besser zu dem deutschen als zu dem italienischen Text: ein Beweis des feinen und richtigen Gefühls des Uebersetzers, dem auch nicht das geringste entgangen ist, um seine Uebersetzung nicht allein allenthalben passend zu machen, sondern sie sogar bey Stellen, wo der Gesang ihm dazu Anlaß gegeben, noch über die Originalsprache zu erheben gewußt hat: nur Schade, daß die Präpositionen vor

Mit

Wie vor dem Sturm die Wolken,
Wie vor der Sonne Strahlen ꝛc.

das Tacktgewicht erhalten haben!

Nachdem Ubaldo den blitzenden Schild an einem Baum befestiget, weckt er den Rinaldo, und zieht sich auf die Seite. Dieser erwacht erschrocken, wird den Schild gewahr, und erblickt darin zu seiner Scham die Niedrigkeit, in welche er herabgesunken ist. Armida kömmt eilig, ruft um Hülfe: „sie „sey verrathen!“ Ein kurzes, aber meisterhaft dialogirtes Duett voll Leben und Ausdruck, dergleichen man in italienischen großen Opern nicht zu hören gewohnt ist, hängt mit diesem Ausruf zusammen. Die beängstigte Armida erzählt in dem folgenden Recitativ die Ursache ihrer Angst; ein Unbekannter sey auf ihrer Insel angelangt, habe alle Ungeheuer, die den Zugang bewachen, besiegt; alle Zauber zerstört: höhere Mächte leiten und beschützen ihn: ihr Untergang sey nicht fern. Rinaldo fühlt in seiner Brust Muth genug, sie gegen die ganze Welt zu beschützen. Und nun folgt eins der herrlichsten Duette, das man sich denken kann; der schönste Gesang ist darin mit dem treffendsten Ausdruck vereint; daneben ist es sehr theatralisch: es fängt Andante an, wird nach Inhalt der Worte immer lebhafter an Bewegung, und schließt zuletzt Presto. Armida singt darin:

L'ira del ciel tiranno
Tutta si sfoglii in me!

In der Uebersetzung:

Zorn des gereitzten Schicksals
Stürzt sich herab auf mich!

Salieri widerholt tutta; aber sein Gesang wird durch die Widerholung stürzt sich ungleich malerischer und kräftiger. Wiederum einer von den Zügen, deren man so manche in dieser Uebersetzung findet, wo man den Meister beyder Sprachen und den gefühlvollen Kunstkenner nicht verkennen kann. Sollen wirs indeß gestehen? Der Schluß dieses Duetts scheint uns in der Uebersetzung in Rücksicht der Situation beyder Personen, bey dieser einzigen Stelle weniger Wahrheit zu haben, als in der Originalsprache. Rinaldo nimmt den Schild, hält ihn der Armida vor, als einen Schirm, den ihm der Himmel zu ihrer Beschützung zugeschickt hat. Armida geräth bey Erblickung des Schimmers desselben ausser sich, ruft: Fliehe!

Fliehe! verbirg dich! Rinaldo antwortet: Höre! verweile! Beyde singen nun:

Ah, che strana vicenda è mai questa!
Nò, più orribil la morte non è!

in der Uebersetzung:

Ach, der letzten Umarmung des Scheidens!
Todesquaalen umfangen mein Herz!

Sollte die Idee dieser letzten Umarmung für Rinaldo nicht zu voreilig seyn? er, der die Gefahren noch nicht einsieht, die seine Liebe bedrohen, und dessen Muth ihnen allen Trotz bieten wird. Allenfalls konnte er ihre Trennung nur ahnden, und alsdann, deucht uns, hätten beyde mit mehr Wahrheit singen können:

Ach, der Ahndung des Scheidens auf ewig!
Todesquaalen ꝛc.

Rinaldo wird, nachdem Armida eilig die Scene verlassen, von Liebe und Unruhe über den nagenden Kummer seiner Geliebten hin und hergeworfen. Er will ihr nach. Plötzlich erscheint Ubaldo, sein ehemaliger Freund und Kriegsgefährt, der ihn zurückhält. Seine pathetische und nachdrückliche Rede stößt dem zerrißnen Herzen des Rinaldo endlich Beschämung über sich selbst ein, und über die Niedrigkeit seiner Liebeshändel, unterdessen das christliche Heer und das bedrängte Jerusalem auf Thaten seiner Waffen harrt. Hier hat der Hr. Herausgeber gar vortrefflich die meisterhafte kräftige Arie: a ritornar al campo &c. aus Hassens Solimanno eingeschaltet, die hier in dem Munde des Ubaldo von so großer Würkung ist. Rinaldo entschließt sich, nach vielem Kämpfen mit sich selbst, mit seinem Freunde zu entfliehen, und beschließt den zweyten Act mit einer Arie, wovon das Ritornell allein, das die kämpfenden Bewegungen seines Herzens ausdrückt, mehr Schönes in sich enthält, als ein ganzer Act mancher großen Oper.

Wir enthalten uns, um nicht zu weitläuftig zu werden, den dritten Act durchzugehen, der an Schönheit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, noch die beyden ersten übertrifft. Die Beschwörungen der Armida, der Kampf zwischen Liebe und Ehre in dem Herzen des Rinaldo, die Allgewalt des Ubaldo, und endlich die Verzweifelung der Armida geben zu Scenen und Singestücken Anlaß, die an Schönheiten so reichhaltig sind, daß es verlohrene Mühe seyn würde, sie in einer

trocknen Recension fühlbar machen zu wollen. Wir glauben genug gesagt zu haben, um jeden Freund des schönen Gesanges und ausdrucksvoller Musik auf die Erscheinung eines Werks aufmerksam zu machen, das durch die beygefügte Uebersetzung das einzige in seiner Art ist, und durch diesen Clavierauszug, der weder zu sehr überladen, noch auch zu mager ist, so populär gemacht worden, daß auch ungeübtere Liebhaber des Gesanges beym Clavier darin Nahrung für ihre Seele finden werden.

Indessen können wir bey allen melodischen Schönheiten, die diese Oper in sich enthält, doch nicht bergen, daß es Salieri's Gesange oft an harmonischer Kraft fehle. Hieran ist unstreitig die Jugend des Komponisten Schuld, der in diesem nothwendigen Theile der Kunst es nach der Zeit sicherlich weiter gebracht haben wird. Von Reminiscenzen können wir ihn auch nicht frey sprechen; und sein Recitativ ist, wenige Stellen ausgenommen, das Gewöhnliche aller italienischen Opern. Nur die Gewohnheit des italienischen Publikums, die sich bis auf ihre Komponisten verbreitet, nicht die geringste Aufmerksamkeit aufs Recitativ zu verwenden, kann ihn einigermaaßen entschuldigen, über die herrlichen leidenschaftlichen Worte dieses Stücks mehrentheils so unbedeutende und alltägliche Recitativ-Gänge gesetzt zu haben. Aber würde die Aufmerksamkeit des Publikums nicht durch die Recitative, wie Gluck sie setzt, gefesselt werden? Wie wär es doch möglich, bey solchen Recitativen kalt zu bleiben?

Diese Stücke abgerechnet, unterschreiben wir willigst das obangeführte Urtheil des Herrn Herausgebers über Salieri's Armida, und wünschen ihm Zeit, Lust und Unterstützung, uns mit mehrern merkwürdigen Stücken dieser Art bekannt zu machen.

Sollten wir indessen auch seinem Freunde, dem Herrn Kunzen, dem wir diesen mühsamen Clavierauszug, der, im ganzen genommen, seinen Talenten viele Ehre macht, zu verdanken haben, einen guten Rath geben, wär' es dieser, sich mit den Octavgängen fürs Clavier, hauptsächlich bey einem schweigenden Baß, in Acht zu nehmen. S. 8. bey den Worten: le nella fresca età; S. 55. der dritte Tact, und an mehreren Orten geht der Baß mit der Oberstimme, die von einer Mittelstimme Terzenweise begleitet wird, in Octaven.

Dieses

Fliehe! verbirg dich! Rinaldo antwortet: Höre! verweile! Beyde singen nun:

Ah, che strana vicenda è mai questa!
Nò, più orribil la morte non è!

In der Uebersetzung:

Ach, der letzten Umarmung des Scheidens!
Todesquaalen umfangen mein Herz!

Sollte die Idee dieser letzten Umarmung für Rinaldo nicht zu voreilig seyn? er, der die Gefahren noch nicht einsieht, die seine Liebe bedrohen, und dessen Muth ihnen allen Trotz bieten wird. Allenfalls konnte er ihre Trennung nur ahnden, und alsdann, deucht uns, hätten beyde mit mehr Wahrheit singen können:

Ach, der Ahndung des Scheidens auf ewig!
Todesquaalen 2c.

Rinaldo wird, nachdem Armida eilig die Scene verlassen, von Liebe und Unruhe über den nagenden Kummer seiner Geliebten hin und hergeworfen. Er will ihr nach. Plötzlich erscheint Ubaldo, sein ehemaliger Freund und Kriegsgefährte, der ihn zurückhält. Seine pathetische und nachdrückliche Rede flößt dem zerrißnen Herzen des Rinaldo endlich Beschämung über sich selbst ein, und über die Niedrigkeit seiner Liebeshändel, unterdessen das christliche Heer und das bedrängte Jerusalem auf Thaten seiner Waffen harrt. Hier hat der Hr. Herausgeber gar vortrefflich die meisterhafte kräftige Arie: a ritornar al campo &c. aus Hassens Solimanno eingeschaltet, die hier in dem Munde des Ubaldo von so großer Würkung ist. Rinaldo entschließt sich, nach vielem Kämpfen mit sich selbst, mit seinem Freunde zu entfliehen, und beschließt den zweyten Act mit einer Arie, wovon das Ritornell allein, das die kämpfenden Bewegungen seines Herzens ausdrückt, mehr Schönes in sich enthält, als ein ganzer Act mancher großen Oper.

Wir enthalten uns, um nicht zu weitläuftig zu werden, den dritten Ackt durchzugehen, der an Schönheit und Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, noch die beyden ersten übertrifft. Die Beschwörungen der Armida, der Kampf zwischen Liebe und Ehre in dem Herzen des Rinaldo, die Allgewalt des Ubaldo, und endlich die Verzweifelung der Armida geben zu Scenen und Singestücken Anlaß, die an Schönheiten so reichhaltig sind, daß es verlohrene Mühe seyn würde, sie in einer

wel-

trockenen Recension fühlbar machen zu wollen. Wir glauben genug gesagt zu haben, um jeden Freund des schönen Gesanges und ausdrucksvoller Musik auf die Erscheinung eines Werks aufmerksam zu machen, das durch die beygefügte Uebersetzung das einzige in seiner Art ist, und durch diesen Clavierauszug, der weder zu sehr überladen, noch auch zu mager ist, so populär gemacht worden, daß auch ungeübtere Liebhaber des Gesanges beym Clavier darin Nahrung für ihre Seele finden werden.

Indessen können wir bey allen melodischen Schönheiten, die diese Oper in sich enthält, doch nicht bergen, daß es Salieri's Gesange oft an harmonischer Kraft fehle. Hieran ist unstreitig die Jugend des Komponisten Schuld, der in diesem nothwendigen Theile der Kunst es nach der Zeit sicherlich weiter gebracht haben wird. Von Reminiscenzen können wir ihn auch nicht frey sprechen; und sein Recitativ ist, wenige Stellen ausgenommen, das Gewöhnliche aller italienischen Opern. Nur die Gewohnheit des italienischen Publikums, die sich bis auf ihre Komponisten verbreitet, nicht die geringste Aufmerksamkeit aufs Recitativ zu verwenden, kann ihn einigermaßen entschuldigen, über die herrlichen leidenschaftlichen Worte dieses Stücks mehrentheils so unbedeutende und alltägliche Recitativ-Gänge gesetzt zu haben. Aber würde die Aufmerksamkeit des Publikums nicht durch die Recitative, wie Gluck sie setzt, gefesselt werden? Wie wäre es doch möglich, bey solchen Recitativen kalt zu bleiben?

Diese Stücke abgerechnet, unterschreiben wir willigst das obangeführte Urtheil des Herrn Herausgebers über Salieri's Armida, und wünschen ihm Zeit, Lust und Unterstützung, uns mit mehrern merkwürdigen Stücken dieser Art bekannt zu machen.

Sollten wir indessen a[illegible] se[illegible]
Kunzen, dem wir diesen [illegible]
ganzen genommen, seinen [illegible]ren viele [illegible]
danken haben, einen guten [illegible] th[illegible]
mit den Octavgängen fürs Clav[illegible]
schweigenden Baß, in Acht zu [illegible]
zen: se nella fresca età; S. 55. [illegible]
mehrern Orten geht der Baß mit [illegible]
einer Mittelstimme Terzenweise [illegible]

Dieses kann in einem Orchester von verschiedenen Instrumenten gute Würkung thun, aber nicht beym Clavier, wo diese Verschiedenheit fehlt. Man schlage bey der ersten Stelle F, und bey dem zweyten g im Baß an, so wird sich das Niedrigsüsse verlieren, das diese Gänge ohne Grundton bey sich führen. Der Verfertiger eines Clavierauszuges darf sich daher nicht alles erlauben, was in der Partitur erlaubt ist; er muß sogar an Stellen, wo es nöthig ist, die begleitenden Stimmen ändern. S. 59. in dem letzten Tact des ersten und dem folgenden Tact des zweyten Systems ist der verdoppelte Leitton sehr hart, da er hingegen in einem Orchester, vom Baß und der Bratsche verdoppelt, nichts widriges hat. Hier hätte die Bratschenstimme, die mit der zweyten Violin in Terzen geht, ganz wegbleiben, und der Baß mit jedem halben Tackt sein E angeben müssen.

Auch sind uns hin und wieder einzelne Stellen aufgestoßen, wo wir den Auszug zu überladen, und andere, wo wir ihn zu leer befunden haben. Zu den ersteren gehören der dritte, vierte und fünfte Tact des Ritornells der Arie: Finta larva, S. 36. Die Harmonie ist hier, ohne die dem Baß hinzugefügten Terzen der Bratsche schon voll und klar, statt daß diese mehr ein unverständliches Geräusch, als Vollstimmigkeit bewürken, und noch dazu das Spielen erschweren. Dergleichen durch unnöthige Mittelstimmen erschwerte Stellen kommen auf den beyden ersten Seiten des Terzetts, S. 122. in der Clavierbegleitung mehrere vor. In dem vierten Tact konnte die Terz des Dreyklangs, die hier fehlen würde, im Baß mit dem Grundton angeschlagen werden.

Zu den zu leeren Stellen rechnen wir alle solche, wie S. 27. im zweyten System die Anfangsnote des dritten Tacts, wo der ganze Sextenaccord hätte ausgeschrieben werden müssen. Bey solchen Unisonos giebt der Flügel und das Violoncell in ein Orchester mit der letzten Note den Accord an. Es hätte auch S. 20. über der letzten Baßnote des ersten Systems der volle Septimenaccord ausgeschrieben werden müssen. Auf eben dieser Seite müßte die Oberstimme des untersten Systems, der Melodie wegen, mit $\overline{\overline{e}}$ ein Achtel und einer Achtelpause anfangen, so auch der dritte Tact der folgenden Seite mit $\overline{\overline{a}}$.

Bey den Recitativstellen, wo die Begleitung tremulando geht, würde es leserlicher und der Sache angemessener seyn,

blos

blos ganze Tactnoten drucken, und das Kunstwort, oder sein Zeichen, oder auch beydes darüber setzen zu lassen, als solche in Sechzehntel oder Zwey und dreyßigtheilgen auszusetzen, die doch nicht im Tact gespielet werden.

Denen, die zum erstenmale vor dem Publico auftreten, darf die Kritik nichts schenken; wärens auch kleinere Beschwerden. Man ist alsdann noch cereus flecti in Absicht der Foderungen der Kunst. Alte mit ihren Fehlern grau gewordene Künstler bessert man nicht, und man schweigt.

Smz.

6. Romanen.

Der Lauf der Welt in treuen Kopien wahrhafter Begebenheiten, mit lebendigen Farben geschildert von einem Kunstmaler. Berlin 1782. bey Maurer. 110 S. in 8.

Unter dieser Aufschrift liefert uns der Verfasser Lebensgeschichte verschiedener ausschweifender Menschen, unter welchen die Wahrheit wohl zum Grunde liegen mag, nur daß sie natürlicher Weise durch Veränderung der Namen und Umstände unkenntlich gemacht wurde. Auch mag wohl der Verfasser manches hier und da hineingewebt haben, um der Handlung mehr Verwickelung und Mannichfaltigkeit zu verschaffen. Seine Absicht ist, theils zur Erlangung der Weltkenntniß, theils auch zum Vergnügen seiner Leser beyzutragen. Jede dieser Erzählungen trägt an ihrer Stirne, ein altes Sprüchwort, welches, so wie ein Text, in der Folge bewiesen und angewandt wird. Die erste Erzählung schildert in den Begebenheiten des Herrn von Altheim und des Grafen von Serom zween ausschweifende Charaktere, welche endlich in Siberien im Exil, wohin ihre zügellose Lasterhaftigkeit sie versetzt hatte, nach gegenseitiger Erzählung ihrer Schicksale, eine Wahrheit fanden, welche sie schon längst vorher in ihrem Vaterlande hätten finden können, nemlich die Wahrheit: Wie mans treibt, so gehts. Die 2te Erzählung hat die Aufschrift: Gelegenheit macht Diebe, oder der neue Xenocrat. Dieser Xenocrat fühlt bey

 rei

reifern Jahren die unangenehmen Folgen seiner jugendlichen Ausschweifungen. Um seinen Sohn von dieser Seite zu sichern, bringt er ihm nicht nur von Jugend auf einen Haß gegen das andere Geschlecht bey, sondern übergiebt ihm auch bey heranwachsenden Jahren einem Prediger auf dem Lande zur Erziehung. Hier wird er gar bald, nicht nur mit der Tochter des Predigers, sondern auch des Amtmanns bekannt. Nachdem er nun hier verführte und verführt ward, so endiget sich die Geschichte mit einer Heyrath im Geschmack der Romane. Gunilde, eine alte Kokette, beweist die Wahrheit des Sprüchworts: Jung gethan, alt gewohnt. Die 4te Erzählung hat das Motto: Weiberkanäle sind die besten, welches durch die Geschichte des Bavardies und Stromanns dargethan wird, wovon dieser durch seine Frau, jener aber unverheirathet durch fremde Weiber sich emporzuschwingen wußte. Ewald und Sophie. Ein Paar Liebende, welche durch eine Entführung erst überaus unglücklich, und am Ende noch durch einen rechtschafnen Verwandten gerettet und glücklich werden. Die Lebensgeschichte des Hrn. von Edelsburg, eines von Grundaus verdorbenen Menschen von vornehmer Geburt, welcher seine Ausschweifungen endlich im Zuchthause büßt, beweist von einer Seite den Satz: der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, und beschließt die ganze Sammlung. Wir müssen dem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er in einem feinen, und wenn wir einige gedehnte Stellen ausnehmen, unterhaltenden Ton erzählt. Sein Styl ist lebhaft und blühend. Es fehlt ihm nicht an Wendungen, Witz und Laune. Da wir eine Anleitung zur Weltkenntniß erwarteten, so vermutheten wir, der V. würde uns manche Bemerkungen über den Gang der Welt, und über die Handlungsart der Menschen mittheilen, welche nur der Mann, welcher mit tiefem Beobachtungsgeiste die Welt weiter übersieht, als andere, aufsammlen kann. In dieser Erwartung wurden wir getäuscht. Denn diese Erzählungen betreffen ganz allgemeine und gewöhnliche Begebenheiten. Für den Erfahrnen sind sie nicht lehrreich, und für den Unerfahrnen sind sie zu schlüpfrig und verführerisch erzählt.

Qm.

Amalie

Amalie von Nordheim, oder der Tod zu unrechter Zeit. Gotha 1783. bey Ettinger in Commission. Erster Theil. 296 S. Zweyter Theil. 261 S. 8.

Unsere Romanen gleichen jetzt größtentheils dem modischen Aufputz in unsern Zimmern, den Gypsbüsten: ein Model liefert unzählige Abgüsse, welche immer die nämliche Gestalt wiederholen und vervielfältigen, und höchstens werden sie nur durch Beyhülfe des Pinsels kolorirt oder bronzirt, damit sie von der Aussenseite ein neues Ansehen gewinnen. Das ist aber bey der vorliegenden Geschichte der Fall nicht, sie hat gewisse originelle Züge, die von keiner andern Skitze erborgt sind. In der Vorrede giebt sich ein Frauenzimmer als Verfasserin derselben an, die Gelegenheit gehabt, die Welt in etwas kennen zu lernen, und durch verschiedene Erfahrungen und eine gewisse natürliche Neigung zum Nachdenken auf einige nützliche Bemerkungen geführet worden, die sie in diese Geschichte eingewebt hat und hier dem Publikum mittheilt. In der That ist die Verfasserin sowohl in der Anlage ihres Plans, als in der Komposition und Modifizirung der Charaktere ganz ihren eignen Weg gegangen, und hat dadurch der Geschichte eine Gestalt gegeben, die sich von dem gewöhnlichen Romanenformular vortheilhaft unterscheidet. Die weiblichen Charaktere sind überaus sanft und weich in einer angenehmen Manier gezeichnet, und nach der Natur; die männlichen dagegen sind etwas rauh und eckig, aller Vermuthung nach absichtlich also gestaltet, damit der Leser die Seite, von welcher sie sich darstellen sollen, desto weniger verkennen möge.

Amalie von Nordheim ist ein junges Fräulein mit den besten Anlagen des Geistes und Körpers versehen, welche durch Madam Laresche, eine Frau von vortrefflichem Charakter, die Amaliens Erziehung besorgt, zur Vollkommenheit gedeihen. In Hamburg wird das Fräulein mit einem jungen Kaufmann, Rambo genannt, bekannt, aus der Bekanntschaft entstehet eine unzertrennliche Liebe, die von den adlichen Agnaten nothwendig sehr gemißbilliget wird; zumal da Ahnenstolz und Eigennutz einen reichen, obgleich bereits abgelebten Edelmann, begünstigen, der Amalien zum Gemahl aufgedrungen werden soll. Und nachdem es der Familie gelungen ist, sie ihrer Er-

ziehherin hinterlistiger Weise zu entreißen, wird sie durch Gewalt zum Altar geführt, wo jedoch ihre heroische Entschlossenheit, dem alten Ritter bey der Trauungshandlung ihre Hand und Einwilligung zu weigern, und das von ihrer Mutter noch zu rechter Zeit ausgewirkte landesherrliche Interdikt sie rettet, und die Verbindung rückgängig macht. Durch einen Sterbefall und eine reiche Erbschaft nimmt ihr Schicksal bald darauf eine günstigere Wendung, sie wird nun von der stolzen Familie unabhängig, und steht im Begriff, ihren, aus Neigung gewählten Liebhaber, den Hamburger jungen Kaufmann, glücklich zu machen, den Vorzügen des Adels zu entsagen, und sich mit ihm zu vermählen. Aber da trennt der Tod, sehr zur Unzeit, diese glückliche Liebe: das Fräulein stirbt in den Armen ihres Geliebten unter den Zubereitungen der Hochzeitfeyer.

Diese wenigen Grundzüge sind zureichend, daraus zu ersehen, daß an interessanten Situationen in dieser Geschichte kein Mangel ist. Die eingeschalteten Episoden, besonders das Schicksal von Amaliens Mutter, der Frau von Nordheim, die durch eine zuvoreilige zwote Heyrath, vermöge ihrer Duldsamkeit bey allem Ungemach einer unglücklichen Ehe, beynahe zur Märtyrerkrone sich qualifizirt, sind alle lehrreich, und diese vorzüglich, weil sie einen sehr möglichen Fall zum Beyspiel aufstellt, was Liebe mit Leichtsinn vereinbaret, dem weiblichen Geschlechte für Gefahren bringen kann. Von einzelnen Stellen im Buche, worauf wir unsre Leser gern aufmerksam machen möchten, führen wir hier nur folgende an: z. B. den 39. Brief, der eine konzentrirte Sittenlehre für junge aufblühende Mädchen enthält; den 42., der den liebenswürdigen wohlthätigen Charakter eines jungen Frauenzimmers schildert; den 51. und alle übrigen von Amaliens Mutter, die Herzensangelegenheit der Tochter betreffend. Sie sind voll Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit; die Leidenschaft der Tochter wird mit Vernunft und Nachsicht sehr fein behandelt. Alle Briefe der Madame Laresche sind gleichfalls reichhaltig an gesunden Grundsätzen und vernünftigen Sentiments. Manche Leser wird die Entwickelung der Geschichte durch Amaliens Tod, ob sie gleich auf dem Titel dazu vorbereitet sind, überraschen; aber die Schilderung der Madame Laresche von Amaliens Sterbensscenen giebt ihnen durch die empfindsame Stimmung des Herzens, worin sie dadurch versetzt werden,

den, gnugsamen Ersatz dafür, wenn der Ausgang der Geschichte anders ausfällt, als ihr Theilnehmer es wünschen möchte.

Die Glücks- und Unglücksfälle Martin Speelhovens, eines Kaufmanns aus dem Clevischen gebürtig rc. nebst dessen Gefangennehmung und Flucht, wie auch achtzehnjährigem Ansenthalte auf einer damals noch nie besuchten Insel, und endlichen Befreyung, von ihm selbst beschrieben. Dresden, bey Gerlach. 1782. 432 S. 8.

Daß diese elende Robinsonade eine neue Auflage, oder wenigstens ein neues Titelblatt erlebt hat, und sich also noch hin und wieder verkauft, ist um keiner andern Ursache der Anzeige werth, als zur Bestätigung des Beweises, daß kein Buch so schlecht ist, das nicht seine Abnehmer finden sollte.

Die Eremitage, oder nichts ohne zureichenden Grund, eine spanische Geschichte mit Wekhrleins Prolog. Frankfurt, in der Eßlingerschen Buchhandlung. 1782. 96 S. 8.

Ist diese kleine Schrift Herrn W. Empfehlung gleich nicht würdig, so ist sie doch derselben dürftig, und so mag sie denn unter seiner Firma kursiren. Sichtbar hat Gutmüthigkeit und Wohlwollen gegen den Verf., und nicht der Werth dieses flüchtig hingeworfenen Aufsatzes, dem Prologisten seine günstige Meynunung davon abgewonnen, sonst müßte ihm, bey genauerer Durchsicht doch wenigstens der geographische Galimatias auf der 82 und folgenden Seite aufgefallen seyn.

Oz.

Geschichte der Brüder des grünen Bundes. Erster Band, Lambergs Geschichte. Berlin, bey Haude und Spener, 1782. 168 S. 8.

Die Verbrüderung des grünen Bundes ist eine Freundschaftsverbindung junger Leute, die gleiche Stimmung der Gemüther zuerst auf der Schule vereint, nachher finden sie sich auf der Akademie wieder zusammen, und schließen noch fester an einander, wodurch endlich ein gewisser esprit de corps unter ihnen bewirkt wird, daß sie in unzertrennlichem Verein einer für alle und alle für einen, Gut und Blut aufzuopfern bereit sind, in der Folge des Lebens einander wechselseitigen Freundschaftsgenuß und Beystand geloben, und nach der Farbe der Hoffnung sich Brüder des grünen Bundes nennen, das heißt mit dem eigentlichen Worte wohl so viel als Esperanciers. Bekanntlich thaten sich vor mehr als zwanzig Jahren hin und wieder auf Akademien unter diesen Namen Gesellschaften Studirender zusammen, welche einige Gebräuche der Freymäurer nachahmten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Jugendsfreundschaft an diesen Verbindungen den vornehmsten Antheil gehabt. Dieses Buch bezieht sich jedoch nicht eigentlich auf den Zustand und die Verfassung dieser Gesellschaft, sondern soll nach der Absicht des Verfassers nur Biographien einzelner Mitglieder derselben enthalten, unter welchen hier Lambergs Geschichte den Anfang macht. Sie bestehet aus einem Briefwechsel, worinnen größtentheils eine unglückliche Liebe abgehandelt, und am Ende der Liebhaber das Schlachtopfer seiner Leidenschaft wird. Die Feinheit der Empfindungen und die treue Darstellung der Natur im Ganzen, und den Aeußerungen der Affekten; der hervorscheinende Biedersinn der Bundesbrüder, ihr Bestreben dem unglücklichen Lamberg in seiner mißlichen Lage die Hand zu bieten, ihre Thätigkeit und Eifer ihn zu retten, und die Schonung, womit sie seiner heftigen Leidenschaft begegnen, machen den eigentlichen Werth der Geschichte aus, und sie erhält dadurch ein gewisses Leben, welches dem Leser Theilnehmung und Wärme mittheilt.

Liebe und Pflicht, oder Geschichte der Emilie von Goldbach. Leipzig, bey Kummer, 1782. 174 Seiten, 8.

Einem Recensent., der sich mit einem Schwall Meßprodukte umringt siehet, geht es oft wie einem Manne, der in eine große Gesellschaft eingeführt wird, und den man um sein Urtheil-

Urtheil über die neuen Bekanntschaften befragt. Irgend ein Paar Geschichten zeichnen sich zu ihrem Vortheil oder Nachtheil aus, fallen auf, seys durch einen sonderbaren Zug oder auch nur durch eine Grimasse. Von andern aber läßt sich platterdings nichts sagen, als daß sie da gewesen sind, ihren Stuhl eingenommen, und allenfalls eine leidliche Figur gemacht haben. Nicht mehr und nicht weniger wissen wir von diesem Roman zu sagen, der in der zahlreichen Gesellschaft seiner Konsorten unbemerkt durchschlüpfen, keine Stimme für sich, aber auch keine gegen sich haben wird.

Siegfried von Lindenberg. Dritter Theil. Leipzig, bey Schneider, 1782. 219 Seiten. Vierter Theil, 287 S. 8.

Das Siegfriedbüchlein, wie der Verfasser diesen Roman nennt, ist in dieser zweyten umgearbeiteten und nun vollendeten Ausgabe ein dickes Buch worden, das durch diese beträchtliche Erweiterung wo nicht gewonnen, doch auch nichts eingebüsset hat. Die Zusätze sind mehrentheils Ergießungen einer schäckerhaften Laune, die den Leser immer in Athem erhält. Nur hat uns befremdet, daß der Verfasser an seinem Helden, der ihm so gut gelungen war, so viel geschnitzelt, geputzt und polirt hat, daß die eigenthümliche Gestalt des Junkers fast verschwunden ist. Die scharfen Ecken des Charakters sind abgerundet, die starken Züge verfeinert; aber auch zum Theil verwischt, und dieser originelle Charakter steht jetzt mit sich selbst in einem Kontrast, welcher der Grundanlage desselben nicht günstig zu seyn scheinet. Ist wohl möglich, daß diese Verfeinerung durch eine Autorgefälligkeit gegen gewisse Leser ist veranlaßt worden, die starke Speise nicht verdauen können. Außer dieser Bemerkung ist uns nichts vorgekommen, was dieser zwoten Ausgabe nicht eine eben so günstige Aufnahme bey den Lesern verspräche, als die erste genossen hat.

Amadis aus Gallien, frey übersetzt vom Grafen v. Tressan, aus dem Französischen von Mylius. Zweyter Band. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1782. 682 S. 8.

Alles was sich aus einem abentheuerlichen Ritterroman machen läßt, ist unter der Feder des Grafen von Tressan daraus worden, und der Verdeutscher hat allen Fleiß angewendet, die Uebersetzung in Rücksicht der Sprache, den Lesern gefällig zu machen. Nur Stellenweise giebt ihr die beybehaltene französische Participialkonstruktion ein etwas gezwungenes Ansehen, welches gleichwohl leicht zu vermeiden gewesen wäre.

Bibliothek der Romane. Achter Band. Riga, 1782. bey Hartknoch, 270 Seiten. Neunter Band, 1783. 276 S. 8.

Dieser gangbare Artikel ist unsern Lesern aus der Anzeige der vorhergehenden Theile allgenugsam bekannt, daher begnügen wir uns auch bey dem Verzeichniß des Inhalts einiges anzumerken. Achter Band, 1) Bliomberis Ritter von der Tafelrunde. Bey Aufstellung mehrerer Romane einer Gattung, leuchtet doch deutlich in die Augen, daß die Scribler aller Zeiten einander ähnlich gewesen sind, immer schale Nachahmer des ersten Vorgängers, der in irgend einem Fache Glück gemacht oder Beyfall gefunden hat. Hier hat der Romancier alle die gewöhnlichen Abentheuer der Rittergeschichten eben so mechanisch wieder verarbeitet, wie unsere wiederkäuenden Scribenten noch an den Idealen nagen, die ihnen Sterne, und nachher Göthe aufgesteckt haben. 2) Der immer in der Welt herumwandernde Jude, ein von Herrn Reichard umgearbeiteter Volksroman, über den er bis zur Vollendung und Uebersicht das Urtheil verbittet, welcher billigen Forderung wir uns gerne fügen. 3) Wahrhaftige Beschreibung von dem großen Helden und Herzoge Heinrich dem Löwen, ein zu trockener und dürrer Auszug. 4) Das Veilchen, nach dem Grafen Tressan, ganz unterhaltend. 5) Herr von Kurz, drollig genug. 6) Die Avanturiers, unbedeutend.

Der neunte Band, 1) der Falke, eine Episode aus den Zeiten der Tafelrunde. 2) Erste Fortsetzung des ewigen Juden. 3) Hinriks von Alkmar Reinike de Voß, gehört genau besehen, so wenig ins Fach der Romanen als unter die komischen Heldengedichte, worunter ehemals Gottsched dieses poetische Produkt zählte, es ist eine allegorische Satyre. 4)

Sch-

Schäfereyen von der schönen Juliane. Solche Armseligkeiten sollten billig aus dieser Sammlung wegbleiben; in einer so reichen Küche braucht ja nicht jedes verschimmelte Näpfchen aufgewärmt zu werden. 5) Das Veilchen, Beschluß. 6) Unter den Episoden und kleinen Geschichten der Trank der Unsterblichkeit, ganz moralischen Inhalts, und im morgenländischen Geschmack. 7) Der Damenmantel, ein launiger Einfall vom Herrn Beaumarchais, der Bekanntmachung werth. Herr B. hatte im Pantheon in London beym Ball einen Damenmantel gefunden, den er durch ein Londener Morgenblatt wieder ausbot. Bey dieser Gelegenheit beurtheilt er aus den Kriterien des Mantels die Eigenthümerin desselben, und sagt ihr auf eine witzige Art viel schönes. Aber diese Art von Divination ist nicht neu, Herr B. scheint die ganze Idee aus einem arabischen Mährchen geschöpft zu haben, welches al Meidani anführt, da die Söhne Nezar aus der Spur eines Kameels erriethen, daß es auf einem Auge blind, auf der einen Seite lahm, dabey ein Stumpfschwanz und Wildschen gewesen sey. Eine deutsche Uebersetzung dieses Mährchens findet sich in des sel. Reiskens Sammlung einiger arabischen Sprüchwörter von Stecken und Stäben, wenigstens giebt es zu des Herrn B. Damenmantel eine drollige Parallele. 8) Auszug aus einem französischen Roman le masque de fer, welcher sehr an Unsinn gränzt, und welchen hier gegeben zu haben, der Verfasser der Biondetta auf seinem Gewissen hat.

Df.

Die beyden Freunde, eine Geschichte in Briefen von St. Erster Theil. Stendal, bey Franzen und Grosse, 1781. Zweyter und letzter Theil. 1781. beyde zusammen 488 S. in 8.

Ob diese Geschichte geschrieben sey, die Leser zu unterhalten oder sie zu ermüden und einzuschläfern, das läßt sich schwerlich sagen. Die ganze Geschichte ist so windschief, und verschoben wie die Charaktere, davon die guten in süßlicher Empfindeley, hinschmachten und ein Paar schlimme so verzerrt gezeichnete Figuren sind, daß man ihrer gleich beym ersten Anblick überdrüßig ist. Dem ungeachtet sagt sich wider den Willen

des Verfassers das wenige Interesse des Buchs ganz auf die beyden Wichte, und keinesweges auf die beyden Freunde, die nach Absicht des Verfassers die ersten Stellen haben sollten. Nur ein Beyspiel von der seltsamen Anlage einer oder der andern Scene anzuführen, so duellirt sich der junge Sonnenfeld mit einem ungestümen Nebenbuhler, Hans von Dürrot, der jenem tückischerweise nach dem Leben gestanden hatte, um sich seiner Braut zu bemächtigen, in die er verliebt war. Sonnenfeld schießt und tödtet, aber nicht seinen Gegner, sondern seine Braut Henriette, die eben mit einer Freundin ganz unbefangen einen Spaziergang durch ein Gehölze macht, von welchem die beyden Duellanten ihr unbewußt um sie kämpfen. Dieser eigene Zufall, der sich bey den unzählichen Zweikämpfen in der wirklichen Welt vielleicht noch nie zugetragen hat, ist freylich eine ergiebige Quelle für den Verfasser, seine empfindsame Laune stromweise ausfließen zu lassen. Es versteht sich, daß der unglückliche Sonnenfeld über diesen Streich, den ihm ein böses Verhängniß spielt, rasend wird; doch glücklicherweise kommt er mit der Zeit wieder zu Verstande, und am Ende des Buchs vermählt er sich ganz wohl humorisirt mit einem Fräulein von munterm aufgewecktem Geist, die aber, nach der Schreibart ihrer Briefe zu urtheilen, ein ganzes Zieräffchen ist, und Henriette ist vergessen.

Abentheuer, Ungemach, Launen und Buße Lazarillos, von Tormes. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1782. 114 S. 8.

Ein kurzer Auszug eines spanischen Romans von humoristischer Gestalt, aus der französischen Bibliothek der Romane verdeutscht, von welchem der Uebersetzer glaubt, daß er verdiene deutschen Lesern bekannt zu werden. Die Geschichte hat nichts vorzügliches; aber die Erzählung ist in einem launigen Tone, und scheint durch die Uebersetzung nichts eingebüßt zu haben.

Oz.

7. Weltweisheit.

Gotthilf Samuel Steinbarts philosophische Unterhaltungen zur weitern Aufklärung der Glückseligkeitslehre. Zweytes Heft, welches Versuche enthält, die wichtigsten Mißverständnisse zwischen den aufgeklärten und gutdenkenden Gottesgelehrten unsers Zeitalters zu heben. Züllichau, 1783. in der Waysenhaus- und Frommannischen Buchhandlung, 6 Bogen in 8.

Herr Steinbart fährt fort, auf eine bescheidene und ruhige Art, die ihm Ehre macht, seine Glückseligkeitslehre gegen mancherley Widersprüche und Mißverständnisse aufzuklären, und die Richtigkeit und Gültigkeit derselben zu erweisen. Dieses Heft besteht aus der 4ten, 5ten und 6ten Unterhaltung.

Die vierte über die Frage: ob es möglich und nützlich sey, ein System der Christenthumslehre in unsern Tagen festzusetzen? ist an den Herrn D. Semler gerichtet, den er mit sich selbst, und mit denen, die eine Aenderung seiner vormaligen Grundsätze und Aeußerungen an ihm wahrgenommen zu haben glauben, übereinstimmig zu machen sucht. Mit welchem Glück, mögen andere entscheiden. So viel scheint Recensent. historisch ausgemacht zu seyn, daß die symbolischen Bücher in ihrer Entstehung nicht zum Zweck hatten, diejenigen, die darauf verpflichtet wurden, wie Hr. St. behaupten will, gegen anders denkende, oder gar gegen die herrschende Lehre tolerant zu machen. Die Geschichte derselben lehret vielmehr das Gegentheil: sie sollten die Scheidewand zwischen einer und der andern Kirche, und das Schiboleth seyn, daran Rechtgläubige erkannt werden sollten; und nach damaliger Verfassung und dem Geist der Zeiten konnte es wohl nicht anders seyn. Nun Sinn und Geist der Zeiten sich geändert haben, lassen weise Regenten und Obrigkeiten dieses bürgerliche Gesetz der symbolischen Lehrvorschrift in desuetudinem kommen oder heben es gar auf, wie es mit andern

ßen kann) überläßt der Naturlehre alle Materien, wo die Bewegung keiner deutlichen Darstellung fähig ist, ob sie ihr wohl ihre Hülfe zur Aufklärung nicht versagt. Oft nimmt sie von physikalischen Wahrnehmungen so viel Gelegenheit zu mathematischen Untersuchungen, daß sich das Physische fast ganz verliert. Die weitläuftige abstracte Mechanik ist nur in ihren ersten Sätzen und Begriffen physisch. (Das mag von Berechnungen willkührlicher Hypothesen gelten. Aber solche Hypothesen, wie sie auch nicht eigentlich in der Natur vorkommen, können doch oft den Sinnen durch Bilder dargestellt werden, z. E. die isochrona paracentrica, und sind in dem Falle für den Geometer so gut eine Belustigung des Geistes, als mancher physische Versuch, der Wirkungen, die man längst kennt, etwas unter anderer Gestalt darstellt. Darnach ist doch in der That der größte Theil der höhern Mechanik für die Begebenheiten der sinnlichen Welt eingerichtet.) In den meisten Handbüchern der Physik, besonders den ältern, ist zu viel angewandte Mathematik und zu wenig Chemie. (Allerdings selbst in Segners seinem, der doch Chemiker war. Zum Theil wohl aus dem Grunde, weil man Chemie immer nur auf Medicin, höchstens noch auf Metallurgie bezogen, allenfalls in die Physik nur einige ihrer kleinen belustigenden Versuche, z. E. Farbenveränderungen erborgt hat. So haben s'Gravesande und Musschenbrök, wie es scheint, von Physik die Vorstellung gehabt. Angewandte Mathematik durch Versuche erläutert. Die gemeinen unmathematischen Physiker, konnten doch Maschinen ums Geld gemacht bekommen, und das Spielwerk mit ihnen lernen, leichter als chemische Arbeiten.) Was in der Naturlehre vorkömmt, außer dem was sie mit der angewandten Mathematik gemein hat, auch Electricität, Luftarten, u. s. w. ist leicht zu erachten. Bey der Lehre vom Schalle, auch das Mathematische der Tonkunst. Hrn. Kirnbergers Temperatur kömmt unter allen ungleichschwebenden der gleichschwebenden am nächsten, und ist leicht und sicher auszusuchen. Von dieser Seite allein, sagt Hr. Kl. komme es ihm zu, sie zu empfehlen. Die Wichtigkeit der Chemie zeigt sich sogleich dadurch, daß blosse mechanische Arbeiten, einen Körper nicht in seine ungleichartigen Bestandtheile zerlegen. Zuerst werden die chemischen Werkzeuge beschrieben, und einige abgebildet. Dann chemische Arbeiten, Produkten, Verwandschaften u. s. w. Mit der Astronomie sind die davon abhängenden Wissenschaften verbunden, mathematische und physische

ische Geographie, Schiffkunst, Chronologie und Gnomonik. Herr Kl. sucht die Lehren, sofern sie keine tiefe mathematische Einsicht erfordern, begreiflich zu machen, von den scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper zur Entwickelung der wahren und derselben physische Gesetze zu führen.

Herr Klügel erinnert: wie es möglich gewesen ist, die wahren Bewegungen der Himmelskörper zu entdecken, werde man in den astronomischen Schriften zu wenig belehrt, da es doch die Hauptsache für den forschenden Verstand ist. (Allerdings unterhält das den Verstand mehr, als etwa Rechnung nach astronomischen Tafeln, von denen man die Gründe nicht weiß. Philosophische Astronomen haben doch diese Erläuterung der Möglichkeit nicht so sehr vernachläßigt, als Hr. Kl. zu behaupten scheint. Wolf, zumal in seinen lateinischen Anfangsgründen, ist hierüber sehr lehrreich, freylich mangelt bey ihm manches Neue, das schon zu seiner Zeit bekannt war, er verbesserte aber seine Bücher nicht wie es der veränderliche Zustand der Wissenschaften erfodert. Uebrigens ist es doch sehr schwer, wenigstens sehr weitläuftig, wie man in der Astronomie nach und nach zu den jetzigen Kenntnissen gelangt ist, vollständig zu zeigen. Man hat sich da durch Hypothesen, selbst Irrthümer durcharbeiten müssen, z. E. die ptolemäischen und alphonsinischen Vorstellungen, aus denen man immer so viel als mit der Erfahrung übereinstimmte, beybehielt, und ferner zu verbessern suchte. Manches sieht man durch jetzo bekannte Kunstgriffe viel leichter ein, als es die Alten doch auch herausbrachten. Sie nahmen z. E. an, die Sonne gehe in einem Kreise gleichförmig, und weil uns ihre Bewegung ungleichförmig erscheint, schlossen sie auf die Eccentricität ihrer Bahn. Jetzo belehren uns ohne jene beyden falschen Voraussetzungen die Mikrometer kürzer von der Wahrheit. Die Forderung also, zu belehren, wie man zur Erkenntniß der wahren himmlischen Bewegungen hat kommen können, würde selbst nach der Verschiedenheit der Zeiten andere Antworten bekommen, und sie vollständig zu erfüllen, gehörte eigentlich eine sehr weitläuftige Geschichte der Astronomie, die nicht einmal völlig in unserer Gewalt mehr ist, so wenig als die Geschichte der Erbauung eines Pallastes, wenn Gerüste und Maschinen beym Zerstreuungen, alte Theile desselben durch Aenderungen, die man damit vorgenommen hat, unkenntlich geworden sind, u. s. w.)

Ii

In der physischen Geographie ist auch etwas von den hauptsächlichsten politischen Eintheilungen erwähnt, ohne welche sich freylich das Physische nicht jedermann verständlich erzählen ließe. Dazu sind von Herrn Boden 2 Charten gezeichnet, eine hydrographische für die Erdfläche, so viel davon zwischen die Polarkreise fällt, und zwo Polarprojectionen für das, was innerhalb der Polarkreise liegt. Innerhalb des südlichen zeigt sich freylich nichts, als ganz an der Gränze ein Paar Stücken Eißfelder.

Zuletzt philosophische Religion, oder: natürliche Theologie und Sittenlehre. Daß bey uns die Lehre von einer unkörperlichen und unbeschränkten Grundursache zu den augenscheinlichsten Sätzen gerechnet wird, haben wir nach Herrn Kl. Bemerkung der christlichen Religion zu danken, die durch die erhabenen Begriffe, welche sie uns von Gott macht, der Vernunft so sehr zu Hülfe kömmt. Sie lehrt selbst den Einfältigen, Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten. Das Daseyn einer verständigen Ursache leitet Herr Kl. daher, weil unmöglich die Ordnung der Natur durch ein Ohngefähr entstehen können, weil wir uns bewußt sind, daß unsere Seele nicht lange gewesen, das was sie jetzt ist. Die Sittenlehre ist die eigentliche Ethik, von dem Naturrechte nur was weniges allgemein. Ueberall neue und gute Bücher zum Nachlesen empfohlen, freylich wie sie sich für die Leser, die Herr Kl. voraussetzt, schicken, daher nicht eben solche, die etwa vorläufige tiefe Einsichten erfordern. Aus einem Werke, das schon so allgemein gelesen wird, und es so sehr verdient, wäre unnöthig hier mehr beyzubringen, da zumal sein vornehmster Werth in etwas, das sich hier nicht darstellen läßt, besteht, in einem leichten, und doch so viel sich thun läßt, belehrenden und überzeugenden Vortrage, wobey viele wichtige Kenntnisse, ohne der Deutlichkeit zu schaden, durch gehörige Stellung in einen engen Raum gedrängt sind. Alles zeigt, wie sehr Herr Kl. was er bearbeitet, überdacht hat.

Ib.

Amyntor. Eine Geschichte in Briefen. Herausgegeben von Johann August Eberhard. Berlin, bey Nicolai, 1782. 1 Alphabet 5 Bog. 8.

Man

Man hat diese Schrift, eine der vortrefflichsten, mit welchen unsere Literatur seit zwey Jahren bereichert ist, weit mehr unter die Beyträge zur Philosophie des Lebens, als zum Gebiete der Romane zu rechnen, wenn man mehr auf Kleidung und zufällige Form Rücksicht nimmt. Selbst den Namen eines philosophischen Romans würden wir ihr nicht gerne beylegen, weil derselbe zu oft gemißbraucht ist, und den höhern Gesichtspunkt ihres edlen Zwecks gar leicht herabwürdigen könnte. Der verehrungswerthe Verf. sagt in der Vorerinnerung selbst, daß er zu beklagen seyn würde, wenn man sein Werk für einen blossen Roman hielte, den man nach den Gesetzen des epischen Gedichts richten müßte, weil er wohl einsehe, daß, da in demselben das Interesse der Herzensangelegenheiten dem Interesse der Angelegenheiten des Verstandes untergeordnet ist, es nur diejenigen anziehen und fesseln könne, die mit den Verlegenheiten des Verstandes aus Erfahrungen bekannt sind, aus diesen Verlegenheiten selbst geholfen zu werden wünschen, und darum auch bey andern daran Antheil nehmen können. Man hat, wie er sehr richtig bemerkt, bey den Warnungen vor den unsittlichen epikurischen Grundsätzen bisher nur den Schaden dargestellt, den diese Grundsätze in einem lasterhaften Gemüthe haben können; und diese Vorstellung muß allerdings bey denen fehlschlagen, die sich vorsehen, die Ausübung dieser bequemen Grundsätze mit den Maximen der Klugheit zu verbinden. Diese und ihre Gesinnungen zu schildern, und sie auf die Glückseligkeit, deren sie sich durch ihre Grundsätze berauben, so wie auf das Gegengift derselben, aufmerksam zu machen, war die vorzügliche, und zu unsern Zeiten besonders für die höhern Stände des Lebens überaus gemeinnützige Absicht des Herausgebers bey der Bekanntmachung dieser Briefe.

Die darin zum Grunde liegende Geschichte ist äusserst einfach, wie sie es bey der eben gedachten Absicht seyn mußte. Amyntor ist einer von jenen Weltphilosophen, der durch seine Beungnadigung bey Hofe zu der Wahl eines abgeschiedenen ländlichen Lebens veranlaßt ist. Er fängt an, die Vortheile desselben zu fühlen, und theilt diese seine Empfindungen seiner würdigen Mutter, Metra, mit. Diese wünscht das Glück seines Herzens, und das Glück seiner einzigen Tochter, Agathens, durch eine zweyte Verbindung ihres Sohnes, mit

einer

einer beyderseitigen, durch aufgeklärten Verstand und fromme Tugend schätzbaren Freundin, Philarete, zu vollenden. Bey aller Freude über die Aussichten über Amyntors glückliche Aenderung, fürchtete diese Freundin dennoch mehr einen nachtheiligen Erfolg für ihre eigenen, als einen vortheilhaften für Amyntors Grundsätze, von dieser Verbindung; und Metra sucht ihr diese Besorgnisse zu benehmen. Unterdeß sucht Hedion, einer von Amyntors bisherigen Freunden, ihn von der Wahl seiner ländlichen Eingezogenheit umsonst wieder abzubringen. Sein einziger Umgang ist mit dem Prediger des Orts, und einem bejahrten einsichtvollen Freunde, Philokles. Er wünscht den Besuch seiner Mutter und Philaretens, mit der er in einen sehr interessanten Briefwechsel über seine Grundsätze geräth, worin er ihr die Unterredungen mit seinen Freunden mittheilt, die zu seiner Aufklärung und Besserung immer wirksamer werden. Zu diesen Freunden kommt noch Theophron, ein würdiger Geistlicher aus der Stadt, der Gefälligkeit, heitern Witz, Sitten und Weltkenntniß mit dem seines Amtes würdigen Ernste verbindet. Durch diesen und Philokles wird er belehrt, das höchste und allgemeinste sittliche Gesetz in der menschlichen Natur, von dessen Daseyn und Angebohrenheit er nun schon überzeugt ist, auch als eine Quelle von den Gesetzen der Geselligkeit zu betrachten. Auch Metra und Philarete kommen nun zum Amyntor aufs Land, der seinem Freunde Hedion das Angenehme und Anziehende seiner jetzigen Lebensart beschreibt. Eben diesem Freunde gesteht er seine Liebe zu Philareten, und den Wunsch, sich mit ihr zu verbinden, zu dessen Erfüllung er aber noch gar keine Hoffnung hat. Unterdeß entdeckt sichs, daß Philarete eine lange vermißte Tochter des Philokles ist. Diese Entdeckung und Philaretens vorhergehende Geschichte erzählt der ein und dreyßigste Brief ungemein schön und interessant. Amyntorn befällt eine Krankheit, während welcher Philaretens theilnehmendes Mitleid ihrem wiedergefundenen Vater ihre bisher zurückgehaltene Zärtlichkeit gegen seinen Freund verräth, dem er nun zur Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches Hoffnung giebt. Diese Hoffnung befördert seine Genesung. Während derselben räth ihm Philokles einige Bücher des Neuen Testaments, insonderheit die Lebensgeschichte Jesu, mit aufmerksamen und unbefangenem Geiste durchzulesen. Er folgt diesem Rathe, und findet voll Bewunderung und Rührung, daß das ganze Leben Jesu augenscheinlich die Ausführung eines

einzigen grossen Plans sey, dessen Göttlichkeit und Wohlthätigkeit er nun lebhaft einsieht. Seine dadurch veranlaßten Empfindungen und Gespräche werden von seiner Mutter Philareten mitgetheilt, die zugleich eine Geschichte seiner Verirrung und der allmähligen bessern Belehrung seines Verstandes über die wichtigsten Wahrheiten enthalten. Ein Besuch und Gespräch des Hermeas, des oben gedachten Landpredigers, überzeugt Philareten noch mehr von der mit Amyntors Grundsätzen vorgegangenen Veränderung; und sie entschließt sich endlich, ihm ihre Hand zu geben. Zu gleicher Zeit wird ihm auch die Gunst seines Fürsten zurückgeschenkt, und er tritt als Landrath in dessen Dienste.

Wer den verdienstvollen Verfasser dieser Briefe aus seinen bisherigen Arbeiten schon als einen sehr scharfsinnigen, aufgeklärten Denker, und zugleich als einen sehr angenehmen und unterhaltenden Schriftsteller kennt, der wird ihn auch hier so wieder zu finden hoffen, und seine Erwartung wird gewiß nicht getäuscht, sondern eher noch übertroffen werden. Ueberall leuchtet der reinste Verstand, die edelste Gesinnung, die feinste Weltkenntniß hervor; und der Ton des Ganzen ist, bey aller Simplicität und Kunstlosigkeit, doch dem feinern und gebildetern Theile des lesenden Publikums, für den diese Briefe vorzüglich bestimmt sind, vollkommen angemessen. Den nachdenkenden Leser unterhalten sie zugleich mit sehr gründlicher Erörterung der wichtigsten Gegenstände; z. B. im achten Briefe, über die Nothwendigkeit, schon der frühen Jugend die Empfänglichkeit für Religionsempfindungen einzuflößen; Br. 13. 15 — 18, über die Gründung unserer Pflichten in einem angebornen sittlichen Gefühle, woraus sich auch, wie Br. 23 — 26. gezeigt wird, die Gesetze des geselligen Verhaltens herleiten lassen. Sehr schön sind auch im 36sten bis 39sten Briefe Amyntors Geständnisse von seinen Belehrungen über den Charakter Jesu und die Vortrefflichkeit der durch ihn gestifteten Religion, und Br. 40 und 41. die Ueberführungen, die er durch seine Freunde von der Glaubenspflicht und dem Einflusse der Religion auf die moralische Vollkommenheit des Charakters erhält.

Eine schätzbare Bereicherung an angenehmen und gründlichem Unterricht erhalten diese Briefe noch durch die beygefügten Anmerkungen und Zusätze, worin einige Materien derselben noch weiter ausgeführt sind. Die ausführ-

lich-

lichsten und erheblichsten darunter betreffen: den moralischen Sinn, in welchem Verstande er uns angeboren sey; einige unrichtige Anwendungen des Gesetzes der Einbildungskraft, und deren Einfluß auf die Sittlichkeit; das Natürliche; die Urtheile über die Schönheit; die sittliche Schönheit und ihren Ausdruck; die Grundlosigkeit der Astrologie; die Ordnung in dem Weltall; das Böse in der Welt.

Fr.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Breuchel's umständliche und gründliche Beschreibung des edlen Weinstockes — nebst beygefügter Abhandlung von allen Sorten Trauben, nach der Bauart des Kernes in Churpfalz — nämlich: Neustatt, Gimmeldingen, Haard, Mußbach und Königsbach. Frankfurt, in der Eßlingerischen Buchhandlung. 1781. in 8vo. 144 Seiten.

Physikalisch-praktische Abhandlung über die Haus- und Landwirthschaft. Erster Theil — von J. D. Simon. — Mit Kupfern, Frankfurt, bey Fleischer, 1782. 134 S. in 8.

Wahr ists, was der erste Verfasser über den edlen Weinstock sagt: daß noch wenige sich unterfangen haben, eine umständliche und gründliche Beschreibung von ihm zu machen. Nur das, was Sprenger davon geliefert hat, kann zum Ausführlichen und zugleich Gründlichen gerechnet werden; Knecht's, Gaupen's, des ungenannten Verfassers des Rheingauer Weinbaues, Fischers Abhandlung u. a. m. haben nur Provinzial-Weinplantagen beschrieben: von diesen kann man sagen, sie haben gründlich, und nicht ausführlich geschrieben; und unter diese Klasse gehört auch Herr Breuchel, (oder heißt derselbe Breucheln? das wissen wir

 nicht,

nicht, weil kein Apostroph anzeigt, ob Breuchel's der Genitiv seines Namens ist.) Allein Herr Breuchel — so wollen wir ihn einsweilen nennen — bekennet es selbst, daß er nur die Bauarten des Kernes der edlen Pfalz zum Grunde genommen: hierunter zählt er Neustatt, Gimmeldingen, Haard, Mußbach und Königsbach. Recensent kennet diese Gegenden sehr gut, zusammt ihrer Bauart, indem er selbst in der Haarder Gegend Weinberge pflegte: daher kann er alles das bestätigen, was der Verfasser davon schreibt. Indeß wundert es uns doch, daß derselbe die vortrefflichern Pfälzischen Weine, z. B. Weßhöfer, Niersteiner, u. a. m. nicht auch zum Kerne von Churfalz annimmt, sondern nur die Gegenden jener geringern Weine. Daß er die Wachenheimer, Dürkheimer, Kalstädter, Umsteiner und Herxheimer nicht zum Kerne rechnet, wundert uns weniger, weil solche, obwohl in der Pfalz gelegen, dennoch meistens andern Herrschaften zugehören.

Des Gaupischen Weinbaues hat der V. nicht gedacht: wir empfehlen ihm daher denselben, nebst Sprengers Praktik des Weinbaues; von einem Manne, wie Breuchel ist, läßt sich etwas in diesem Fache erwarten, wenn er neuere Werke prüft und ausübet, und sich dadurch bemühet, etwas Umständliches zu schreiben. —

Mehr können wir übrigens nicht von seinem Werkchen sagen, als daß es den Haarder Gegenden nutzbar seyn kann. Ausländern kann es der Ursachen halber jedoch nicht ganz unbrauchbar seyn, weil es dem Verf. gefallen hat, auf eine löbliche Weise alle Provinzialausdrücke am Ende eines jeden Kapitels zu erklären. Auch darf man ohne Anstand in allen Weinbergen diejenigen Obstbäume dulden, wenn man sie anleget, wie es der Verfasser hier angerathen hat.

Simon's phys. prakt. Haus- und Landwirthschaft, erster Theil, handelt, wie auch der große Titel, den wir oben nicht abschreiben, sondern nur für hier anzufügen, aufsparen wollten, sagt: „Von der jetzigen verderblichen Abartung der Kartoffeln, oder derselben seit einigen Jahren häufig erschienenen minder fruchtbaren Bastertpflanzen, nebst angezeigten Mitteln, solchem Uebel vorzukommen, und auf die wirksamste Weise Einhalt zu thun." Der Herr Pfarrer hat uns wirklich durch diesen auf dem Titelblatt befindlichen Auszug seiner Abhand-

handlung der Mühe überhoben, unsern Lesern selbst ausziehen zu müssen, was sie hier zu suchen haben. Alles das vom V. Angemeldete finden sie in der That; nur oft ein wenig zu umständlich. Indessen können sie doch dabey versichert seyn, daß dasselbe gegründet sey: denn Recensent kennt nicht nur den sämmtlichen Kartoffelbau des Verfassers, sondern auch alle die von ihm beschriebenen Gegenden und bekannte Dorfschaften. Nur die einzige Verwunderung können wir nicht bergen, warum der V. in der Vorrede auf die zu veranstaltenden Versuche des Alzeyer Landschreibers, Herrn geheimen Rathes von Koch seine ganze Hoffnung setzet, und nicht ein gleiches auch von der Churpfälzischen, der ihm doch so nahe anwohnenden ökonomischen Gesellschaft zu Lautern erwartet? Diese Gesellschaft hat doch die vortrefflichsten Mitglieder, die unter die stärksten Botaniker gezählt werden dürfen; seine anzustellende Versuche gründen sich auf Botanik; warum also nicht die Entscheidung von Botanikern?

Sm.

Friedrich August Ludwig von Burgsdorf, Königl. Preußischen Hofraths der Mittel- und Uckermark, Versuch einer vollständigen Geschichte vorzüglicher Holzarten in systematischen Abhandlungen zur Erweiterung der Naturkunde und Forsthaushaltungswissenschaft. Mit einer Vorrede Johann Gottl. Gleditsch, Erster und einleitender Theil. Die Buche. Mit 27 Kupfern, (welche auch bey einigen Exemplaren illuminirt zu haben sind.) Berlin, 1783. bey Pauli. 4.

Nach Herrn Hofrath Gleditsch Vorrede hat dieses Werkchen bey einsichtsvollen und sachverständigen Lesern das wahre Gepräge des Fleißes und der Erfahrung, welchem Ausspruche der Recensent aus Ueberzeugung vollkommen beypflichtet, wenn nicht schon an sich diese Empfehlung von einem Manne wichtig genug wäre, der als Kenner und Beurtheiler angenommen werden muß. Dieses dem Buche zum Troste, wenn hin und wieder ein sogenannter Forstmann, er mag nun von Adel oder Bürger seyn, schreien mögte: Himmel! beynahe drey Alpha-

det über die Buche. Und doch würde er vielleicht noch mehr erschrecken, wenn er des Verfassers Anmerkung läse, „daß in diesem Theile vom wahren Werthe des Buchenholzes noch nichts gesagt worden ist, weil wir noch keine andere Holzart so genau kennen, daß man Verhältnißmäßig schließen könnte,“ wir sagen, noch mehr erschrecken würde er, daß über die Buche, über einen einzelnen Baum, so viel richtig gedacht und mit Beurtheilung geschrieben werden könnte. Wie indessen darüber gedacht und geschrieben ist, dieß ist unsere Pflicht, hier getreulich anzuzeigen.

I. **Vom Namen, Vaterlande und Stande der Buche.** Mit Recht tadelt der Verfasser die Benennung des Carpini Beruli durch Weiß- und Steinbüche, da solcher zu einem ganz andern Geschlechte gehöret. Darin können wir ihm aber nicht wohl beypflichten, daß die Amerikanische Buche eine Spielart unserer gemeinen seyn soll. Amerikanischer Buchsaamen ist kleiner als der von unserer Buche, er giebt allezeit die Amerikanische Buche mit größern scharfgezähnten Blättern, wolligen und äußerst kurzen Stielen, die eine eigene Art ihres Geschlechts ist und bleibet. Vielleicht gestehet auch der Verfasser bey nochmaliger genauer Betrachtung dieses zu, und du Roi in der Harbkeschen wilden Baumzucht, der sie uns Deutschen wohl mit zuerst bekannt gemacht, und sie selbst gesehen hat, ist blos wegen der jungen Stämme noch ungewiß, sie entweder als eine Abart, oder eine von unserer gemeinen Buche unterscheidende Art anzunehmen. Dennoch ist die von ihr gegebene Beschreibung dem, der sie auch nicht gesehen hat, so unterscheidend, daß er sie eher als wirkliche Art, als blosse Spielart annehmen muß.

II. **Vom Anbau oder der Kultur der Buche.** Reichhaltige Bemerkungen über die nöthige Aufbewahrung der Saamen, dem angemessensten Boden, d. i. eine im Schatten unter der Dammerde liegende, mit Sand und Leimen leicht gemischte Erdart, der besten Art des Aussäens mit Kastenschlägen nach Erfahrungen gesammlet, der Pflanzung u. s. w. Es wird beym Anbau eines leeren freyen Platzes, das Aussäen mit Getraide verworfen, weil dadurch die Mäuse angelockt werden, hingegen giebt der Verfasser ein neues Mittel an, den jungen Pflanzen eine bessere belaubte Beschützung zu verschaffen. Dies ist der gemeine Haselstrauch, der der Buche

che in der Folge selbst Platz macht. Man lese darüber §. 60—68. Ueber den Holzanbau der Buche durch das Pflanzen, redet das fünfte Hauptstück sehr bestimmt, wo es §. 108. heißt: „er weicht vom graden Wege der Natur ab, nach welcher sie uns Wälder erschuf.“ Eine wichtige nicht genug einzuprägende Wahrheit, da mancher glaubt, alles gethan zu haben, wenn er Buchen pflanzt. Und wie werden sie oft gepflanzt? „Besser, lieber gar nichts thun, als mit schweren Kosten eine Verwüstung unzähliger sicherer Stämme anzurichten.“ Es werden Baumschulenpflanzstämme denen aus Dickigt genommenen mit Recht vorgezogen.

III. Von den natürlichen Eigenschaften der Buche. Die schon im 24sten Theile der ökonomischen Encyclopädie S. 463. eingerückte physikalisch-forstmäßige Eintheilung der Holzarten, findet sich hier mit Verbesserungen, wobey wir wünschen, sie würde von solchen aufgesucht und gelesen, die noch immer die Holzarten in harte und weiche einzutheilen pflegen. Hierauf folgen Beschreibungen der Holzlagen bey der Buche mit beygefügten Abbildungen, Betrachtung der flüßigen Säfte, nebst Erfahrungsbeweise, daß das Zurücktreten derselben in die Wurzel gegen den Winter irrig sey. Beschreibung der Rinde und deren Theile, ebenfalls mit guten Abbildungen versehen, der Blätteraugen, Knospen, des Laubes, der Blumen, Früchte, u. dergl. m. Auch in diesem Abschnitte findet der Liebhaber Erndte für seine Wißbegierde, wir zweifeln aber darin mit dem Verf. übereinstimmen zu können, „daß das Mehreste in der Botanik auf Namen und eigene Ausdrücke beruhe, welche das Studium allerdings schwer machen, und bey welchen der Forstmann dennoch außer der Blühezeit in der größten Ungewißheit gelassen wird.“ Wir glauben vielmehr ziemlich gewiß, ohne diese Namen und eigene Ausdrücke würde das Studium der Botanik noch weitläuftiger und schwerer seyn, und da der Erfinder dieses Satzes nach dem, was man siehet, nicht unter solche Forstmänner gehöret, so wird er der Wahrheit beypflichten, daß auch dieses nicht so schwer ist, wenn nur die Belehrung einfach angefangen, und zugleich praktisch angewendet wird. Die Keimung der jungen Buche und den Wachsthum liefert der Verf. vollständig, und bey dem Alter, der Schwäche, und dem Absterben des Buchenholzes sagt er vom faulen, hellleuchtenden Holze: „daß dieses Licht ein wahrer natürlicher Phosphorus sey, wo das

„Bäume pflanzen ist so gut als Malen. Dennoch hat man „diesen wichtigen Theil der Baumkenntniß ganz versäumt, „Bäume auf Gerathewohl oder nach falschen Grundsätzen hin„gesetzet, und dadurch eben dasjenige verfehlt, was man durch „Bäume eigentlich so herrlich erreichen könnte; nämlich das „Gefühl des Edlen und Erhabenen.“ Dieser Absicht von Baumkenntniß ist der kleinere Theil dieses Buchs, der zweyte Abschnitt gewidmet; der erstere Abschnitt stehet damit gewissermassen in Verbindung, da er Versuche mit ausländischen Bäumen enthält, die man bisher noch wenig oder gar nicht an unsern Himmelsstrich anzugewöhnen versucht hat. Der Verfasser ist nicht ein Mann, der nachspricht, was andere gesagt haben, er hat vielmehr alles geprüft, und liefert so viel eigenthümliches, daß die Arbeit den Denker verräth, so wie er uns Deutschen als ein solcher schon bekannt ist. Wir empfehlen daher diese Beyträge allen Liebhabern der schönen Gartenkunst, mit der Ueberzeugung des Wohlgefallens, mit dem sie die Lehren der schönen Natur hören, und verhoffen von dem Verfasser die Fortsetzung derselben, oder daß durch sein Beyspiel ermuntert, andere dergleichen mit ähnlicher Stärke uns liefern mögen. Denn mit Recht nennt der Verfasser die schöne Gärtnerey eine Sache des guten Geschmacks, an der jeder Mann von Gefühl Antheil nehmen sollte.

Die Beyträge enthalten Versuche, ausländische Bäume an unsern Himmelsstrich zu gewöhnen, und über die beste Art der Anpflanzung, Abhandlungen, die schon in den Bemerk. der ökonomischen Gesellschaft zu Lautern stehen, aber hier verändert und erweitert sind. Proben sind von dem Verfasser gemacht mit dem Granatbaume, Kirschlorbeer, edlen Lorbeer, Oleander, Terpenthinbaum, Olivenbaum, virginischen Persimon, Alaternen-Rhamnus, Zyzypfus-Rhamnus, der immer grünen Eiche, u. dergl. m. Mit Recht wird gegen das Pfropfen und Oculiren seltener Bäume geeifert, eine gewöhnliche Art des Versehens Holländischer und Englischer Baumgärtner; das natürlichste Mittel der Fortpflanzung, den Saamen zu nutzen, und ihn zu Vervielfältigung der Arten anzuwenden, hat man bisher versäumet, und eigentliche wahre Angewöhnung ausländischer Bäume an unsern Himmelsstrich ist nur durch Saamen zu erwarten. Eben so unterscheidet der Verfasser die Anlage systematischer Gärten einer hohen Schule, Apothekergärten großer Städte, botanischer Gärten für

eine Akademie der Wissenschaften, botanischer Lustgärten und botanischer Gärten für Manufakturstädte. Will der Gartenkünstler romantische Begriffe durch seine Anlagen erzeugen, so dienen dazu die schneeweiße Nessel, die nach ihm im Freien als Staude ausdauert, die Halcinus-Melke, die Staudenartige Salsola, der stachlichte Smilax, dessentwegen Sulzer schon die Gegend von Hieres lobte. Der Leser verbinde damit den zweyten Abschnitt über die schöne Gartenkunst, in welchem der Verfasser seine Gedanken vorlegt, wie Bäume und Sträucher zu solchem Behuf anwendbar werden können. Hier behauptet er, daß zu einem englischen Walde nichts weniger als ein ausländischer Baum erforderlich sey, im Gegentheil unsere Waldbäume sich hierzu am besten schicken; wenn er aber dennoch blos ausländische Bäume beschreibt, so kommt es daher, daß ihm diese Bäume bekannter sind, als unsere vaterländischen. Und so will er diese nur als Beyspiele anführen, um sich verständlich zu machen, was er eigentlich unter dem Charakter eines Baumes verstehet. Die Charakteristik einiger Bäume selbst ist das eigentliche Neue der Abhandlung, wovon die Titelvignette in Absicht der babylonischen Weide einen Beweis giebt.

Rm.

Botanisch praktische Lustgärtnerey, nach Anleitung der besten neuesten brittischen Gartenschriftsteller, mit nöthigen Anmerkungen für das Klima in Deutschland, von Franz Hermann Heinrich Lueder, Superintendenten zu Danneberg, im Fürstenthum Lüneburg — Erster Band. Mit vierzehn Kupfertafeln. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1783. 4.

Der um die ganze deutsche Gärtnerey verdiente Verfasser der Gartenbriefe, liefert uns hier ein Werk, das als Begleiter der Hirschfeldschen Theorie der schönen Gartenkunst angesehen werden kann, denn beyde mit einander verbunden geben alles das an Kenntnissen, was zur Verschönerung der Natur in Gärten erfodert wird. Dank werden also viele dafür sagen, so wie es der Recensent ebenfalls thut, daß eine solche Arbeit unternommen ist, deren Mühseligkeit nur derjenige fühlen kann,

kann, der darüber in seinem Leben nur einmal nachgedacht hat. Millers neues Gärtnerwörterbuch lieferte mit andern Engländern Bruchstücke, eben so wären für uns Deutsche von Münchhausen Hausvater und du Roi Harbkesche wilde Baumzucht zwar gute, nöthige und brauchbare Originalwerke, sie verschaffen uns aber nur einen Theil der Pflanzen zur Uebersicht, wie sie nach ihrem Plane auch wohl nicht anders konnten, alles aber, was an Bäumen, Sträuchern, und Pflanzen für uns und unser Klima passte, und zu empfehlen war, hat noch vor dem Verfasser kein deutscher Schriftsteller für deutsche Leser verständlich beschrieben. Dank also demselben, daß er dieß unternommen hat. Ob indessen nicht in Zukunft für das Werk noch Nachlese seyn mögte, mögten wir wohl eher bejahen als verneinen, da selbst der Vorbericht uns sagt: „Ich fürchte, daß selbst die starke Anzahl solcher in dieses Werk aufgenommenen Pflanzen nicht alle Leser befriedigen werde, wenigstens diejenigen nicht, die in Herrn Bueks Verzeichnisse so manche in Hanbury, Mawe und Abercrombie Werken, und also auch in dem meinigen übergangene, bey uns gleichwohl in freyer Luft fortkommende Pflanzen antreffen, oder sogar manche in Deutschlands Lust- und Baumgärten allgemein bekannten Bäume und Blumen, z. E. des Acer striatum und der gelben Nelken nicht gedacht finden.“ Die Ursachen dazu mögen wir in nichts finden, es möchte denn darin seyn, daß der Verfasser nur diese Englischen Werke zur Grundlage seiner Bearbeitung allein gewählt hat, um uns die Brittische Lustgärtnerey dadurch bekannt zu machen. Und dies scheinet nach dem Plane des Verfassers wirklich der Fall zu seyn. — Das Werk beschäftigt sich mit Ausschließung der Küchen- Obst- und Frucht- Gewächshaus- und Glashausgärtnerey, nur mit solchen Bäumen, Sträuchern und krautartigen Pflanzen, die den Lust- und Blumengärtner, und einem großen Theile nach auch den Gartenkünstler interessiren. Die neuesten brittischen Werke, nach deren Anleitung dasselbe ausgearbeitet wird, sind: A complete Body of Planting and Gardening by William Hanbury, en two Volumes. London 1770. 1771. Fol. und the universal Gardener en Botanist by Thomas Mawe and Iohn Abercrombie. 1778. 4. Das zweyte ist gewissermassen Epitome des ersten, beyde werden also in eins zusammengeschmolzen, Die gewählte Ordnung ist systematische Ordnung, die dem Verfasser deswegen die wahlwürdigste

gewe-

gewesen ist, weil der mit botanischen Kenntnissen begabte Leser den Vortheil hat, daß er eine ihm vorkommende, ihm noch unbekannte Pflanze, wenn dieselbe in diesem Werke enthalten ist, leichter auffinden und ihren Namen erkennen kann. Ob ein Botaniker nun eben dies Buch dazu wählen möchte, in welchem so viele Species fehlen, ist eine Frage, die die Erfahrung allein beantworten kann, wenn das Linne'ische System jedoch immer zur Befolgung so bleiben sollte, wie es ist, woran wir doch nach Medikus und anderer Verbesserungen und Erinnerungen zu zweifeln billig Ursach haben, so kann diese gewählte Ordnung dem unbotanischen Leser nicht nachtheilig seyn, weil er keine andere Pflanzen aufsucht, als solche, deren Namen er weiß, wozu das Register die Hülfe giebt. Ein jeder Pflanzenartikel ist so ausgearbeitet, daß der botanisch lateinische und deutsche Name der Pflanzengattung zuerst angegeben ist, hierauf folgt eine Nachweisung auf Linn. genera plant. und für deutsche Leser auf Linne' Gattungen der Pflanzen von D. Planer, dieser der wesentliche Charakter der Gattung, darauf die botanische Trivialbenennung nach Linne', Miller oder Weston, mit dem Zeichen, ob die Pflanze jährig, strauchig, u.s.w. ist; dann folgen Nachweisungen auf drey Hauptquellen der Lustgärtnerey, auf D. du Roi Harbkesche Baumzucht, Millers Gardeners Dictionary und Medikus Beyträge zur schönen Gartenkunst, welche letztere jedoch bey diesem ersten Bande noch nicht haben genutzt werden können; ferner Anführungen solcher neueren Schriften, die Linne' noch nicht anführen konnte; der deutsche Namen der Pflanze; das Vaterland; der Grund und Boden in ihrem natürlichen Stande; eine umständliche Beschreibung der Pflanze nach Wurzel, den Zweigen, Blättern, Blumen und Saamen; und zuletzt die Abarten, welche der Verfasser in gewissen Fällen auch Sorten nennet. Außer diesen erwähnt der Verfasser auch desjenigen, was eine jede Art für die Lustgärtnerey schätzbar macht, nebst der Anweisung zur Kultur und Anmerkungen zur Wartung der in dem Artikel vorkommenden Pflanzen für das Klima von Deutschland. Die Leser dieser Bibliothek sehen hieraus, wie das Werk ausgeführet worden ist, und da dasselbe noch durch beygefügte Kupfer der Pflanzentheile nach Wurzeln, Blättern und Blumen bereichert ist, kann mancher es schon als Einleitung zur botanischen kunstmässigen Erlernung der hierin vorkommenden Pflanzen ansehen, und richtige Begriffe daraus sammeln. Mit Recht verweisen

weisen wir also den Liebhaber und Anfänger dieser Wissenschaft dahin, dem eigentlichen Botanist sind sie schon aus Linne', Miller u. dergl. m. bekannt. Dieser erste Band begreift auf 430 Seiten die erstern fünf Klassen des Linne'ischen Systems, es könnten also wohl noch leicht einige Bände darauf folgen, ehe das Ganze geschlossen ist. Zur Probe der Arbeit wollen wir eine Pflanze auswählen, um den Liebhaber mit der Art und Weise bekannt zu machen. Es sey

„IASMINVM, Jasmin, Gelsemin. (Linn. „gen. plant. n. 17. Linn. Gatt. der Pfl. n. 17.) Kro„ne, fünfspaltig. Beeren, zweyknöpfig. Saamen, mit „einer Hautgranne versehen. Staubbeutel, innerhalb der „Blumenröhre. Linn."

„Die hier folgenden drey Arten dieser Gattung sind „dauerhafte, im Winter ohnbelaubte, in freyer Luft fortkom„mende Blumensträucher, mit theils gefiederten, theils drey„blättrigen Blättern, und mit zahlreichen, einblättrigen, röh„rigen, fünftheiligen Blumen."

„1. IASMINVM (*officinale*) foliis oppositis, folio„lis distinctis *Linn. Syst. pl. I. p.* 16. Pfl. Syst. *III.* 8. „*Icon. plant. medic. Tab.* 153. *Mill. dict. n.* 1. du Roi „Baumzucht *I.* 313. *Mawe dict. n.* 1. *Common white* „*Ietsamine Hanb. I.* 132. *Iasminum du Ham.* Baum *I.* „217. *n.* 1. Officineller Jasmin, insgemein gemeiner „weißer Jasmin genannt. Vaterland, Ostindien, die „Schweiz. Stämme und Zweige strauchig, lang, dünne, „steigen an einer Unterstützung 15—20 Fuß hoch. Blät„ter, sehr schön, gefiedert, gegen einander überstehend, aus „ohngefähr drey Paar scharf gespitzten und getrennten Blätt„chen zusammengesetzt, und mit einem einzelnen gewöhnlich „größern Blättchen sich endigend, dessen Spitze sich in die „Höhe lang hinauf zieht, stark dunkelgrün. Blumen, an „den Gelenken und an den Enden der Zweige, zahlreich, weiß, „sehr wohlriechend."

„Abarten: 1) mit weißgestreiften Blättern; 2) „mit gelbgestreiften Blättern. Iasminum officinale: „1) argenteo variegatum; 2) aureo-variegatum. *West.*"

„Alle diese drey Sorten blühen den größten Theil des Som„mers hindurch verschwenderisch reichlich, und ihre Blumen sind „insgesammt weiß, und von einem bewundernswürdig starken

„Wohl-

„Wohlgerüche, hinterlassen aber in England niemals Beeren,
„u. s. w."

Einen Wunsch müssen wir bey allem Guten des Werks dennoch äußern: Der Verfasser hätte bey den Gräsern das Schreberische Werk nicht vergessen sollen, denn bekannt mußte es ihm seyn, so wie, daß es klassisch ist, und die Englischen Gärtner weit übertrifft. Warum er es also nicht gethan hat, wissen wir nicht, da wir Deutschen wahres Verdienst bey unsern Landsleuten nicht verkennen sollten.

Sz.

Neues systematisches Conchylienkabinet, fortgesetzt durch J. Hier. Chemniz, VI. Band. Nürnberg, bey Raspe, 1782. 4. S. 375. Platt. I — XXXVI. auf welchen beynahe 400 Figuren sind.

Der Verfasser fängt hier nach dem gleichen Plane, wie sein Vorgänger, nur daß er das Linnäische System zum Leitfaden gewählt hat, die Geschichte der Muscheln an, und handelt in diesem Bande von den Klaffmuscheln, Scheidemuscheln, Tellmuscheln, Herzmuscheln, Korbmuscheln, (die der Verf. auch Backtröge nennt) Dreyeckmuscheln und Venusmuscheln, und beschreibt nicht nur, wenige ausgenommen, alle Linnäische Arten, sondern auch einige von ihm übergangene Arten, und merkwürdige Spielarten, unter diesen einige ganz neue, die, wie überhaupt alle, auch abgebildet sind. So kommt z. B. unter den Klaffmuscheln die länglichte aus der gräfl. Moltkischen Sammlung, die weiße ostindische, die neuseeländische, und die marokanische runzelvolle; unter den Scheidemuscheln die kleinste Hülse von Tranquebar, die größte an den nikobarischen Friedrichsinseln, der blaue Sonnenstrahl mit zweyen weißen Strahlen, (sollte er keine bloße Spielart des gewöhnlichen blauen Sonnenstrahls seyn?) eine fleischrothe aus dem rothen Meere, eine fein gestrahlte und gestreifte von den nikobarischen Inseln, und die untergehende Sonne; unter den Tellmuscheln die aufgeblasene und die dreyseitige aus der Spenglerischen Sammlung die vieleckige von Tranquebar, die papierne in der Mitte gleichsam eingedrückte von der guineischen Küste, die dünne rundachtige, aus dem guineischen

neischen und westindischen Meere, die dünne, länglichte aus europäischen Gewässern, die röthliche wie mit einem Deckel versehene aus der Gräfl. Moltkischen und der Spenglerischen Sammlung, die weißgelblichte, gleichsam mit einem Deckel verschlossene, und die lanzettenförmige, aus den ostindischen Meeren, die flache, durchsichtige, von der guineischen Küste; die zerbrechlichste, (nicht wie die Linnäische Fragilis gewölbt), die opalartige von den nikobarischen Inseln, die scharlachrothe aus dem mittelländischen Meere, die abgestumpfte (vielleicht donacina bey Linn.) die keilförmige aus der Spenglerischen Sammlung, die ostindische Fingertelline, der Blaustral (vielleicht eine blosse Spielart des rothen Dreystrals) die Granatapfelblüthe, (balaustina bey Linn.?); die Kalktelline vom Eißländischen Ufer, und noch eine gegrabene Art aus Champagne; unter den Herzmuscheln das monströse Herz von den nikobarischen Inseln, die ostindische gerippte Herzmuschel, die papierne aus den ostindischen Gewässern, die eisländische und das grönländische Herz; unter den Korbmuscheln, der Schwan von Tranquebar, der gefleckte und der keilförmige Backtrog von den nikobarischen Inseln, der aufgeblasene und der violetblaue von Tranquebar; der milchweiße aus den ostindischen Gewässern; der gestreifte, der papierne von den Friedrichsinseln, der durchsichtige von der guineischen Küste, der zerbrechliche von den nikobarischen Inseln, der runzelichte vom spanischen Ufer bey Cadix, der runzelvolle von den nikobarischen Inseln, und der flache eben daher und von Tranquebar; unter den Dreyeckmuscheln die wohlgeglättete von Tranquebar, die dornichte aus den ostindischen Meeren, die röthlichte, eben daher, und die Bohne von der malabarischen Küste; und unter den Venusmuscheln das gleichsam flach und platt gedrückte alte gerunzelte Weib von den Antillen; die orientalische runzelvolle Venus, die gereiste aschgraue von Guinea; die guineische und die westindische ungleich gestreifte, die malabarische, die verschlossene aus Guinea, die ceylonische mit abgeriebenem Wirbel, die keusche und die fette, auch aus den ostindischen Meeren, die dreyfach breitgestralte, und die umnebelte, von Tranquebar, die schlechte von der malabarischen Küste, die gestreifte von den nikobarischen Inseln, und die gestreifte alte netzförmige. In einige Linnäische Arten der Klaffmuscheln, z. B. perna und antica, weiß sich der Verfasser nicht zu finden. Unter den Flüssen, in welchen die Perlmuschel gefunden wird, hätten noch mehrere, auch im südlichern

tern Deutschland, genannt werden können. Mayers Beobachtungen über die Entstehung der Perlen scheinen dem Verf. nicht zu Gesicht gekommen zu seyn.

Zb.

---

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Briefe, die Freymäurerey betreffend. Nürnberg bey Grattenauer. 1783. 8. Erste Sammlung über die Tempelherren, erste Hälfte 210 S. Zweyte Hälfte von 211 bis 422.

Unter diesem Titel spinnt sich zwischen A. und B., die am Ende doch wohl unus et idem sind, ein weitschichtiger, noch viele Bände versprechender Briefwechsel über Tempelherren und Freymaurer an, der im Grunde nicht mehr und nicht weniger als eine Confrontation zwischen Herrn Nicolai und dem Ungenannten ist, wobey man Ehrenhalber den Herrn D. Anton von Zeit zu Zeit gleichfalls zu Rathe zieht. Wäre die Sache damit abgethan, daß der Briefsteller fleißig ausruft: Hier bin ich Nicolais Meynung nicht — hier pflicht' ich dem Ungenannten bey — hier urtheilt Hr. Anton ganz richtig! so wäre dem noch unbefangnen Leser freylich geholfen. So aber fürchten wir sehr, daß die Parthey, die er in so manchen zweifelhaften Fällen zu nehmen für gut findet, noch lange nicht diejenige sey, zu der man bey besserer Aufklärung, die am Ende mehr zu wünschen als zu hoffen ist, sich endlich würde bequemen müssen. Was die Zergliederung der streitigen Punkte betrifft, so ist dem Verfasser eine nicht gewöhnliche Dosis von Geduld zwar nicht abzusprechen; sehr oft aber auch artet diese Entwickelung in offenbare Verzerrungen und Verrenkungen aus; und wenn von dem B. die Geschichte der in diesem heillosen Proceß vorgefallenen Aussagen noch weiter auf diese Art behandelt, und zum Tummelplatz so vielerley kahler Muthmaßungen und Widerlegungen wird: so mag der Himmel wissen, was aus dem ganzen Handel am Ende werden soll.

Aus

Aus den vor uns liegenden beyden Bändchen einen genauen Auszug zu liefern, verstattet der Raum dieser Bibliothek nicht. Rec. muß sich also begnügen, so gut als er aus einem überströmenden Fluß von weitschweifigen Phrasen es herauszufischen vermag, es in möglichster Kürze anzuzeigen: daß unser Briefsteller auf alle Aussagen der gefangenen Ritter, der Engländischen nicht ausgenommen, als auf erpreßte, sich widersprechende, mit einem Wort, unbrauchbare, ganz keine Rücksicht nimmt; die Erklärung des Namens Baphemetus, durch Taufe der Weisheit, für einen müßigen Einfall und weiter nichts hält; übrigens aber gegen den Ungenannten im teutschen Merkur behauptet: es habe ein dergleichen Kopf bey den Tempelherren nie existirt, das ganze Idol sey erdichtet, alle Aussagen davon ohne Grund. Besagter Ungenannte wird also mit seiner Ritter-Rüstung gleichfalls abgewiesen; zugleich aber, welches lustig genung, ihm gerne zugegeben, Baphemetus heiße nichts anders als Mahomet. Dem von D. Anton aufs Tapet gebrachten Sphinx geht es nicht besser als des Ungenannten Helme. Man möchte aus verschiedenen unzusammenhängenden Stellen beynahe vermuthen, der Verf. habe diese Briefe schnell geschrieben, als der Ungenannte über Hrn. N. herfiel, und er diesen also zu Boden geschlagen glaubte, und daß er, nach dem Hr. N. in seinem zweyten Theile, die Sache zwischen ihm und dem Ungenannten weiter aufgeklärt hatte, nachher nur ein paar Briefe und Stellen eingeschoben, die zu dem vorigen nicht recht passen; und manche von seinen Behauptungen werden durch das, was Hr. N. im zweyten Theile erweißt, genugsam widerlegt.

Da es diesem Schriftsteller sehr am Herzen liegt, die Aussagen der Engländischen Ritter, auf die es im Grunde freylich am meisten ankömmt, zu entkräften: so füllt die Geschichte der Ordens-Aufhebung in England beynahe zwey Drittheile seiner Briefe. Einige Verwirrungen in der Zeitrechnung sind bey dieser Gelegenheit schicklich von ihm gehoben; auch in der Zeugenliste, worin Herr N. sich allerdings ein paar Versehen zu Schulden kommen lassen, (Herrn D. Anton zu Folge), die geistlichen Ordensleute von den Tempelherren selbst sorgfältig abgesondert worden, welches dann freylich einige veränderte Resultate hervorbringt, die aber die Hauptsache selber deswegen noch nicht über den Haufen werfen. — Doch es ist Zeit, dem Leser mit des Verfassers eigenen Worten zu sagen:

Contingent zur Geschichte der Templer und der Aufhebung des Ordens, von M. Wilhelm Christian Stemler, Predigern zu Niska bey Cosdorf. Leipzig, bey Hertel 1783. 323 S. in 8.

Beytrag, oder wie es hier hätte heissen können, Beyträge zur Geschichte der Tempelherren, wäre besser deutsch gewesen. Die von dem Verfasser gewählte Aufschrift hat keinen reichhaltigern Sinn, vielmehr etwas Spaßhaftes, welches doch seine Absicht vermuthlich nicht war.

In einer 12 Seiten langen Vorrede, worin an der Unschuld der armen Dulder, so werden hier die Tempelherren genannt, keinen Augenblick gezweifelt, und uns im Vorbeygehen die erbauliche Nachricht mitgetheilt wird: daß Papst Clemens und Philipp der Schöne bald nach Aufhebung des Ordens aus Sorge, Verdruß und Reue aus der Welt gegangen, belegt der Verfasser aus einem handschriftlichen Gebetbuch von 1497., das auf der Churfürstl. Bibliothek zu Dresden befindlich ist, seine vermeynte Entdeckung: daß der Gnosticismus des mittlern Zeitalters in nichts weiter bestanden habe, als in öftrer Hersagung gewisser Gebet Formeln, und in strengerer Beobachtung gewisser Menschensatzungen. Diese Beobachtung möchte wohl im Grunde mehr für Herrn Nicolai, als wider ihn seyn, wenn man die Sache nur recht verstehet, aber tief einzudringen, ist Hr. Stemlers Sache nicht. Der gelehrte Herr Bibliothekar Kanzler, zu Dresden, hat nachher diese Gebete der Jünger der ewigen Weisheit, (welches fast ein wenig klinget wie [illegible]) herausgegeben, und die Sache verdiente wohl eine nähere Untersuchung eines unpartheyischen Mannes*), um zu finden, wie man damals auf diese Benennung gekommen seyn mag. Weiter hin wird gegen Herrn Nicolai aus einem Geschichtchen des Malleus Maleficarum, vermuthlich nur im Scherze, (denn im Ernste wär es gar zu einfältig,) bemerkt, daß auf diese Art sich auch Hexen-Processe vertheydigen liessen. Weil in Harzheims Conciliensammlung sich der Ausdruck: per tormenta, der Himmel weiß warum? hingeworfen steht: so

 läßt

*) Für ältere Litteratur und neue Lektüre, 1stes und 2tes Quartal, Dresden 1783. 8.

läßt der Verfasser auch diese Gelegenheit nicht unbenutzt, seine Belesenheit an den Mann zu bringen. Zu guter letzt wird noch die Unschuld der Tempelherren aus Stumpfers — soll vermuthlich Stumpfs heißen — Eidgenossen-Chronik dargethan, als welche des V. Meynung nach, den Gang der Sachen ungemein erläutert. Dergleichen Gewährsmänner wird der Geschichtschreiber sich aber ohne Zweifel sehr verbitten. Eben dieser ehrliche Stumpf übersetzt diese Rubrik, die er vermuthlich in einer ältern Chronik durch Templarii condemnati ausgedrückt fand, ganz treuherzig durch: Templarien verdampt. Im Texte selbst aber besinnt er sich eines bessern, und braucht die schicklichere Benennung: Tempelherren. Doch nun zum Buche selbst!

Den halben und wichtigsten Theil desselben füllen des Herrn Professor Becks Briefe über die Aussagen der Tempelherren zu Aiguesmortes, Nismes und Alais, und einige andere hieher gehörige Untersuchungen. — Menard's Histoire de la ville de Nismes, Paris 1750. 4to. (Man hat auch eine Ausgabe in Folio), deren Herr Nicolai nicht habhaft werden konnte, hat hierzu Gelegenheit gegeben. Dieses unterrichtende Werk enthält unter andern die Geschichte des Verfahrens wider die Tempelherren in der dasigen Gegend, mit allen hierzu erforderlichen Belegen, die Herr P. Beck, jedoch nur Auszugsweise in fünf Briefe vertheilt liefert, und mit seinen Anmerkungen begleitet. Rec. hätte wohl gewünscht, daß die Urkunden ganz wären abgedruckt worden, indem hier oft auf ein Wort vieles ankommen kann. Da in diesen Belegen mehr als eine Bestätigung und Aufklärung über die den Tempelherren Schuld gegebene Verleugnung Jesu, die Absolution der Meister, den mysterieusen Gürtel und andere Umstände vorkommt: so hätte Menard's Werk Herrn Nicolai allerdings gute Dienste geleistet. An Muthmaaßungen für geheimere Aufnahmen fehlt es auch nicht, und obgleich hier nur zwey oder drey Ritter von dem Idol, so wird hier der Baphemetus qualifizirt, etwas wissen wollen: so hebt das Stillschweigen der andern seine Existenz deswegen noch nicht auf. Spuren, daß man in Frankreich nicht überall mit der Gewaltthätigkeit, die von den meisten Schriftstellern als ausgemacht angenommen wird, wider den Orden zu Werke gegangen, finden sich ebenfalls.

So sehr sich übrigens Herr B. auch angelegen seyn läßt, es mit keiner Parthey zu verderben: so wird er bey mehr als einer Gelegenheit doch genöthigt, den Aussagen der gefangnen Ritter ein ungleich grösseres Gewicht zuzugestehen, als von den Vertheidigern des Ordens gemeiniglich geschieht. In denjenigen Fällen, wo er aus Vorsicht gar zu unschlüssig wird, geräth die gute Wahrheit und er selbst nicht selten ins Gedränge. Am wenigsten hat uns seine Ausschweifung über Manichäismus und Gnosticismus gefallen wollen, als wo der Verfasser aus den bekannten Schwierigkeiten eben sich so wenig als andre ehrliche Leute zu helfen weiß, und seine wo Eintheilung in ältre und neuere Lehrsätze die Sache um nichts klärer macht. Wenn man in solchen historischen Fragen nicht genau bey der Geschichte bleibt, sondern sie nach einer schon gefaßten Hypothese drehet: so wird man niemals auf die Wahrheit kommen. Woher weiß Hr. B. daß der wahre Gnosticismus sich in seiner ächten Gestalt zu zeigen, so geschwind aufhörte? und wenn, wie er selbst zugesteht, Manichäer einen Theil ihrer Grundsätze den Gnostikern, ob frühern oder spätern? thut nichts zur Sache, abborgten, wie in aller Welt kann er manichäische Grundsätze vorgefundenhaben, ohne darin Verwandschaft mit gnostischen Ideen zu finden? — Auch wird, durch die von Hrn. Nicolai als wichtige Entdeckung bemerkte, und von seinen Gegnern zugegebene aber anders erklärte Aehnlichkeit, der den Tempelherren Schuld gegebnen Ketzereyen mit andern Irrlehren damaliger Zeit, und den diesen Ketzern angeschuldigten Verbrechen, der Orden selbst ja um kein Haar unschuldiger.

Weiter enthält dieses Buch die von dem Herausgeber übersetzte Abhandlung: de extinctione ordinis templariorum, die ein gewisser J. C. Wichmannshausen im Jahr 1687. zu Leipzig öffentlich vertheydigt. An Allegaten läßt es der gute Mann nicht fehlen, und die Geschichte des Ordens mag so obenhin ganz richtig erzählt seyn. Bey ihrem Proceß aber denkt er an einen sorgfältigern Gebrauch der Actenstücke und Aussagen so wenig als seine Vorgänger. Lobenswürdig ist übrigens doch die Vorsicht, womit er die Unschuld oder Straffälligkeit des Ordens, wegen einer Menge sich hier hervorthuenden Schwierigkeiten, an ihren Ort gestellt seyn läßt.

Ganz anders lautet es in der historischen Abhandlung vom Tempelherren-Orden, die unter Dr. Aegidius

dins Strauch zu Wittenberg, von Magister Baudis aus Liegnitz 1669 vertheidiget, und weil Herr Nicolai die nicht auftreiben können, von dem Herausgeber gleichfalls übersetzt geliefert worden. Hier nehmen Doctor, Magister, oder wer Verfasser gewesen, sich der Tempelherren mit aller Macht an, erklären die ihnen Schuld gegebene Irrthümer und Verbrechen gradezu für grobe Lügen, und nehmen dagegen das Mährchen von den weißen mit dem Kreuz bezeichneten, und zu Mainz im Feuer unversehrt gebliebnen Mänteln u. s. w. für baare Münze. Das ganze armselige Ding hätte immerhin den Weg so vieler andern Dissertationen gehen können; die Uebersetzung kann zu gar nichts dienen, als zu zeigen, daß N. nichts verlohr, da er dies bey seines Werkes Ausarbeitung entbehrte.

Den Beschluß dieser Beyträge macht die unter Thomasii Vorsitze von J. J. Stippe im Jahr 1705. vertheidigte Abhandlung über die Aufhebung des Tempelherren Ordens, gleichfalls von Hrn. P. Stemler ins Deutsche übergetragen. Ob der gern seiner Sache gewiß seyn wollende Leser, sie nicht lieber in der Urschrift lesen würde? und ob der des Lateinischen unkundige, nicht von der Untersuchung ganz zurückzuhalten sey? sind ein paar Fragen, die der Uebersetzung des Hrn. St. nichts von ihrem Verdienste benehmen. Doch dem sey wie ihm wolle. Fand der Herr Pastor den von Nicolai gelieferten Auszug zu mager, warum begnügt' er sich nicht damit, uns mit einem kräftigern zu bewirthen? Thomasii Abhandlung ist ja so ausnehmend selten nicht! Und überhaupt kommt es in der ganzen Sache nicht darauf an, ob alle dem Orden gemachte Beschuldigungen wahr? sondern was für welche es sind? und was für welche aus dem Geist und der Geschichte seines Zeitalters erklärt werden können? Nicht; ob auf alle in diesem Prozeß niedergeschriebne Aussagen, und wären sie auch insgesammt freywillig und gegründet, Rücksicht zu nehmen sey? sondern welche dieser Aussagen auf nicht zu läugnende und solche Thatsachen führen, die es nicht unwahrscheinlich machen, daß im Orden wirklich ein Geheimniß vorhanden war, und zwar ein solches Geheimniß, das gar wohl die einem so unaufgeklärten Zeitalter gemäße grobe Decke tragen, und doch zugleich so merkwürdig seyn konnte, als irgend eines nur je gewesen. Hoc opus, hic labor est. —

Versuch

Versuch über die Beschuldigungen welche dem Tempelherrenorden gemacht worden, und über dessen Geheimniß, nebst einigen Anmerkungen über das Entstehen der Freymaurergesellschaft, von F. Nicolai. 1ster Theil 220 Seiten. 2ter 249 Seiten. Zweyte verbesserte Auflage. Berlin und Stettin 1782. in 8.

D. K. G. Antons Untersuchung über das Geheimniß und über die Gebräuche der Tempelherren. Dessau 1782. 110 S. in 8.

Es ist dem Tempelherrenorden wie mehrern Verbrüderungen [illegible]egangen [illegible]en Geschichte und innre Verfassung, troß der [illegible] [illegible]ue, die ihre Mitglieder eine Zeitlang gespielt, im [illegible]ige dennoch so zweydeutig und räthselhaft wird. Was [illegible]re Chroniker uns von diesen merkwürdigen Rittern aufbehal[illegible], scheint nicht hinreichend gewesen zu seyn, einen unpar[illegible]ischen Geschichtschreiber derselben zu bilden, und nur die [illegible]erhörte Strenge, womit man ihren Orden überall zu Bo[illegible] [illegible]rf, hat dann und wann Forscher der Wahrheit auf die [illegible]uchen Gründe einer so plötzlichen Aufhebung von neuem [illegible]merksam gemacht. Daß sodann einige Stimmen für an[illegible]re wider den Orden ausfielen, war sehr natürlich; und [illegible]en dies macht den ganzen Proceß nur noch anziehender.

So hat die von Herrn D. Anton vor kurzem erst heraus[illegible]gebne und ihre Vorgänger weit zurücklassende Geschichte der [illegible]empelherren, auch Herrn Nicolai bewogen, die an du [illegible]uy's Werk über eben diesen Gegenstand angehängten Acten[illegible]ücke von neuem, und sorgfältiger als bisher von andern ge[illegible]hehen, zu beleuchten. In der dem ersten Abschnitt seines [illegible]ersuchs ausmachenden Einleitung, erklärt sich solcher über [illegible]ie Veranlassung desselben, welche dann keine andre ist, als [illegible]ie so eben angeführte: daß nämlich auf die eignen Aussa[illegible]en der unglücklichen Ritter noch nie gehörige Rücksicht ge[illegible]ommen worden.

Im 2ten Abschnitte werden die Einwürfe wider die von gefangnen Tempelherren geäußerten Geständnisse untersucht, [illegible] da der Aufmerksamkeit des unsterblichen Thomasius auch

dieser sonderbare Proceß keinesweges entgangen war, hier ebenfalls diejenigen Gründe geprüft, wodurch der menschenfreundliche Mann, dem in der Folge die meisten beystimmten, die Unschuld des Ordens zu retten sich bemüht hatte. Seine Vertheidigung läßt sich auf drey Hauptpunkte zurückführen. 1. **Viele der gefangnen Tempelherren haben alle dem Orden gemachte Beschuldigungen schlechterdings geläugnet.** — Diesem Einwurf begegnet unser Verfasser mit der wichtigsten Entdeckung, die er gemacht zu haben glaubt: daß die Tempelherren zweyerley, wo nicht gar dreyerley Aufnahmen, Professionen, oder wenigstens besondre Verbindungen gehabt, zu denen nur der kleinere Theil gelassen worden. Um diesen Umstand, welcher der Sache freylich eine ganz andre Wendung giebt, in gehöriges Licht zu setzen, wird vieles der hierauf sich beziehenden Aussagen aus den Proceßacten wörtlich angeführt, und zugleich der Irrthum aller der Schriftsteller gerügt, die in der Meynung stehen: daß außerhalb Frankreich kein einziger Tempelherr die dem Orden angeschuldigten Dinge bekannt habe, woraus folge, daß diese Geständnisse der französischen Ritter von König Philipp, durch Drohung, Martern, Versprechen und Bestechungen erpreßt worden. Zugleich wird jedoch zugegeben: daß die geheimen Gebräuche der Tempelherren in Frankreich und nächstdem in England vorzüglich üblich gewesen, und also die meisten ausländischen Ritter eben nichts davon zu wissen gebraucht haben. 2) **Die Geständnisse sind durch die Folter erpreßt, und viele der Gefangnen haben sie nach der Folter zurückgenommen, und sind bis in den Tod beym Läugnen geblieben.** — Wie wenig wesentlich vortheilhaftes für den Orden aus diesem Widerruf zu ziehen sey, sucht der Verfasser unter andern mit dem sonderbaren Betragen des Großmeisters de Molay darzuthun, aus welchem Verlegenheit, Wankelmuth, Unentschlossenheit, und nichts weiter hervorleuchtet. 3. **In unglaublichen Sachen beweist auch die freywillige Aussage nichts.** — Dieser so vieler Einschränkung und Berichtigung bedürftige Einwurf führt Herrn N. zum

Dritten Abschnitte, worin die hauptsächlichsten Beschuldigungen angezeigt werden, und zugleich untersucht wird, wie viel die Tempelherren von jeder zugestanden haben. Unter einer Menge Criminationen, und bey einem Processe dieser Art, wurden auch die abgeschmacktesten protocollirt. Daher hebt der Verfasser, wie billig, nur die wichtigsten nebst denje-

nigen

nigen aus, die zu Erreichung seines Hauptzweckes gebraucht werden konnten. Dieser scheint uns kein andrer zu seyn, als beweisen zu wollen: daß die den Tempelherren Schuld gegebne, und von einem großen Theile derselben freywillig eingestandne Irrthümer und Verbrechen zwar auffallend genung, jedoch nicht ohne Wahrscheinlichkeit; zugleich aber auch aus der Sittlichkeit damaliger Zeit zu erklären, und wiederum über die Geschichte jener Jahrhunderte sehr merkwürdige Aufklärungen zu verbreiten im Stande wären. Diese Hauptbeschuldigungen werden hier wieder auf sechs zurückgeführt, wovon wir, ohne die Wichtigkeit der übrigen in Abrede zu seyn, nur die letzte auszeichnen wollen, daß nämlich: „die „Tempelherren bey ihrer geheimen Aufnahme Jesum verläugnen, und das Kreuz mit Füssen treten mußten, beym heil. „Abendmahle die Worte der Consecrirung wegließen; in ihren „Generalcapiteln ein gewisses Bild vorzeigten und verehrten, „und dabey einen mysterieusen Gürtel austheilten, der mit besagtem Bilde berührt worden." — Die historische Wahrheit, so ausnehmend anstößiger und der Constitution des Ordens schnurstracks zuwiderlaufenden Gebräuche dem Leser einleuchtend zu machen, läßt der Verf. an dem nöthigen Aufwande von Beweisstellen, die aus den Aussagen selber geschöpft sind, es keinesweges fehlen, und obgleich diese Aussagen — wie alle andre, die in dergleichen Processen jemals geäußert worden — den Forscher nicht überall befriedigen: so ist es doch nicht weniger mißlich, sie insgesammt zu erpreßten Aussagen, und zu aus der Luft gegriffnen sinnlosen Hirngespinsten herabwürdigen, und als solche verwerfen zu wollen.

Die auf keine Weise zu läugnende Wichtigkeit der letzten Beschuldigung nöthigt den Verfasser zu einem vierten Abschnitte, worin die im Tempelorden nicht ungewöhnlich gewesene Verläugnung Jesu, die Benennung Baphemetus, und was weiter dahin gehört, noch umständlicher untersucht wird. Was die bey christlichen Rittern so unbegreifliche Verläugnung Jesu betrifft: so glaubt Herr N. sich solche einigermaaßen wenigstens aus dem nach und nach entstandnen Umgange mit den Saracenen, aus dem Beyspiel der Katharer, und so vieler andrer damaligen Secten, besonders aber aus dem merkwürdigen Umstande erklären zu können: daß mit dieser Verläugnung zugleich das Gebot, an den grossen allmächtigen Gott zu glauben, der Himmel und Erde geschaffen hat, verknüpft gewesen. Wie aber die Tempelherren

zu dem Bilde in Form eines menschlichen Kopfes ge-
kommen, welches sie nur in ihren geheimsten Versammlungen
gezeigt und verehrt haben sollen, ist eine andre Frage, die sich
aus dem Umgange mit Muselmännern eben so wenig erklären,
als die dem Bilde beygelegte Benennung Baphemetus, et-
wan aus dem Namen Mahomet herleiten läßt. Hier weiß
Hr. N. sich nicht anders zu helfen, als diesen Namen für
griechisch, buchstäblich βαφη μητεος, Taufe, oder Tinktur
der Weisheit, oder so etwas aus der Schule irgend einer
gnostischen Parthey zu halten. Daß diese Zusammensetzung
nach einer eben nicht reinen Analogie geformt worden, thut
in einem so ungriechischen Zeitalter wenig oder nichts zur
Sache. Desto mehr läßt unser Verf. sichs angelegen seyn, aus
den sich noch erhaltnen Lehrsätzen und Bildersprachen der Kab-
balisten und der daraus entstandner Gnostiker dasjenige
herauszuziehen, was zu Erklärung dieses sonderbaren Kopfes
irgend etwas beytragen kann. Da es der Raum nicht zuläßt,
ihm in seinen sehr mühsamen Untersuchungen hierüber Schritt
vor Schritt zu folgen: so begnügen wir uns mit der simpeln
Anzeige ihres Resultats, daß nämlich dieses von den Tempel-
herren in ihren General-Capiteln, seit wenn ist unbekannt,
verehrte Bild, an welchem die Figura Baffometi zu sehen
war, vermuthlich den Allvater, der Himmel und Erde
geschaffen hat, vorstellen sollen; und daß, so wie der Gno-
stiker durch Reinigkeit des Herzens und geheime Kenntnisse
in den Schooß der Gottheit zurückzukehren geglaubt, es auch
Tempelherren gegeben, die durch eine geheime Taufe der
Weisheit oder andre Mysterien, Freunde Gottes werden zu
können, sich geschmeichelt; und, um diese Lehre vor dem Auge
des Ungeweihten und dem Banne der herrschenden Kirche in
Sicherheit zu setzen, solche hinter Sinnbilder und Anspielun-
gen versteckt, die nach fünf verstrichnen Jahrhunderten freylich
nur äußerst entstellt, und immer schwerer zu enträthseln auf
uns gekommen seyn müssen.

In einem mehr als 4 Bogen starken Anhange werden über das
itstehen der Freymaurergesellschaft historische Untersuchun-
ngestellt. Wenn die seit ein paar Dutzend Jahren von dieser
ellschaft gemachten Versuche, sich an ältre Verbrüderungen
zuschließen, und solche etwan dadurch wieder aufleben zu las
nicht unbekannt sind, wird dieser Anhang keinesweges am
ten Orte zu stehen scheinen. Der vortreffliche Lessing
hatte

hatte in der Fortsetzung seines Crest und Falk behauptet, die Massoneyen der Tempelherren wären im 12ten und 13ten Jahrhundert in sehr großem Rufe gewesen, und aus so einer Tempel-Massoney, die sich beständig mitten in London erhalten hätte, sey die Freymäurer-Gesellschaft zu Ende des vorigen Jahrhunderts durch Christoph Wren gebildet worden. Da Lessing, von diesem großem Rufe der Tempel-Massoneyen ohne Zweifel wenigstens durch einige historische Data unterrichtet war: so ist um desto mehr zu bedauern, daß er die Quelle dieser Nachricht uns nicht bekannt gemacht hat. Dem sey nun wie ihm wolle, Herr N. ist der Meynung nicht, daß Tempelherren und Freymaurer geradezu mittelst einer dieser Massoneyen zusammenhängen, eben so wenig als er zugeben kann, daß leztre erst zu Ende verwichnen Jahrhunderts bekannt geworden. Elias Ashmole war seinem eigenen Tagebuch zu Folge schon im Jahr 1646 in diese Gesellschaft aufgenommen. Lessing erklärt das Wort Massoney durch Tischgesellschaft. Unser Verf. meynt, daß es dem Latein des mittiern Zeitalters gemäß, eine geschlossene Gesellschaft anzeige, und das Engländische Wort Club scheint ihm eben diese Analogie zu haben. Um aber seine Muthmaaßung über das Entstehen der Freymaurer näher zu zeigen, glaubt er auf die Geschichte der Rosenkreuzer zurückgehen zu müssen, nicht nur jener alchymistischen Schwärmer dieses Namens, sondern auch einer edlern Parthey, wovon der so merkwürdige Johann Valentyn Andreä eine Zeitlang einer der thätigsten Theilnehmer war. Die bey dieser Gelegenheit von unserm Verf. angebrachte Classification der so zahlreichen Rosenkreuzerschriften wird dem Beobachter und Litterator gleich willkommen seyn. Wie groß der Einfluß dieser Schriften auf ihr Jahrhundert gewesen, ist aus der Geschichte bekannt genug. In England, wo es dem Robert Flud, der auch ein Rosenkreuzer seyn wollte, keinesweges an Schülern fehlte, stand zum Glück der große Baco von Verulam auf, der seine Abneigung gegen den Dunst esoterischer Lehrart ohnerachtet, seine Atlantis oder Ideen von Beförderung der Naturkenntniß, dennoch unter der Hülle eines Romans bekannt machte. Das in diesem Buche beschriebne Salomonische Haus, worunter eine Gesellschaft von Naturforschern und Philosophen zu verstehen ist, glaubt, Herr N. habe zu Errichtung einer würklichen Gesellschaft Anlaß gegeben, die in der Absicht, eine exoterische Lehrart allgemeiner zu machen, um das

Jahr

Jahr 1646. sich vereinigte, und woraus in der Folge die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften entstand. Andre Liebhaber höhrer Kenntnisse aber, denen bey eben so guten Absichten das esoterische Dunkel der Rosenkreuzer, der finstern Farbe ihres Jahrhunderts gemäß, weit anlockender schien, wollten das in der Atlantis vorgezeichnete Salomonische Haus im eigentlichsten Verstande errichten, und stellten daher ihre Absichten bey jeder Gelegenheit bildlich vor. Von dieser Gesellschaft muthmaaßt Hr. N. daß sie gleichfalls um das Jahr 1646. zusammengetreten sey. Dem Londner Herkommen gemäß, welchem zu Folge sich jeder Bürger zu irgend einer Zunft erklären muß, gehörten einige Mitglieder derselben zu der Maurer-Innung. In diese traten auch die übrigen, und hielten laut Ashmole's Lebenslauf, in dem Zunfthause der Maurer ihre Zusammenkünfte. Daher die Zeichen der Maurerey, und endlich der Name: *Free and accepted Masons*. Bis dahin, meynt der Verfasser, mögen Freymaurer wohl keine Geheimnisse zu verwahren gehabt haben. Da aber durch ihre Anhänglichkeit an dem Könige, wozu nach seiner Hinrichtung noch andre ähnlich gesinnte sich einfanden, ihr Plan eine neue Richtung bekam: so entstanden nach und nach Anschläge wider das Parlament, und daraus würkliche Verheimlichungen, und endlich geheimere Ausschüsse, deren Sinnbilder mit dem Salomonischen Hause nichts weiter zu thun hatten. Wenigstens erklärt Hr. N. sich auf diese Art die mysteriensen Ausdrücke von ihrem ermordeten Herrn, das verlorne Wort, den Sohn der Wittwe u. s. w. Ein noch engrer Ausschuß und abermals verändertes Wort wurden veranlaßt, als einer ihrer Mitgenossen verdächtig war, und weil General Monk sich von Schottland aus Karls II. Wiedereinsetzung bewirkte, hieß dieser Ausschuß der Schottische. So entstand, wie unser Verf. sagt, die Freymaurer-Gesellschaft und ihre erste Abänderung, die aus einer esoterischen Gesellschaft von Naturforschern eine geheime Gesellschaft getreuer Unterthanen wurde, und als das Königliche Haus wieder eingesetzt, Kenntniß der Natur aber mit Hoffnung von Erfolg nicht mehr esoterisch zu betreiben war, endlich den Tempel Salomonis zu ihrem Haupt-Sinnbilde, und wahrscheinlicher Weise um das Jahr 1685. unter der Großmeisterschaft Christoph Wrens, diejenige Verfassung annahm, wodurch sie einen andern und bestimmten Zweck erhielt, und der Vereinigungs-Punkt von Millionen Men-

schen

schen wurde. Die in der Folge in dieser merkwürdigen Gesellschaft entstandnen Veränderungen und weit aussehenden Plane hat der Verfasser, weil sie außer dem Kreise seiner Untersuchung lagen, unserm Bedünken nach sehr klüglich unberührt gelassen.

Zweyter Theil. — Einem Buche, dessen Inhalt unserm nach Mysterien so lüsternen Jahrzehend so ganz gut behagte, konnt' es ebenfalls an solchen Lesern nicht fehlen, die mit seinem Verf. sehr oft nicht einerley Meynung, oder wohl gar darüber unwillig waren, daß er ihren eignen Hypothesen sich hier und da bald zu viel, bald zu wenig genähert, so und nicht anders gedacht hätte. Unter diese letztern gehört keinesweges Herr D. Anton, durch dessen Geschichte der Tempelherren unser Verfasser, wie schon oben erwähnt, zu neuen Nachforschungen veranlasset worden. In seiner Untersuchung über das Geheimniß und die Gebräuche der Tempelherren, vertheidigt solcher mit der Wärme, die ein Freund der Wahrheit seiner eignen Ueberzeugung schuldig ist, diejenigen Hauptsätze, die in der von ihm herausgegebnen Geschichte zum Grunde liegen; und wenn er den Meynungen des Hrn. N. überall beyzutreten sich nicht entschließen kann: so äußert er die seinigen doch mit Anstand und derjenigen Mäßigung, die einen ehrliebenden Schriftsteller aufmuntern muß, seine eignen Behauptungen noch sorgfältiger zu prüfen. Herr N. thut dieses in dem ersten Abschnitt des zweyten Theils, worin wir ihm jedoch, wenn diese Anzeige kein eignes Buch werden soll, nicht folgen können, und uns daher auf die Bemerkung einschränken, daß Herrn Antons Untersuchung, wenigstens zu Auseinandersetzung der streitigen Punkte das ihrige allerdings beytrage.

Nicht also die Briefe eines Ungenannten, der in dem teutschen Merkur des Jahrs 1782 mit seinem Endurtheil aufgetreten ist. Dieser hat so wenig die Absicht, sich der Kritik als eines wohlthätigen Werkzeuges zu Sondirung des Schadens zu bedienen, daß sie vielmehr in seiner Hand zum Scheermesser wird, welches er, ohne weitre Umstände, seinem Gegner an die Kehle setzt. Rec. braucht das Wort Gegner, weil die Art, womit der Ungenannte zu Werke geht, so feindselig und so zunöthigend ist, daß es ihm offenbar nicht um die Streitsache selbst, sondern nur um den Mann zu thun war, der auf Revision der Akten anzutragen sich erkühnt hatte. Da dieser

dieser Ungenannte das ganze von Hrn. N. doch wahrlich nicht aus Kartenblättern aufgeführte Gebäude mit dem ersten Anlauf über den Haufen stossen zu wollen sich die Mine giebt; von den Proceßakten der Tempelherren nichts hören und sehen, sondern alles so gedeutet haben will, als wenn in der ganzen Sache sans rime ni raison verfahren worden; alles was in den Aussagen der Ritter und Zeugen seiner eignen Hypothese zuwider läuft, für Possen und Mährchen erklärt: so ist aus diesen seynsollenden Widerlegungen ein Werklein erwachsen, von dem wir dem Leser nicht besser einen Begriff machen können, als wenn wir in aller der Kürze, wozu der Raum dieser Blätter uns nöthigt, ihm berichten, daß es der wahre Antipode des Nicolaischen ist. Eben so kurz müssen wir uns über alles dasjenige fassen, was dem Ungenannten über Freymaurer, Rosenkreuzer, Andreä u. s. w. zu sagen beliebt hat. Ihm war es genug, sobald Herr N. der einen Meynung war, sich für das Gegentheil zu erklären, und eben so unschmackhafte Späße er sich zum Beyspiel über den vermuthlichen Sinn des Worts Baphemetus erlaubt hatte, wiederholt er bey Andreäs Petschaft und andern Gelegenheiten. Herr N. nicht gewohnt inultus flere ut puer, hat sich daher zu einer Vertheidigung entschließen müssen, die beynahe so viel Platz einnimmt, als sein erster Versuch selbst; und ohne zu sophistischen Waffen seine Zuflucht zu nehmen, wehrt er sich überall als ein Mann, der sich bewußt ist, nicht ohne Grund und Wahrscheinlichkeit das geschrieben zu haben, was er geschrieben hat. Da ein Unternehmen wie das seinige, und in einer so dunkeln Gegend nicht ohne Fehltritte ablaufen konnte: so enthält dieser zweyte Theil eine Menge Berichtigungen und Aufklärungen, die wenigstens über die Aufrichtigkeit seines Verfahrens keinen Zweifel übrig lassen. Freylich wird derjenige, dem es nur um Erforschung der Wahrheit allein zu thun ist, es bey mehr als einer Stelle bedauern, daß der Ungenannte die so interessante Untersuchung nicht lehrreicher gemacht, sondern sich der unverzeihlichen Laune überließ, alles umstoßen zu wollen, ohne etwas besseres an dessen Stelle zu setzen; überall mit einer hämischen Leidenschaft zu verfahren, und nirgends einem Fehler zu begegnen, ohne die Wunde noch tiefer zu reißen, uneingedenk: quod is etiam error sit felix, qui aliis est materia penetrandi in *veritatem!*

Nicolai

Nicolai, Fred., Essai sur les accusations aux Templiers, et sur le secret de cet ordre, avec une dissertation sur l'origine de la Franc Maconnerie; traduit de l'allemand. 12. Amsterd.

Von dieser Uebersetzung des ersten Theils des vorher angezeigten Werks sagen wir nur, daß sie von Herrn Renfner, Königl. Preuß. Legationssecretair im Haag, der sich bereits durch die Uebersetzung der Lavaterschen Physiognomie, und durch verschiedene andere wohlgerathene Uebersetzungen bekannt gemacht hat, herrühret, und daß sie am Werth seinen vorigen nicht nachsteht.

Xm.

Dem Andenken der Vereinigung Würtembergs und meinen Mitbürgern gewidmet am dreyhundertjährigen Gedächtnißtag des Eberhardischen Vertrags von Münsingen. Stuttgard, Tübingen, Ludwigsburg 1782. 24 Seiten in 4.

Herr Postmeister Cotta in Tübingen erneuerte durch diese Schrift das Andenken an eine der wichtigsten Begebenheiten seines Vaterlandes, an den Münsinger Vertrag, wodurch die in so manchem Betracht heilsame Untheilbarkeit des Würtembergischen Landes und andre damit verknüpfte Anordnungen festgesetzt wurden. Zu dem Ende hat er nicht blos dieses Grundgesetz nach den unter einander verglichenen Moserschen und Sattlerschen Abdrücken wieder abdrucken lassen, sondern auch mit erläuternden Anmerkungen versehen, und hernach die Folgen jenes Vertrags bis auf unsre Zeiten kurz und gut aus der Geschichte dargestellt.

Nf.

Materialien zur Geschichte des Vaterlandes, dessen heutige Geographie, Naturprodukte, Landwirthschaft, Manufakturen, Nahrungsstand, alte Sitten und Gebräuche in verschiedenen Gegenden

Bayerns, dann der Herzogthümer, obern Pfalz, Neuburg und Sulzbach. I. Stück. München, bey dem Intelligenz- und Addreß-Comtoir. 1782. 12 Bogen in 4.

Die Schrift ist eigentlich zu einem Monats- oder Extrablatt des Münchner Intelligenzblatts bestimmt, und der Herausgeber der jüngstverstorbne Hofkammerrath v. Kohlbrenner giebt ihre Gegenstände folgendergestalt an: 1) Geschichte und Staatsverfassung der Pfalzgrafen am Rhein und Herzogen in Bayern. 2) Handlung in ältern Zeiten, Cultur des Verstandes und des Bayerschen Bodens. 3) Neueste geographische statistische Beschreibung verschiedener Gegenden in Bayern. 4) Biographie merkwürdiger Personen. 5) Anecdoten, Auf- und Grabschriften. Der Inhalt aber des gegenwärtigen I. Stücks ist folgender:

1) *Lied an Bojarien.* Es ist erbärmlich! Der V. hat vermuthlich seine localen Ursachen, solche schlechte Verse, voll von ächtbayrischem Aberglauben an die Spitze seiner Monatsschrift zu setzen, um zu zeigen, was für tolles Zeug sich da noch hin und wieder findet. Das Gedicht ist mit einem Kupferblatt geziert, wo vor der Maria auf einem Wolken- und Engelthron, Michael und vier andre geharnischte Engel, denen jedoch die Haare, wie Miltons Teufeln, zu Berge stehen, Bayerns Landkarte ausgebreitet halten, die mit ihrem untern Rand auf einem häßlichen Teufelskopf ruhe — mit der Unterschrift:

> Gott segne dich, o Bayerland!
> Die Jungfrau giebt dir Gott zum Pfand:
> Michael und dein heiligst Heer
> Beschützen dich: wen fürchst du mehr!

2) Reihe der Churfürsten von der Pfalz, von Ludwig I. Otto des Großen Sohne an bis auf den jetzigen. 3) Beschreibung und Kupferabdrücke der 18 unter den vorigen Churfürsten von Bayern herausgekommenen Medaillen mit den Bildnissen der Bayrischen Regenten. Sie sind schön, und verdienten diese Bekanntmachung. 4) Etwas für die Genealogisten von Lauingen, — oder Beschreibung der Inschriften der Särge in der herzoglichen Pfalzneuburgischen Kirchengruft

rust zu Lauingen. Ihre Mittheilung kann zur Berichtigung der Pfälzischen Genealogie und Historie ihren Nutzen haben: zu dieser Absicht aber brauchten die biblischen Sprüche nicht mit abgedruckt zu werden. Sie sind insgesammt von der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts. Es kommt auch der Sarg, (oder wie es hier allemal heißt: die Sarge) eines 38stündigen jungen Herrleins zu Wartenberg vor, dessen Mutter eine Pfalzgräfin war. 5) Nachricht von der Stadt Traunstein. Hieher wird das Salzwalzwasser von der Quelle zu Reichenhall 7 Stunden weit, über eine Höhe von 2168 Schuhen durch 7 Druckwerke in bleyernen Röhren geleitet, und hier in vier Pfannen (nicht auf einmal, sondern wöchentlich eine nach der andern) wöchentlich gegen 2000 Centner reines Salz gesotten. Jede Salzpfanne (vom Eisenblech drey- bis viermal überlegt) ist neu 45 Schuh lang, und 50 Schuh breit: soll sich aber in drey bis vier Jahren durch die Hitze des Feuers so ausdehnen, daß manche eine Länge von 50, und eine Breite von 56 Schuhen erhalten. Die von 1616 angefangene Saline nährt blos an Salzarbeitern bey 550 Menschen, ohne die Holzlieferanten, Arbeiter und Fuhrleute, für die von Traunstein aus vier chaussirte Strassen angelegt sind. Der Ort selbst hat 2100 Seelen. In ganz Bayern und Salzburg sollen sich von beyden Salzwerken (Reichenhall, das allein 2550 Salzarbeiter, und 700 Holzknechte hat, und Traunstein) überhaupt 150000, und noch überdem in Schwaben und der Schweiz durch das Fuhrwerk, noch 70000 Menschen nähren. Doch von dem Ertrag der Saline wird keine Berechnung gegeben. In und um Traunstein weiß man nichts von Hutweiden und Viehhirten, sondern die Stallfütterung ist seit langen Jahren eingeführt. Aber in den schönen umliegenden Dörfern sehe man wunderselten einen besoldeten Schulmeister, daher das Volk da weder lesen noch schreiben kann — indessen nimmt es doch Viertelstunden weit vor seinen Geistlichen den Huth ab. 6) Freyheitsbrief, von Herzog Friedrich in Bayern, der Stadt Traunstein ertheilt vom Jahr 1375, einmal nach dem Original abgedruckt, und dann in besseres deutsch übersetzt. Eine Maulschelle kostete damals 2 Pf. Heller, eins dem Richter, das andere für den Kläger, so nach unserm Gelde etwan 9 Fl. betragen soll. Liebhabern des statutarischen Rechts muß der Abdruck dieser Urkunde

angenehm seyn. 7) Eine, schon 1584. verfaßte, Beschreibung des von einem Traunsteinschen Bürger erbaueten, und nach ihm benannten Aempfinger Gesundbades vor Traunstein. Es ist alkalischen Inhalts, und soll bey Krämpfungen, Gicht und Unfruchtbarkeit, Dienste leisten. 8) Vom Chiemsee. Er hat 25 Stunden im Umkreis, eine ungleiche Tiefe von 5 bis zu 50, 80 Klaftern, und 28 Sorten von Fischen und 10 Sorten von Seegepflügel. Es werden jährlich 450 Centner Fische gefangen, die frisch, geräuchert und eingesalzen versandt werden. Die Hechtkrankheiten, derer wir schon einmal aus den Bayrischen Beyträgen erwähnt haben, und woran jährlich gegen 20 Centner zum Theil 10 pfündiger Hechte abgestanden sind, nehmen itzt ab; doch verlangt man noch darüber Belehrung. Man baut außer vielem Obst und Zwiebeln auch gegen 600 Centner Rübesaamen, den man zu 10 — 20 Fl. nach Böhmen verkauft. 9) Fischordnung am Chiemsee, von 1507. 10) Beyträge zur neuesten geographischen Beschreibung vom Kloster Herren-Chiemsee. Die Insel hat eine deutsche Meile im Umkreiß, und hat herrlichen Boden zum Getraidebau und Viehzucht. Im Klosterhofe ist eine neue Stallung erbaut, mit einer Kreuzdurchfahrt in der Mitten, in welcher 150 Stück Rindvieh, in dreyen Reihen befindlich sind. Das Kloster hat 36 Chorherren, die zum Theil auf die Stiftspfarreyen vertheilt sind, und einen Fürstbischof. Die Insel Frauen-Chiemsee liegt eine halbe Stunde von der Insel H. Ch., und hat nur 1818 Schritt im Umkreise. Wir übergehen noch eine Bayrische Legende und Anekdote.

Wenn der künftige Herausgeber bey der Fortsetzung eine genauere Auswahl des Gemeinnützigen beobachten, und sich mehr der Bayrischen Provinzialismen enthalten wird, so wird es ihm an allgemeinem Beyfall nicht fehlen können. Der würdige Verfasser, Herr Rath von Kohlbrenner in München, ist 1783. verstorben.

Bf.

Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten, von Friedrich Nicolai. Erster Band, mit Kupfern, 1 Alph 8½ Bogen. gr. 8. Zweyter Band; mit einem Grundrisse der Stadt Wien, und der Vorstädte, 1 Alph. 1½ Bog. gr. 8. Berlin und Stettin, 1783.

Ungern hält der Recensent gerechte Lobsprüche zurück, die er völligen Ueberzeugung nach, der hier anzuzeigenden Ar: gebühren; weil er voraussieht, daß man dieser innigen Ueberzeugung wahren Grund leicht verkennen, und eine umständliche Anpreisung dieser Reisebeschreibung im gegenwärtigen Werke gar leicht für partheyische Empfehlung halten könne. Alle Protestation wider einen solchen Beweggrund würde ja vielleicht dem nicht geringen Haufen mißvergnügter Schriftsteller nur noch wahrscheinlicher machen. Also nichts weiter, als Anzeige des Inhalts, der hier auch in der That reichhaltig, mannichfaltig und interessant genug ist, um die Lesung des Buchs mehr, als alle Anpreisung zu empfehlen.

Herr Nicolai liefert hier die beyden ersten Bände seiner Reisebeschreibung, welche seine Reise durch den fränkischen Kreis, von Regenspurg auf der Donau nach Wien, und den Anfang der Beschreibung von Wien, nämlich ...o graphische Nachrichten von der Stadt selbst, enthalten. Den Plan und Umfang dieser Reisebeschreibung kennt man schon aus deren vorläufigen, auch in diese Bibliothek eingerückten, Anzeige; und noch umständlicher erklärte er sich über die Absicht seines Werks, und zugleich über die Widersprüche, die ein freymüthiger Schriftsteller, zumal wenn er über seine Zeitgenossen urtheilt, gewiß erwarten kann, in seinem Schreiben an den Herrn Geheimenrath Dohm, welches in den Märzmont des diesjährigen deutschen Museum ...rückt, und hier abermals nach der Vorrede, abgedruckt ...il der Verfasser wünschte, daß seine Leser seine Gesinn... hierüber vor Augen haben möchten. In diesem Schrei... ...d das in der That große Bedürfniß einer genauen und umständlichen Reisebeschreibung durch den größten Theil Deutschlandes aus einander gesetzt, und zugleich die vielfache Brauch-

 bar-

barkeit derselben gezeigt. Auch gesteht der Verfasser darin die Schwierigkeiten mancher Art, die er bey der Ausarbeitung seiner gesammelten Reisebemerkungen vorfand. Sollte er sie nicht alle besiegt haben, so genügt ihm schon das Verdienst, auf manche wenig geachtete oder vergessene Gegenstände Aufmerksamkeit erregt zu haben. Die größte Schwierigkeit war ohne Zweifel die Besiegung der Hindernisse, offen und freymüthig zu reden. Dieß machte sich indeß der Verfasser zur ersten Pflicht, gefaßt auf alle die Widerlegungen, die von manchen Orten her nicht ausbleiben werden; und dankbar im Voraus gegen die, welche ihn über Thatsachen, in denen er geirrt haben könnte, und welche Eingebohrne besser wissen können, zurecht weisen wollen. Auch selbst seine Betrachtungen und Urtheile unterwirft er gern dem Ermessen jedes Wahrheitsliebenden und einsichtsvollen Mannes, der sein Vaterland kennt.

In der Einleitung erzählt der Verfasser zuerst die Veranlassung seiner Reise, und macht, zum Nutzen künftiger Reisenden, einige allgemeine Anmerkungen, besonders über die Veranstaltung und Einrichtung eines tüchtigen und bequemen Reisewagens, der auf einer großer Reise eben das, was im menschlichen Leben eine bequeme Wohnung, ist. Auch erzählt er seine und seines Sohns, der auf dieser ganzen Reise sein würdiger Gefährte war, sorgfältige Vorbereitung darauf, die schon eine vorläufige Skizze der auszuführenden Untersuchung war. Zu diesen vorläufigen Anstalten gehörte auch die Besorgung eines Wegmessers; und der Kaufmann Hr. Catel zu Berlin, der ein trefflich mechanisches Genie hat, hatte die Gefälligkeit, für den Verfasser ein neues Instrument dieser Art zu erfinden, dessen Einrichtung und Vortheile hier beschrieben, und mit andern Erfindungen dieser Art verglichen werden. In der Beylage I. 1. ist sowohl eine Beschreibung aller dem Verfasser erst nach seiner Zurückkunft durch sorgfältiges Nachsuchen bekannt gewordenen ältern Wegmesser, nebst deren Abzeichnungen, als besonders eine Beschreibung und Abzeichnung des Wegmessers nach Hrn. Catel's Erfindung, beygefügt. Von dem letztern erhielt Hr. N. auch einen sehr brauchbaren Schrittzähler. Zuletzt erinnert er in dieser Einleitung noch etwas über die Einrichtung seines Tagebuchs, und die dabey gebrauchte, einem Reisenden sehr nützliche, tragbare Schreibfeder, wovon gleichfalls Beyl. I. 2. eine

Beschrei-

Beschreibung, und Taf. VI. Fig. 1. eine Abzeichnung mitgetheilt ist.

Das nun folgende erste Buch der Beschreibung selbst enthält die Reise von Berlin nach Wien, und begreift eilf Abschnitte, worin Bemerkungen über Wittenberg, Leipzig, Naumburg, Dorndorf, Jena, Rudelstadt, Salfeld, Gräfenthal, Koburg, Banz, Seehof, Bamberg, Pommersfelden, Erlangen, Anspach, Nürnberg, Altorf, Regenspurg, und, auf der Donaureise von da nach Wien, über Passau, Engelhartszell, Linz, Thyrnstein, Stein, und Kloster Neuburg, vorkommen. Dieser Auszug würde zu weitläuftig werden, wenn wir den Verfasser hier überall begleiten, und die Gegenstände seiner Bemerkungen auch nur angeben wollten; es sey also an der Auszeichnung desjenigen, was dem Recensenten von des Verfassers Beobachtungen das Merkwürdigste scheint, genug.

S. 32. ff. findet man unterrichtende Bemerkungen über die Mortalität zu Wittenberg; und der Verfasser hat aus dem dort herauskommenden Wochenblatt (das eine interessante Sammlung, und nicht bekannt genug ist) das Verzeichniß der Getrauten, Getauften und Begrabenen von 1681. bis 1780, mit den daraus gezogenen fünf Vergleichungstabellen, in einer Beylage abdrucken lassen.

Der Umstand, daß der Flecken Bürgel, unweit Jena, die Abtey in partibus des Herrn Pernety, ehemaligen K. Bibliothekars, zu Berlin ist, veranlaßt den Verfasser S. 46. ff. zu einer erwägungswerthen Anmerkung über die schädliche Gewohnheit des römischen Hofes, längst vernichtete geistliche Pfründen noch immerfort zu vergeben.

Ueber die in den Beylagen des ersten Buchs (IV. 1. 2. 3. 5.) mitgetheilten Kirchenlisten der Stadt Koburg werden S. 73. ff. einige Betrachtungen angestellt. Auch findet man hier von dem dortigen akademischen Gymnasium nähere Nachricht. Beyläufig erklärt der Verfasser S. 87. daß der Zweck seiner Reise weit weniger war, Bibliotheken und Kunstsammlungen zu sehen, als Menschen zu beobachten. „Für mich, „sagt er, war jede Gesellschaft von Menschen, die merk„würdige Charaktere, ausgezeichnete Gemüthsgaben hatten, „ein

ergänzt. Unter diese Mängel gehört auch der Mangel eines alphabetischen Registers. „Es wäre wohl nöthig, sagt „der Verfasser mit Recht, unsern Zeitgenossen den Nutzen „der Register wieder in Erinnerung zu bringen.“ Man „denkt jetzt allzu wenig daran, selbst bey Büchern, welche „hauptsächlich zum Nachschlagen dienen. Dafür wird aber „auch vieles, was in jetzt herauskommenden Büchern steht, „von der Nachwelt nicht können aufgefunden werden.“ — Uebrigens betreffen die hier vorkommenden, sehr unterhaltenden, Beschreibungen theils in Nürnberg befindliche Werke der Kunst, besonders der Skulptur, theils die Eigenheiten der dortigen Regierungsform, Vertheilung der Stände, Volkszahl, Auflagen und mancher, zum Theil äusserst befremdenden und beschwerlichen, Gebräuche, Kleidungsarten, u. dergl. Hernach, viel rühmliches von der zunehmenden Industrie der Nürnberger. In einer Beylage dieses Bandes findet man ein alphabetisches Verzeichniß aller itzt in Nürnberg vorhandenen Handwerker, denen zugleich die Angabe der Epochen der Nürnbergischen Erfindungen (nach Herrn v. Murr) angehängt ist. In einer andern Beylage ist ein trefflicher Aufsatz von der Nürnbergischen Nahrung, den dortigen Manufakturen, Fabriken, und Handlung. Ueberhaupt sind zehn Beylagen, diese Stadt betreffend, beygefügt, von denen wir nur noch die Nachrichten von dem berüchtigten Geisterseher, Schröpfer, des Verfassers Anmerkungen über den fränkischen Provinzialdialekt, das Verzeichniß einiger Nürnbergischen Provinzialwörter, und den Auszug aus einer erst vor zehn Jahren dort gehaltenen Parentation, einem Ausbund von Intoleranz, anführen wollen. — Unerwartet wird hier manchen die Nachricht von den drey berühmten Automaten Vaucanson's seyn, dem Flötenspieler, dem Pfeifer, und der Ente, die ein gewisser du Moulin, der damit umherreiste, vor acht und und zwanzig Jahren vor seiner Abreise von Nürnberg, in Kisten gepackt, bey dem Pflügerischen Komtor stehen ließ, welches starke Auslagen für ihn gehabt hatte, in dessen Verwahrung sie noch sind, und das sie jedem, der dazu Lust hat, gegen Erstattung der gehabten Auslagen von 3000 Fl. überlassen will. — Zuletzt noch von den Gelehrten, und verschiedenen wissenschaftlichen Merkwürdigkeiten in Nürnberg.

Von den Beylagen des ersten Bandes haben wir verschiedener der wichtigsten schon beyläufig gedacht. Außerdem

 zeich-

zeichnen wir nur noch folgende aus: Nachricht von einigen seit einigen Jahren in Jena errichteten nützlichen Anstalten. — Von der Steinmühle des Hrn. Gehr. v. Thümmel bey Koburg. — Vermischte Anmerkungen über Koburg. — Auszug aus einer Schrift, die Nürnbergische Exekutionssache betreffend, welche 1751. bey Gelegenheit der Streitigkeiten des Hauses Brandenburg mit Nürnberg herauskam. — Unter den Kupfern dieses Bandes bemerken wir noch, ausser den schon angeführten, einen Grundriß von Jena, und die Abbildung ionischer Säulen mit dorischem Gebälk an der Residenz in Passau, die eigentlich aber zum zweyten Bande gehört.

Den Anfang dieses zweyten Bandes machen Nachrichten von Altorf und einigen dortigen Gelehrten. Die Bevölkerung dieses Orts ist ungewiß, weil keine Kirchenlisten bekannt werden, und der Rath zu Nürnberg in solchen Sachen sehr geheim ist. Indeß scheint die ganze Volksmenge, die Universität einbegriffen, kaum an tausend zu reichen.

Ausführlich und mannnichfaltig sind die in dem vierzehnten Abschnitte vorkommenden Bemerkungen über Regenspurg, besonders über die Abtey St. Emmeran; über das Schottenkloster St. Jakob; über Papiermanufakturen, bey Gelegenheit der Schäferischen Versuche einer Bereitung des Papiers aus Vegetabilien; über den Regenspurgischen Handel, Dialekt und Theatergeschmack.

Von dem größten Umfange ist der funfzehnte und letzte Abschnitt des ersten Buchs, der die Donaureise des Verfassers von Regenspurg nach Wien beschreibt. Sowohl die ganze Einrichtung der hier gewöhnlichen Schiffahrt, als verschiedene in Passau und Linz beobachtete Merkwürdigkeiten, die Beschreibung des Strudels, und der Durchfahrt durch denselben, des königlichen Militär Oekonomie-Hauses zwischen Stein und Krembs, werden hier den Leser vorzüglich interessiren.

Von dem zweyten Buche, welches ganz dem Aufenthalt in Wien, und den Nachrichten von dieser Residenzstadt gewidmet ist, wird hier im zweyten Bande nur noch der erste Abschnitt geliefert, welcher topographische Nachrichten von der Stadt Wien enthält. Die bisherigen Beschreibungen dieser Stadt sowohl, als die vornehmsten bisher gelieferten

Grund-

Grundrisse werden vorläufig von dem Verfasser beurtheilt. Beyde sind noch sehr mangelhaft; und das Verdienst, diesen zwiefachen Mangel rühmlich zu ersetzen, scheint unserm Verfasser vorbehalten gewesen zu seyn. Der hier, nach den neuesten Verbesserungen gelieferte Grundriß von Wien und dessen sämmtlichen Vorstädten, ist nach dem unter der Direction des Herrn Majors Tempelhoff ins Kleine gebrachten Nagelschen Grundriß entworfen, hernach mit Hülfe des Herrn Hofraths Oesfeld mit Abtheilungen und Unterscheidungen der Viertel der Stadt und der Vorstädte versehen. Uebrigens giebt der Verfasser seine Nachrichten blos für Fragmente einer Topographie von Wien aus. Er kann und will nur so viel leisten, als von einem aufmerksamen Reisenden zu fodern ist, und die deutliche allgemeine Idee, die er sich von allem machen mußte, seinen Lesern deutlich und genau wieder mittheilen. Die vornehmsten Gebäude und Merkwürdigkeiten von Wien werden zugleich in topographischer Ordnung angezeigt, wobey zugleich manche bisherige Irrthümer berichtigt, manche unbestimmte Dinge näher bestimmt werden. Der Verfasser verspricht übrigens in der Vorrede, in der Folge ähnliche topographische Nachrichten von den Vorstädten Wiens zu liefern, und, in verschiedenen Abschnitten, von der Anzahl der Einwohner dieser großen Stadt, von den dortigen Policeyeinrichtungen, von den daselbst befindlichen Landeskollegien, von Industrie und Handlung, von Gelehrsamkeit und deren Beförderungsmitteln und Hindernissen, von den bildenden Künsten und der Musik, von Religion und Religionsgebräuchen, von öffentlichen Schauspielen, von Sitten und Gewohnheiten, u. s. f. einige Bemerkungen mitzutheilen.

Die Beylagen zum zweyten Bande betreffen theils Regenspurg, theils die Donaureise. Unter jenen sind vermischte Anmerkungen über diese Stadt, und unter diesen eine Nachricht von Wallfahrten vorzüglich merkwürdig.

Man sollte glauben, Herr Nicolai habe sich durch die gewiß höchst mühsame Arbeit an dieser Reisebeschreibung das ganze Publikum seines Vaterlandes zum einstimmigen Danke verpflichtet, und vorzüglich das Wiener Publikum durch die ausgezeichnete Sorgfalt, die er hier auf die Beschreibung der kaiserlichen Stadt zu wenden angefangen hat. Aber es muß Hrn. N. selbst etwas von der höchst ungesitteten Begegnung

zeichnen wir nur noch folgende aus: Nachricht von einigen seit einigen Jahren in Jena errichteten nützlichen Anstalten. — Von der Steinmühle des Hrn. Geh. v. Thümmel bey Koburg. — Vermischte Anmerkungen über Koburg. — Auszug aus einer Schrift, die Nürnbergische Exekutionssache betreffend, welche 1751. bey Gelegenheit der Streitigkeiten des Hauses Brandenburg mit Nürnberg herauskam. — Unter den Kupfern dieses Bandes bemerken wir noch, außer den schon angeführten, einen Grundriß von Jena, und die Abbildung ionischer Säulen mit dorischem Gebälk an der Residenz in Passau, die eigentlich aber zum zweyten Bande gehört.

Den Anfang dieses zweyten Bandes machen Nachrichten von Altorf und einigen dortigen Gelehrten. Die Bevölkerung dieses Orts ist ungewiß, weil keine Kirchenlisten bekannt werden, und der Rath zu Nürnberg in solchen Sachen sehr geheim ist. Indeß scheint die ganze Volksmenge, die Universität einbegriffen, kaum an tausend zu reichen.

Ausführlich und mannnichfaltig sind die in dem vierzehnten Abschnitte vorkommenden Bemerkungen über Regenspurg, besonders über die Abtey St. Emmeran; über das Schottenkloster St. Jakob; über Papiermanufakturen, bey Gelegenheit der Schäferischen Versuche einer Bereitung des Papiers aus Vegetabilien; über den Regenspurgischen Handel, Dialekt und Theatergeschmack.

Von dem größten Umfange ist der funfzehnte und letzte Abschnitt des ersten Buchs, der die Donaureise des Verfassers von Regenspurg nach Wien beschreibt. Sowohl die ganze Einrichtung der hier gewöhnlichen Schiffahrt, als verschiedene in Passau und Linz beobachtete Merkwürdigkeiten, die Beschreibung des Strudels, und der Durchfahrt durch denselben, des königlichen Militär Oekonomie-Hauses zwischen Stein und Krembs, werden hier den Leser vorzüglich interessiren.

Von dem zweyten Buche, welches ganz dem Aufenthalt in Wien, und den Nachrichten von dieser Residenzstadt gewidmet ist, wird hier im zweyten Bande nur noch der erste Abschnitt geliefert, welcher topographische Nachrichten von der Stadt Wien enthält. Die bisherigen Beschreibungen dieser Stadt sowohl, als die vornehmsten bisher gelieferten

Grundrisse werden vorläufig von dem Verfasser beurtheilt. Beyde sind noch sehr mangelhaft; und das Verdienst, diesen zwiefachen Mangel rühmlich zu ersetzen, scheint unserm Verfasser vorbehalten gewesen zu seyn. Der hier, nach den neuesten Verbesserungen gelieferte Grundriß von Wien und dessen sämmtlichen Vorstädten, ist nach dem unter der Direction des Herrn Majors **Tempelhoff** ins Kleine gebrachten **Nagel**schen Grundriß entworfen, hernach mit Hülfe des Herrn Hofraths **Oesfeld** mit Abtheilungen und Unterscheidungen der Viertel der Stadt und der Vorstädte versehen. Uebrigens giebt der Verfasser seine Nachrichten blos für **Fragmente einer Topographie von Wien** aus. Er kann und will nur so viel leisten, als von einem aufmerksamen Reisenden zu fodern ist, und die deutliche allgemeine Idee, die er sich von allem machen mußte, seinen Lesern deutlich und genau wieder mittheilen. Die vornehmsten Gebäude und Merkwürdigkeiten von Wien werden zugleich in topographischer Ordnung angezeigt, wobey zugleich manche bisherige Irrthümer berichtigt, manche unbestimmte Dinge näher bestimmt werden. Der Verfasser verspricht übrigens in der Vorrede, in der Folge ähnliche topographische Nachrichten von den Vorstädten Wiens zu liefern, und, in verschiedenen Abschnitten, von der Anzahl der Einwohner dieser großen Stadt, von den dortigen Policeyeinrichtungen, von den daselbst befindlichen Landeskollegien, von Industrie und Handlung, von Gelehrsamkeit und deren Beförderungsmitteln und Hindernissen, von den bildenden Künsten und der Musik, von Religion und Religionsgebräuchen, von öffentlichen Schauspielen, von Sitten und Gewohnheiten, u. s. f. einige Bemerkungen mitzutheilen.

Die **Beylagen** zum zweyten Bande betreffen theils Regenspurg, theils die Donaureise. Unter jenen sind vermischte Anmerkungen über diese Stadt, und unter diesen eine **Nachricht von Wallfahrten** vorzüglich merkwürdig.

Man sollte glauben, Herr **Nicolai** habe sich durch die gewiß höchst mühsame Arbeit an dieser Reisebeschreibung das ganze Publikum seines Vaterlandes zum einstimmigen Danke verpflichtet, und vorzüglich das Wiener Publikum durch die ausgezeichnete Sorgfalt, die er hier auf die Beschreibung der kaiserlichen Stadt zu wenden angefangen hat. Aber es muß Hrn. **N.** selbst etwas von der höchst ungesitteten Begegnung

geahndet haben, die er wirklich von dort aus schon hat erfahren müssen. In seinem Schreiben an Hrn. Dohm sagt er „unter andern: „Da Eigenliebe überhaupt„ und besonders, „wenn sie sich hinter Vaterlandsliebe verstecken kann„ sehr hitzig zu Werke zu gehen pflegt; so könnte es wohl gar geschehen, daß eine Widerlegung an den Tag käme, ehe ich noch „geschrieben hätte." Dieß ist wirklich der Fall geworden. Die Eitelkeit einiger Wiener Gelehrten, ward durch die in dieser Bibliothek geschehene freymüthige Beurtheilung vieler Wienerischen Schriften rege. Es brachen einige in heftigen Zorn aus, und sie glaubten nun, Hrn. Nicolai recht à la Klotz eine unangenehme Stunde zu machen, wenn sie dessen angekündigte Reisebeschreibung, schon im Voraus recht heruntermachten, und das Publikum davon abwendeten. Daher erschien in Wien früher, als dieser Anfang der Reisebeschreibung, ein

Prolog zu Nicolai's Reisebeschreibung, von dem im Travestiren geübten Herrn Blumauer, der dieses ungezogene Pasquill auch in den neulich gedruckten Anhang zu seinen sämmtlichen Gedichten einzurücken sich nicht entblödet hat. Es ist in der That ein trauriger Anblick, daß ein junger unbesonnener Mensch, Witz und Talent auf eine so äußerst unwürdige Art anwendet, und zur Kränkung fremder Ehre seine eigene noch nicht sehr bevestigte Reputation vor den Augen aller Rechtschaffenen so muthwillig aufs Spiel setzt. Aber wohin können Eigendünkel und Mangel der Ueberlegung nicht führen! Nachdem die beyden ersten Theile dieser Reisebeschreibung herausgekommen waren, erschien ein solchen Prologs würdiger Epilog. Denn in einer gewissen zu Wien herauskommenden Realzeitung, die auch Herr Blumauer schreibt, ward nun eine lange Recension eingerückt, worin diese Reisebeschreibung ebenfalls ganz im ehemaligen Tone Klotzens, mit dem fadesten Witze turlupinirt, und als ein elendes läppisches Werk geschildert, ja für gar nichts ausgegeben wird. Und dieses Werk, das so elend, das so gar nichts seyn soll, wird doch so weitläuftig angezeigt, daß die seynsollende Recension vom Julius bis in den December 1783. noch immer fortdauert. Wir würden hiervon gar nicht einmal etwas erwähnen, wenn nicht (weil freylich die Realzeitung außer Oesterreich gewiß sehr unbekannt ist,) Hr. Bl. die erste Hälfte der Recension noch besonders

ders, unter folgendem witzig seynsollendem Titel, und mit Beyfügung noch eines Pasquills, in Form eines Bänkelsängerliedes, besonders hätte abdrucken lassen.

Proceß zwischen Herrn Friedrich Nicolai, Buchhändlern in Berlin, an einem, dann denen 797 Pränumeranten, die auf besagten Herrn Nicolai neueste Reisebeschreibung ihr baares vorhinein bezahlten, andern Theils, welcher zu Wien im Realzeitungs-Comtoire von Rechtswegen verführet wird. Allen Buchhändlern, die auf so eine Art reich werden wollen, zum schrecklichsten Beyspiel theilweis herausgegeben. Erster Theil. Leipziger Michaelismesse; zu finden in allen Buchhandlungen, 1783. 3 Bogen, 8vo.

Dieser Titel ist nun wohl sehr unangemessen. Die Leser und Pränumeranten des Hrn. Nicolai sind, so viel man hört, gar nicht geneigt, mit ihm einen Proceß anzufangen. Wollten sie es aber doch, so würden sie wohl auf keine Weise das Real-Zeitungs-Comtoir zu Wien, weder zum Advokaten, noch zum Richter annehmen können. Denn es ist zu wetten, daß, wenn der Pränumeranten 797 sind, so werden unter denselben schwerlich 97 seyn, welche nur jemals gehört haben, daß in Wien ein Real-Zeitungs-Comtor existirt. Und wenn sie nun durch diesen sogenannten Proceß, es ein wenig näher haben kennen lernen, so möchten sie wohl einen sehr schlechten Begriff von dessen Einsicht und Wahrheitsliebe bekommen. Uebrigens mögen wir über die in diesem Aufsatze vorkommenden Ungezogenheiten hier kein Wort weiter verlieren; denn

indigna — — —
Scripta pudet recitare, et nugis addere pondus.

Vernünftige Leute, in und außerhalb Wien, wenn sie solche, Gelehrten ganz unanständige, Angriffe sehen, werden die Urheber niederträchtiger Kabalen verachten, und über Hrn. N. Werk, jetzt, und wenn es weiter fortgesetzt wird, nach eigener Einsicht urtheilen.

Bf.

10. Ge-

10. Gelehrtengeschichte.

Verzeichniß der von 1500 — 1520. gedruckten auf der öffentlichen Bibliothek zu Lübeck befindlichen Schriften, zuerst gesammlet und herausgegeben von J. G. Gesner; jetzt aufs neue mit den Originalen verglichen, und mit einigen Veränderungen und Zusätzen zum Drucke befördert von L. Suhl, Stadt-Bibliothekar und Subrektor am Gymnasio. Lübeck, 1783. bey Donatius, 92 Seiten in 4.

Recensent bezieht sich auf das, was in dem 1sten Stück des 53sten Bandes der deutsch. Bibliothek über denjenigen Theil dieses Bücherverzeichnisses gesagt worden, der vor 1500 ausgefertigte Drucke zum Gegenstand hatte. Das vor uns liegende Werkchen ist die Fortsetzung besagter Catalogen, und enthält, da manche Nummer mehr als einen Artikel anzeigt, etwas über 450 Tractate; alles Bücher, die von 1500 bis 1520 die Presse verlassen, und nunmehr in der öffentlichen Lübecker Stadtbibliotheck ihren Ruheplatz gefunden.

Hierunter findet sich nun allerdings mehr als eines, wovon dem Bibliographen nähere Nachricht willkommen gewesen seyn würde; denn soviel über die erste Hälfte des 16ten Jahrhunderts auch schon gesammlet worden: so lassen die zahlreichen Früchte der damaligen Schreibseligkeit immer noch sehr ergiebige Nachlesen übrig. Da ferner ein großer Theil davon nur in wenigen Bogen, und in einer ungeheuern Menge fliegender Blätter bestand, die sich sehr bald in die Winkel der Büchersäle versteckten: so finden sich noch immer Winke und Aufschlüsse, wo man solche am wenigsten vermuthet. Die um diese Zeit sich entwickelnde Reformation macht den Geschichts-Forscher bey dieser Jagd noch aufmerksamer; denn seit wie lange hat man sich erst überzeugt, daß ohne lange durch andere vorher ausgestreuten Saamen, Luthern und den übrigen Reformatoren ihre Erndte übel bekommen seyn würde?

Herr S. hat seine vorige Behandlungsart beybehalten: und man muß also sich mit dem blossen Titel der Bücher begnügen. Gerade wo er sich umständlichere Beschreibungen erlaubt, hätte man solche am ersten entbehren können. Da hier der Ort zu weitläuftigen Berichtigungen nicht ist: so schränkt Rec. sich auf ein paar der ersten besten Artikel ein. Seite 71. wird unter dem Jahr 1517, Dr. Albrechts von Eyb Tractat über den Ehestand angeführt, ein Werklein, das unsern Vorfahren des 15ten und 16ten Jahrhunderts ungemein behagt haben muß, und auch in der That sehr drolligte Stellen hat. Bey dieser Gelegenheit nun, sagt Herr S., daß, wenn noch eine ältere Ausgabe vorhergegangen, solche wohl in Nürnberg werde zum Vorschein gekommen seyn, u. s. w. Statt dergleichen Vermuthungen, anderer müssigen Erörterungen, und der schon mehrmals abgedruckten Vorrede des Tractats, hätte kurz und gut gesagt werden sollen, daß dieses Werkchen sehr oft die Presse beschäftiget habe, als außer der 1517 angezeigten Ausgabe, zum Beyspiel noch 1) zu Augspurg bey Günther Zaynern 1472. Fol. 2) Ebendaselbst bey Johann Bämlern 1474. Fol. 3) Zu Blaubeuren bey Conrad Mencz 1475. 4to. 4) Zu Augspurg wiederum bey Hansen Schönspergern 1482. klein Fol. 5) Eine Ausgabe aus dem 15ten Sekulo, Fol. die zu Nürnberg nur vielleicht gedruckt seyn kann, denn für eine unfehlbar Nürnbergische möchten wir sie mit Herrn von Murr doch auch nicht ausgeben; und endlich noch 6) zu Augspurg bey Steiner 1540. 4to. Was Maittaire, Simler, Geßner, Clement, Beughem, und andere hierüber gewußt oder nicht gewußt, thut wenig zur Sache. Auch die so nachläßig compilirte Bauerische Bibl. libr. rar. verdiente keiner Citation, wenn man sie anders nicht als die Grundlage zu einer bessern, mit der Zeit zu erwartenden ansehen will, und aus dieser Rücksicht hat Herr S. wohl gethan, die ihr fehlenden Artikel zu suppliren.

Gleich hinter diesem Artikel, nehmlich S. 73. fängt eine weitschweifige Digression über die von Jacob Mazochi 1517. zu Rom herausgegebenen Illustrium imagines an, worin das französische Gespräch mit Clement füglich hätte erspart werden können. Ueberdieß betrifft der Streit eigentlich die von eben diesem Mazochi 4 Jahr später gedruckten Epigrammata antiquae urbis, von welchen Mylius, Gott weiß warum? den Andreas Fulvius als wahren Herausgeber annimmt.

ten und Licht, nur alles in der blendenden Farbe steht, die ihm die Zauberlaterne seiner jugendlichen Einbildungskraft vorspiegelt. Daß ein solcher Schriftsteller auf allen Seiten mit Menschenkenntniß prahlt, jedwedem, der sich erkühnt an seiner Sonne Flecken zu finden, mit höhnischem Naserümpfen begegnet, oder wohl gar mit Koth nach ihm wirft, und endlich in dem Rausche, der seine Beurtheilungskraft überwältigt, auch nun in der Sprache dahertönt, die unsern sogenannten Genies so melodisch ins Ohr fällt; alles dieses folgt so natürlich eins aus dem andern, daß zehn gegen eins zu wetten steht, der Verfasser, wenn ihm auch nur ein einziges dieser Ingredienzien abgegangen wäre, hätte seine Gallerie uncommentirt gelassen. So wie sie da liegt, und das Werklein ist zum Glück eben nicht kostbar, behält der unbefangene Käufer, die Schattenrisse gewiß uneingebunden zurück, und giebt den leidigen Kommentar seinem Schicksale Preis. Und wozu brauchten sie diesem eben gerade gegen über zu stehen? Der Buchbinder mag solche einfalten, wo es ihm beliebt, der Text wird überall zu den Silhouetten und umgekehrt passen. Die griechischen Profils und alle übrigen Liniamentenspiele, die der Verfasser angiebt, treiben nur ihr Wesen im Kommentar. Die Physiognomie seiner Edlen behält nach wie vor ihre ehrliche deutsche Richtung. Daß in einer Schrift dieser Art, und wenn sie auch das Werk eines weit geübtern Menschenkenners wäre, Monotonie und Widerspruch, Unbescheidenheit und Ueberspannung, Unbestimmtes und Verfehltes von Anfang bis Ende herrschen müsse, ergiebt sich aus der Natur der Sache. Was endlich sollen wir von dem Styl unsers Reisenden sagen? Er ist ganz im Geschmacke der Herren, die mit offnem Busen, zerzaußtem Haar, und einem derben Knotenstock, von ihren Schönen bewundert, noch immer einher wandeln. Bald verliehrt sein Ausdruck sich in das Gebiet der Sterne; bald lallt er nur Kindern erlaubte Herzlichkeit. Nicht selten sinkt er bis zum possierlichen herunter, und an widersinnig verschobenen Phrasen fehlt es eben so wenig. Proben von allem diesen zu geben, wäre die leichteste Sache von der Welt; allein wir tragen Bedenken uns an der Charakteristik der Edlen zu vergreifen. Eben so kützlich scheint uns die nähere Beleuchtung der Schattenrisse selbst. Um inzwischen unsern guten Willen zu zeigen, wollen wir wenigstens die Liste seiner Helden einrücken. Da bey dem tiefsinnigen Werklein an kein Register zu denken ist: so wird man für diese

Müh-

Mühwaltung uns hoffentlich Dank wissen. Es präsentiren sich also: der sächsische General, Graf Anhalt; Prof. Böhmer zu Göttingen; Boem, Kaufmann zu Wien; Campe; Claudius; Cramer der Sohn; Daßdorf; Datte, Pastor im Mecklenburgischen, dieser Name ist unbekannt, wie mehrere andere. Der Verfasser ertheilt diesem unbekannten Namen ungeheure Lobsprüche. In den Greifswaldischen krit. Nachr. 1783. N. 32. wird versichert, es sey ein solcher Datte auch in Mecklenburg gar nicht bekannt, und daß der Verfasser mit großer Unverschämtheit erdichtete Erzählungen vortrage; Eberr, Professor zu Wittenberg; Eyring; Feder; Göthe; Hayne; Herder; Jani; Klopstock; Koppe; Leß; Millerz (der Schöpfer des Siegwarths?) Mursinna; Niemeyer; Nölting; Rehkopf; Reinhold, Ober-Amtmann zu Dresden; Riese, Advokat im Mecklenburgischen; Salzmann; Sander; Semler; Sturm; Wolke. Zwey wackere Männer, nämlich die Herren Nölting und Salzmann, werden ihren Schattenriß hier nicht zu sehen bekommen. In dem vor uns liegenden Exemplar wenigstens fehlen sie; jedoch findet sich zu unserm Trost, daß auf dem Titelblatte selbst, nicht mehr als 28 angegeben sind. — Da laut dem Vorbericht des Verfassers, noch eine gute Parthey Silhouetten in seiner Brieftasche stecken, unter denen sogar Fürsten und Regenten seyn sollen, und es, da wir einmal in der Schatten-Periode leben, dieser ersten Lieferung gewiß an Käufern nicht fehlen wird: so bekommen wir vielleicht binnen Jahr und Tag einander wiederzusehen; und sodann über die Pantinerie seines Gauckelspiels, wenn wir leben und gesund sind, ein mehreres!

Geschichte des Lebens und der Schriften des Galileo Galilei, von C. J. Jagemann. Weimar, bey Hoffmann, 1783. 234 S. 8vo.

Ohnerachtet über das Verdienst des großen Manns die Stimmen nicht mehr getheilt sind: so hat Herr J. durch diese neue Lebensbeschreibung des Galilei sich dennoch um die Geschichte der Mathematik und Philosophie allerdings verdient gemacht. Was den scientifischen Theil betrifft, scheint das zu Livorno erst 1775. gedruckte Elogio del Galileo des gelehrten Paul Frisi zur Grundlage gedient zu haben. Zur Berichtigung der historischen und seinen sittlichen Charakter angehenden

den Artikel sind aus den Sammlungen des Targioni Tozzetti, des Fabroni, und besonders aus den durch Herrn Targioni erst bekannt gemachten Nachrichten des Gherardini, eines Zeitgenossen des Galileo ganz neue Beyträge geschöpft worden; andere, obgleich minder reichhaltige Quellen ungerechnet. — Galilei wurde 1564 zu Pisa gebohren, und starb unweit Florenz 1642. in seinem 78sten Jahre, gerade ebendemselben, wo Newton der Welt geschenkt wurde. Eine schwer zu zähmende Lebhaftigkeit, tingirt von einer ziemlichen Dosis Selbstgefälligkeit scheinen seiner politischen Klugheit nicht selten hinderlich gewesen zu seyn. So würde ohne Zweifel ein wenig mehr Zurückhaltung ihm alle die unangenehmen Auftritte in Rom erspart haben. Ueber diesen berufenen Vorfall enthält unsere Lebensbeschreibung ganz neue Aufklärungen, woraus unter andern auch erhellet, daß dem Philosophen im Grunde noch glimpflich genug damit begegnet worden. Unter seinen Seite 80 genannten Vertheidigern hätte die Apologia pro Galileo 1622, des berüchtigten Thomas Campanella, noch im Vorbeygehen angeführt werden können.

Sonderbar genug ists, daß die Schwedische Geschichte von einem Aufenthalt ihres Gustav Adolphs in seinen Jugendjahren zu Padua nichts wissen will. Inzwischen sucht Herr J. mit nicht verwerflichen Belegen darzuthun, daß dieser Aufenthalt in das Ende des 1609ten, und den Anfang des 1610ten fallen müsse. Es ist kein Zweifel, aus dem Umgange mit einem so feurigen außerordentlichen Manne werde der königliche, erst 15 Jahr alte Jüngling, Nahrung für die Flamme gezogen haben, in die sein eigener thätiger Geist nur kurze Zeit darauf so unaufhaltsam hervorbrach. Wenigstens läßt auch hieraus schon sein so zeitig erklärter Haß gegen die Armseligkeit der Scholastiker sich füglich erklären. — Die Seite 75 u. s. w. angeführten Stücke aus Galilei's Briefen, den berühmten Widerspruch der h. Schrift, und der Lehre von Bewegung der Erde betreffend, haben so vortreffliche Stellen, daß wir mit Mühe uns des Abschreibens derselben enthalten; denn in unserm aufgeklärterem Jahrhunderte selbst, bleibt die Beherzigung derselben immer noch nichts weniger, als überflüßig. — Lehrreich ists Seite 135 zu lesen, wie nah G. der Entdeckung von Newtons anziehender Kraft gekommen; in dem Augenblick aber, da er die lichte Gegend schon zu betreten scheint, auf einmal in den dunkeln, scholastischen

Wust zurücksinkt. So leicht wird auch dem glücklichsten Kopfe die Spur der Wahrheit wieder unsichtbar. Da die Geschichte seiner wirklich brauchbaren Entdeckungen und Versuche uns zu weit führen würde: so begnügen wir uns mit der Anzeige, daß noch viele von dem großen Manne herrührende Papiere, in den Händen des Florentinischen Senators Nelli sich befinden. Dieser macht dem Publiko zu Mittheilung derselben und zu einer vollständigen Lebensbeschreibung ihres Verfassers Hoffnung. Wir wünschen um so viel mehr solche erfüllt zu sehen, da, so gut Herrn J. Arbeit sich auch lesen läßt, dieser Gegenstand von einem Mathematiker ex professo behandelt, allemal gewinnen müßte. Noch erinnern wir, daß sich 35 Briefe angehängt finden, theils von, theils an Galilei; meist seine Römischen Händel betreffend. Der in unserm Exemplar befindliche Abdruck seines Brustfstücks ist, in jeder Absicht abscheulich. An Druckfehlern fehlt es auch nicht.

Beyträge zur Kenntniß alter Bücher und Handschriften, von A. F. Pfeiffer, Professor der orientalischen Sprache und Bibliothekar zu Erlangen. Erstes Stück. Hof, bey Vierling, 1783. 148 Seiten, 8vo.

Nichts ist billiger, und zugleich dem Posten eines Bibliothekars angemessener, als die seiner Aufsicht anvertrauten Schätze so gemeinnützig als möglich machen zu wollen. Weil nun dieses an dem Ort ihrer Aufbewahrung selbst, sich nicht allemal thun läßt: so ist es dem zu Beförderung einer gründlichen Literatur arbeitenden Aufseher schon rühmlich genug, wenn er die Merkwürdigkeiten seiner Bibliothek wenigstens getreulich anzeigt; denn unser Jahrzehend ist nur gar zu geneigt, über die Neuigkeit des Tages herzufallen; unbekümmert, ob man ihm schlecht aufgewärmte, oder gänzlich saftlose Speise vorsetze, oder nicht? Diese Anzeige nun dergestalt brauchbar zu machen, daß der Literator wirklich weiß, woran er sich zu halten hat, ist freilich keine so leichte Sache! Ausser dem weit umfassenden Blick, der zu Bestimmung der Nützlichkeit einer Sache nöthig ist, gehört noch die sich selten damit vertragende Geduld, alles das sorgfältig zu sichten, was

über

über dergleichen Gegenstände schon vorher gesammlet worden. Denn nur nach Uebersicht des reinen Ertrags erst, läßt sich auf den Werth neuer Beyträge schließen. Was helfen Aufklärungen, wenn die zu erhellen übernommene Dunkelheit das Werk unserer eigenen Nachläßigkeit oder Unerfahrenheit ist?

Wir zweifeln sehr, daß die vor uns liegenden Beyträge dem Bücherfreunde und Literator sonderliche Dienste leisten werden. An Geduld uns mit allen nur möglichen Seiten seines Gegenstandes bekannt zu machen, fehlt es ihrem Verfasser keinesweges; allein eben diese Kleinlichkeit der Behandlungsart erlaubt ihm selten den rechten Gesichtspunkt zu fassen, und meistentheils erfährt der Leser alles; nur gerade das nicht, wonach er am ungeduldigsten war. Eine 6 Seiten lange Vorrede enthält die Geschichte der Erlanger Universitäts-Bibliothek, die für den durchlauchtigen Unterstützer rühmlich, ausser dem aber wenig lehrreich ist. Die Zahl der Bücher wird nicht angegeben. An pergamenten Handschriften besitzt die Bibliothek doch gegen 400 Stück, worunter sich aber keine einzige griechische befindet.

Dreyzehn Artikel sind der Gegenstand dieses ersten Beytrags, den die vier Evangelisten, lateinisch auf Pergament eröffnen. Da Herr P. selbst gesteht, daß sie von den gedruckten Ausgaben der Vulgata sich wenig unterscheiden, und noch überdies voller Druckfehler sind: so scheinen zwey volle auf sie verwandte Bogen uns eine wahre Verschwendung. Hätte doch der Verfasser uns lieber dafür belehrt, was es mit der in der Vorrede erwähnten Augspurger Bibel von 1467. für eine Bewandniß habe. — Mit fünf ebenfalls drey ganze Bogen füllenden Artikeln verschiedener Werke Isidori Hispalensis sieht es nicht besser aus. Gerade dasjenige was man bey seinen Etymologicis z. E. am ersten gesucht hätte, ob nehmlich sich auf keine Spur der dabey gebrauchten Quellen kommen ließe? wird nur sehr im Vorbeygehen berührt. Da hingegen über persönliche Umstände des Bischofs, und wie oft er den spanischen Concilien beygewohnt, Herr P. desto weitläuftiger wird. Freylich ist auch dieses nicht ganz ohne Nutzen, wenn nur zweckmäßige Auswahl und Kürze hierbey wäre beobachtet worden. Die 1492. gedruckte Ausgabe einiger Schriften Isidors verdiente keinen eignen Artikel. Wollte Herr P. eine dem Bibliographen allerdings willkommene Liste aller der zahlreichen Ausgaben

gaben dieses Schriftstellers liefern: so mußte
ganz anders anfassen. — Der den Syrer
seine aus dem griechischen oder wohl gar syri
Predigten betreffende 7te und 8te Artikel sind
gefallen; vermuthlich weil der Verfasser, der a
ber des Auszugs aus Assemanns orientali
thek ist, hier schon besser zu Hause war. —
heit des zu Burgdorf wahrscheinlich in der Sd 1475
druckten Buchs des Carthäusers Jacob, wie er
wird de Clusa, das auch Rec. vor sich lie
de apparitionibus animarum post exitum
ribus, hätten statt des unnützen Auszugs, über den
selbst, lieber noch nähere Untersuchungen angest
len. Dieser stand in dem 15ten Jahrhundert in
gemeinen Rufe, daß außer vielen im Druck von
denen Werkchen, die meisten alten Bibliotheken
schriften in Menge davon aufzuweisen haben;
Beynamen dieses Iacobus werden an
nen und eben denselben zusammenschn
Zeit, und noch früher schon, die nieoe
ein Hauptsitz frommer Schwärmerey ten
die römische Hierarchie heftig bestritten: so
daß die Papiere der guten Einsiedler Aufseh —
Den Beschluß macht eine Handschrift des Boe
Sitzmanns Ausgabe von 1707. zu
wird. Wir wünschen, daß ein künf
mit ihren Varianten zufrieden seyn möge,
netten Niedlichkeit des Codex, die Herr P.
dikamenten zu loben sich angelegen seyn läßt.
fruchtlosen Detail fehlt es bey keinem Artikel; el
als an Beilegung eines hohen Alters. Jed
stand muß man bey den meisten Biblio
fallen lassen. Ein paar hundert e und
Kleinigkeiten, die man ihnen a
findet.

Em.

Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten- und Schriftstellergeschichte — Seit der Reformation bis auf gegenwärtige Zeiten. Besorgt von Friedrich Wilh.

Wilhelm Strieder, Fürstl. Hess. Cassel. Bibliothekssekretarius — Zweyter Band, Brand — Dau. Gedruckt zu Göttingen, in der Barmeyerschen Buchdruckerey, 1782. In Commission zu Cassel, im Cramerischen Buchladen, 540 Seiten.

— — — Dritter Band, De — Est. 548 Seiten in 8.

Der Verfasser fährt mit rühmlichem Fleiße fort, die Nachrichten von Hessischen Gelehrten zu sammeln, nach einem Plane, mit welchem unsere Leser schon aus der Anzeige des ersten Bandes bekannt sind. Auch diese beyden Bände enthalten die Lebensbeschreibungen mancher für die Litteratur überhaupt merkwürdigen Männer und Frauen; desgleichen im zweyten Buri, Cancrinus, von Cramer, Georg Crüciger, Curtius; und im dritten Dippel; Dohm, Duysing, Endemann, Philippine Engelhard, gebohrne Gatterer, nebst Ehemann und Schwiegervater; Eobanus Hessus, und Estor sind. Insonderheit verdient aber in diesem dritten Bande die Lebensbeschreibung des Landgrafen Ernst, Stifters der Hessen-Rothenburgischen oder Rheinfelsischen Linie in mehr als einem Betracht, Aufmerksamkeit, weil es dem Verfasser geglückt hat, von diesem gelehrten und sonderbaren Prinzen Nachrichten zu benutzen, deren Gebrauch nicht jedermann offen steht.

Tg.

Litterarische Abhandlungen, von J. C. Bertram. Drittes Stück. Halle, 1782. groß 8vo. 12 Bogen.

In diesem dritten Stücke, sind zwey Abhandlungen. Erstlich: Recension eines Manuscripts der Concordien Formel; und zweytens: von der Apologie der Augsburgischen Confession, und ihren verschiedenen Abfassungen. Diese letzte Abhandlung ist noch nicht zu Ende, und die Fortsetzung wird in dem künftigen Stück versprochen.

Die zweyte Abhandlung, von dem mildernden e der Deutschen, ist gegen die oberdeutschen Schriftsteller gerichtet, welche den Hochdeutschen vorgeworfen, daß sie die alte regelmäßige deutsche Sprache verderbt haben, da sie den Wörtern Knabe, Bube, Affe, Sachse und dergleichen, ein e angehänget haben. Herr A. gehet auf den Ursprung dieses mildernden e bis in die ältesten Zeiten zurück, er zeiget besonders, daß es im zwölften und folgenden Jahrhundert bey vielen Wörtern schon gebräuchlich gewesen, aber hernach auch bey manchen wieder verworfen worden, und bestimmet endlich, bey welchen Wörtern es nach dem hochdeutschen Sprachgebrauche erfodert wird. In dieser Bestimmung aber scheinet manches ziemlich willkürlich zu seyn. In dem Worte gerne, wird es S. 33. für fehlerhaft erklärt, indessen hat es doch Hr. A. selbst bey diesem Worte zuweilen gebraucht. Z. B. im Wörterbuche 1. Theil, beym Worte Brust. 1105. S. sagt er: „In der edlen Bedeutung wird der Plural dieses Wortes gerne vermieden." Und im 4ten Th. 1589 S. beym Worte viel heißt es: „Besonders wird dieses Nebenwort gerne den „Comparativis vorgesetzt." Dem Rec. dünkt, es können zuweilen Fälle vorkommen, in welchen dieses e hinten an dem Worte gern, noch wol zu leiden, ja um des Wohllauts willen gut zu gebrauchen ist. Z. B. gern nahm ich es ihm nicht, würde, wegen des Zusammenstoßes der beyden n'n, am Ende des ersten und Anfange des folgenden Worts etwas hart lauten, aber gerne nahm ich es ihm nicht, würde die Härte einigermaaßen mildern. D. Luther hat daher auch beydes gebraucht, nachdem es der Wohllaut ihm zu fodern schien. 1 B. Mos. 25. v. 28. Kap. 28. v. 8. u. a. m. Auf gleiche Weise hat das Wort fremd, wenn das folgende mit einem d anfängt, eine gewisse Härte, als fremd dünket dich das zu seyn? welche durch Beyfügung des e gemildert werden kann. Fremde dünket rc. und ich finde dieses Wort, so wohl in der Hallischen als Wittenbergischen Bibel, fast durchgehends mit einem e geschrieben, fremde. Hiob 19. v. 13. 15. 17. Sir. 29. 31. Eph. 2. 12. u. a. m.

In der dritten Abhandlung von zween, zwo, zwey, wird dieser Form das Urtheil gesprochen, daß sie 1) wider die Analogie aller übrigen Zahlwörter; 2) wider die Anal. aller übrigen Bestimmungswörter des Substantives; 3) wider die Analogie der Biegung selbst; und 4) im Hochdeutschen ganz fremd ist.

Die

Die vierte erörtert die Frage: Sind es Schriftsteller, welche die Sprachen bilden und ausbilden? und untersucht, was sie für Verdienste um die Sprache haben.

Die fünfte handelt von den deutschen Schriftzeichen, und empfiehlet die runden lateinischen Buchstaben, anstatt der eckigen deutschen zu gebrauchen.

In der sechsten von Ersetzung des ausgelassenen Substantives durch Pronomina, verwirft Hr. A. mit guten Gründen die Redensarten: Die Größe der Sonne übertrifft diejenige des Mondes: Nicht Homers Gedichte, sondern des Horaz seine. Deines Bruders Sache ist mir nur in so fern wichtig, als die, oder jene, meines Freundes damit verbunden ist, und dergleichen.

Von der Ableitungssylbe ig, finden sich in der siebenten schöne Bemerkungen.

In der achten sind vermischte Anmerkungen. Z. B. daß man nicht darinnen, hierinnen schreiben müsse. Wo die Conj. um zu stehen, oder nicht zu setzen sey. Ueber die Pron. relat. welcher und der, und die Partik. so und so weiter.

Die neunte ist eine Beschreibung dreyer Fragmente einer alten Bibelübersetzung in deutschen Versen, von Hrn. D. C. G. Anton, in Görlitz.

Recensirt sind: 1) Meisters Beyträge zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Litteratur. 2) Charactere deutscher Dichter und Prosaisten, von Kaiser Karl dem Großen bis auf das J. 1780.

Das vierte Stück enthält 7 Abhandlungen. In der ersten von dem Geschlechte der Substantive, führet Hr. A. einige Muthmaaßungen darüber an, woher es gekommen, daß in vielen Sprachen die Substantive nach den Geschlechtern in verschiedene Classen getheilt worden.

In dem zweyten von Declination der fremden Wörter und Namen lehret er, wie die lateinischen und französischen Wörter, am füglichsten declinirt werden können.

Die dritte von neuen Wörtern durch die Ableitung, zeiget, wie und in welchen Fällen, durch Versetz- oder Nachsylben, neue Wörter können gebildet werden.

Die vierte über die Frage: Was ist hochdeutsch? und die fünfte: Ueber die schöne Literatur der Deutschen, sind gegen den deutschen Merkur gerichtet. Hieher gehöret auch die siebente: Noch etwas über deutsche Sprache und Literatur, auf Veranlassung der berlinischen Monatsschrift, welche dasjenige beantworten soll, was Hr. Biester bey Erörterung der Frage: Ist Kursachsen das Tribunal der Sprache und Literatur? gegen seine Meynung eingewandt hat. Recens. muß gestehen, daß ihm Hr. A. in diesen dreyen Abhandlungen, wie ein geschickter Advocat vorkommt, welcher eine unrechte Sache mit scheinbaren Gründen vertheydiget, die aber hernach vor den Augen des unpartheyischen Richters verschwinden. Er will nun einmal den Satz behaupten, Sachsen sey der wahre Sitz der deutschen Literatur so wohl als der hochdeutschen Sprache, und der oberste Richterstuhl darin, aber bey einer genauern Prüfung unpartheyischer Sprachkenner werden seine Gründe den Schein verlieren.

Die sechste enthält eine Recension des Gedichts: Wilhelm der Heilige von Oranse, welche Hr. Casparson in Cassel herausgegeben hat.

Eg.

S. J. E. Stosch kleine Beyträge zur nähern Kenntniß der deutschen Sprache. Drittes Stück. Berlin, bey Mylius, 1782. 15 Bogen. gr. 8.

[Fü]r alle Liebhaber und Forscher der deutschen Sprache wird es ohne Zweifel sehr erwünscht seyn, daß der Verf. ihnen die Fortsetzung dieser Beyträge, zu welcher er in der Vorrede des zweyten Stücks wenig Hoffnung machte, nicht vorenthält. Ihn bewog dazu vornämlich die, noch immer so nöthige und noch nicht genug erörterte Bestimmung der Lehre von den deutschen Declinationen, mit welcher er diese dritte Sammlung eröffnet, und zu welcher er einige sehr brauchbare Regeln über die Bildung des deutschen Plurals überhaupt, und besonders über die Veränderung des Vokals oder den Umlaut in densel-

ben hinzugefügt hat. Man weiß, daß die Lehre von den hochdeutschen Deklinationen sehr vielen Schwierigkeiten unterworfen ist. Die Alten ordneten die Deklinationen, wie der Verf. bemerkt, bloß nach dem Unterschiede der Geschlechter; und die Plurale endigten sich nur auf e oder en. Ihr haben wir dagegen im hochdeutschen fünferley Endungen des Plurals. Die in er und el haben sich, nach des Verf. Vermuthung, aus der oberdeutschen Mundart eingeschlichen; und auch der Umlaut des Vokals, oder die Veränderung des a, o, und u, in ä, ö, ü, scheint ihm daher abzustammen. Zuerst führt der Verf. die Deklinationsbestimmungen anderer Sprachlehrer an, nämlich Gottscheds, Junkers, Hemmers und Mäzkens, und bemerkt sodann, daß es immer nur darauf ankomme, den Plural eines Worts zu wissen, und räth den Ausländern, die unsre Sprache studieren wollen, den Plural eines jeglichen Worts sogleich mit zu lernen, welches ihm gewiß leichter werden wird, als alle Regeln darüber mit den Ausnahmen ins Gedächtniß zu fassen. Alsdann, glaubt er, dürfen wir überhaupt nur zwey Deklinationen im Hochdeutschen annehmen. Zur ersten gehören alle Wörter des männlichen und ungewissen, zur zweyten alle Wörter des weiblichen Geschlechts; und nun giebt er einige wenige Regeln zur Deklinirung der Wörter durch die verschiedenen Kasus, sowohl einfacher als zusammengesetzter. Diesen werden noch einige Vorschriften über die zuweilen zweifelhafte Bildung des Plurals beygefügt. Von den S. 18. angeführten vier Wörtern in er, die allein im Plural den Vokal verändern, muß man wohl das erste, Becker, wegnehmen, und statt desselben das Wort Acker setzen. S. 27. werden noch die Regeln über den Umlaut des Vokals zusammen gestellt. Sodann werden auch über die Deklination der deutschen Eigennamen besondre Regeln festgesetzt. Bey S. 34. möchte der Rec. doch erinnern, ob es nicht besser, und auch durch den Gebrauch eingeführter wäre, dergleichen Namen, wenn das Wort Herr hinzukommt, gar nicht zu dekliniren, und lieber z. B. des Herrn Wolf als Wolfs zu sagen? Ueber die Eigennamen macht der Verf. S. 37. noch einige allgemeine Anmerkungen. Wenn ein Hauptwort oder Charakter vorhergeht, würden wir doch lieber, besonders wenn der Artikel dabey steht, dieses dekliniren, und den Namen undeclinirt lassen, z. B. unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich Wilhelm.

Die folgenden Sprachbemerkungen sind vermischten Inhalts, gleich denen in den vorigen beyden Stücken dieser Beyträge, und erläutern verschiedne Ausdrücke, Redensarten und Sprüchwörter der deutschen Sprache kritisch, etymologisch, und zum Theil historisch. So wird S. 48. das Wort Ternisker sehr wahrscheinlich von dem niedersächsischen Worte Teerniß für Zehrung abgeleitet. Will man es indeß von Nieß für Genuß ableiten, so könnte die erste Sylbe, die dann eher Tor als Ter heißen könnte, das plattdeutsche Tur seyn. — Mit dem Worte oede für leicht, S. 61, stimmen auch die französischen Wörter *aider*, erleichtern, helfen, *aisement*, und das Englische *easy* überein. — Sehr gute Bemerkungen findet man ebend. über die niederdeutsche Sprache, besonders die niedersächsische Mundart, und S. 65 ff. über die niedersächsischen Deklinationen. Den Lobsprüchen, welche sowohl die von dem Verfasser angeführten Schriftsteller, als er selbst, dieser Mundart machen, stimmt auch der Rec. aus voller Ueberzeugung bey. Zudem zeigt der Verf. sehr einleuchtend, daß das Niedersächsische vor dem Hochdeutschen auch den Vorzug der größern Regelmäßigkeit und Einfachheit habe, und das ist, wie man hier sieht, besonders bey den niedersächsischen Deklinationen der Fall, deren es nur zwey giebt, die nach sehr wenigen einfachen Regeln gehen, die beynahe gar keine Ausnahme leiden. Zu dem, was S. 68 von dem, freylich nicht überall üblichen, niedersächsischen Plural in s gesagt wird, bemerken wir nur, daß er nicht bloß den im Singular in en ausgehenden Wörtern, sondern auch denen in el und er gegeben zu werden pflegt, und sich bey solchen selbst in die gemeine Sprechart des Hochdeutschen in einigen Provinzen eingeschlichen hat. Auch behält man ihn oft, selbst in Obersachsen, unrichtig bey ursprünglich französischen Wörtern, und sagt z. B. die Officiers für Officiere. — S. 85. hätte noch angeführt werden können, daß möten im Plattdeutschen, wenigstens im hamburgischen Dialekt auch oft so viel als aufhalten, in den Weg treten, bedeutet. So ruft man dort zuweilen: Möt den Deef! d. i. Halt den Dieb an! — Die Fälle, worin die Berufung auf gute Schriftsteller zur Rechtfertigung gebrauchter Wörter und Redensarten Statt findet, werden S. 90. sehr gut bestimmt. — S. 99. verleden, welches im Niederdeutschen oft verwichen bedeutet, kömmt wohl von keinem andern Worte her, als von lat. letzt, auch spät, wie man auch aus dem Englischen *last* sieht.

last

last night, last week, gestern Abends, verwichene Woche, und *lately*, letzthin; womit verleden völlig einerley ist. Alles dies liegt weit näher, als Hrn. Adelungs und des Verf. Ableitung von dem Worte leiten, wenn es gehen bedeutet. — Die bey der Flexion deutscher Wörter so oft vorkommende Verwechselung der Buchstaben, oder vielmehr ihr Uebergang in einander, wird S. 123. ff. von allen Buchstaben nach einander durch Beyspiele erläutert. — Mit dem alten Worte zhieren S. 138., scheint das Englische *to tean*, ziehen, reissen, gleicher Abkunft und Bedeutung zu seyn. — S. 140. Puste für sehr oft, ist vielleicht mit vaste einerley; womit auch das Englische *fast*, schnell, oft wiederholt, übereinstimmt. — S. 145 ff. beantwortet der Verf. einige Anmerkungen, die in der Recension des ersten Stücks dieser kleinen Beyträge in unsrer Bibliothek gemacht sind, auf die ihm eigne glimpfliche Art. Daß das Wort wanschapen dem französischen gauche nicht überall entspreche, giebt Rec. gerne zu, und glaubt, daß bisweilen das in diesem Beytrage S. 143. gleichfalls erläuterte Wort Dwas oft passender seyn würde. — Wider die Ableitung des Wortes Tragödie von τραγος, traurig, hätten wir nichts, wenn sich nur für diese Bedeutung des griechischen Worts irgend eine Autorität anführen ließe. Denn die von Hrn. Adelung aus dem Hesychius angezogenen Wörter beweisen nichts, weil sie offenbar erst aus dem Worte Tragödie selbst abgeleitet sind, und folglich der spätere Nebenbegriff desselben dabey zum Grunde liegen kann. — Aebtissin ist vermuthlich durch das Französische *Abbesse* in unsre Sprache gekommen. — Die Redensart, einem etwas weiß machen, hat vielleicht die bekannte sprüchwörtliche, schwarz für weiß geben, zum Grunde. — Wider die Art, Mägdchen für Mädchen zu schreiben, streitet allerdings der Sprachgebrauch am meisten, der auch mit dem englischen Worte *Maid*, und dem oberdeutschen Diminutiv Mädel übereinstimmt. — Sehr gut erläutert der Verf. S. 159. die im Deutschen so gewöhnliche Einschaltung der Wohllauts-Buchstaben, e, n, r, s, und t. — S. 164. Sprüchwort scheint allerdings besser und richtiger zu seyn, als Sprichwort; und der Umlaut entstand vielleicht aus dem Plural, um dadurch anzudeuten, daß nicht ein einzelnes Wort, sondern eine ganze Redensart, oder ein ganzer Satz, gemeynt sey. Bey den Wörtern: Bücherschrank, Bücherwurm, Mausedreck,

u. s. f.

u. s. f. ist dies noch augenscheinlicher der Fall. — Bey der Bemerkung S. 166. daß sich die Grundsylben im Deutschen durch den Ton erkennen lassen, hätte vielleicht noch die Ausnahme hinzugesetzt werden können, welche die als Vorsylben gebrauchten Präpositionen machen, die allemal den Ton auf sich zurückziehen, einige wenige Wörter ausgenommen, die mit verschiedenem Tone zweyerley bedeuten, dergleichen S. 169. angeführt sind. — Sehr lesenswerth sind S. 174 ff. des V. Bemerkungen von Verbesserung der Aussprache. — Die S. 186. angeführte Gewohnheit ist auch in Hamburg beym jährlichen Umgange der Brauerknechte üblich, und ist allerdings eine sehr wahrscheinliche Veranlassung der Redensart: Jemand auf dem Bock holen lassen. — Noch empfehlen wir dem Sprachliebhaber das, was der Verf. S. 190 ff. über die Einführung einer allgemeinen Mundart in Deutschland, und S. 197 ff. vom Gebrauch neuer und veralteter Wörter sagt. Wider die Erinnerung, daß die Vorsylbe ent in entsprechen, bey keinem andern Zeitworte in dieser Bedeutung vorkomme, ließe sich vielleicht das damit übereinkommende antworten, welches in alten Büchern entworten geschrieben wird, anführen. — Den Beschluß dieses Stücks machen abermalige Anmerkungen über Herrn Adelungs grammatisch-kritisches Wörterbuch, und zwar hier über den dritten Theil desselben.

Sprache der Menschen in Sachsen und in Thüringen, von Constantin Dinkler. Theil I. Erfurt, bey dem Verfasser, und in Commission der Gelehrten-Buchhandlung, in Dessau und Leipzig. 1782. 12 Bogen. 8.

Von dem rühmlichen Eifer, mit welchem sich mehrere Gelehrte seit etwa zwanzig Jahren um das Studium unsrer Sprache durch grammatische und kritische Untersuchungen verdient machen, ist auch gegenwärtige Schrift ein neuer Beweis. Unstreitig muß die größere Aufklärung unserer Litteratur überhaupt, und besonders der itzt in Deutschland weit allgemeinere philosophische Geist, der nicht bey leeren fruchtlosen Grübeleyen verweilt, sondern überall Zweck und Anwendung verfolgt

folgt, auch in das Sprachstudium seinen wohlthätigen Einfluß äußern. Daß hier Regeln und Meynungen einander durchkreuzen, daß die Wege der Untersucher sehr verschieden, oft sehr entlegen sind, kann keinen, der die Literargeschichte der Grammatik von jeher kennt, befremden; und auch hier kann die noch fortdauernde Gährung auf die Vervollkommnung der ganzen Wissenschaft mit der Zeit einen wohlthätigen Einfluß haben. Auch bey diesem Buche muß man sich durch den ganz eignen Ton des Verfassers, durch seine oft zu unbedeutend scheinenden Zergliederungen, durch seine neuen Terminologien, und durch die öftern polemischen Episoden, nicht abschrecken lassen. Man sieht bald, daß er vom gemeinen Gleise abweicht, und selbst denkt, und genaue Seelenkunde für die beste Vorbereitung zum Nachdenken über die Sprache hält. Schon dieser letzte Umstand allein muß für ihn ein günstiges Vorurtheil erwecken. Etwas zu allgemein ist indeß doch wohl seine Behauptung im Vorberichte, daß mehrere Sprachen, besonders die todten, uns gar nichts zur Aufnahme unsrer Muttersprache helfen könnten; und der Gesichtspunkt, aus welchem er die alten Schriftsteller betrachtet, dünkt uns zu einseitig. Sie waren doch bey weiten nicht alle bloß schaffende Genies; es gab doch auch unter ihnen Kunstrichter und Sprachforscher; und sollte denn dieser ihr Verfahren, sollten ihre Bemerkungen für ihre neuern Mitbrüder ganz ohne Nutzen seyn? — Als Thüringer glaubt der Verf. seine Vollmacht gleichsam zu Sach und Streit aufzuweisen zu haben, und man sieht durchgehends, daß er mit den Ansprüchen oberdeutscher Gelehrten an dies Recht sehr unzufrieden ist. Rec. kann bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht zurückhalten, daß unsre Sprachforscher die seit einiger Zeit unter ihnen so gangbaren Zwiste über Provinzialvorzüge so bald als möglich beylegen möchten. Sie können nichts als unzählige Verschiedenheiten und einseitige Theorien zur Folge haben, und müssen dem glücklichen Fortgange der Sprachverbesserung des Ganzen, wo nicht verderblich, doch wenigstens äußerst hinderlich seyn.

Die erste Abtheilung dieser Schrift ist **Vorhof der Sprache** überschrieben, und betrifft die Entstehung der deutschen Sprache aus einfachen Empfindungslauten, die immer articulirter, zusammengesetzter und bestimmter wurden. Wir halten uns nicht dabey auf; denn alles, was sich von dieser Art

jetzige Niedersächsische von dem ursprünglichen Plattdeutschen an Umfang und Güte sehr unterscheidet, und von den Verbesserungen des Hochdeutschen, zur Vergeltung seiner ehemaligen Ausstattung der ganzen Sprache, viele Vortheile gezogen hat. Uebrigens unterscheidet der Verf. S. 42. zwey Hauptmundarten, die oberdeutsche und die niederdeutsche, und bemerkt, keine habe die andre hervorgebracht, sondern es habe sich jede aus ihrer ehemaligen Plattsprache gebildet, wovon er ein Exempel giebt. — Von S. 49 an werden die Redtheile einzeln vorgenommen, obgleich sich dieser erste Theil nicht weiter, als bloß auf die Untersuchungen über das Nennwort erstreckt, und nur dessen Beschaffenheit, Bewegung, Vergleichung, Geschlecht und Beugung in besondern Abschnitten abhandelt. Der Abschnitt über die Beugung oder Deklination der Nennwörter ist bey weiten der ausführlichste, und füllt den größern Theil des Buchs. Man weiß, daß diese Lehre bisher unter unsern Sprachforschern noch immer streitig, und nichts weniger als von ihnen völlig festgesetzt oder aufs Reine gebracht ist. Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir uns auf die ganze Methode des Verf. und auf seine in der That mühsame und nicht unverdienstliche Ausführung seiner Klassifikationen durch Paradigmen und Beyspiele einlassen wollten. Statt dessen setzen wir lieber nur folgendes, als Inbegriff seiner Methode, hieher, welches er dem an unsern Verleger eingesandten Exemplare, unter der Rubrik: Köpf des Buchs, schriftlich beygefügt hat, und was in der Hauptsache mit einem einzelnen gedruckten Ankündigungsblatte dieser Schrift übereinstimmt:

„Vier Beugungen auf l, r, n, e in Mehrzahl, als: „Kerl, Reiter, Degen, Pferde, nicht nach dem „Geschlechte; die Eintheilung nach Unveränderlich- „und Veränderlichkeit, Bieg- und Unbiegbarkeit der „Nennwörter gemacht, auf die vernunftkünstliche „Weise:“

Nennwörter sind:

1.

in Ansehung des Mittel-Selbstlauts:

unveränderliche in Mehrzahl	oder nicht	
	veränderliche, und doch unveränderte	oder veränderliche
die e, i, oder einen Doppellaut zum Selbstlaut haben,	die a, o, u, au zum Selbstlaut haben,	
wie	wie	wie
Degen, die Degen.	Soldat, die Soldaten.	Garten, die Gärten.
Flinte, die Flinten.	Trommel, die Trommeln.	Hof, die Höfe.
Büchse, die Büchsen.	Kutsche, die Kutschen.	Fluß, die Flüsse.
	Hausen, die Hausen.	

2.

in Ansehung der Fälle:

biegbare	oder	unbiegbare
	im Beugfall (genitivo) der Einzahl	
wie		wie
Degen, des Degens.		Ehre, der Ehre.

3.

in Ansehung des Geschlechts:

männliche. weibliche. geschlechtlose. gemeine.

„Nach diesem dritten Bezuge allein,“ setzt der Verf. hinzu, „haben alle bisherige Sprachlehrer mit aller Gewalt die „Lehre von Beugungen abgehandelt wissen wollen, d. h. sie „haben nichts von den übrigen Bestimmungen, die das Ganze „ausmachen, gedacht, in die differentiam specificam irrig „das Wesen einer Sache gesetzt.“ — Der Verf. nimmt also die Endung des Plurals im Nominativ als Theilungsgrund der deutschen Deklinationen an, und setzt, wie gesagt, ihrer viere

fest,

fest, nach der vierfachen Endung des Plurals auf l, r, n, und e, deren Abriß oder Schema man gleich nach der Inhaltsanzeige dieses ersten Theils von ihm entworfen findet. Daß dadurch die Sache faßlicher und einfacher wird, als manche unsrer Sprachlehrer sie gemacht haben, steht wohl nicht zu leugnen; indeß scheint doch dasjenige, was der Herr Prediger Grosch im dritten Theile seiner kleinen Beyträge über diese Lehre gesagt hat, dem Recensenten noch deutlicher, zweckmäßiger und simpler zu seyn, und mit dem Grundsatze des Verfassers, hauptsächlich auf den Plural zu sehen, in der Hauptsache übereinzustimmen.

Noch zeigen wir, auf des Verf. Verlangen, folgende Druckfehler an: S. 121, §. 3. daher ein Unterschied der Wörter in geschaffne und gemachte, oder in ganze und abgekürzte, nicht gleich- und ungleichlautige, oder ꝛc. — S. 122. §. 4. Es sind meist abgekürzte auf e, nicht ungleichlautige; + Z. 3. und die letzte ohne eine, imgl. §. 5. Abgekürzten nicht Ungleichlautigen. S. 152. Veränderliche. Z. 2. ist nach dem Worte Ofen einzurücken: n in Richtfällen abgelegt, WW. (§. 6. S. 123.) auf e und auf en, Schade und Schaden, nachdem Gliedgen oder Fürwort vorangeht, oder nicht: als der Schade, ein Schade, mein Schade; es ist noch Schaden dabey; nicht auf en.

Gf.

---

12. Erziehungsschriften.

Hänschen, eine Kindergeschichte. Wien und Leipzig, bey Hartmann. 1783. 8.

Die Geschichte ist ganz einfach, aus dem gewöhnlichen Kinderleben hergenommen, fängt sich mit den kindischen Vergnügungen bey Hänschens Geburtstagsfeyer an, und geht den Umgang einiger Geschwister unter sich und mit andern, ihre Besuche, Spiele, Lehrstunden u. s. w. durch. Die Erzählung ist beständig mit absichtlicher passender Moral untermischt, welcher man es ansieht, daß sie der Verf. im würklichen Umgange mit kleinen Kindern studirt hat. So angemessen ist sie den Jahren und Fähigkeiten der Kleinen, so belehrend für ihre gewöhn-

gewöhnlichen Schwächen und Erziehungsfehler, so leicht und verständlich im Ausdrucke. Nur mittelmäßig sind die eingestreueten Verschen. Der Ausdruck S. 113. „ein Kind, das sich nie selbst bethun (rathen, helfen) kann," müßte wohl als provinziell geändert werden.

Kleine Sittentafel von J. H. M. Ernesti. Koburg, bey Ahl, 1783. 12.

Der Verf. gesteht, daß er anfangs willens gewesen sey, dies Büchelgen lateinisch zu schreiben. Und da that er freylich besser sich zu besinnen, und die gemeinnützigere Sprache vorzuziehen. Er lehrt die Kinder bekannte Vorschriften des Wohlstandes, wie sie sich beym Ankleiden, bey Tische, bey Besuchen und Spielen, in der Schule, und beym Schlafengehen sittsam verhalten sollen. Sein Ton und sein Ausdruck, so verständlich und leicht er in den meisten Stellen ist, dürfte doch in einigen für solche Kinder, zu denen er sich herabstimmen will, noch zu abstract und nicht faßlich genug seyn. Z. B. wenn es S. 23. heißt: „alles Aeußerliche, deine Bewegung, Stimme, (dein) Gang, muß mit dem Charakter übereinstimmen, den du zu behaupten scheinen willst, und nach dem du streben sollst." Man mag dies Büchlein immerhin einem jungen Kinde in die Hand geben. Aber besser ist es, wenn Eltern ihre Kinder selbst von den zartesten Jahren an, allmählich zur Beobachtung guter Sitten gewöhnen, und selbst ihnen ein Beyspiel sind. Bey gänzlicher häuslicher Vernachlässigung ist; dünkt uns, eine solche Sittentafel für kleine Kinder zu viel, und für größere zu wenig.

Dz.

Philanthropisches Lesebuch für die Jugend und ihre Freunde: oder Pädagogische Unterhandlungen — für die Jugend. Fünften Jahrgangs erstes und zweytes Quartal. Dessau 1782. 1783. jedes von 9 Bogen.

Philanthropisches Journal, oder pädagogische Unterhandlungen für die Erzieher und das Publikum; Fünf-

Fünften Jahrgangs erstes und zweytes Quartal. Jedes von 9 Bogen. Dessau 1782. 1783.

Die pädag. Unterhandlungen für die Jugend enthalten zuerst zwey Schauspiele. Das erste, die glückliche Familie, ist ein Gemälde der Glückseligkeit, die man durch Linderung fremder Noth empfindet. Es scheint nicht für das Dessauer Theater bestimmt zu seyn, da der Rollen für Kinder nur drey sind: doch geht die Handlung an dem Tag vor, da die zwey Söhne der wohlthätigen Eltern nach Dessau reisen sollen. Das zweyte, Pusillana, ist bereits im Dessauer Erziehungsinstitut den 27. Dec. 1782. aufgeführet worden. Die Idee ist nicht übel, die Scene eines Stücks, das bestimmt ist, von Kindern aufgeführt zu werden, in ein Pygmäenland zu verlegen; freylich müßten sie denn, wie hier geschieht, deutsch reden können: so wie auch die Menge entbehrlicher Personen von dem Bedürfniß eines Schultheaters zeugt. Die Beschämung eines dummen, stolzen, niedersächsischen Dorfjunkers, der aus Versehen auf der Insel Pusillana zurückgelassen wird, muß ihre gute Wirkung thun. Nur die Sprache der kleinen Männerchen könnte hie und da weniger geziert seyn, als wenn der kleine König S. 204. spricht, daß seine Seele seit der Zeit seiner Blindheit für den Anhauch des Schmerzens feiner ausgesponnen sey. Das gränzt doch nahe an pusillanischen Bombast. Dann folgen Fortsetzungen des Auszugs aus Forsters Reise. Hr. W. erzählt eine von ihm aufgeklärte Spukgeschichte, und wie die Aufmunterung zum Fleiße im Dessauischen Institut geschieht — durch eine aufgehängte Tafel, wo neben den Namen der Zöglinge schwarze oder goldne Nägel als Zeichen der Nachläßigkeit oder einer sichtbaren Anstrengung, eingeschlagen werden. Zu einem goldenem Nagel werden 50 Fleißbillets erfordert, und 50 Nägel verdienen den Orden des Fleißes. Beyspiel einer außerordentlichen Spürkraft eines Hundes, der den Dieb der Taschenuhr seines Herrn aus einer großen Menge Menschen, und auch die Uhr unter mehrern gestohlnen Uhren herausfand. Empfindsamkeit und Empfindeley, ein Beyspiel, wie wenig wahre Empfindung für die Noth des Nebenmenschen bey der Empfindeley sey. Die besten Aufsätze in beyden Stücken sind acht Gedichte und ein Gespräch von Hrn. Lieberkühn zu Neuruppin. Die Gedichte: Fritz an den Mond, Cook und die Sperlinge und der Storch, sind vorzüglich schön, und ste-

chen gegen die übrigen poetischen Arbeiten in den Unterhandl. sehr ab.

In den pädag. Unterhandl. für Erzieher liest man den Schluß von Gesners Gedanken, das Latein ohne Grammatik anzufangen. Hr. **Simons** Grundriß der Erziehungsanstalt für protestantische Frauenzimmer vom Stande, unter dem Schutz des Magistrats zu Straßburg. Der jährliche Preiß der Pension war 28 neue Louisd'Or; den Unterricht aber für die Küche haben wir vermißt. (Diese Erziehungsanstalt ist nun längst aufgehoben.) Hrn. **Trapps** Nachricht von dem Hallischen Erziehungsinstitut, die bereits besonders abgedruckt ist. Fortsetzung der Briefe über die Erziehungsgeschichte, nicht erheblicher als der Anfang war. **Ueber die Verfassung der hiesigen Landschulen** — ein niederschlagendes Gemälde! man halte es aber nicht für übertrieben; der Rec. kennt Gegenden im Herz von Deutschland, wo die Landschulen, und selbst die untern Classen der Stadtschulen, dem Unterricht nach, die nehmliche traurige Gestalt haben, wenn auch gleich nicht Hühner, ein Kind in der Wiege, und ein arbeitender Schneidergesell in der Schulstube zugleich sind. **Ueber Logik und logischen Unterricht auf Schulen.** Der Verf. verlangt: 1) daß man den logischen Unterricht, der aber bloß in simplen Grundsätzen des gesunden Menschenverstandes bestehen müsse, früher mit der Jugend, wohl im 6. 7. Jahre anfangen müsse. 2) daß aller Unterricht in Sprachen und Wissenschaften logisch, d. i. vernünftig, den Kräften der Lehrlinge angemessen, und nicht bloß auf dem blinden Glauben der Kinder einzurichten sey. Aus der Jahresrechnung vom Oct. 1781. 1782. sieht man, daß die Einnahme des Instituts 20379, die Ausgabe 17486 Thaler betrug, und das ganze Vermögen in zinsbaren Kapitalien, ausstehendem Vorschuß und Pensionsgeldern in 9848 Thalern besteht. Noch erfahren wir, daß der ungenannte Wohlthäter, der aus Indien, im Oct. 1780 dem Institut 1000 Thaler geschenkt, der in Batavia den 2. Dec. 1781. verstorbne Herr von **Wurmb** gewesen ist.

Im zweyten Stück sind enthalten: **Einige Gedanken über die Methode, den Styl junger Leute zu bilden,** ganz nützliche Beyträge zu der Preisaufgabe in **Resewitzens** Ged. W. u. Vorschläge. 2. B. 3. St. Sie wird auf die Gewöhnung zum Deutlichdenken zurückgeführt. **Woher es**

komme,

komme, daß manche Leute besser reden als schreiben, und manche besser schreiben als reden? Eine Erscheinung, die sich sehr natürlich erklären läßt, und hier auch erklärt wird. Wenn es heißt: Wer mehr durch Umgang und Unterredung, als durch Lesen, Studieren und förmlichen Unterricht gebildet ist, wird besser reden als schreiben, und umgekehrt: so muß man doch noch außerdem das natürliche Talent der Dreistigkeit oder Blödigkeit mit in Anschlag bringen. Thut man wohl, daß man in den Schulen lateinische Verse machen läßt? Ein Brief eines Schulmanns, der sie vertheidigt, mit einer Beantwortung, die das völlige Verdammungsurtheil enthält. Ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was hier für und wider die Sache, und das letzte sehr entscheidend, gesagt wird, sey es dem Rec. erlaubt, seine eigne Gedanken davon herzusetzen. Die Frage würde nie aufgeworfen worden seyn, wenn man nicht in unsern Tagen angefangen hätte, das Studium der alten Litteratur überhaupt für weniger nöthig, und das Lateinschreiben insbesondre für unnütz zu erklären. So lange aber die Litteratur einen nothwendigen Theil des Schulunterrichtes ausmacht, wird auch wohl die Frage nicht seyn, ob man auch auf Schulen müßte lernen können lateinische Verse zu machen? Die Frage aber enthält zwo andere: Soll man auf Schulen Prosodie treiben? warum nicht? Da auf Schulen die besten lateinischen Dichter erklärt werden müssen; ein großer Theil aber vom Gefühl ihrer Schönheiten wegfällt, wenn man sie als Prosaisten, ohne Kenntniß ihrer Sylbenmaaße liest; so kann wohl keine Frage seyn, ob man junge Leute, die römische Dichter lesen sollen, nicht mit der Prosodie bekannt machen müsse? Des Nutzens zu geschweigen, den ihnen die Prosodie zu richtiger Aussprache lateinischer Wörter leistet, welchen Nutzen zwar, so wie die Fehler gegen die Quantität der Sylben unsre deutschgesinnten Lehrer für sehr unerheblich halten. Soll man aber auch auf Schulen lateinische Verse machen lassen? Wenn das so viel heißt: als verworfene Verse dictiren, und dann wieder von den Schülern in das Sylbenmaaß bringen lassen: so ist das eine Kinderey, und verdient nicht den Namen des Versmachens; kann aber allenfalls in den mittlern Klassen als eine Uebung die prosodischen Regeln im Gedächtniß zu behalten und anzuwenden, geduldet werden; schärft auch überdem die Erfindungskraft und Aufmerksamkeit. Soll man aber auch ganze Klassen anhalten, aus eignem Kopf lateinische Verse zu machen, und zur

Nach den Salzmannischen Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, halten wir diese Unterhaltungen für eines unsrer besten Kinderbücher. Wir haben den ersten Theil nicht gesehen. Dieser zweyte enthält aber meistens eigne Aufsätze des V., die nach ihrer moralischen Absicht ohne Tadel sind. Was der Inhalt ähnlicher Bücher ist, Gedichte, Fabeln; Erzählungen, Gespräche, Briefe, Kinderschauspiele, das ist er auch von diesem Buche. Heinrich Waldenberg, eine Geschichte zur Belehrung, ist ohnfehlbar das beßte Stück in der Sammlung: es ist die Geschichte eines Dorfzimmermanns, als Stof zur Sittenlehre für Kinder behandelt. Die Idee hat so viel ähnliches mit Herrn Salzmanns moralischem Elementarbuch, daß wir glauben, Herr Cl. habe sie daraus genommen. Wir sagen ihm dieses nicht zum Nachtheil, und glauben vielmehr, daß seine Geschichte, die er nächstens vollständiger herauszugeben verspricht, (was er hier liefert, erklärt er nur für Skitzen) gar wohl neben dem Salzmannischen Buch bestehen und gebraucht werden könne. Doch würden wir den ehrlichen Mann gewiß nicht unter den Umständen, wie sie der Verf. dichtet, den Tod haben finden lassen. Es ist ganz gut, Kinder in Beyspielen zu lehren, daß man sich eine bloß mögliche Gefahr nicht dürfe abhalten lassen, seinem Nächsten und dem Vaterlande beyzuspringen: aber bey einer augenscheinlichen und unvermeidlichen Gefahr, und ohne besondern Beruf zu haben, andern mit Aufopferung seines eignen Lebens und Hintansetzung seiner Familie zu dienen, ist gewiß eine falsche Moral. Sollte der V. vor der Herausgabe seiner Schrift diese Recension zu lesen bekommen, so wünschten wir sehr, daß er diese Erinnerung überlegen, und entweder die Gefahr in der W. hilft, mindern, oder ihn nicht ein Opfer seines Diensteifers wolle werden lassen. Nächst diesem Stück haben uns auch die beyden Freunde, ein Schauspiel gefallen. Nur die dramatische Sprache muß der V. besser lernen; der eilfte Auftritt z. B. hat einige unausstehliche Stellen. Das Gespräch über Traumbuch verdient auch Erwähnung. Aber ein Unzufriedener sollte nicht durch eine Fee Graciosa, sondern durch Gründe und Beyspiele aus der wirklichen Welt geheilt werden. In dem Schäferspiel, der Abend auf der Flur, ist das Wunderbare sehr verschwendet.

13. Haushaltungswissenschaft.

Wahres Mittel, die Execution der Bauren, wegen Bezahlung ihrer herrschaftlichen Gelder, auf die gewisseste und leichteste Weise gänzlich abzuwenden. Zum Nutzen des Baurenstandes und der Gesetzgebung in allen Staaten. Von J. Ph. Breidenstein, Prof. der Oeconomie. Giesen, bey Krieger. 1782. 140 S. in 8.

Was glauben unsre Leser wohl, worin das wahre Mittel nach des V. Meynung bestehe, dadurch die Execution von den Bauren völlig abgewendet werden könne? Der V. hält seine Leser ein wenig auf, und macht sie begierig, solches zu finden. Wollen wir der Reihe nach verfahren, so müssen wir es eben so machen.

Nachdem der V. S. 1-49. allerhand Veranlassungen zur Armuth eines Staates und Folge der Execution an Bauren, den Krieg zwar oben an, aber nicht als die Hauptursache betrachtet, so handelt er desto umständlicher S. 4-10. vom Luxus; S. 10-21. vom Wucher. S. 21-24. von den übermäßigen Steuern oder herrschaftlichen Abgaben. S. 24. führt er noch einige von den vielen Quellen des Verfalles eines Staates an, diese sind: übertriebene Lotteriesucht, Abgaben für die Justiz; die Mode, die ungleiche Eintheilung herrschaftlicher Abgaben, u. d. m. S. 25-36. spricht er nun von dem verderbenden Uebel des Baurenstandes, der Execution selbst. Nachdem er darinnen mit biedermännischer Wahrheit den Schaden, der aus der Execution der Bauren, wegen nicht zu rechter Zeit entrichteter Staatsabgaben auf den Baurenstand, und dann unmittelbar auf den Staat selbst entstehet, dargelegt, so fährt er S. 36-49. fort, wie dieses große Staatsübel abgeschaft werden könne. Hier wird mancher guter und schlechter Vorschlag gerüget, und hinzugefügt, daß auch die größten politischen Oekonomen diesen Punkt vergessen haben: daß der Staat nichts habe, worauf er sich auf gewisse Zeit Rechnung machen könne, worauf doch in einem Staate — wo nicht alles — dennoch vieles ankomme. Endlich folgt

S. 49.

S. 49. auf die Frage: was bleibt denn für ein bequemes Mittel übrig, um das schädliche Exequiren des Bauren aus den Gränzen eines Staates völlig zu vertreiben? Die Antwort: „Man überrede den Bauer, oder „befehle demselben, auf einigen seiner Aecker solche Sachen zu „erbauen, die mehr anstragen, als die, so gewöhnlich gebauet „werden, und die nur wenige Mühe, und gar keinen Aufwand erfodern; und auch sonst die übrigen Einkünfte und „gewöhnlichen Erziehungen nicht schmälern, und wende „diese Mittel an, daß aus den Einkünften dieser erbauten „einträglicheren Sache die Abgaben unausseßlich, auch „sammt und sonders, und auf einmal bezahlt werden „müssen."

Diese Vorschläge zusammen genommen, sind zwar in sich nicht neu; allein der Verf. wendet sie so an, daß man sie annehmlicher finden muß. So fügt er unter andern hinzu: Nicht alle Aecker, sondern nur einige, soll der Bauer mit solchen Gewächsen anpflanzen. Eine Erinnerung, die sehr weise ist. — Worin besteht denn aber dieses Gewächs, das wenige Mühe, und gar keinen Aufwand erfodert, aber die übrigen Einkünfte nicht schmälert? — Nur so etwas darf der V. vorbringen, sonst hat er unsern Beyfall nicht. Ursachen werden wir weiter unten anführen.

Nicht die Kartendistel S. 57 - 61. Nicht der Hanf S. 61 - 65. Nicht der Waid. S. 66 - 69. — von dem der V. glaubt, daß man ihn noch zur Zeit in Deutschland nur in Thüringen anbaue, ohne zu wissen, daß dieses auch schon in Schlesien und bey Brandenburg durch Ermunterung der königl. Kammern geschehen ist *). — Nicht das Gelbkraut S. 69 - 71. Auch nicht der Grapp S. 71 - 77. Ja selbst nicht der Safran S. 77 - 83. noch weniger der Mohn, das Süßholz, die Rhabarber, und endlich auch der Toback ist es nicht, was er für das Gewächs zu seinem wahren Mittel hält. Denn so gut und rathsam es auch immer nach S. 84. ist, daß ein jeder Landwirth von allem etwas anbauet, so soll es hier nur ein Gewächs seyn, das seinem Zwecke angemessen sey. Während dem, als der V. alles dieses

*) Aus Riems Landwirthschaftl. Unterrichte] S. 123. kann V. sich hierüber überzeugen lassen.

dieses erzählet, lehrt er unvermerkt zugleich den Anbau obiger Gewächse, wenn wir den Mohn, das Süßholz und die Rhabarber davon ausnehmen; und beweißt dabey, daß bey dem vielen Aufwande und der Mühe, die solche erfoderte, sie nicht sein wahres Mittel abgeben können. Bey dem Grappbaue müssen wir jedoch bemerken, daß er ihn zu mühsam anzubauen gelehret, und folglich die neuere minder mühsamere Methode eines Gugenmus, wornach man die Setzlinge in Stufen pflanzet, noch nicht kenne. Der Kürze wegen verweisen wir die Leser auf das, was der verstorbene Gugenmus selbst noch darüber gesagt hat. Man sehe Bemerkungen der Churpfälz. phys. ökon. Gesellschaft vom Jahr 1772. S. 92; und die Nachrichten der Patriotischen Gesellschaft in Schlesien vom Jahre 1777. S. 397. Auch wünschten wir, daß der Verfasser das Setzen dem Pfluge nach nicht so schlechterdings verworfen hätte. Wenn man in des Verfassers Gegend das Kraut auch so setzet, wie er vom Grapp anführt, so ist beydes fehlerhaft. Der H. P. sollte künftig seinen Zuhörern hinzufügen; die Pflanzen des Grappes und des Krautes müssen nicht nur in die Furche hingelegt, und vom Pfluge zugedeckt, sondern vor dem Zudecken auch mit Erde von einer Person angedruckt werden, wenn nicht die meisten Pflanzen als risquirt angesehen werden wollen: ja es ist vortheilhaft, wenn man dabey noch die Pflanzen vorher in nasse Erde getauchet hat.

Nun folgt dann das Gift und der Tod der Bauern Ercution: soll es wohl der Obstbau S. 84 — 87. seyn? frägt der Verfasser, und berechnet denselben. Hiebey findet man, daß die Reichsstadt Eßlingen aus Nuß- und Birnbäumen ein Jahr ins andere 80 bis 100tausend Gulden erlöse. Ein seltenes Beyspiel. Nachdem der Verfasser seine Zuhörer und hier die Leser rathen lassen, sagt ers auf einmal S. 87. heraus, daß es der Repsbau sey, eigentlich Rübsen, auch Rübenreps oder Sämchen, (Brassica Napus L.) genannt. In einigen Gegenden sagt man blos Kohl und Rübsen, in andern, und besonders im Brandenburgischen, und mehreren Gegenden unterscheidet man beyde durch Reps und Rübsen schlechtweg; obige Linnäische Unterscheidung ist wohl die deutlichste. Würden wir in des Verfassers Stelle gewesen seyn, so hätten wir Kohlreps (Brassica Campestris L.) auch hinzugefüget, den er vermuthlich unter dem Dölpelsamen

men verstehet? denn dieses ist für manche Gegenden — und der Verfasser schreibt doch für alle Staaten — zuträglicher, wie der Rübenreps. In manchen Gegenden geräth er nicht nur besser, sondern er giebt auch mehreres Oel wie der Rübenreps. Recensent kann es aus eigenen Erfahrungen zusichern, jedoch können es auch fremde Beweise darlegen. Man sehe des Herrn Hofraths Schubarts Versuche im Allmanach für deutsche Landwirthe S. 360. Denn es ist richtig, daß ein Morgen nicht nur ⅓tel mehr an Körnern, sondern auch ⅔tel des Saamens so viel Oel, als ⅓tel vom Rübsaamen abgebe.

Ganz ausgemacht ist es auch, daß Winterreps einträglicher wie Sommerreps sey. — Wir übergehen selbst die Gründe S. 90 — 93. vom reichern Ertrage gutgedüngten Repses, wenn wir des Verfassers Absicht beurtheilen, daß er dem Landmann keinen Dünger rauben wolle. Eben so gewiß ists, daß verpflanzter Kohl- und Rübenreps in Reihen, und in gutgedüngtes Land reichern Ertrag liefere, denn er nahm schon Kräfte aus der Pflanzschule mit, und bekömmt neue in der fetten Erde des Ackers, darin man ihn verpflanzet, und das Behacken desselben vermehret diesen Ertrag dergestallt, daß er wohl dreyfachen Nutzen gegen dem gesäeten, und alle Unkosten reichlich einbringt. Auch beym gesäeten Reps kann ein guter oft wiederholter Bau des Ackers den ermangelnden Dung einigermassen ersetzen, wie besonders in Riems landwirthschaftlichem Unterrichte S. 78. behauptet wird, solches aber ohnehin ganz wahrscheinlich ist.

S. 93. verdient der Verfasser, nach allen diesen Umständen bemessen Beyfall, wenn er einen Repsbau zu seinem wahren Mittel in Gerstenstoppeläckern erwählet. Würde er für den Landwirth gedüngten Reps, und mühsamen Bau fordern, so müßten wir ihm allen Beyfall versagen, und wir würden ihn nur blos auf die Gegenden verweisen, die Repsbau genug, und dennoch auch noch Execution an Bauern in Menge aussenden müssen. Diese Stoppeläcker aber lässet der Verfasser nach abgenommener Gerste stürzen, und sogleich gegen Abend besäen, den Saamen sofort über Nacht ohne eingeegget dem Thau blos liegen, und erst des folgenden Morgens vor Sonnenaufgang eineggen. Das Letzte hat seine gegründete Ursache, theils: damit der feuchte Saamen, bey trockener Witterung mit Gleichheit aufgehe, theils dadurch die

die Pflanzen so gegen den Erdfloh zu bewahren, als die Erbsen und Gerste auf eben die Art gegen die Sperlinge gesichert werden. Wir erinnern uns, daß diese Bemerkung schon von Herrn Probst Lüders, noch entscheidender aber von Herrn Professor Jezze gemacht worden. Man sehe Schlesische Intelligenzen vom Jahr 1777. in den ökonomischen Beyträgen S. 56 — 54. Beschreibung — der Art zu Säen, wodurch die Sperlinge vom reifenden Getraide abgehalten werden.

Gegen den Schneckenfraß des Repses hat der Verfasser kein Mittel aufgestellet, welches doch keine gemeine Plage ist, ein solches Mittel, das man am gebrannten Gypse mit Asche vermenget (man sehe Mayers Beyträge, 2te Fortsetzung, S. 76.) findet, hätte wohl hier noch einen Platz verdienet? Doch wir sitzen auf keinem Lehrstuhle; daher, dieses dem Verfasser überlassend, zeigen wir bey der Pflicht zu recensiren weiter an: daß des Verfassers Repsland in der Folge verbessert sey, und dadurch Roggen oder Waizen davon so gut erhalten werde, als wenn vorher nichts auf dem Acker gestanden hätte.

Der Verfasser führt S. 97. zum Beyspiel an, daß Bernhardt ein Stück Feld drey Jahre hintereinander genutzet, und dann noch 2 Jahre hindurch eine Winter- und eine Sommerfrucht erzogen habe. Recensent hat dergleichen Feld oft 6 bis 7 Jahre ohne neuen Dünger genutzt, worin er abwechselnd zweymal Reps und zweymal Roggen, einmal Klee, und denn noch eine Winter- und eine Sommerfrucht erzogen hatte. Recensent erinnert sich auch aus Riems landwirthschaftlichem Unterricht, worinnen jeder Landmann wenigstens zwey Morgen Kohlreps bauen soll, eines Satzes, der zu Empfehlung dieses Baues hieher von S. 87. passet: „Nicht gedüngte Kohläcker, heißt es daselbst, wenn sie übrigens nicht im Baue vernachläßiget worden, geben im folgender Aernte weit besseres Korn, als wenn man sie hätte Brache liegen lassen.“

Recensent kann dem Verfasser auch noch eine leichtere Art den Reps zu bauen an die Hand geben, welche also, da sie noch wenigere Kultur vonnöthen hat, zu seinem wahren Mittel unvergleichlich schicklich ist. Mit kurzem es zu sagen: man säet den Reps sogleich mit der Gerste in zweyter Düngertracht aus: unter dem Schutze der Gerste wächst er mit

mit auf; nach abgenommener Gerste wird er seinen Wachsthum bis zum künftigen Jahre ohne weitere Mühe fortsetzen, und eben das bringen, als wenn er erst in die gestürzte Stoppel gesäet worden wäre. Der Landmann erspart hiebey eine Ackerfurche, und wird bey des Verfassers wahrem Mittel um da williger zu dieser Art Repsbau seyn, wenn es auf wenige Kultur angesehen ist, die er so sehr gerne erspa ret; denn jetzt sieht der Kohl- oder Repsacker einem Brach liegenden Acker nicht ungleich, und die Brache ist doch des armen Bauers Steckenpferd! Dem Recensenten ist vor 6 Jahren diese Methode von einem großen Oekonomen aus dem Reiche, zunächst der vom Verfasser erzählten mitgetheilt worden, er hat sie nun schon einige Jahre beprobet, und beyde bewährt gefunden.

S. 99. Der Bauer wird sich auch darum leicht zum Repsbaue bereden lassen, da durch ihn, wenn er ja mißräth, nichts als ein paar Hände voll Saamen verlohren gehen: denn, wenn der Erdfloh oder die Schnecken Schaden anrichten, so geschiehet dieses noch so zeitlich, daß man eine Winterfrucht bestellen kann; und wäre dieses nicht möglich, oder ein harter Winter, welches jedoch selten ist, schadete, dann kann man allemal den Acker zu einer Sommerfrucht bereiten.

S. 100. tadelt der Herr Professor die Kameralisten, welche vom Bauer nichts weiter, als Frucht erbauet haben wollen; er vertheidigt seinen Satz umständlich, so daß man glauben sollte, bey ihm dächten die Kameralisten noch also. Anderer Orte weiß man genug, wie sehr manche Kammern die Stelle ökonomischer Gesellschaften vertreten, und den Landmann durch Prämien zu allerhand Gewächsen ermuntern.

S. 105. macht der Verfasser seine Berechnung vom Repsertrage. Vom gutgedüngten oder verpflanzten will er keine aufstellen; wovon aber Herr Georges 25tausendfältige Vermehrung angegeben habe. Zu übertrieben dünkt ihm das, und ist geneigter eine andere Vermehrung anzunehmen, nach welcher ein Morgen 11 Malter (kann ohne den Bruch 30 Berliner oder 22 Breßlauer Scheffel machen) in der Gegend Creuznach, abwirft. Recensent ist in dieser Gegend oft gewesen, und kennet den dasigen Repsbau (es ist daselbst Brassica campestris Linn. im Gebrauche) er kann daher versichern, daß dieses die Wahrheit sey; er muß aber zugleich anfüh-

führen, daß es daselbst so fruchtbare Aecker gebe, daß man manche nicht zu düngen bey Menschen Gedenken nöthig gehabt habe. Wie viel reicher muß also der Ertrag von gedüngten und gut bebaueten Aeckern seyn? und nur von diesen kann 1 Morgen 11 Malter, d. i. also die 88ste Frucht einbringen; denn man säet gemeiniglich dahin, wo 16 Malter oder 16 Scheffel Waizen hingesäet wird, ein Malter oder einen Scheffel Repssaamen aus; doch säet man freylich gedüngten Reps noch um die Hälfte dünner, und wohl nur den 32sten Theil auf so viel aus. Von andern Aeckern, und ein Jahr ins andere gerechnet, darf man nur 3 Creuznacher Malter oder 6 Breßlauer Scheffel annehmen, wie obgedachter **Landwirth. Unterricht** S. 87. von eben dieser Gegend versichert, und dabey den Kohl, wie man ihn da nennt, dergestalt empfiehlet, daß er dem Landmann zu dringenden Ausgaben eben das wahre Hülfsmittel sey, welches Herr B. sucht; z. B. heißt es daselbst! „keine Frucht wird mehr gesucht, wie der Kohl, „(d. i. Reps) keine baarer bezahlt; **und dieses** zu einer „**Zeit, wo sonst kein Mittel sich zu helfen noch vor-** „**handen ist.** Im Brach- oder Heumonathe kann man ihn „verkaufen, mithin der übrigen Fruchtärndte ungehindert ab„warten, und alles aufsammeln, ohne sich in die Noth versetzt „zu sehen, oft unter dem **wahren** Werthe es an die so „**schädlichen Fruchtwucherer** abzugeben." Wie beyde Verfasser doch zu einem Zweck zu arbeiten scheinen! Diese Wucherer sind nicht viel besser als die, so der Verfasser S. 7. geschildert hat: **die den Sack sammt dem Zipfel wegnehmen.**

Die weitere Berechnung, die der Verfasser von der Creuznacher Gegend, wo der Eigenthümer den Saamen zu Oele selbst schlägt, von einem Morgen auf 187 — 198 Gulden angiebt, müssen wir, auf gute Jahre in schlechte reducirt, um die Hälfte herabsetzen. Sind 90 Gulden nicht auch schon Interessen genug von 180 Quadrat-Ruthen?

S. 106. nimmt der Verfasser endlich den allerbilligsten Ansatz zur Hand, und behält zu seinem Grundrisse, daß beym gesäeten Repse ein Morgen 3 bis 4 Achtel jährlich im zweyten Dünger abwerfe. Das läßt sich auch noch hören: denn ein Achtel macht in **Breßlau** $1\frac{1}{2}$ Scheffel, und in **Berlin** $2\frac{1}{4}$ Scheffel.

S. 107.

S. 107. Etwas vom Oele. Zu Firniß ist es nicht so dienlich wie Leinöl, weil es schwer trocknet. Zum Verspeisen dient es aber, wenn man dreyerley Oel presset; das erste zum Essen, das andere zum Brennen, das letzte und schlechteste zum Wagenschmier, wozu es besser ist wie Thran. Dies sind ganz gute Bemerkungen, — aber die Mittel, dem Oele zum Verspeisen einen guten Geschmack beyzubringen, vermissen wir dennoch.

Was der Verfasser übrigens an Berechnungen und Beweisen zu sicherer Abhülfe der Bauern-Execution aufstellet, und dabey anzeiget, wie man es klug und geschickt einrichtet, daß die dem Staate vom Bauernstande zu entrichtende Abgabe gerade aus den Einkünften des erbaueten Repses entrichtet werden müsse, verdient Aufmerksamkeit. Denn ohne diese Vorsorge, die der Verfasser vorschlägt, würde der Bauer doch von diesen, neben bey erbaueten Produkten eben so wenig seine Abgaben entrichten, als es andere, wo doch viel Reps erbauet wird, auch nicht allemal thun, sein wahres Mittel würde also ohne dieselbe unnütz seyn.

Wenn S. 122. der Verfasser den Vortheil der Bienen, der durch den mehrern Repsbau, weil er unstreitig eine Hauptbienennahrung ist, bezogen werden kann, von 75tausend Bienenstöcken mit 150tausend Gulden berechnet, so erkennen wir es der Billigkeit gemäß, solchen um die Hälfte herabzusetzen. So billig der Verfasser auch immer gewesen, und die übertriebenen Rechner, die einen Stock auf 4 bis 6 Gulden Gewinnst angeben, und vermuthlich blos gute Jahre gesehen haben, schon um ⅓tel bis zur Hälfte herabgestimmt hat; so verlangen doch die Fehljahre und der Bienenabgang jenen Abfall. Der Verfasser wird dieses um desto mehr für Recht erkennen, als er überall gern das geringste anrechnen will, auch S. 133. selbst sagt: „Es giebt Jahre, wo die „Bienen nichts einbringen, wo der Wein und Hopfenbau „nicht geräth: deswegen aber verläßt man die Bienenzucht, „und den Wein und Hopfenbau dennoch nicht. In andern „Jahren erweisen sich diese Artikel doppelt einträglich: und so „gehts auch mit dem Repsbaue." Eben diese Fehljahre muß man mit fruchtbaren in einem Zeitraum von 9 bis 10 Jahren berechnen, so wird man das gewiß finden, was wir sagen. — Wie der Verfasser die übrigen Einwürfe hebt, nämlich,

lich, daß der Reps nicht aller Orte gerathe: wie er die Schäfereyen, damit sie dem Repsbaue nicht mehr hinderlich seyn, entschädiget; und wie er den Schaden, den die Hasen anstellen sollen, in sein Nichts verweisset, alles dieses billigen wir ganz. Wir können aus Mangel des Raums nicht umständlich davon sprechen.

Ueber die Frage: ob dem Sprengerischen Rathe zu trauen, den Reps in der Mitte des Märzes abzumähen, und mit dem Viehe zu füttern, oder ihn durch Schaafe abzuweiden, damit statt einem Strengel 5 — 6 wüchsen, und man weit mehr Saamen bekomme? sey uns noch erlaubet zu bemerken: diese Frage ist wichtig, und kann, was das Abhauen betrifft, mit ja beantwortet werden, es muß solches aber vor dem Ausschossen geschehen. Dem Abweiden hingegen ist nicht zu trauen, weil die Schaafe sogar das Herz verletzen.

Praktische Anleitung zum vortheilhaftesten Anbaue der Futterkräuter, nach bewährten Erfahrungen deutscher Landwirthe. Eine Sammlung von Schriften, welche den von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften über diesen Gegenstand ausgesetzten Preiß und das Accessit erhalten haben, zu mehrerer Aufnahme der Landwirthschaft, besonders in den Königl. Preuß. Staaten öffentlich bekannt gemacht. Berlin, bey Haude und Spener, 1783. in 8. $21\frac{1}{2}$ Bogen.

Die erste Schrift, welche einen sehr geschickten praktischen Oekonomen, den Herrn Hofrath Schubart zu Wörchriz in Sachsen, zum Verfasser, und den Preiß davon getragen hat, enthält eine ganz einfache Lehre, die drey bekanntesten Kleegattungen, Luzern, Esper und rothen Klee mit Nutzen anzubauen, welche allerdings den Beyfall der Kenner verdienet. Ueber die Anpflanzung der S. 27. empfohlenen Runkelrüben ((beta altissima L.) hat der Verfasser eine Anleitung nach der ihm am besten gelungenen Weise an einem andern Orte, darauf er sich in einem versiegelten Zettel bezogen

gen, die aber hier nicht genennet ist, herausgegeben: daher diese Abhandlung desto kürzer geworden, als man vermuthen mögen. Auch den Anbau der Turnipse, Kohlrüben, weißen Rüben und Kartoffeln, davon er zu nächst obigen Futterkräutern, wofern es, wie sich der Verfasser ausdruckt, die der Pestilenz ähnlich schädlichen Gemeind- Trifft- und Hutungen nicht verbieten, $\frac{1}{3}$tel der Güther zu beflanzen anräth, und die übrigen $\frac{2}{3}$tel mit Oel und andern Handelsgewächsen, nebst Getraidefrüchten angebauet wissen will. Da die Abhandlung, worauf er sich beziehet, nicht allgemein bekannt ist, so würde sie doch mancher Leser hier gerne gesehen haben. Ungern vermissen wir die S. 23. weiter unten zu ertheilen versprochene Belehrung von der Beschaffenheit des Bodens und Düngens zum Luzernklee, und zur Esper, wenn solche 10. 15. 20. Jahre dauern sollen, um desto mehr, als diese beyden Futterkräuter nicht in allen Erdarten gerathen, oder lange dauern wollen; davon aber weiter unten nichts gesagt worden. Vielleicht hat aber der würdige Verfasser mit Luzern und Esper keine mißlungene Versuche in seinem Wohnzirkel gehabt, die ihm Anlaß geben können, hierinnen eine Vorsicht und gute Wahl anzurathen? Er sagt wohl kurz vorher S. 22. daß ihm ein Versuch mit dem Verpflanzen der Esper der Mäuse wegen mißlungen: allein dieß kann bald jedem — ist auch uns — geschehen, wenn man die Herzwurzel nicht ganz bekömmt, noch ganz einsetzt. Den Luzernklee haben wir bey Zerreißung der Hauptwurzel nicht so zärtlich befunden.

Der Verfasser zeigt übrigens in seinem Ackersystem, daß in ihm ein anderer Eugenmus aufstehe, der sich durch keine, fast riesenmäßige Hindernisse, wie er S. 4. von sich selbst sagt, abschröcken läßt. „Auch ist der Verfasser, so sagt er noch „von sich im Eingange, Menschenfreund, und wünscht nichts „eifriger, als vorzüglich des armen Landmannes mühselige „Umstände, durch seine eigenen mit vielem Aufwande, ja „Hindernissen und vielem Lehrgelde erworbene mehrjährige Er„fahrungen zu verbessern; deshalb hasset er eingeschränktes Ei„genthum, Gemeinheiten, Hüthungen und Triften von gan„zem Herzen, und wünscht jedem — freyen Gebrauch seiner „Grundstücke, weil er ganz überzeugt ist, — daß bey Frey„heit die Grundstücke um die Hälfte einträglicher gemacht „werden können. Bey dem elenden Schlendrian des Brach-

„haltens und Behüthen der Wiesen aber der Bauer, beson-
„der in den jetzigen Zeiten, wo die Fruchtkörner wenig gelten,
„schlechterdings verderben, oder äußerst rückgehen muß. Nur
„der Futterbau ists, worauf er alles setzt, und ohne wel-
„chen die sogenannte beste Oekonomie in wahrer Kindheit
„ist und ewig bleibt. Denn wo Futter genug ist, kann
„Vieh gehalten werden: dadurch erwirbt man Dung, und
„wo dieser nicht mangelt, können die schlechtesten Felder gleich
„Gartenland tragbar gemacht werden."

Sind das nicht lauter Gugenmusische und allgemeine Wahrheiten, die von der Churpfälzischen ökonomischen Gesellschaft schon lange laut genug gesagt und geschrieben worden. Hilfts etwas? — hörts aber doch nicht mehr länger mit tauben Ohren an, ihr glücklichen Gegenden, z. B. in preußischen und kaiserlichen Oberschlesien, im Mährischen, in einem Theil von Pohlen und a. O. m., die ihr von der Natur, Herr wie Bauer, außer aller Gemeinheit in der Mitte eurer Grundstücke wohnet: höret und befolgts, was auch dieser Verfasser aufs neue überzeugend vorträgt!

Sollte wohl S. 5. das nicht ein Schreibfehler seyn, daß des Verfassers Felder vorher nur mit Stroh statt Mist überfahren worden seyen? außerdem wäre es wohl kein Wunder, wenn dies Feld nur Korn und Haber gebracht. Was der Verfasser übrigens noch von sich schreibt und zwar, e. d. „daß ihm „über einige Briefe, die er von ökonomischen Gegenständen „nicht in der Absicht, daß sie gedruckt werden sollten, geschrie„ben, selbige aber gleichwohl unter die Presse gekommen, „ihm die Ehre wiederfahren, daß seine Aufsätze in den gelehr„ten Zeitungen gerühmt worden, sondern sie haben ihm auch „Zuschriften von Professoren, — gelehrten Oekonomen, und in Collegien sitzenden Räthen zugezogen." Dies uns bewußt, hätten wir gerne vom Verfasser als bekannt verkündigen wollen, so aber mußten wir es mit seinen eigenen Worten thun.

Sollen wir von seiner Kleebeschreibung eine kurze Schilderung hinzufügen, so besteht sie darinnen: sie ist würdig den Churpfälzischen und Zweybrückischen Anleitungen, die wir in unserer Bibliothek seiner Zeit angezeigt haben, zur Seite gesetzt zu werden.

Die zwey folgenden Preißschriften, die sich etwas mehr auf die Preißfragen ausgedehnet, doch aber nicht ganz den

Ein

Sinn der Akademie getroffen, und daher nur das Accessit, nebst noch einer kürzern dritten Schrift erhalten haben, enthalten wirklich manches neue, wofür ihnen die Landwirthe Dank wissen müssen. Darunter zeichnen wir vorzüglich aus:

Erstens von dem zweyten uns sehr kenntlichen Verfasser, S. 42. die neue Art den Kleesaamen anstatt zu dreschen, ihn von den Hülsen in einer Graupen- oder Hirsenstampe zu befreyen, welches nun eine sehr leichte Arbeit dadurch wird; so mühsam als bisher auch die Enthülsung der Saamenköpfe war. In Rücksicht, daß der Verfasser S. 43. das Aussäen des Klees unter Gerste gefährlich nennt, rathen wir ihm, die Gerste jetzt nur ⅔ so dick zu säen, so wird es weniger Gefahr haben: desto mehr aber dessen Aussaat im Herbste unter Waizen, welcher ihn wegen seiner Mastigkeit öfterer erstickt, wenigstens ihn im Wachsthume zurückhält. S. 53. wie ein Moorboden auf eine leichte Art zu einigem ökonomischem Gebrauche zubereitet werden könne. Doch sollte der Verfasser, S. 75. aus den schlesischen ökonomischen Nachrichten, an denen er Mitarbeiter ist, und aus eben dem 3ten Bande, worin er seinen Wiesen-Hobel beschrieben hat, es wissen, daß die rothen Rüben keine Turnipsrüben, sondern eine Art Betarüben, (Beta vulgaris rubra L.) seyn, so wie die Runkelrübe Beta cicla, und wie Beckmann noch hinzufügt, altissima L. ist. *) Auch sollte er S. 79. die Kalchung kein Düngen nennen. S. 63. wird Cardebenedicten zum Futterkraut empfohlen, es ist aber nicht perennirend, mithin nicht einträglich. S. 107. das Unterackern des Saamens mit einem englischen, 3 Dukaten kostenden Pfluge, von 6 Scharen, mit dem durch 2 Pferde auf 2 Gänge ein 8 fürchigtes Beet, umgeackert, und dadurch das Eggen ersparet wird, ist für hiesige Gegenden etwas neues; wie nicht weniger S. 111. die Anzeige von den vortheilhaftesten Obstbäumen an Wegen und auf Feldern sehr zu empfehlen. S. 121. die Verbesserung der Nordamerikanischen Kartoffeln zum Essen, und die Anwendung der Zuckerkartoffeln unter Gemüs anstatt der Kastanien, und S. 123. die Schädlichkeit des vielen Hirsengemüses für die Augen,

*) In unserer Bibliothek 24 B. 2 St. S. 510. ist ebenfalls schon eine Berichtigung zwischen der Turnips und der Runkel- oder Beeterübe aufs deutlichste zu finden, und gesagt, daß jene Brassica sey.

gen, da er im Stande ist, in vier Wochen Federvieh blind zu führen, aller Achtung werth. S. 133. f. ists annehmlicher, was der Verf. von den Arbeiten der Ochsen und Pferden, als das, was er von Geschäften mit den Kühen anzeigt, wogegen schon mancher Ort geeifert, und das Schädliche eingesehen worden, so sehr gemein es bey kleinen Wirthen ist; und vorzügliche Nachahmung verdient die Art Schafställe zu Vermehrung des Düngers. S. 141. Noch eins, das hier zur Untersaat empfohlne Mariengras, ist doch wohl das Spergelgras? (Spergula arvensis L.)

Der enge Raum erlaubt uns nicht des Verfassers vortreffliche Bemerkungen weiter zu verfolgen; doch können wir nicht unbemerkt lassen, wie er irrig behaupte, daß der Klee den Pferden und Schafen, ausgenommen den Brakschafen schädlich sey, unsere, und vieler Bauern, und die berühmten Bernhardtischen Erfahrungen, und die schlesischen ökonomischen Nachrichten, nach welchen man Schafstallfütterungen vertheidiget, streiten dagegen. Auch ists S. 61. Irrthum, daß die Esper schon im ersten Jahre genutzt werden könne. Die erste und dritte Schrift lehrt schon das Gegentheil; so allgemein bekannt ist es auch.

Aus der andern Accessitschrift könnten wir manches auszeichnen: die uns obliegende Kürze erlaubt kaum mehr zu sagen, als daß S. 152, wornach zu Verbesserung der Landereyen, wenn sie eine unerschöpfliche Quelle des Staatsreichthums abgeben sollen, unter andern auch darauf sein größtes Augenmerk gerichtet werden müsse, „mehr auf die entferntere größere Aufnahme der Grundstücke als auf das „zunächst einkommende Pacht-Quantum zu sehen,“ und dann §. 3 — 5. 9 und 10. sehr empfehlenswerth seyn, da die reichere Benutzung eines nur betitelten Gartenfeldes aller Orten statt findet. Eben so auch das Folgende, wonach der Verfasser außer Gemeinheit gesetzte Acker und Wiesenstücke, erste statt 1 Thlr. nun bis 5 — 6 Thlr. letzte aber nach Youngs Art verbessert, (worüber §. 50. Erläuterungen erfolgen) statt 1 Gulden jetzt 10 Thlr. Pachtertrag gebracht. Zu bedauern ist, daß Youngs schon 1775. gethane Vorschläge, die Verf. S. 165. zu langen Pachtcontracten anführt, noch nicht befolgt werden. Das einzige Mittel, welches hier so wie in England die Güther in wahren Pachtwerth setzen könnte. S. 178. Eine große Wahrheit, daß blos das Brachfeld bewegen

wegen keine so ansehnliche Gräser bringt, weil es vom Vieh zu dichte getreten wird. Obgleich nicht neu, doch anwendbar ist, das S. 181. zum nützlichen Besäen des Feldes angerathene Umpflügen zweyjährigen Klees im September, in schmale Furchen, und solches sogleich auf diese eine Furche zu besäen. Doch ist die Bemerkung S. 189. daß die mit Gras in Sümpfen gehauenen Binsen den Pferden gefüttert werden, nicht so unbekannt, als es der Verfasser meynt. Er versteht doch darunter jene Gattung Iuncus Campestris Lin. genannt? S. 217. ist auch die Turnips mit dem Namen Dickrübe belegt. S. 230. soll man Schafgarben (millefolium) auf leere Plätze säen, wo die Esper ausgeht; dieß ist nicht anzurathen, da man ohnehin genug an diesem Unkraute auszurotten hat, wo es einmal eingenistet ist. S. 246. wird Avena pratensis mit Unrecht Wiesenhaber genannt. Wiesenhaber ist das französische Raygras, avena elatior L. Dagegen ist avena pratensis der falsche Wiesenhaber, so keinen Anbau verdient.

Die dritte Preißschrift, so das Accessit erhalten, ist wieder kurz und gut abgefaßt, ohne daß sich der Verfasser an die Preißfragen binden lassen, so wie auch der erste Verfasser, welcher den Preiß erhielt, that. In der Vorrede finden wir zwar viele französische, lateinische und provinzial Wörter, die mancher nicht verstehen dürfte. Was ist z. B. eine Weide bezwacken — die Aecker, die in die Weide einzwickelten? allen Vermuthen nach eingränzten, mag das Letzte bedeuten. Wann werden wir Deutsche denn einmal aufhören, unsere Wortreiche Sprache zu verunstalten!

Die Regeln sind durchaus gut, und für den Landmann besonders begreiflich abgefaßt. Auch ökonomisch richtig sind die Schlußfolgen S. 298—300. Esper und Saint Foin ist doch S. 318. einerley? Wenn gleich der Verfasser des Lehrbegriffes sämmtlicher ökon. und Kameralwissenschaften einmal den Esper mit dem Namen Saint Foin, das anderemal den Luzern eben so benennet hat, so fügt er doch seine Erklärung bey: die fehlet aber hier. — Auch dieser V. hat S. 321. Turnips mit der Burgunder Rübe (Beta) verwechselt, und weiß ebenderselbe nicht, daß seine sogenannte Braunschweigische große Viehrübe eigentlich Turnips sey, denn die Engländer heißen alle Wasserrüben, die unter dem Linnäischen Namen Brassica Rapa bekannt sind, Turnipse.

S. 302. möchten wir wissen, warum es nicht wohl angehe, daß die Viehweiden unter alle Einwohner vertheilt werden können, sondern in Communion beybehalten werden sollen.

S. 322. sehr wahr, daß der größte Fehler der Landwirthschaft, daß es stets am Winterfutter fehle. Die Folge davon ist, sagt der Verfasser, daß dergleichen Vieh gegen das Frühjahr verkümmerte, und den ganzen Sommer hinbringe, ehe es sich wieder recht erholet. Es ist wohl eben das, was weiter oben S. 66. gesagt wird, wenn man sein Vieh ungefähr ⅔tel des Jahrs reichlicher fütterte, um es ⅓tel desselben hungern zu lassen. Nach diesem Verfasser aber soll „ein „Wirth sein Vieh fast fett in den Winter bringen, darin so „erhalten, und des Frühjahrs eben so wieder herausbringen „— Die Beamten haben nur auf 6 Jahr gepachtet, daher „sie dem gemeinen Manne mit einem guten Exempel nicht „vorgehen können, indem sie ihre Felder nach dem Inventarium wieder liefern müssen." So weit die Preißschriften. Diesen ist noch S. 325 — 390. eine Nachricht besonderer ökon. Erfahrungen von der Luzern angefüget, davon die erste vom Oberamtmanne Simonetti zu Bossen bey Frankfurt an der Oder abstammt. Dessen Bemerkungen von der Luzernsaat sind ganz artig: allein die Angabe, wie die Unterfläche für sie beschaffen seyn müsse, fehlt ebenfalls. Doch kann man nicht mehr von einer 6jährigen Erfahrung, die Herr S. hier beygelegt wird, fodern. — Was ist das wohl für ein Wort S. 326. schribing: das Land muß weder der Auswässerung ausgesetzt, noch schribing seyn? Sehr wahr ist der Schluß des Verfassers: „Die Kühe geben nach der grünen „und getrockneten Luzerne viele und gute Milch, und bey den „Pferden vertritt sie die Stelle des Hafers; auch die Schweine fressen sie gerne, und können damit fett gemacht werden, „wenn man ihnen die Luzern gestampft mit Kleyen gemengt „giebt." — Diese Bemerkung findet beym rothen Klee nicht minder statt. — „Mit diesen Erfahrungen stimmen diejenigen größtentheils überein, welche der Staatsminister von „Herzberg auf seinem Guthe Briz bey Berlin seit mehr als „20 Jahren gemacht hat." Die übrigen sehr nützlichen Bemerkungen des Herrn von Herzberg verdienen ganz gelesen und befolgt zu werden: besonders das dicke Ansäen des Luzernklees mit 12 — 14 Pfund Saamen auf einen Morgen; welches

ches in den übrigen Abhandlungen, besonders der ersten nicht so bestimmt; sondern nur die Aussaat mit 3 Fingern angegeben worden. Auch haben wir das Dicksäen des Klees im 52. Bande unserer Bibliothek S. 575. wohlbedächtlich empfohlen.

Nicht weniger bemerkenswerth ist der Schluß, nach welchem zu gedachtem Friz 60 Kühe von Juny bis September täglich dreymal mit Luzernherel aus einem sehr gut bewachsenen Luzerngarten, der nicht über vier Morgen groß ist, gefüttert werden. Ein sicherer Beweis, in was für gutem Düngungsstande dieser große Oekonom seine Kleeäcker hält, und nicht blos zur Brache kommende Aecker dazu widmet. Zugleich ein klares Beyspiel, wie sehr der entschiedene Vorzug der Luzerne noch erst erkannt, und derselben in jedem Erdreiche, das ihm zuträglich gefunden wird, angepflanzt zu werden verdiene.

Tm.

Oekonomische Beyträge und Bemerkungen zur Landwirthschaft auf das Jahr 1784.; oder Unterricht für den Landmann, — als eine Fortsetzung des ehemaligen Landwirthschaft Kalenders. Stutgard, Mezler, in 4to. 62 Seiten.

Auch diese Fortsetzung ist dem Landwirthe zu empfehlen: indem sie manche gute Bemerkungen enthält; unter andern, wie die Stallfütterung einzuführen, und die Kartoffeln aus dem Saamen zu erziehen, von einem gemeinen Wirthe beprobet. Wenn aber der Verfasser S. 51. die Burgunder Rüben Turnipse benennet, so müssen wir ihn, wie manche andere Autoren, mit der Erläuterung unserer Bibl. 24 Band, 510 Seite zu recht weisen.

Der aufrichtige Oesterreichsche Bienenmeister, oder vollständiger in Gestalt eines Katechismus abgefaßter Unterricht in der Bienenzucht. Allen Bienenliebhabern, besonders aber dem gemeinen Manne zum Besten, aus den bewährtesten Bienen-

büchern und eigener Erfahrung — von J. M. C. Müller — Pfarrer zu Kolstorf. Wien, bey Mößle, 1783. 207 S. in 8.

Der Titel, den wir noch nicht ganz abgeschrieben haben, zeigt die Absicht dieses Katechismus hinlänglich an; er ist nach unserm Befinden gut und vollständig brauchbar, besonders für die österreichischen Gegenden, in denen lauter Körbe- und Kästenbienenpflegen vorfindlich sind. Obwohl der Verfasser meistens aus Janscha's, Kratzer's und der ungerischen Bienenschrift ausgezogen hat, so nennt er doch auch einen Schirach, Gleditsch und Riem, aber nur des Letztern Bienenbuch von 1771., so daß ihm dessen Fundamentalgesetze von 1775. und die folgenden neueren Schriften noch unbekannt seyn mögen.

Der Verfasser schreibt hiebey auch praktisch, und wir finden vieles Gute darunter. Raum zu ersparen, wollen wir die Leser, in Rücksicht des Guten, auf die Schrift selbst verweisen, und hier nur meist des Zweifelhaften und Unrichtigen zu seiner nähern Berichtigung gedenken.

Zuerst muß ich jedoch den vortrefflichen Satz mit kurzen erwähnen, den der Verfasser S. IX. in dem Vorberichte mit den größten Bienenkennern einstimmig — vielleicht aber auch noch wie andere eine Zeitlang vergebens vorträgt: Daß die Bienenzucht, sagt er nämlich, nicht wohl wegen der vielen dabey vorfallenden Verrichtungen bey der übrigen Wirthschaft als ein Nebengeschäft angesehen und behandelt werden könne, sondern man solle sie unter die Aufsicht eines erfahrnen und geprüften Bienenwärters bringen; vorzüglich in jedem Dorfe. Schade, daß die Wahrheit dieses Vortrages zur Aufnahme der Bienenzucht noch nicht genugsam von den Großen der Erden aufgenommen werden will! So lang das nicht ist, müssen dennoch die, welche davon überzeugt sind, nicht aufhören ihn zu wiederholen, es kömmt doch einmal eine Zeit, wo man die Bienenzucht nicht mehr als eine so leichte und nur für die rauhen Hände des vorurtheiligen gemeinen Mannes gehörige Sache halten wird und muß, wofern sie ein blühenderes allgemeines Ansehen erlangen soll: als sie itzt und nie bey den so beliebten aber oft sehr nachtheiligen zerstreuten Anlagen sich nicht erfreuen kann.

Sehr

Sehr lobenswerth ists daher, was der Verfasser noch S. X. am Schlusse des Vorberichts empfiehlt. Die zertheilte Bienenzucht in gemeine Bienstände zu verwandeln.

Nun zum Buche. So richtig der Verfasser S. 4. das in der Natur einzige Beyspiel, daß die gemeinen Arbeitsbienen, welche unvollkommene Weibchen sind, nur Drohneneyer legen, aber ihres gleichen nicht zeugen können, uns versichert, und darauf in der 9ten Frage das Alter derselben etwas über ein Jahr angiebt, so unrichtig ist dabey angezeigt, daß der Weisel — die Bienenmutter als das vollkommene Weibchen — 8 bis 11 Jahre leben könne. Auch diese stirbt alle Jahre gegen die Schwärmzeit. In den Fundamentalgesetzen der Bienenpflege finden wir solches klar erwiesen, und bisher noch nicht angetastet, weder mit Grund verworfen. Wie ists auch möglich, da jeder so das Gegentheil annehmen wollte, allemal dadurch irre geführt wird; eine heurige Mutter gar bald für eine alte Mutter anzusehen, weil sie in wenigen Monathen durch die gar zu häufige Eyerlage ihr jugendliches Ansehen verliehrt, und sogar zerfitzte Flügel durch das tägliche Belecken und Bepürsten ihrer sie liebenden Kinder, ohne daß sie ausfliegt, bekömmt, so daß sie einer alten Matrone bald gleich siehet. Auch ein einziges Beyspiel der Natur, das nur einer vollkommenen Bienenmutter eigen ist. Kurz, jedes Geschlecht der Bienen hat also hier nach etwas eigenes, das vollkommene weibliche, so wie das unvollkommene weibliche; und sogar das männliche, welches nach jeder Begattung stirbt, und daher im Ueberflusse eine Zeitlang da seyn muß; welcher Ueberfluß aber, so bald er den klugen Republikanerinnen unnöthig scheint, dem Verhungern und Tode blos gegeben wird, so, daß man ihres Gleichen in der Folge nur einzeln zu einer sparsamen Begattung antrifft. Welcher Abgrund schöpferischer Weisheit bey diesen bewundernswürdigen nutzbaren Thierchen! — Wäre es wahr, daß eine Bienenmutter alle 8—11 Jahre stürbe, so werden die Bienen auch in dieser Zeit nicht schwärmen, weil sie nicht eher neue Mütter, folglich den Anlaß zum Schwärmen erzeugen, als bis eine Mutter abgehet. Der Verfasser lehrt daher mit Rechte, F. 48. selbst diese Wahrheit, wenn er sagt, daß ein Stock selten schwärmt, so lang der nämliche Weisel vorhanden seye.

Frage 10 — 14. finden wir nicht genug erwiesen, daß sich die Bienenmutter nicht auch im Stocke befruchten könne, eine Sache, die daselbst weit leichter und natürlicher zu suchen ist. Wir haben bey Janscha's, Kratzer's, der ungarischen Bienenschrift, und Lütrichau's Anmerkungen schon hiervon umständlich geredet, wir berufen uns also auf unser dortiges Urtheil, das wir noch immer zu bestätigen Ursache haben, und erklären hier nur: daß lediglich bey Nachschwärmen eine oder etliche Mütter ausfliegen, weil, wie der Verfasser Frage 41. selbst zugiebt, ihrer mehrere gegenwärtig sind, die einander der Begattung wegen einige Tage hindurch im Stocke herum treiben, bis eine die Flucht nimmt, mit einigen Gesellen ausfliegt, da aber kein völliger Schwarm folgt, wieder rückkehrt, nach etlichen Tagen aber von ihren eigenen Gesellen, die des Streites und vergebenen Ausfliegens müde werden, umgebracht wird. In der Luft hat noch kein Mensch eine Begattung gesehen, aber im Sitze haben wir es so wie Lütrichau, beobachtet, eine so künstliche und verkehrte Begattung ist auch nicht anders als im Sitze, welches auch Lütichau augenscheinlich entdecket, und so gar eine Mutter während der Begattung mit einer Nadel erstochen hat, möglich; mithin ist das, was unser Verfasser, und Lütrichau am hinter Theil einer Bienenmutter nach ihrer Rückkunft aus der Luft gesehen, und als muthmaßliche Spuren einer Begattung im Fluge angenommen, nichts anders, und das weit wahrscheinlicher, als Flecken von ausgeleertem Unrathe. Dem zufolge, berichtigen wir die übrigen hierüber handelnden Fragen 273, 283, 377 und 378, und sehen sie als überflüßig an. Am besten, sie werden künftig ausgestrichen: das Uebertriebene und zu Künstliche taugt ohnehin für den Landmann nicht, mehr aber das Einfache, sowohl in der Pflege, als in Naturvorträgen.

Frage 15. ists irrig, daß weisellose Bienen gerade wieder so eine Mutter haben wollen, als sie vorhin hatten. Jede Mutter, die man ihnen in einem Drathhäuschen eingesperrt etliche Tage zusetzt, und alsdann erst frey unter sie eingehen läßt, werden und müssen sie annehmen: dagegen sie eine andere, wenn sie auch gleich wie die gehabte ist, in den ersten Augenblicken umbringen; einerley Geruch, den sie dadurch erhalten, ist ihre höchste Kenntniß in der Kameradschaft, und erzeugt Bereitwilligkeit zur Aufnahme jedweder Biene. Eben

den-

darnach ist §. 232. zu verbessern, so wie es §. 233. zum Theile geschehen ist.

§. 23. ist zwar aus einem bewährten Schriftsteller nachgeschrieben, aber so unwahr wie dort — und hier gegen des Verfassers eigene Lehre S. 37. streitend — so ungültig steht es in dieser Frage: daß die Bienenmutter zuerst gemeine, dann Drohneneyer, und zuletzt Weiseleyer in eigends dazu gebaueten Zellen lege. Sie legt ja nur die zwey ersten Gattungen, und das ganz gleichgültig in welche Zelle, wenn sie nur rein ist; den Arbeitsbienen stehet es hernach zu, die weiblichen zu vollkommenen oder unvollkommenen Weibchen zu bestimmen, wo sie dann im ersten Falle ihnen eine große und königliche Zelle erbauen. Die männlichen Eyer lassen sie oft viele Wochen unerbrütet liegen, bis sie solche in Menge bedürfen; außerdem brüten sie deren nur einige, auch in kleinen Arbeitsbienenzellen aus. Der Verfasser hätte bey dieser Frage nur die 111te dagegen halten sollen; darin sagt er selbst, daß die Bienen jedes gemeine Bieneney zu Weiseln erbrüten: mithin würde durch solche Gegeneinanderhaltung das Widersprechende sich leicht einstimmig haben machen lassen.

§. 62. Sehr viele gehabte Exempel gebieten uns auch diese Frage eines Irrthums zu beschuldigen: daß sich nämlich schwärmende Bienen nicht anlegten, wenn keine Mutter mit ausgezogen. Sie legen sich oftmals wirklich an, erwarten derselben; wenn sie aber nicht kömmt, werden sie unruhig, fahren endlich aus einander, und ziehen zurück.

§. 66. würden wir ganz ausmärzen: dann wer kann so tief in der Bienen geheime Gedanken, warum sie eigentlich durchgehen wollen, sehen? Man muß eine Sache nicht übertrieben vorstellen.

§. 78. den Hauptbienengewächsen gehört itzt nach neuern Beobachtungen die Seidenpflanze, oder Apocynum (Asclepias Syriaca Lin.) als eine vorzüglich reiche Bienennahrung, da sie keiner Blume so sehr nachfliegen, zugefügt zu werden; deren Anbau aus mehr denn einem Nutzen zu empfehlen ist.

Fr. 104 — 108. Darin vermissen wir ungerne die Erkennung eines guten Stockes beym Ankaufe im Winter, welches man durchs Einblasen leicht erfahren kann.

Fr. 150. Unter den Bienenfeinden ist der Storch vergessen.

Mehr

Mehr haben wir über den theoretischen Theil nicht zu sagen: im praktischen hat folgendes unsere Aufmerksamkeit rege gemacht.

F. 157. ist vorzüglich schön, und kann das, was der Verfasser sagt, nicht wiederholt genug empfohlen werden: „Es „ist immer sicherer weniger Stöcke, die aber von vorzüg„licher Güte seyn, zu halten, als mehrere, deren innerer „Werth nur mittelmäßig, oder ganz zweydeutig wäre; „oft wirft ein guter Stock mehr ab, als zwey oder auch vier „schlechtere.“

Desgleichen Fr. 161 und 162. „Im Frühlinge muß man „seinen Entschluß fassen, noch ehe sich die Bienen zum „schwärmen richten, ob man seine Stöcke vermehren wolle „oder nicht: d. i. seine Anstalten darnach einrichten, die Bie„nen schwärmen zu lassen, oder davon abzuhalten. Seine „Stöcke durch das Schwärmen auf einmal zu vermeh„ren, ist niemals rathsam, und so weiter.“ Alles dieses zu bewerkstelligen wird vortrefflich angewiesen.

Fr. 171. So weißlich, als der Verfasser sagt, daß ein Bienenstock die Eigenschaft haben müsse, damit er sich nach dem Maaße, als das Volk stark oder schwach ist, vergrößern oder verkleinern lasse: so unzufrieden sind wir mit ihm, daß er nicht dergleichen bequeme Gattungen besonders Körbe, z. B. Gelieusche und Riemsche beschrieben, sondern so steif und fest an den unbequemen Janschaschen Kästen hängen geblieben.

Fr. 176. Irrig hält der Verfasser die Klotzbeuten überhaupt für sehr unbequem zu aller Behandlung. Wenn er darunter nur die alten verstünde, so könnte diese Frage gelten. Er muß also erst die neuern, durch Lätrichbau und Riem verbesserten, die man in Kammern abtheilen, oder durchs umwenden erneuern kann, kennen lernen. Der Verfasser kennt aber auch nur die, so bey wilder und der Waldbienenzucht angewendet werden, und mag die Klotzbeutenzucht seiner Nachbarn, z. B. im Mährischen, Teschnischen, in Schlesien und Pohlen ꝛc. noch nicht gesehen haben.

Fr. 190. Hier würden wir lieber sagen: es ist vorzüglicher — um die Bienen zur Brut anzureizen — daß man ihnen frischgeseimten Honig füttere: oder, daß man ihnen denselben mit Salzwasser oder Sternanieswasser verdünne.

Fr. 194.

Fr. 194. Den Malzhonig zum Füttern sollte Verfasser mit etwas Honig oder zu Schaum geschlagenem Eyweise, indem er eins von beyden zuletzt einige Minuten mit kochen läßt, schönen.

Fr. 222. Ists dem nicht so: daß der Mutterstock nach einem abgelassenen Vorschwarm keinen Weisel mehr habe. Es schwärmt kein Stock eher, als bis zwey Mütter da sind, ausserdem niemals und selten geschiehts, daß bey einem Vorschwarme beyde Mütter — deren jetzt meistens nur zwey vorräthig sind — auf einmal ausziehen sollten. Nur in diesem Falle, da in der Verwirrung wohl ein- oder das anderemal dieser Abgang geschehen kann, wird man nach abgeflognem Schwarm keine Mutter, sondern blos noch volle und unreife Mutterzellen antreffen. Hiernach muß auch die 32ste Frage bestimmt werden, nämlich so: ist einmal ein Weisel von zweyen wegen üblem Wetter, welches das Schwärmen verhinderte, getödtet, und es schlupfen in der Folge, wenn besser Wetter erfolgt, keine neue aus, dann hat das Schwärmen sein Ende. Und gleichförmig Fr. 224.

Fr. 291. Niemals würden wir anrathen, einen Ableger erst nach geschehener Befruchtung in die Bienenhütte rückzutragen: wo würden denn diejenigen Bienen hinfinden, die während dem Versetzen diesen Flug nicht gelernet? verlohren würden sie seyn. Wir überlassen dergleichen Possen und zu künstliche Pflege dem Verfasser und seinen Anhängern allein, den Bienen aber, sich überall zu befruchten, — welches doch gewiß und am besten im Stocke in der Finsterniß geschiehet — ohne sie bald da, bald dorthin zu versetzen: und haben noch niemals dadurch einen Verlust an Müttern gehabt. Wir haben aber auch noch niemals Mütter der Befruchtung wegen, sondern immer nur bey Stöcken, deren sich mehrere ausjagten, ausfliegen gesehen: und dann hatten wir auch keinen Kummer um die Ausgeflogene, sondern wir fingen sie vielmehr bey der Rückkunft weg, um dem Streiten und Ausfliegen ein Ende zu machen; so fuhren wir immer wohl, und entdeckten leicht, daß das, was die Verfasser, Kürrichau, Janscha, Kratzer und Müller am Hintern der Mutter, für Befruchtungsmaterie ansahen, Unrath gewesen. Weg mit diesen Irrthümern und Irrlehren.

Fr. 291 und 292. sind zu künstlich und mühsam, für den Landmann ganz entbehrlich: zudem jetzt, da man einfachere Methoden, Ableger zu machen, erfunden hat.

Fr. 295.

§. 295. Diese Art Ableger ist sehr anzurathen; nur muß auf zehn Schritte neben an kein bevölkerter Bienenstock stehen.

§. 303 - 308. sind sehr überflüssig, und dienen bloß den Honig zu vermehren; verringern aber das so nöthige Wachs desto mehr. §. 309. ist empfehlungswerther, da sie beydes gewähret; doch für den Landmann zu mühsam, und weil er übele Anwendung darin machen könnte, zu gefährlich für ihn. Für erfahrne Bienenwirthe kann sie von Nutzen seyn. Am empfehlungswerthesten finden wir §. 314 - 318.

§. 332. Wir würden hierinnen die Ochsen zum Verfahren der Bienen nach und von der Heyde eher deswegen vor den Pferden besser erklären, weil sie einen langsamen und steten Zug halten, so wie solcher §. 233. erfodert wird. Sind die Bienen versperrt, so wissen sie ja nicht, wer sie ziehet: sind sie aber offen, so stechen sie Ochsen wie Pferde.

§. 402 und 403. Die Mittel zur Vertilgung der Ameisen und Mäuse sind aus Riems verbesserten Bienenpflege vom J. 1771. ganz entlehnt, ohne es anzuzeigen: wiewohl der V. überhaupt vieles auf diese Art genutzt hat.

Alle Sätze, von denen wir hier nichts geredet haben, sind durchaus befolgungswürdig.

Sm.

Johann Baptista Fabroni Versuch vom Ackerbaue, übersetzt und mit Anmerkungen bereichert von Johann Reinhold Forster. Berlin, bey Haude und Spener. 1781. 8. S. 214.

Fabroni, ein junger Gelehrter in Florenz, dessen Vater, Werner, ein deutscher aus Tyrol, in die Familie der Fabroni heyrathete, und deren Namen annahm, ist Verfasser dieses Versuchs vom Ackerbaue. Er bekleidet eine Stelle als Unteraufseher bey der schönen Naturalien- und Instrumentensammlung des Großherzogs von Toskana unter der Oberaufsicht des Abts Fontana. Diesen begleitete er auf seinen Reisen nach Frankreich, England, die Niederlande und Italien. Der Uebersetzer ist der gelehrten Welt bekannt, und seine vortrefflichen Anmer-

Anmerkungen und Erklärungen, bey den begangenen Uebereilungen und habenden Vorurtheilen des Verfassers, bestimmen erst den wahren Werth des Buchs, und machen es den gelehrten Oekonomen äußerst schätzbar. H. F. nennt es die Metaphysik des Ackerbaues. Schon dieser Name zeigt, daß sich der blos praktische Oekonom nicht viel Nutzen daraus versprechen könne, und ihm unverständlich bleiben werde. Naturlehre, Chemie und Naturgeschichte, mit der feurigen Einbildungskraft des Verf. sind in diesen Bogen verbunden, und würden gewiß manchen irre geführt haben, wenn dies Buch das Unglück gehabt hätte, in die Hände eines Mitgliedes aus unserer stets rüstigen Uebersetzerinnung zu gerathen. Durch die Anmerkungen des Hrn. F. werden die Sätze gemildert, widerlegt, und auf Erfahrungen gegründete Regeln angegeben. Der Verf. theilt diese Betrachtungen über den jetzigen Zustand des Ackerbaues in eilf Hauptstücke; jedes Hauptstück wird von den Anmerkungen des Uebers. begleitet. Im ersten Hauptstück sucht der Verf. darzuthun, daß durch unsere jetzige Art, die Aecker zu bearbeiten, die Bäume und den Weinstock zu beschneiden, wir der Fruchtbarkeit, die die Natur in die Erde und die Pflanzen gelegt hat, ganz entgegen arbeiteten. Nur in den unbebautesten Gegenden, nur in den ältesten Forsten sähe man die Gewächse in ihrem stärksten Triebe und durch sorgfältige Erziehung unter unsern Händen arteten die Pflanzen aus, und die Erde wurde desto unfruchtbarer, je länger sie schon urbar gewesen wäre. Die Natur hätte weislich zur beständigen Erhaltung des Pflanzenreichs geordnet, daß die Trümmern der verfaulten Gewächse das Nöthige zur Erhaltung der lebenden Arten hergeben, oder aber zur Entwickelung der Saamen von einer jeden Gattung dienen sollten. Die Landwirthschaft gäbe Vorschriften zu Ausrottung des größten Theils der Gewächse, und gebiete, die sich ansetzende Erde zu untergraben, sie wegzunehmen, die Gewächse und Büsche, die sie zusammen verbinden, so auszureißen und auszurotten, als wäre ihr einziger Vorsatz, den Einsturz derselben zu befördern, und durch die Gewässer sie in die Betten der Bäche und Flüsse wegführen zu lassen. Die kleinern Gewächse hätte die Natur darum mit den größten Bäumen vermischt, damit dasjenige, so dem einen entgienge, doch noch den andern zur Nahrung dienen könnte. Der allzustark eingeführte Ackerbau gäbe Gelegenheit, die Wälder, als Haufen unnützer und schädlicher Gewächse

anzusehen, und veranlaßte sie auszurotten, um nur den Pflug, als im Triumpfe über eine neue Eroberung führen zu können, die Bäume aus ihren eigenthümlichen Wohnsitzen zu vertreiben. Wir verlören folglich wenigstens die Hälfte von dem, was die Natur zur Ersetzung und Erhaltung des Gewächsreichs bestimmt hatte. Hieraus schließt er, daß die Vorschriften des Landbaues unvollkommen wären und eine Verbesserung bedürften.

Wir verneinen so wenig, wie der Hr. Uebers., daß noch viele Behandlungen der heutigen Landwirthe nicht dem Gange der Natur angemessen sind, und immer noch eine große Verbesserung verdienen, aber deswegen ist dieses nicht von allen Ländern, noch von allen Methoden zu behaupten. Was in Frankreich und Italien passend seyn kann, ist es deswegen nicht in Deutschland. Unsere Gewächse werden meistens in einer stiefmütterlichen Erde erzogen; sie sind Fremdlinge. Sie sollten nach der Absicht der Natur eine mildere Luft und eine weit wirksamere Sonne zu ihrer Vervollkommnung haben. Diese finden sie bey uns sehr sparsam. Sie saugen daher das Wenige, was Luft und Erde ihnen darbietet, zu gierig auf, und entkräften Luft und Boden. Uns wird es also nothwendig, der Luft und dem Boden diese entgangenen Kräfte, in
[illegible] n dem Ma[illegible]ße, als sie ihnen durch die Pflanzen entzogen
[illegible] rden, wieder zu ersetzen. Der in volkreichen Gesellschaften
[illegible] e[illegible] Mensch hat gewiß aus der Hand der Vorsehung zuerst
[illegible] rgie[illegible] n nährende Pflanzen erhalten, und sie jetzt durchgän-
[illegible] z[illegible] ung eingeführt, welche sehr viele thierische Theile
[illegible] ihren [illegible] en enthalten, und diese sind es, welche den
[illegible] e[illegible], [illegible] gen ihrer Analogie mit seinem Bau und Säf-
[illegible] die mehrere Nahrung geben. Diese thierischen Theile muß
[illegible] P[illegible] durch die Luft und Erde einsaugen, und je wen-
[illegible] dieser [illegible] e in einem Boden und der ihn umgebenden Luft
[illegible] o, desto [illegible] niger kann das Korn, oder die mehlreichen,
[illegible] en [illegible] arten, darin gut gerathen: alle andre Pflan-
zen [illegible] niger thierische Theile zu ihrer Vollkommen-
[illegible], daher können sie auch weit ehe, als das Korn in jeder
[illegible] gend fortkommen, und ein sich selbst überlassener Acker kann
[illegible] rst- und Obstbäume, auch wilde einheimische Pflanzen,
[illegible] hr aus Jahr ein ernähren. Die gewöhnlichen Kornarten
[illegible] r saugen die wenigen animalischen Theile auf einmal aus. Der Mensch muß also neue thierische Theile, durch Dünger vom

vom Vieh, durch Abgänge von Thieren, als Knochen, Haare, Horn, Hufe u. s. f. wieder in die Aecker hineinbringen, und diese Düngearten durch oftmaliges Bearbeiten der Erde gemäß vermischen, um die Cultur der nahrhaften Kornarten einträglich zu machen. Eben so verbindet uns die Witterung, den Weinstock und andere saftige Baumarten zu verschneiden, damit sie von der Sonne gezeitiget, vom Froste nicht Schaden leiden, und bis auf die Wurzel absterben.

Im zweyten Hauptstücke zeigt der Verf., daß das vielfältige Bearbeiten der Aecker sowohl, als die Ruhe der Braache, derselben gleich schädlich sey. Er verwirft daher das Tullsche und Duhamelsche Ackersystem, so wie die Meynung der Physiker, daß die Pflanzen aus der Erde einen gewissen Geist und gewisse Salze einsögen, die sie doch nur aus der Luft einsaugten. Der Schnee beförderte auch nicht darum das Wachsthum der Pflanzen, weil er viele Salze in sich enthielt, sondern deswegen, weil er die Ausdünstung der nährenden Theile der Erde verhinderte, die allein den Gewächsen Kraft zum Wachsthum mittheilten, daher die Sonne, je mehr der Acker umgerühret würde, ihm diese nährende Substanzen entzöge. Eben so verwirft er die Braache, als ein Mittel, die Aecker fruchtbarer zu machen. Nur eine gewisse Auflockerung des Bodens sey nützlich, um die größtmöglichste Menge von Pflanzen zu ernähren, die durch ihre Wurzeln den Boden ferner auflockern und düngen, wie man in den wilden Waldungen und Wiesen wahrnähme. Diese zu weit ausgedehnten Sätze des Verf. schränkt H. F. S. 33. gehörig ein, und zeigt, in welchen Boden, und unter welchen Umständen, sie angenommen und nicht angenommen werden können.

Das dritte Hauptstück, S. 35. handelt von der Nahrung der Pflanzen, die sie mehr aus der Luft als aus der Erde erhalten, und durch Blätter, Rinde und Wurzeln in sich saugen. Das vierte enthält physiologisch statische Sätze über die Gewächse. Es sind diese 2 Hauptstücke sehr gut bearbeitet. Das fünfte Hauptstück S. 77. vom Dünger, wie und wodurch er Stof zur Nahrung der Pflanzen darreichet. Daß seine Hitze die Gewächse nicht tödtet, sondern solche, die in frischem Miste enthaltene zu große Menge der entzündbaren Luft, die sich losfetzt, und die den Blättern und Knospen schadet, oder die zu große Menge von fester Luft, welche die Wurzeln verdirbt,

 ders

verrichte, weswegen man ihn einige Zeit in freyer Luft aufzustapeln gezwungen sey.

Sechstes Hauptstück, S. 100. Von dem im Mineralreich befindlichen Dünger, worunter nicht der erdartige Dünger, oder die verschiedene Vermischung der Ackererde, theils zur Zertheilung, theils zur Befestigung der Aecker zu verstehen ist, sondern der Verf. benennt hier die Kreide, den Kalg, Muschelsand, Mergel, mit den Namen mineralischen Düngers. Allein dieser Dünger würde die Aecker nicht beständig verbessern, wenn nicht wenigstens aller 3 oder 6 Jahre animalischer Dünger den Aeckern mitgetheilet würde. Er würde ihn ganz unfruchtbar machen, wie dieses jeder aufmerksame Oekonom in jenen Gegenden, wo die Bauern zu viel gekalgt oder gemergelt haben, bemerken kann. Nur so lange, als in den Muschelschalen, dem Mergel und Kalge noch animalische Theile aufzulösen sind, giebt dieser Dünger den Aeckern Nahrungstheile. Nicht aller Kalg ist aus thierischen Theilen entstanden, wie man darüber in Charpentiers mineralogischen Geographie der Chursächsischen Lande S. 399 folg. nachlesen kann, wo dieses alte Vorurtheil widerlegt wird.

Im siebenten Hauptstücke wird die Asche als ein vorzüglicher Dünger noch mehr die untergeackerten zur Düngung ausgesäeten Pflanzen empfohlen, und das öftere Pflügen oder Umrühren der Aecker als schädlich angegeben. D. H. Uebers. S. 126. widerlegt letzteres sehr gründlich, und zeiget den rechten Gebrauch, so wie er auch der Asche und den Pflanzen ihre gute Eigenschaften zur Düngung nicht abspricht, nur sind diese Dungarten nicht allgemein anzuwenden. Das Maaß S. 130. ist nicht so schädlich, und das Mutterkorn der menschlichen Gesundheit eben so wenig, welches H. F. durch sein eigen Beyspiel S. 131. bestätiget. Hier sind zu viel Erfahrungen wider dieses Beyspiel aus verschiedenen Ländern beyzubringen. Aufmerksame Beobachtungen müssen darüber noch erst mehreres Licht verbreiten.

Im achten und neunten Hauptstück S. 137. 160. ziehet der Verf. den Waizenbau, dem Kornbau vor, weil jener ergiebiger als dieser wäre, welches mit vieler Einschränkung in etwas wahr seyn wird, und dringt auf die Abschaffung der Pferde zum Ackerbau, damit weniger Hafer erbauet werden dürfe. S. 152. steht eine Tabelle des jährigen

gen und zwölfjährigen Aufwandes auf ein Pferd und auf einen Ochsen, wodurch deutlich erhellet, daß das Pferd 5 mal mehr zu erhalten koste, als der Ochse. Dieses ist unsern meisten Oekonomen auch schon bekannt, und man könnte füglich in Deutschland den größten Theil der Pferde entbehren, wenn die Fürsten, Reichsstädte und andere, die Wegzölle, Weggeleite einnehmen, es nicht als ein bloß einträgliches ihnen frey zugehörendes Regale ansähen, und nach ihrem eigenen Willen verwendeten, sondern erwägten, daß sie, als treue Rechnungsführer und Entrepreneurs des Publici, das Weggeleite und Zollgeld, seiner ursprünglichen Bestimmung zu Folge, auch würklich zu Anlegung von guten Chausseen, zu Unterhaltung der Wege, und zu Erbauung steinerner Brücken anzulegen, und den Ueberschuß zu andern nützlichen öffentlichen Anstalten zu verwenden schuldig wären.

Im zehnten wird ferner der Nutzen des Rindviehes vor den Pferden bewiesen, die abwechselnde und mannichfaltige Kultur der Felder mit Getreide, Hülsenfrüchte, Weinbau, Maulbeer- und andere Obstbäume angepriesen, die aber nur in warmen Ländern nach des Verf. Methode anzuwenden ist.

Im 11ten und letzten Hauptstück wiederholt der Verfasser alles vorhergesagte in einem zu deklamatorischen Tone, und macht aus unrichtigen Vordersätzen, unrichtige Folgerungen. Der Hr. Uebers. widerlegt hier S. 210. besonders den großen Vortheil, den der Kartoffelbau machen sollte, und will ihn blos als Anpflanzung einer Gemüsart, oder höchstens nur für das Vieh angewandt wissen. Die Schädlichkeit dieses Geschlechts der Nachtschattenpflanzen haben wir in unserer allg. d. Bibliothek, bey Recens. einer vortheilhaften Cartoffel-Mühle. Bremen 1782. 8. gezeiget, und unsre Bitten an das medicinische, chymische, physikalische Publikum gelangen lassen, um darüber mehrere Erfahrungen zu sammlen und bekannt zu machen, welches H. F. hier mit seinen Bemerkungen schon in etwas bestätiget.

Eg.

14. Vermischte Nachrichten.

Wirtembergisches Repertorium der Litteratur. Drittes Stück. Auf Kosten der Herausgeber. 1783. gr. 8. von S. 391-562.

Die Herausgeber dieser periodischen Schrift, die in den ersten Stücken sich durch Mannichfaltigkeit und mehr gute Seiten empfahl, haben für gut befunden, oder vielleicht finden müssen, ihrem Plan eine ganz andere Richtung zu geben. Itzt soll vorzüglich die oeconomische, statistische und literarische Verfassung Oberdeutschlandes bearbeitet; historische und philosophische Gegenstände aber dabey nicht vernachläßiget werden. Das vor uns liegende Stück scheint bey dieser neuen Einrichtung nicht sonderlich gewonnen zu haben, welches die Herausgeber selbst gestehen, und in Zukunft mehr Reichhaltigkeit versprechen. Desto schlimmer für sie, wenn die Schwierigkeiten, ihr Wort zu halten, sich immer mehr häufen sollten; und daß dieses sehr leicht der Fall seyn kann, fürchten wir sehr!

Neun Aufsätze füllen dieses dritte Stück. 1. Schreiben eines edlen Prinzen an einen treuen Diener. — Ist französisch eingerückt, und hätte schon deshalb wegbleiben sollen, weil es wider die eigentlichste Absicht des Prinzen L* bekannt gemacht wird; und war dieses der Fall nicht, noch weniger eingerückt zu werden verdiente. Es ist von einer Pension von hundert Gulden an einen abgedankten Officier die Rede. 2. Ideal eines deutschen Gartens, — der hoffentlich nie zu Stande kommen soll; weil solches nicht allein unmöglich, sondern auch die bunteste Anlage seyn würde, die sich nur denken läßt. Neugierig wäre doch Rec. auf Luthers Grabe die Standhaftigkeit, und auf Melanchthons die Sanftmuth personifizirt ruhen zu sehen. 3. Ueber den ächten Charakter der deutschen Aussprache. — Ein beynah drey Bogen langer Aufsatz, der mitunter allerdings einige brauchbare Gedanken enthält, die aber mit so vielem falschen Witze versetzt, mit so heftigen Ausfällen auf die hochdeutsche Büchersprache begleitet, und endlich so deklamirend vorgetragen sind, daß dem Leser alle Geduld darüber vergeht. —

Das

Daß unser ächter Aussprecher seine eigne Orthographie habe, versteht sich von selbst. Dass statt daß, Rauhe statt Rauhigkeit, gewieser statt gewißer u. s. w. Corps giebt er durch Cor, klammert aber das französische Wort sehr weislich daneben ein. An neuen Kraft- und Provinz-Wörtern fehlt es ihm eben so wenig: Vergewaltiger, Volkmenschheit, schönheitlich, Vehmrichter, diesemen, lorpsen, beurgründen u. s. w. 4. Musikalische Lebensgeschichte Karl Ludw. Juncker's, von ihm selbst beschrieben. — Gehört in das Gebiet des Musikers. Wenn dieser hier aber auch so leer nach Hause geht, als der Kunstliebhaber aus eben dieses Herrn Junkers Büchlein über die Anlage einer Kupferstich-Sammlung: so bedauren wir seine Mühe recht sehr. Wir sehen aus diesem Aufsatz, daß Hr. J. auch ein Komponist seyn will. 5. Beschreibung des herzoglichen Militär-Waisenhauses in Ludwigsburg. — Lesenswerth und dem Menschenfreunde willkommen. Hundert Soldatenknaben und eben so viel Mädchen werden hier seit 1779, erstere bis ins 14te Jahr, die andern bis ins 15te, und nach Beschaffenheit der Umstände ins 18te ernährt, und zu Professionisten und Dienstboten aufgezogen. Ausnehmende Reinlichkeit und Simplicität wird überall beobachtet. Ob die damit verbundne Manufaktur eben so wohl gedeihen werde, ist eine andre Frage. 6. Ueber die Vorstellung Milo's von Crotona. — Von Hrn. Gnibal, Gallerie-director. Aus dem französischen übersetzt. Entwicklung der Preisaufgabe; Prüfung der Figur, die den Preis davon getragen, und von dem Bildhauer Herrn Danneker herrührt. Beurtheilung der beyden andern Stücke, die um den Preis gewetteifert. Alles mit zweckmäßiger Kürze und Belehrung. 7) Nachrichten von den Folgen des Lotto in *, besonders auf die Moralität. Von einem Geistlichen — Sehr gut gemeynt, leider mehr als zu gegründet, und auf einen großen Theil Deutschlands anwendbar. 8. Fünf und funfzig Fragen, von Herrn Unter-Bibliothekar Petersen zu Stutgart, die Geschichte der Sitten, der Künste und Wissenschaften in Deutschland betreffend — deren sichere Beantwortung allerdings erwünscht seyn würde. 9. Neue Erläuterungen, die Geschichte der Rosenkreuzer und Goldmacher betreffend. Zum Theil aus ungedruckten Denkmälern. — Ein Artikel, dem es in der itzigen Lage unsers geheimnißschwangern Vaterlandes gewiß nicht an Lesern

er ihn etwa sollte gewußt haben, nur etwas ganz anders daraus geschlossen haben, als unser Verf. der S. 537. darüber lacht. Es scheint, Hr. Nicolai sieht die Sache nicht für lächerlich an, sondern für eine ernsthafte Sache, deren Veranlassung und weitern Fortgang er auch ziemlich erklären zu können glaubt. Wenn er bisher seine Erklärung noch nicht öffentlich bekannt gemacht hat, mag wohl es deshalb unterblieben seyn, weil er die Sache nicht so auf die leichte Achsel nimmt, wie unser V., sondern glaubt, es gehöre viel Belesenheit, viel Beurtheilungskraft, und lange und unpartheyische Untersuchungen dazu, in Dingen, welche geflissentlich sind geheim gehalten worden, nach 170 Jahren auf die rechte Spur zu kommen, und noch mehr, um sie öffentlich in ein solches Licht zu setzen, daß sie allen Arten von Lesern, (worunter doch viele mit Vorurtheilen eingenommen sind), einleuchtend werden. So viel ist wenigstens ausgemacht: wenn man drey solche höchstmerkwürdige Männer, wie Boccalini, Campanella und Andreä zusammengestellt siehet, so muß man sonderlich das Spaaßen lieben, wenn man bey ihnen an Spaaßen und Lachen denkt. Alle drey waren Leute, welche mit weitaussehenden Projekten umgiengen. Alle drey waren Leute, welche durch ihre Projekte unglücklich wurden, oder auf dem Punkte standen, unglücklich zu werden, alle drey waren selbstdenkende Köpfe, alle drey die eifrigsten thätigsten Leute, voll einer πολυπραγμοσυνη, die man nicht so leicht findet. Solche Leute pflegen mit ihren Projekten nicht zu spaaßen. Schon ein Umstand, den der Verf. S. 540 selbst anführt, aber so leicht darüber weghuscht, hätte können zum Nachdenken Anlaß geben. Boccalini ist 1613. gestorben. Die erste Ausgabe der Ragguagli ist erst 1615. erschienen, und doch finden wir, daß Andreä in der Fama schon 1614. ein Stück aus diesen Ragguagli deutsch herausgiebt. Dies läßt sich in der That nicht anders erklären, als daß Andreä dieses Stück handschriftlich bekommen habe. Dies ist nicht allein möglich, weil Andreä zwischen 1607 und 1614. in Italien war; sondern wenn man recht genau überlegt, in welcher Lage Boccalini war, und verschiedene Umstände in Andreä Leben zusammennimmt, so wird es sogar wahrscheinlich. Es könnte also dieser Umstand, anstatt dasjenige, was Hr. N. etwan vom Ursprunge der Rosenkreuzer glauben mag, zu widerlegen, es eher bestätigen.

Wenn man dunkle Sachen erklären will, so muß man auch geringscheinende sonderbare Umstände nicht übergehen. Daß Hr. N. bey solcher Gelegenheit sehr aufmerksam und zuweilen glücklich sey, und daß es ihm an Belesenheit nicht fehle, zeigt so wohl dessen Buch von den Tempelherren, als der Anhang dazu; daher hätte der V. eben nicht thun dürfen, als ob das, was Hr. N. bisher über die R. C. gesagt, durch diese Entdeckung des V., die er noch nicht einmal genug überlegt hat, mit einmal lächerlich werde. Ich sage, der Verf. hat seine Entdeckung nicht gnugsam überlegt. Denn das 1614 erschienene Buch, Fama genannt, enthält nicht bloß die aus dem Boccalino entlehnte Reformation von 1615., sondern hauptsächlich die eigentliche Fama oder Ankündigung der Brüderschaft des Rosenkreuzes, welche eigentlich mit der Reformation nichts gemein hat, daher auch die Reformation in der Ausgabe der Fama von 1615. ausgelassen, und die so merkwürdige Confession der Rosenkreuzer an die Stelle gesetzt worden ist, auf welche die Confession und auf die Fama sich die R. C. immer beziehen, aber gar nicht auf die Reformation *). Nun wurde also durch die Fama eigentlich zuerst**) die Brüderschaft des Rosenkreuzes angekündiget. Diese Ankündigung ist sehr ernsthaft, so daß gewiß alle Idee von Spaaß wegfällt. Wie konnte also der V. zuüberlegter Weise diese Fama für einen Spaaß erklären, weil die Reformation aus Boccalino genommen ist?

Wenn es dem V Andreä mit der Brüderschaft des Rosenkreuzes ein Spaaß gewesen wäre, welches niemand glau-

*) S. Nicolai von T. H. II. Theil. S. 179.

**) Der Verf. führt zwar an, daß vorher schon ein gewisser Trieb zur Reformation da gewesen, und auch manches vom Kreuze vorkommt. Freylich lag schon lange vorher der Saamen zu gewissen Dingen in den Gemüthern der Menschen, aber hier ist nur bloß von der Brüderschaft des Rosenkreuzes die Rede. Diese ward 1614 durch die Fama angekündigt, und vorher hörte man öffentlich nichts davon. Schon vorher war das Sinnbild des Rosenkreuzes in Kupfer gestochen. Aber die Brüderschaft war deshalb doch nicht da. Weiß der V., in welchem Buche das Sinnbild des Rosenkreuzes zuerst erschien? Bis jetzt scheint es mir, daß sich seine Belesenheit in Schriften dieser Art nicht weit erstrecke.

glauben kann, der die dahin gehörige Schriften sämmtlich, und zwar mit Aufmerksamkeit und Unpartheylichkeit gelesen hat — wie kam es denn; daß Andreä nachher nicht geradezu sagte, es sey nur Spaaß gewesen? Nachdem diese Brüderschaft verschiedene Wendungen nahm, die seinen Absichten gar nicht gemäß, ja denselben sogar gerade zuwider waren, da ihm, durch den Verdacht, daß er der Beförderer derselben sey, so großer Verdruß verursacht worden war, so entsagte er zwar derselben. Er insinuirte zwar, sie gienge ihn nichts an. Er insinuirte zwar, sie sey ein Spaß gewesen. Aber niemals traute er sich eins von beyden geradezu zu sagen. Vielmehr, nachdem er 1619. in dem Turris Babel den Verdacht, als ob es ihm mit der Rosenkreuzergesellschaft ein Ernst gewesen wäre, zu zerstreuen gesucht hatte, so kündigte er in eben dem Jahre 1619. eine auf alle Weise sehr ernsthaft *Fraternitatem Christi* an, diese stiftete er wirklich, und es wird vielleicht zu seiner Zeit erwiesen werden können, daß durch diese christliche Brüderschaft der Theil der Absichten, der von dem, was mit der Rosenkreuzerbrüderschaft *) erreicht werden sollte, noch übrig war, würklich zu erreichen die Absicht gewesen sey. Wenn Andreä erst so spashaft war, warum handelt er denn jetzt so ernstlich?

Doch es ist sonderbar genug, daß unser Verf. nachdem er anfangs die R. C. Brüderschaft für Spaaß ausgiebt, nun S. 548. sagt: „Mitten unter jenem Lärm von öffentlichem „Hohngelächter, machten sich einsichtsvolle Männer mit „Ernst an diese Ausführung jener Entwürfe." Was dies für Entwürfe gewesen, darüber will er: „für gegenwär„tig den Vorhang zuziehen." Dies ist nun freylich nicht, was der Leser erwartet, wenn er sieht, daß der V. entscheidender Weise alles verwirft, was man mit Kenntniß der Sache über R. C. gesagt hat, und nun seine vermeynte Entdeckung vorbiegt. Mit einer solchen Verfahrungsart kann man freylich leicht die Augen blenden, aber dunkle litterarische Zweifel können auf solche Art nicht entwickelt werden. So viel kann jeder vernünftiger Mensch einsehen, wenn der erste Anfang der Rosenkreuzerey ein Spaaß war, und sie doch in kurzem ernsthaft

*) Das *Silentium* war ein Erforderniß dieser Gesellschaft. Man sehe auch, was Andreä *pro arcanis servandis* in seinem civis Christianus, der auch 1619. erschien, p. 109. schreibt.

sagt, Herr N. hätte nicht so viel Wesens von ihm machen sollen. Was heißt hier elend? Die Frage ist, ob er merkwürdig ist. Hr. N. hatte zuerst entdeckt, (Vers. von T. H. II. Th. S. 205.) daß bey diesem T. S. C. unwidersprechliche Dinge vorkommen, welche bey den jetzigen Freymäurern noch in viridi Obſervantia sind, und die vor dieser Anzeige, wohl niemand bey einem deutschen Rosenkreuzer von 1618 gesucht hätte. Weiter hatte Hr. N. von T. S. C. kein Wesens gemacht, sondern führt nur etwas von den Schriften dieses T. S. C. an, um gegen den Ungenannten im Merkur zu beweisen, daß die F. M. von den R. C. herstammen, welches vor ihm noch niemand bewiesen hatte. Auch dieser Verf. läßt S. 548 einfließen: „Der R. C. Orden habe die F. M. „und alle folgende gebohren.“ Wenn nun aus dem T. S. C. ein einleuchtender Beweis dieser in der That in der Streitfrage sehr wichtigen Wahrheit, die man behaupten kann, ohne an allem, was die sogenannten Gold- und Rosenkreuzer jetzt vornehmen, im geringsten Theil zu nehmen, zu führen ist, hatte Hr. N. denn wohl nicht recht, diesen Schriftsteller aus seiner Dunkelheit hervorzuziehen, und etwas von dem, was er merkwürdiges hat, bekannt zu machen. Aber unser Verf. wirft weg, was ihm nicht dient, oder was er zu untersuchen nicht Geduld hat. Er schweigt von Julius Sperber, von *Iosephus Stellatus*, von *H. Iſajas ſub Cruce* (einem merkwürdigen Manne,) von *Iulianus a Campis*, und vielen andern Leuten, die damals erschienen, lieset sich hingegen den bekannten Michael Mayer allein aus, und entscheidet S. 549, daß dieser die erste vernünftige Rosenkreuzerschrift geschrieben habe. Ich möchte wohl fragen: was soll hier vernünftig heißen? Wollte man von dem Nutzen der Rosenkreuzerey sprechen, so möchte man die Vernunftmäßigkeit der R. C. Schriften untersuchen. Aber davon ist ja jetzt noch wohl die Rede nicht, sondern es soll der Ursprung, der Fortgang und die verschiedenen Absichten der Brüderschaft entwickelt werden. Will man in diesem dunkeln Labyrinthe einen Faden finden, so muß man alle, auch die unvernünftig scheinenden Schriften genau untersuchen und vergleichen; man muß die Geschichte treu darstellen, nichts weglassen was geschehen ist, scheine es so unvernünftig als es wolle, denn es kann vielleicht noch ein Zusammenhang entdeckt werden, wo man es am wenigsten geglaubt hätte. Wenn man aber nur demjenigen Schriftsteller, der vernünftig scheint, das heißt, indem man einiges Licht über

die

die Sache zu erblicken glaubt, sich auswählt, alle andere für elend, oder für Spaaßvögel, oder für Satyrenmacher erklärt, in entscheidendem Ton verwirft, was nicht zur vorgefaßten Meynung taugt, und dabey, wo der Leser am gewissesten auf Erläuterung hofft, den Vorhang zuzieht: so kann man freylich in einem gewissen Zirkel von Leuten leicht für einen sehr vielwissenden Mann gelten, aber es ist nicht der Weg, der Aufklärung einer so lange verdunkelten litterarischen Frage näher zu kommen. Vielmehr wird alles auf neue verwirrt. Freylich, daß dieses geschehen solle, daran scheint in dieser Sache manchen Leuten etwas gelegen zu seyn, denn sie haben vorgefaßte Meynungen mancherley Art, über die Rosenkreuzerey, und was sich zu diesen vorgefaßten Meinungen nicht passet, soll nicht wahr seyn. Ein unpartheyischer und gründlicher Untersucher ist ihnen daher ein Dorn im Auge, und sie suchen ihn abzuschrecken, das nicht zu thun, was sie selbst nicht thun mögen, oder nicht thun können. Wenn solche Leute untersuchen wollen, so müssen alle Dinge die Gestalt annehmen, die vorher schon in ihrem Gehirne schwebt, so wie die gesundesten Speisen im verdorbenen Magen und verstopften Eingeweiden cacochymisch werden.

Der Recensent befürchtet, dieser Verfasser kennt auch den **Mich. Mayer**, den er sich unter den Rosenkreuzern ausersehen hat, nicht recht, ob er gleich versichert, dessen Leben in Molleri Cimbria litterata gelesen zu haben. Besser wäre es unstreitig, wenn er dessen Geschichte und Meinungen in dessen eigenen Schriften studirt hätte. Wäre dieses, so würde er den **Mich. Mayer** a potiori eher einen schlauen als einen vernünftigen Mann nennen, so würde er z. B. nicht sagen: **Mich. Mayer** sey wegen der Rosenkreuzerey nach England gereiset. Dies ist ganz falsch, und wenn der Verfasser **M. Mayers** Schriften gründlich studirt hätte, so würde er einen Umstand, der, wenn er wahr wäre, so wichtig seyn müßte, nicht so unbestimmt hinwerfen. **M. Mayers** Reise nach England hatte vielleicht eine sehr wichtige geheime Ursache, welche man aus den Umständen muthmassen kann, und die vielleicht noch einmal näher kann entwickelt werden, aber die ostensible Absicht war, daß er englisch lernen wollte, um **Nortons** *Ordinale* zu verstehen. Dies ist ein alchymisches, aber nicht ein rosenkreuzerisches

Buch

Buch. Dies sind zwey Dinge, die nicht zu verwechseln sind, und die doch so oft verwechselt werden, auch von unserm Verfasser. Mich. Mayer wußte, als er nach England reisete, noch nichts von der Rosenkreuzerey. Er sagt selbst in seiner Symbola aureae mensae, daß ihm daselbst die *Fama* durch ein dunkeles Gerücht, und dem er kaum habe Glauben beymessen wollen, bekannt geworden sey. *) Nachdem er aber die Fama und Confession gelesen hatte, so hielte er die angekündigte Rosenkreuzerbrüderschaft für eine sehr wichtige Sache. **) Hieraus erhellt zweyerley. 1) Erstlich: daß M. Mayer die Rosenkreuzerey nur durch die Fama kennen gelernt, daß er also nicht zu ihren Stiftern, sondern zu denen gehört, welche nachdem sie lange genug nachgeforschet, wo denn eigentlich die unbekannte R. C Gesellschaft sey, Andreä Ideen nach ihrer Art wendeten ***) 2) Daß Mich Majer die Fama vom ersten Anfange an, nicht für einen Spaaß oder lächerliche Sache, sondern für etwas sehr wichtiges gehalten habe. Kann der Verfasser nun wohl kompleter widerlegt werden, als wenn ich ihm hierdurch zeige, daß M. Mayer der Schriftsteller, den er unter allen Rosenkreuzern für den ersten vernünftigen ausgiebt, von der Fama eine gerade entgegengesetzte Meinung gehabt hat, als diejenige, die er wider den Augenschein und doch so entscheidend behaupten will.

Doch,

*) *Fama illa Fraternitatis* mihi quoque tum in Anglia agenti, et rei chymicae unice invigilanti, *obscuris quibusdam rumusculis*, incredibilibus, *ipsaque veritate longe majoribus* insonuit, cui *fidem* pro referentis fide, *dubiam prima vice adhibui*. S. *M. Mayeri Symbola aureae Mensae XII. Nobr.* Frfti. 1617. 4.

**) Sed libro ipso de *fama* et *confessione* eorum edito, forte fortuna perlustrato. longe aliter de illis ferre judicium informatus sum. *Magna sane res est, quae ab illis agitatur*, *ib. l. c.*

***) Noch 1617. ladet er laudabilem illam Societatem Germanicam zu seiner Aurea Mensa ein: (l. c. S. 289.) da er von ihnen also in der dritten Person spricht: so gab er sich damals noch nicht für ein Mitglied der R. C. Gesellschaft aus. Dies alles hat der Verfasser entweder nicht gewußt oder nicht bedacht.

Doch, wie schon gesagt, der Verfasser mag wohl M. Mayers Schriften nicht genugsam studirt haben. Er ist auch in mehrern zur Sache gehörigen Dingen unbegreiflich unwissend oder unbegreiflich leichtsinnig. Z. B. Er redet umständlich von des Simon Studion *Naometria* oder Tempelmessung. Er scheint dieß rare Manuscript in Händen gehabt zu haben, aber er muß es sehr wenig erwogen haben, sonst hätte er nicht S. 527. den groben Fehler machen können, zu sagen: „Es sey dadurch eine besondere Sekte entstanden, welche *Naometrae* oder die Neumesser geheissen.“ Neumesser! was für einen Sinn soll dies Wort geben? dieß untersucht der Verfasser nicht, spricht aber S. 508. frisch weg von naometrischen Possen, ohne das Wort recht zu verstehen. Possen mögen es gewesen seyn. Es hat aber von jeher in der Welt sehr viel nugas gegeben, quae serio docebant. Wenn man nur von solchen Possen urtheilen will, und so gar entscheidend zu urtheilen sich unterfängt, so müßte man doch vorher wohl einigermassen nachsehen, was die Leute in den anscheinenden Possen, die sie so ernsthaft behandelt, eigentlich gesucht hatten. Neumessung heißt nichts, aber Tempelmessung kann einen sehr interessanten Sinn haben. Wenn nun ein wenig gesucht und gefunden worden, was man damals unter dem Tempel, was man schon Jahrhunderte zuvor unter dem Tempel Salomons verstand; so findet es ein unpartheyischer Forscher der Mühe werth, diese Tempelmessung, so possenhaft sie auch uns beym ersten Anblicke aussehen möchte, ernsthaft und gründlich zu untersuchen. Nicht etwan um diese Meinungen anzunehmen, oder tiefe Weisheit darin zu suchen, sondern nur auseinander zu setzen, welche Begriffe man damals damit verbunden hat, und was man eigentlich darunter, nach der Denkungsart der damaligen Zeit, suchte. Dies ist um so viel nöthiger, da in die Augen fällt, daß die *Naometrae* eine eifrig verbundene Sekte ausmachten, welche heftig verfolgt wurde, an die sich aber doch Andreä *NB.* anzuschliessen suchte, wie aus seiner vertrauten Freundschaft mit Tobias Hesse, und aus andern Umständen erhellet. Diese Sekte machte A. schon 1616. durch den Harlekin lächerlich, *) traktirte sie aber gleichwohl 1618. noch gelind,

und

*) Turbo. S. 145.

und rechnete den Studion, nebst andern Schwärmern unter die insolitae eruditionis homines, *) und 1619, nachdem er der Rosenkreuzerey ganz entsagte, und die *Fraternitas Christi* an die Stelle setzen wollte, zapfte er die *Naometras* wieder in dem so absichtsvoll geschriebenen Turris Babel **) an. Diese Duplicität des Andreä giebt uns nicht nur eine Einsicht in seinen Charakter, und in seiner Art sich in der Welt herumzuwenden, welche Einsicht uns in Beurtheilung verschiedener anderer seiner Schritte nützlich seyn kann; sondern sie zeigt auch, daß die *Naometrae* die Tempelmesser, wenn sie sich auch mit Dinge beschäftigten, die wir vielleicht mit Recht Possen und Grillen heißen, in den damaligen Zeiten nicht verächtliche Leute waren, weil so deutlich zu bemerken ist, daß Andreä sich, so wie es seine Absichten erfoderten, an sie anzuschließen, oder sie zu erniedrigen suchte. Sind in unsern Zeiten keine Beyspiele, daß Leute Grillen nachfolgen, an die sich aber auch verständige Leute, welche Grillen für Grillen erkennen, anzuschließen suchen, und vielleicht unvermerkt auch von dem Grillenhaften etwas annehmen? Wenn nun damals etwas ähnliches vorgefallen wäre, so sollte es doch wohl der Mühe werth seyn, zu untersuchen, was man mit solcher Tempelmessung damals eigentlich möchte gemeint haben, und es ist wohl nicht recht, so wie unser Verfasser, von Possen zu sprechen, ohne daß man sich auch nur die Mühe giebt, die vor Augen liegenden Benennungen dieser Possen recht zu verstehen.

Es scheint sehr sonderbar, daß unser Verfasser den Mich. Mayer für einen vernünftigen Rosenkreuzer hält, der doch ein eifriger und noch dabey sehr schwärmerischer Goldmacher ward, und dabey S. 558. ganz unvermuthet auf die Freymaurerey ***) kömmt, und beklagt, daß selbst die Söhne der

*) Mythol. christ. Manip. III. S. 137.

**) Turris Babel. S. 14.

***) Dies giebt den Aufschluß, warum der Verfasser von manchen Dingen in der Geschichte des Ursprungs der Rosenkreuzer so schief urtheilt. Wenn jemand bey solcher eigentlich blos litterarischen Untersuchung, auf jetzige Dinge, und in denen er noch dazu mit Eifer Partie genommen hat, zurücksehen will, so muß der Augpunkt verrückt werden.

der Weisheit, die Freymaurer, nun auch Goldmacher werden. Der Verfasser mag es recht gut meynen, aber statt solcher zu nichts helfenden Klagen, hätte er vielmehr, wenn er gekonnt hätte, aus einandersetzen sollen, wie es kommt, daß sie bis dahin gerathen sind. Er hätte entwickeln sollen, ob es etwan der Natur der menschlichen Seele gemäß sey, daß die Begierde nach geheimer Wissenschaft, welche von jeher so ein kräftiges Mittel gewesen ist, die Menschen in Gesellschaften zu bringen, und durch solche Gesellschaften gewisse Absichten auszuführen, gleich den chymischen Menstruis ihre Wirksamkeit nach Verschiedenheit der Objekte, auf die sie wirket, auf verschiedene Art äußere? Durch Untersuchungen solcher Art könnte gewiß vielen Mißbräuchen vorgebeugt werden, aber nicht durch allgemeine Klagen, auch nicht dadurch, daß, wie der Verfasser S. 559. sagt, man könne eine Menge der schändlichsten Geschichte erzählen, und sie doch nicht erzählt. Schändliche Geschichte bekannt machen, und NB. sie gehörig verificiren, kann sehr wichtig seyn, aber eine blosse Drohung hilft nichts. Mancher glaubt Geschichte zu wissen, und weiß sie entweder nicht recht, oder kann sie nicht beweisen. Der allergenaueste Beweis, die Bekanntmachung von Zeit, Ort und Personen aber ist die Hauptsache bey solchen Dingen, sonst kann, so wahr sie auch seyn mögen, die Beziehung darauf nicht viel helfen.

Wie wenig der Verfasser übrigens sich befleisse, selbst in Kleinigkeiten genau zu seyn, sieht man S. 559., wo er sagt, das Oberhaupt der Freymaurer in Frankreich sey der Duc de Chartres, ein Jüngling. Aus jedem genealogischen Kalender hätte er sehen können, daß der Duc 1747. geboren, folglich 36 Jahr alt, folglich kein Jüngling ist.

Amm.

Berlinische Monatsschrift, herausgegeben von F. Gedicke und J. E. Biester. Erster Band, Januar bis Junius, 1783. 8vo. 610 S. Nebst einem von Bege gestochenem Bildnisse des Königl. Preußischen Staats-Ministers, Freyherrn von Zedlitz.

— Die

— — Dieselbe Julius bis November, 1783. 8vo.

Wir wollen ein für allemal den Zweck und die Behandlung [d]ieser Monatsschrift anzeigen, und in Zukunft nur von dem [D]aseyn der folgenden Stücke, der Vollständigkeit halber, [N]achricht geben. Der Plan, den sich die Herausgeber selbst [v]orgeschrieben haben, ist folgender: Höchste Mannichfaltigkeit, [i]n so weit diese mit angenehmen Belehrungen und nützlicher [U]nterhaltung bestehen kann. Namentlich werden folgende [Ru]briken angegeben: 1) Nachrichten aus dem gesammten Rei[ch]e der Wissenschaften, vorzüglich von neuern Entdeckungen, [i]n so fern sie allgemein merkwürdig und auch Nichtkennern [in]teressant sind. 2) Beschreibungen von Völkern und deren [S]itten und Einrichtung. 3) Beobachtung über alles was den [M]enschen betrifft. 4) Biographische Nachrichten von merk[w]ürdigen, vorzüglich nicht nach Verdienst bekannten Men[sch]en 5) Beyträge zur Ausbildung und Kenntniß deutscher [S]prache und Litteratur in ältern und neuern Zeiten. 6) [U]ebersetzungen wichtiger noch zu wenig genutzten Meisterstü[ck]e des Alterthums. 7) Auszüge aus seltenen merkwürdigen [S]chriften des Auslandes. 8) Abhandlungen vermischter Art [un]d mannichfaltigen Inhalts, die in den Ton des Plans stim[m]en — Der Plan ist weit und groß. Es ist zu hoffen, daß [di]e Herausgeber in Ansehung angenehmer Belehrung und [nü]tzlichen Unterhaltung ihn gut ausführen werden.

Im Januar gefiel uns besonders eine Abhandlung [üb]er den Ursprung der Fabel von der weissen Frau [vo]n Johann August Eberhard, und ein Nachtrag zur Legen[de] von der weißen Frau von F. Gedicke, beydes mit vieler [G]eschichtskenntniß der mittlern Zeiten, und scharfsinnig, aber [wu]nder nahms uns, daß der Name der weißen Frau Perch[ta] oder Prechta Schwierigkeiten machen soll, und daß E. [g]ar eine Muthmassung wegen will. Dieser Name möch[te] wohl nichts anders seyn, als der noch unverlohrne und be[kann]te Frauens-Name Bertha, denn P und B kann uns gar [nic]ht irre machen, wenn man die harte Aussprache der Ober[län]der kennt. Bertha, Berchta mater Caroli M. quae gra[ti]et digna est, die Worte: vide Schottelii ausführliche Ar[be]it von der deutschen Sprache p. 1045. Der neue Messias in [die]sem Stücke, so wie die Nachricht im Monath März von

einem noch neuern, sollten wohl zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts unerklärbare Erscheinungen seyn, sind aber denen wohl erklärbar, welche wissen, wie es in den Köpfen der meisten Menschen noch aussiehet. Solche Dinge sind in der Geschichte der Menschheit wichtig. — Die Versicherung wegen der Authenticität der Nachrichten, und daß sie aus den Original Inquisitions Akten genommen sind, bürget für die Wahrheit der Erzählung.

Im Februar lesen wir Gedickens Ode, Gibraltar überschrieben, mit dem größten Vergnügen, hätten aber doch so gerne einige Personalausfälle weggewünscht, denn die erhabene Ode hält sich nicht bey Sticheleyen und Anekdoten auf, sondern vollendet rastlos ihren hohen Flug. Die Bemerkungen auf einer Reise durch die Lausitz und Sachsen sind mit einer auffallenden Freyheit geschrieben, werden aber denjenigen, der sie brauchen kann und will, um so besser gefallen. Stosch's Abhandlung über die im deutschen mit Stein, Stock und Blut zusammengesetzten Worte, als: steinalt, steinreich, stockdumm, stockfinster, blutjung, blutfremd, wird den Beyfall aller Liebhaber der deutschen Sprache finden. Die Vergleichung der Aktion des Predigers mit der des Schauspielers, von J. F. Zöllner ist durchgedacht, und allen Kanzelgesticulatoren zur reiflichen Ueberlegung zu empfehlen.

Im März ist Taucherkunstgeschichte, unter dem Titel: die Geschichte der Kunst unter dem Wasser zu leben, mit vieler Belesenheit und kritischem Scharfsinn vom Professor Schneider vorgetragen. Das Fragment einer poetischen Uebersetzung aus dem 7ten Buche der Ovidischen Verwandlungen, ist gut. Biesters Bemerkungen in diesem Monate und im Junius, auf einer Reise in Schlesien, sind redende Beweise von dem Scharfsinne des Beobachters; möchten doch mehrere auf diese Art reisen, und uns ihre Bemerkungen mittheilen! Die Uebersetzung des Sannazarischen Gedichtes über Venedig ist gut, aber nicht besonders, wir haben schon ihres gleichen — doch freylich zuweilen braucht ein Herausgeber auch Stücke zum Ausfüllen. Desto angenehmer und interessanter ist der Brief des Konrektor Moriz an Gedicke über London, Parlamentshaus, und englische Pädagogik. Die Epistel von F. G. an seinen Freund Zöllner, ist ein angenehmes Familienstückchen, möchte aber in einer öffentlichen Halle vielleicht nicht

nicht so viel Wirkung thun. Wie sehr die Musik in Neapel gefallen sey, beweist der letzte Brief des Monaths.

Der April liefert uns das Lob der Gottheit nach dem 19ten Psalm, von Prof. Ramler, vortrefflich! Schlözer hatte die Ermordung des Schwedischen Carl XII. durch den Adjutanten Siggert, als eine Thatsache, die nunmehro zur völligen Gewißheit gediehen sey, behauptet. Hier wird ihm freundschaftlich von dem Prof. Schummel zwar widersprochen, indessen möchte die Geschichte doch wohl richtig seyn, wie unsere Nachrichten zeigen. Aberglauben und Dummheit werden hier unter dem Titel: was nicht gut ist, und was besser wäre, so wie in dem nächsten Monath theils entdeckt, theils lächerlich gemacht. Den Monddokter von Biester und dem D. und Stadtphysikus Pyl, nebst der Wallfahrt zu ihm, von D. H. ist ein neuer Beweis, wie sehr es auch dem vornehmen Pöbel an Aufklärung fehlt, und daß man vom achtzehnten Jahrhunderte keine goldene Träume haben muß. Die Reichardische Komposition des Göthischen Liedchens: Ein Veilchen auf der Wiese stand, ist vollkommen im Volkstone. Im May lesen wir eine Nachricht von der Verfassung der Universität Oxford und der Art daselbst zu studiren. Recensent hat dieselben Bemerkungen gemacht, kann also, erforderlichen Falles, dafür Gewähr leisten. Schuckmann macht sich über die Herren lustig, die den Entstehungsgrund der Gesellschaft in etwas anders, als in dem Instinkt suchen, wobey denn doch wohl etwas Wortstreit seyn möchte. — Ob wir klassische Schriftsteller im Deutschen haben? Antwort: ja und nein, wie man will. Besser wäre die Frage gewesen: ob eine lebende Sprache überhaupt klassische Schriftsteller haben kann? Die Nachricht von dem neuesten Hexenproceß in Glarus ist zwar schon bekannt, aber da es wirklich die Rechte der Menschheit betrifft, so kann die Sache nicht so oft gesagt werden, wenn auch schon die Herren von Glarus den Einfall haben sollten, auch dieses Stück mit der Ehre des Feuers zu belohnen. Der Versuch einer Schutzschrift für die Westphälinger ist schön und mit vieler Laune geschrieben.

Im Junius giebt der berühmte Justizrath Möser den Gesetz- und Proceßreformatoren eine neue zu beherzigende Aufklärung durch den Unterschied des wirklichen und förmlichen Rechts. Gökings Epistel an den Hofrath Weickardt in Fulda

nicht so viel Wirkung thun. Wie sehr die Musik in Neapel gefallen sey, beweist der letzte Brief des Monaths.

Der April liefert uns das Lob der Gottheit nach dem 19ten Psalm, von Prof. Ramler, vortrefflich! Schlözer hatte die Ermordung des Schwedischen Carl XII. durch den Adjutanten Siggert, als eine Thatsache, die nunmehro zur völligen Gewißheit gediehen sey, behauptet. Hier wird ihm freundschaftlich von dem Prof. Schummel zwar widersprochen, indessen möchte die Geschichte doch wohl richtig seyn, wie unsere Nachrichten zeigen. Aberglauben und Dummheit werden hier unter dem Titel: was nicht gut ist, und was besser wäre, so wie in dem nächsten Monath theils entdeckt, theils lächerlich gemacht. Den Monddoktor von Biester und dem D. und Stadtphysikus Pyl, nebst der Wallfahrt zu ihm, von D. H. ist ein neuer Beweis, wie sehr es auch dem vornehmen Pöbel an Aufklärung fehlt, und daß man vom achtzehnten Jahrhunderte keine goldene Träume haben muß. Die Reichardische Komposition des Göthischen Liedchens: Ein Veilchen auf der Wiese stand, ist vollkommen im Volkstone. Im May lesen wir eine Nachricht von der Verfassung der Universität Oxford und der Art daselbst zu studiren. Recensent hat dieselben Bemerkungen gemacht, kann also, erforderlichen Falles, dafür Gewähr leisten. Schuckmann macht sich über die Herren lustig, die den Entstehungsgrund der Gesellschaft in etwas anders, als in dem Instinkt suchen, wobey denn doch wohl etwas Wortstreit seyn möchte. — Ob wir klassische Schriftsteller im Deutschen haben? Antwort: ja und nein, wie man will. Besser wäre die Frage gewesen: ob eine lebende Sprache überhaupt klassische Schriftsteller haben kann? Die Nachricht von dem neuesten Hexenproceß in Glarus ist zwar schon bekannt, aber da es wirklich die Rechte der Menschheit betrifft, so kann die Sache nicht so oft gesagt werden, wenn auch schon die Herren von Glarus den Einfall haben sollten, auch dieses Stück mit der Ehre des Feuers zu belohnen. Der Versuch einer Schutzschrift für die Westphälinger ist schön und mit vieler Laune geschrieben.

Im Junius giebt der berühmte Justitzrath Möser den Gesetz- und Proceßreformatoren eine neue zu beherzigende Aufklärung durch den Unterschied des wirklichen und förmlichen Rechts. Göckings Epistel an den Hofrath Weickardt in Fulda

da ist so vortrefflich, daß wir in die Versuchung geriethen, sie noch einmal wieder abdrucken zu lassen. Und beynahe so gut gefiel uns die Anekdote und der Brief des Afrikanischen Prinzen Dgiogola. Die Fortsetzung der Nachricht von der hysterischen Jungfer zu Lenz, wünschen wir um so mehr, da, aller Vermuthung nach, ein Betrug dahinter steckt. Den Beschluß macht eine kurze Nachricht von der Art Distanzen nach dem Schalle mit der Klindworthischen Tertienuhr zu messen. Aus dieser ausführlichen Nachricht sehen nun unsere Leser, wie reichhaltig diese Monathschrift an Belehrungen und Unterhaltungen sey. Ihre Dauer dürfen wir nicht wünschen, in so guten Händen wird sie sich auch ohne unser Wünschen erhalten.

Es ist auch schon die Fortsetzung von Julius bis November erschienen, deren blosse Existenz wir nur anzeigen.

Rz.

---

15. Wiener Schriften.

Ioannis Physiophyli specimen Monachologiae, methodo Linnaeana, tabulis tribus aeneis illustratum cum adnexis thesibus e Pansophia P. P. P. *Fast*, Magistri Chori et Rectoris Ecclesiae metropolitanae Viennensis ad S. Stephanum, quas Praeside A. R. P. *Capistrano a Mulo Antonii Lectore*, Theologiae ordinario, hora IV. post prandium in vestibulo refectorii conventus defendent P. *Tiburtius* a Vulnere Theresiae et P. *Theodatus* a stigmatibus Francisci Fratres conventualium minorum. Augustae Vindelicorum. Sumtibus P. Aloysii Merz, concionatoris Ecclesiae cathedralis. 1783. In groß Quart 6 Bogen und 3 Kupfertafeln.

Neueste

Neueste Naturgeschichte des Mönchthums, beschrieben im Geiste der linnäischen Sammlungen, und mit drey Kupferstichen erklärt von P. Ignaz Lojola Kuttenpeitscher, aus der ehemaligen Gesellschaft Jesu. Nebst einigen erbaulichen Sätzen aus der Theologie und dem Reiche der Natur der verschollenen Zeloten Oberdeutschlands, Fast, Pochlin, Jost, Kreutner, Gruber, Weißenbach, Sambuga, und Konsorten. In Oesterreich auf Kosten der Exmönche, im Jahre des Lichts 1783. In Octav, 4 Bogen und 3 Kupfertafeln.

Unter den eintausend Büchelm, die in Wien nach ertheilter Preßfreyheit heraussprangen, und welche blos in der deutschen Bibliothek dem erstaunten übrigen Deutschland einigermassen in der Folge angezeigt, aber bey weiten nicht sämmtlich angezeigt werden können, sind wohl siebenhundert, die, blos dem lieben Lauf der Zeit und Umstände zu Folge, alle über das Mönchthum herfielen, die über dasselbe geschrieben und geschmiert, disputirt und raisonnirt, kritisirt und satirisirt haben. Es ist aber unter allen diesen nicht einer, welcher verdiente, dem Verfasser der angezeigten drolligten Spottschrift an die Seite gesetzt zu werden; weit hat er sie hinter sich gelassen. So klein das Schriftlein ist, und so sehr es dem Ansehen nach nur das Gepräge eines blossen Scherzes an sich trägt, so sieht man doch, daß der Verfasser mit dem Geiste und der Geschichte des Mönchthums innigst bekannt ist, daß er die geschornen Ordensbrüder in und außer der Zelle, im Chor und Refektorium scharfsichtig beobachtet, ihre abgeschmackten Ordensregeln und lächerlichen Klostergrimassen mit Argusaugen ausgespähet hat. Wenns der Geist der Zeiten mit den von Pfaffen und Mönchen so lange mißgehandelten Katholiken itzt ernstlich gut meynt, so werden doch die Enkel der gegenwärtigen Generation gewiß die ehemaligen und jetzigen wienerischen kanonischen Abhandlungen über den Werth und Unwerth, totalen oder partialen Bestand, patristischen oder unpatristischen Geist unsers modernen Monachismus für das dumme Zeug halten, das sie sind, und nichts davon ansehen, als nur allenfalls ihre Voreltern zu bedauern, die noch in den

Zeiten lebten, wo Gemeinsinn und Freyheit zu denken, vom Mönchthum, zwar nicht, wie zu Hildebrands Zeiten gänzlich unterdrückt, doch durch Kniffe und monachalische Kunstgriffe so eingeengt wurden, daß sie sich nicht zu bewegen noch zu regen vermochten. Hiezu kann eine Satyre, wie diese Monachologie ist, sehr viel beytragen. Sie ist jetzt in Wien mit unglaublicher Begierde gelesen worden, und vielleicht noch im Jahr 2440. wird sie gelesen werden, wo, wills Gott! kein Deutscher mehr eine Mönchskutte tragen, oder einen Rosenkranz abzupfen, oder sich einbilden wird, daß ein Hierarch, er heiße nun Pabst oder Bischof, mit der Seligkeit des menschlichen Geschlechts nach Gefallen schalten und walten, oder daß einem Diener der Hierarchie, die Fehler der Menschen wörtlich gebeichtet werden müssen, und daß er, der sehr oft ein größerer Sünder ist, als der Beichtende, von den Sünden lossprechen, und nach Gefallen, nähme er sein ohnmächtiges absolvo zurück, zeitliche und ewige Strafen verhängen könne.

In der Vorrede rühmt der Verfasser, der immer die Linnäische Sprache braucht, seine wichtige Entdeckung eines Mittelthiers zwischen dem Affen und dem Menschen, nämlich den Mönch. Dieser Thiermensch soll aber doch noch mehr vom vernunftlosen als vernünftigen Geschöpfe an sich haben. Beschwerlich mags allerdings fallen, ders einst unternimmt, das demjenigen unzähliche Mönchsgeschwader vom Karmeliter (der seinen Ursprung vom Erzvater Elias herleitet) bis zum Vincentiner (unter welchem Ordensnamen die Erjesuiten in Manheim 1782. wieder aufzuleben begonnten, und schon Laßreiser und Pfropfreiser zur künftigen Fortpflanzung angesetzt haben) zu systematisiren. Der Verfasser liefert indessen einige charakteristische Zeichen für Mönchsarten, Gattungen, Geschlechter, Familien, Tribus ꝛc., wovon die zuverläßigsten unverkenntbarsten sind: *caput* vel pilosum vel setosum etc. *pedes* calceati, subcalceati, nudi; *cucullus* aut versatilis aut laxus, infundibuliformis etc. *anus* nudus, semitectus, tectus, *vestitus*, nimirum tunica, scapulare, collare, scutum seu appendix cuculli, manica, pallium, tegmenta interiora, cingulum etc. — Des Verfassers Mühe wird auch für die Nachwelt nicht ohne Absicht und Nutzen seyn: denn da man endlich itzt einmal darauf bedacht ist, sie auszutilgen, so könnten vielleicht einmal die Kennzeichen dieser monachalischen Raubthierarten verlohren gehen.

Nur

Nun folgt (S. 13—16.) die Erklärung der 3 Kupfertafeln, auf welchen Mönchsköpfe, Kapuzen, Scapulariere, Aermel, Gürtel, Beinkleider, Schnupftücher, Schuhe und Sandalien vorgestellt werden. Bey Vorstellung der Mönchkleider hat man, wie billig, auf den ehrwürdigen dicken Bauch, auf die breiten Schultern, und pauckenmäßigen Hintern Rücksicht genommen. Die Mönchsgesichter wünschten wir freylich, daß sie von einem Chodowiecky wären gezeichnet worden, indessen sind sie doch so ziemlich charakteristisch. Nr. 5. hat wirklich viele Züge von einem dummen Kapuziner, so wie Nr. 8. *a* et *b* einem im Chor plärrenden und vom Biere duftenden Dominikaner sehr ähnlich ist. Nr. 6 und 7. ist weder das Frömmelnde noch das Schmachtende eines runden und fleischvollen seelenlosen Nonnengesichts ausgedrückt. Recensent erinnert sich noch sehr lebhaft solcher vestalischen Züge, die man sogar durch den Klosterschleyer durchschimmern sieht.

Auf einen deutschen Auszug aus den folgenden, mit Linnäischer Kürze abgefaßten Beschreibungen kann und darf sich Recensent nicht einlassen. Man wird sie, so wie Naturkündiger den Linnäus, ungeachtet der bestgerathensten Uebersetzung doch lieber im Original und ohne Abkürzung lesen. Einige auffallende charakteristische Züge will indessen Recensent denen zu lieb, welchen das Werk nicht zu Händen kommt, auszeichnen. — Wer wird den Dominikanermönch aus folgenden Zügen verkennen? E nimio olfactu pollet, virum et *haeresin e longinquo adorat* — Abdomen prolixum passim prae se ferunt, Senes ventricosi maximi aestimantur. Virginitatis sacrae osores in venerem volgivagum ruunt. Generi humano et sanae rationi infestissima species — Praedam e longinquo speculatur, et indicantibus aliis concurrit, eam nisu astuque adsequitur et in accensum rogum compellit; dum circumstans monachorum, sanguinem et mortem anhelantium, corona miserae praedae cruciatibus insultat, sibique ululatu horrendo et execrabili latratu applaudens, spolia inter se dividit. Crudelissimum omnium Inquisitorem Generalem dicunt, qui obtutu solo enecat. — Sequitur leges Dominici Hispani, qui primus in genus humanum, annuente summo Pontifice, igne saeviit, et ne deessent, qui rabiem hanc exterminatricem propagarent, Seculo 13tio or-

 dinem

dinem instituit monachorum, igne et ferro doctrinam praedicantium. — Symbolum speciei canis rabie percul-sus, facem accensam prae se ferens, tormenta, rogum, mortemque minitans. (Nach der Legende träumte die schwangere Mutter des Dominikus, sie gebähre einen Hund, der eine brennende Fackel im Maul hielt.) — Vom Franziskanermönch wird sehr gut angemerkt: Hircum olet. Auri et argenti contemtor ventrem tantum curat, quem bis quotidie carne aut piscibus replet. Ruminat interdiu otiosus. Mendicans benefactoribus detracto cucullo herbam nicotianam porrigit, icunculas, schedulas triquetras, amuleta aliasque huius farris nugas mira metamorphosi in vinum et cibum transmutat. Dimicat cum suis et hostem non raro clam trucidat. (Man erinnere sich, was in dieser Bibliothek vom Franziskaner Kriminalkodex schon erwehnt worden.) Auch die Legende vom Ordensstifter ist aufbewahrungswerth. Dubius Franciscus, qua ratione persuaderet Innocentio III, ut suam vivendi rationem approbet, suem vidit in luto se volutantem, cujus exemplo tractus luto quoque se immersit, et derelicto comite lutosum sese summo Sacerdoti ostendit, qui motus hac pietate legibus Francisci benedixit ad initium saeculi 13tii. Ita sus Minervam. — Auch der Kapuzinermönch ist recht treffend geschildert: Simiae satyro maxime affinis. Odorem tetrum spargit. — Tunica replicata absque impedimento cacat et mingit, anum fune abstergit. — Aurum et argentum non tangit, sed venatur pediculos, quibus venatur et quos non occidit. — Ejulat finis diei et noctis temporibus sono nasali, ingrato. Vorat et bibit omnia, silet saepius, vix cogitat. Esuriens prodit et cibum mendicat. — Vom baarfüssigen (eigentlich unbeschuhten discalceato) Augustinermönch heißt es mit Wahrheit: Insedabili siti cruciatur. sed hydrophobus aquam non fert; dum vero sitim aridam miserum torquentem, vino sedare cupit, sitis altera crescit. Vino sepultus vinum somniat. Gemmante vite laetius cantat. — Vom Trinitariermönch ist merkwürdig: Intestinis animalium semper vescitur, inde Gallis *mange trippes* audit. Carnem humanam appetit nundinatione hominum occupatus. Europaeos spoliat, praedamque piratis Africae et Asiae advehit; servos emturos. — Maritus, cujus domum Monachus Trinitarius subit, cornigeri

cervi

cervi meminerit, qui Patres speciei semper comitatur, omnesque imminentis periculi semper admonet. — Der breitschulterigten Karmelitermönche Vorzüge, die schon Grecourt und Wieland in ihren Gedichten anrühmet, werden auch hier nicht vergessen. Nocturnas rixas amat et Veneris certamina. Genitalibus maximis gaudens, praesertim in Gallia, mulieribus facile vim infert. Doch die baarfüßigen Karmelitermönche wissen den Fleischteufel schon besser zu besiegen: Quoties enim stimulo carnis aguntur, toties pruritum hunc suum, pulsando campanam fratribus annuntiant, quorum unusquisque gratulabundus repetito clangore fausto omini applaudit, et sic concupiscentia unius per omnem sylvam centies resonat. — Haec species jubente Theresia virgine hispana sepositis caligis anum et pedes denudavit. — Von den Servitenmönchen wollen wir folgendes anmerken: Habitus et facies Iudaeum mentitur; incessus ignavus. Avaritia et luxuries in hac specie sedem fixit. Usurator numos mille modis corradit et anxius custodit. Paupertatem prae se fert, cum semper egeat avarus. Die Mercurii et Veneris usurae et libidinis crimina exstincturus, noverca manu in culpae expertem anum flagellis nodosis saevit. — Monachae huius Ordinis Mysteria priapeja 26ta cujusvis mensis et sexta Ianuarii celebrant. Nr. XI. wird der la Trappe Mönch beschrieben: In sordibus jacet, dormit in tumba; sapientiam, quae ab iis, qui desperant, recedit, stultitiam esse asserit. Aegroto remedia non porriguntur, desperatis enim medicinam adhibere, vetat Hippocrates. — Moribundus cineribus imponitur, et circumstantibus confratribus, quorum unusquisque miseri fato invidet, exspirat. — Benedicti nepotes, Bernardi filii e Cistercio in desertum profugerunt mente capti, et extra spem omnem positi. Coenobia huius speciei rectius asyla desperantium dices, et amentium ergastula. — Der Paulinermönch genießt bekanntermaßen keine Speisen, die mit Fleischfett bereitet sind. Die fettmachende Ingredienz darf nur Oel seyn, deswegen sagt der Verfasser von ihm; Odorem exhalat rancidum, qui stomachum movet, et nauseam ciet velut oleum effusum. Nil foetidius crepitu ventris, quem explodit. — Franciscum a Paula Patrem horum monachorum, totum quantum oleo maceratum aquae supernatasse inter

miracula ferunt: sed quis nescit: oleum aquae innatare?

Jeder Leser wird mit uns wünschen, daß der Verf. mehrere Arten monachalischer Insekten beschrieben hätte, oder daß er dieser Mantisse bald eine andere folgen ließe. Da das ganze so treffend ist, so wollen wir wohl kleine Unrichtigkeiten in Beschreibungen und in der Geschichte der Möncharten nicht rügen. Daß wirs aber könnten, und daß auch wir Naturforscher sind, welche der *Entemologiam Monasticam* studirt haben, davon wollen wir unsern Lesern ein Paar Beyspiele geben. In serio ludimus!

Die Definition eines Mönches überhaupt: Monachus est animal anthropomorphum, *cucullatum, noctu ejulans*, sitiens, ist wohl nicht nach dem dictum de omni. Die regulirten Chorherren, die Prämonstratenser, die Piaristen, Jesuiten, Barnabiten u. a. tragen keine Kapuze, haben keinen Nachtchor, sollen sie deswegen nicht unter das Mönchsgeschlecht gehören? Ist z. B. der Jesuit nicht eines der vornehmsten und schädlichsten Mönchsinsekten? Oder zählt sie der Verf. nicht unter dieselben, weil sie sich selbst theils aus Stolz, theils aus feiner Politik, sogar durch bullas papales zwar von odiosis des Mönchstandes eximirten, in favorabilibus aber, wie z. B. in der Unabhängigkeit von Bischöfen, an Mönch-Privilegien gar fein Antheil nahmen. Eigentlich gehörten sie weder ad clerum secularem noch regularem, sondern sie machten für sich ein besonderes Corps in der römischen Hierarchie, wie die Janitscharen bey des Sultans Armee aus. Der ächte verderbliche Mönchgeist hat sich gewiß bey keiner Mönchart inniger vereinigt, bey keiner in seinen schädlichen Wirkungen so sichtbar gezeiget als bey den Jesuiten. Wir wünschten recht sehr, der Verf. möchte uns auch von diesem lojolitischen Ungeziefer, das jetzt wieder wie die Heuschrecken aus der kaum vertilgten Brut hervorhüpft, und bald alle grünende Felder des gesunden Menschenverstandes verheeren wird, eine Linnäische Beschreibung geben. Es ist ein ganz besonderes Geschlecht, das seine Eyer an geheimen Orten unvermerkt ausbrütet. Die charakteristischen Kennzeichen des lojolitischen Insektengeschlechts wird der Herr Verfasser aber freylich nicht können in Kupfer stechen lassen, wie er es mit den charakteristischen Kennzeichen der übrigen Mönchsgeschlechter gemacht hat. Man kennt die Jesuiten weder an geschor-

nen

nen Köpfen noch an Kapuzen, weder am behoseten Hintern, noch am nackten Hintern. Sie sind nicht an äusserlichen Kennzeichen, sondern an ihren Thaten zu erkennen, und auf diese giebt, zum unersetzlichen Schaden für das menschliche Geschlecht, niemand Achtung, oder niemand läßt sich träumen, daß sie von den Jesuiten herkommen. Man findet jetzt Jesuiten unter allen möglichen äußerlichen Kennzeichen. Unter Ritter- und Ordensbändern, Gallakleidern, Bischofsmützen, Prälatenstrümpfen, protestantischen Priesterkragen, Maurerschürzen, Uniformen, Reisemänteln und Livreen. Ja man findet sie auch noch unter geschornen Köpfen, die aber zum Theil unter Peruken verborgen sind, und sogar in Frauenzimmerröcken sind sie anzutreffen. Der Verf. würde der Naturgeschichte der Feinde der Aufklärung einen wichtigen Dienst thun, wenn er alle diese und mehrere Arten von heimlichen Jesuiten, in Species und Classes bringen, und die Welt, besonders ihre Generation, und besonders ihre Art den gesunden Menschenverstand zu lähmen, und alle Dinge in der Welt zu der dem menschlichem Geschlechte so schädlichen Erhaltung und Fortpflanzung ihres Ordens zu kehren, lehren könnte.

Bey der Beschreibung junger Nonnen könnte man wohl auch noch manche Kennzeichen zu denen, die der Hr. V. angiebt, hinzusetzen. Sie sind neugierig, schwatzhaft, zänkisch, andächtig, verliebt, sey's auch nur in einen gemahlten Engel, in ein Aloysiusbild, in einen Ministranten — einen Knaben, der dem Priester bey der Messe dienet, vera loquor etc. Anbey haben sie ein rundes, rothes Angesicht, ein Paar hervorragende Wangen, schmachtende Augen, dabey aber doch einen feurigen Blick, der auch durch den Schleier durchstrahlt, u. s. w.

Daß die Beschreibungen der Mönchsarten auch einiger Zusätze und Berichtigungen fähig wären, wollen wir gleich bey Nr. I. vom Benedictinermönch zeigen. Imberbis ist er erst in neuern Zeiten. In Baiern im Kloster *** sah Rec. auf seinen Reisen noch zween alte Mönche, die Knebelbärte trugen: desgleichen sah er auf dem Monte Cassino, ihrem Mutterkloster, dasige Mönche noch lange Bärte tragen, und vorhin hatten sie alle Benedictinermönche, wie mans noch in Kupferstichen ihres Martyrologii, wo auf jedem Tag des Jahres die Legende eines heil. Benedictinermönches vorgetragen wird,

sieht

sieht. — Capite tonso sind sie nicht überall; z. B. die Scoten in Regensburg haben keine geschorne Haare; und in Paris sind die Benedictinermönche troz einem jeden stutzerhaften Abbe gekräuselt, gepudert, pomadirt und parfümirt, alles höchst linnäische Zeichen der französischen Speciei dieses Generis monachalis, die der gelehrte Verf. nicht hätte vergessen sollen. — Pallio nigro etc. Mäntel tragen einige nur in großen Städten, wenn sie bey einem Ordensfreund oder Beichttochter auf ein Glas Wein zusprechen, oder wenn sie im Kloster eine solenne Disputation ex Universa Theologia halten. — Auch das Piretum quadrangulare setzen sie nur auf beym **Meßlesen**, wenn sie mit **Meßhabit**, mit der Alba, dem **Pluvial** und andern theatralischen Flitterstaat des geistlichen Prunkes angethan sind. — Veste nigra lanea ist wahr; aber die Herrn Aebte tragen **prächtige, seidene Habite, Scapularien**, und **ganze nach dem Zirkel geschnittene Mäntel** von Grosdütour, von Moor rc. — Die Tunicam crispo plicatam tragen sie nicht allemal im Chor, wie die **Bernhardiner**, sondern nur in festis Reverendissimi, oder primae classis. Wirklich wäre dieser hundertgefaltete Ueberrock, wovon man die Kopie noch an manchem lutherischen Prediger, z. B. in Nürnberg, Regensburg rc. sehen kann, den Chorsängern zur Sommerszeit, besonders nach dem so beselligenden **Vespertrunk** zu lästig. — Numos studiose conquaerit, man könnte hinzusetzen, quos Abbas unus aut alter dilapidat. Denn wirklich trifft in den meisten Klöstern das Sprüchwort ein: Male parta male dilabuntur; und der Sparer findet seinen Zehrer. Unter den vielen Subjekten, den pedantischen Professoren, schmutzigen Kuchelmeistern, unwissenden Kastnern, die man so oft zu **Prälaten** wählt, findet sich doch mit der Zeit einer, der alles verschwelgt, was seine geitzigen Vorfahrer gesammelt und im Klosterschatz hintergelegt haben; dies geht um so leichter an, weil der Abbas, nach ihren Ordenssatzungen *despotice regnat*, denn die Professen schwören ihm *obedientiam caecam* zu, und er ist dem Convent oder Kapitel für seine Aufführung und Klostergeschäfte gar nicht responsabel. Daher manche Klöster, namentlich in Baiern, **Niederalteich, Weihenstephan, Osterhofen** u. a. wichtige Bankerotte machten.

Rec. kannte einen Prälaten, der in 7 Jahren seiner löblichen mönchischen Regierung, baare vorhandene 50000 Fl. nebst

nebst den jährlichen Einkünften des Klosters von 100000 Fl. verschwendete, und überdies 200000 Fl. Schulden machte. Dafür hatte er aber die schönste Stutterey im Lande, versah fast jeden der Herrn Minister bey Hofe mit einem Zug von Sechsen, jede Ministersfrau mit einer goldenen Dose, die mit Dukaten ausgefüllt war; kaufte sich für einige tausend Gulden den Excellenz-Geheimenraths-Titel; gab Tafeln, wo man von 12 Uhr Mittags bis Abends um 7 Uhr noch gar viel besser dinirte, als bey einem wirklichen Hofrathe in Wien unter der Kaiserinn Maria Theresia, und von 9 Uhr Abends bis 12 Uhr Mitternacht soupierte, setzte beym Desert fünferley fremde Weine vor; verschrieb sich von einem französischen Gesandten die Köche in seine Küche, kaufte seinem Herrn Bruder Hofrichter ein klein Landgut, verheyrathete einige seiner abbtheilichen Zimmerwärterinnen (Mägdchen, die in den sogenannten Gastzimmern — wo Gäste während ihres Aufenthalts im Kloster wohnen und schlafen — die Stuben reinigen und das Bettzeug besorgen) an seine Kammerdiener und Pagen, die er als Verwalter, Chorregenten 2c. auf klösterlichen Gütern und zugehörigen Pfarren und Kirchen beförderte, spielte Hazardspiele, um Cavalierement zu verspielen, führte Proceße mit allen Nachbarn, die sich für Seine Excellenz, Hochwürden und Gnaden nicht tief genug beugten. — Aber nun das Ende? Einige Patres vom Convent wagten es endlich, bey Hofe gegen ihren verschwenderischen Abt Klage zu führen, wurden aber exkommunicirt, mit Klosterstrafen belegt, und ein Paar der Hauptkläger wohl gar incarcerirt. Endlich, da Se. Excellenz der Hr. Prälat keine Pferde, noch Uhren, noch Dosen mehr zu verschenken hatte, kam eine Ordre vom Hofe, er sollte resigniren. Er mußte es thun, behielt aber seine Titeln und Ansehen, nebst einer jährlichen Pension von 200 Dukaten und zehn Eimer Weins. Er zog sich nach einem plaisanten Städtchen, hielt sich hübsche Haushälterinnen, machte alle Parties de Plaisir des kleinen Stadtadels mit, und diente nun, wie er sich ausdrückte, dem lieben Gott in Ruhe und Frieden. Dies ist eine Episode, die in einer gedruckten Schrift wegen unverfälschter Wahrheit verdient aufbehalten zu werden, zumal da unsre protestantischen Leser von der erbaulichen Art, wie in dem lieben christkatholischen Deutschlande gewirthschaftet wird, wohl noch keinen rechten Begriff haben.

Doch

Doch wir kehren zu unserm Verf. zurück. — Hora quarta post meridiem sitit. Ist nicht richtig. In den Benediktinerklöstern, die Rec. kennt, ist folgende Trunkordnung. Beym Mittagessen (in diebus aestivis erwartet der durstige Bruder die Mittagsstunde, die doch meistens im Convent auf ein Viertel auf eilf Uhr bestimmt ist, nicht,) kann sich der Mönch nach laut der Statuten *usque tertium*, in einigen Klöstern *toties quoties* seine Kanne (die gemeiniglich anderthalb Maaß hält) auffüllen lassen. Nachher betet er recht brünstig und satt im Chor die None; gehet von dieser ins Refektorium zurücke, um einen Nachtrunk zu genießen: (Post) haustum facturus). Um zwey Uhr ist der Vespertrunk (so genannt, weil er noch vor der Vesper, die Nachmittags um 3 Uhr gehalten wird, genommen wird; eigentlich also der Nachmittagstrunk). Um 5 Uhr trinken sie wieder bey der Abendmahlzeit, und nach dieser giebts wieder einen Nachtrunk bis zur Zeit der Komplet, die um 7 Uhr gehalten wird, nach dieser viertelstündigen Andacht legen sie sich, (mancher vielleicht noch durstig) zu Bette, schlafen in pace, und vergessen der bösen Welt, mit Appartinenzien von Freuden und Leiden.

— Iejunat raro. Recens. würde Linnäischer setzen: Quotidie laute epulatur. Dies gilt im buchstäblichen Verstand von der so genannten Prälatentafel, denn sehr selten speiset ein Prälat im Refektorium des Convents mit seinen Confratern, sondern in prächtigen Speisesälen der Abtey *) mit den Gästen und den P. P. Officialen. Das Fasten bestehet darin, daß statt dreyerley Braten, Fische; statt der Ragouts Eyerspeisen und köstliche Mehlspeisen aufgetragen, und zur Beförderung der Verdauung ein Paar Bouteillen mehr getrunken werden. Für die Prälatentafel sind auch eigene Köche. An Festis Reverendissimi, wie auch Prioris et Superioris

*) In einem gewissen Kloster in Baiern haben die Benediktiner einen so großen und prächtigen Speisesaal, daß er, nach dem Ausdruck der Mönche, sogleich zur Kirche könnte gebraucht werden, wenn der liebe Gott ihre Kirche verbrennen ließ. Es speisen aber an großen Festtagen, wie z. B. am Namens- und Elektionsfeste des Abbts, am Kirchweih- und Martinitage rc. über zwey hundert Gäste an verschiedenen Tafeln; denn Schmarotzer von einigen Meilen im Umkreis reisen herbey, um von der regelmäßigen Hospitalität zu profitiren.

Subprioris sind Spacialen (besondere Schüsseln nebst den gewöhnlichen) gestiftet, und derer Anzahl in statutis monasticis sorgfältig bemerkt. — Nonnulli studiis delectantur: Einige freylich, und mehr als andre Mönche, aber doch gewislich sehr wenige. Wie viele Benediktiner Klöster können wohl in Deutschland sich dieses Lob mit Recht zusprechen. Wie wärs auch möglich, daß der Mönch vor Essen, Trinken und Chorplärren, aus Studieren und Denken soll gebracht werden. Selbst die, welche vor langer Weile Bücher lesen, nugis studiorum delectantur. Man besehe nur die meisten Klosterbibliotheken, mit welchem elenden Kram von scholastischen, mystischen, ascetischen, kasuistischen, controversistischen, patristischen Scharteken sie angefüllt sind. Selbst Theologie und Kirchengeschichte, wie elend wird sie noch itzt, sogar von den meisten Benediktinermönchen, den gelehrtesten unter den übrigen Mönchen, getrieben? Noch itzt lesen sie über P. Carriers, oder Billuards, oder Oberndorfers Opera theologico-dogmatico-scholastica. Ueber Kirchengeschichte lesen sie den saubern Vertheidiger des hierarchischen Despotismus Baronius, und wenns weit kömmt, den Alexander Natalis. Ernste, nützliche Studien zu treiben, dazu konnten die Herrn Benediktiner in Baiern und Oesterreich nicht einmal durch kaiserl. und churfürstl. Befehle und Rescripte gebracht werden. Selbst die Jesuiten, deren ganzes Corps vi instituti Studien und Wissenschaften treiben soll, auch wirklich (aber was für Wissenschaften und wie?) getrieben hat, die in beständiger Uebung des Lehramts begriffen waren, die so ganz isolirt, so ganz menschheitswidrig, von allen bürgerlichen Verhältnissen und so genannten Impedimenten der Geistesübungen entfernt lebten, von Nahrungs- und Familiensorgen nichts wußten! — Was haben sie dann geleistet? Ihre Originalgenies, ihre Petave und Harduine, kann man sie nicht an den Fingern herzählen? Und wie heißen denn die Männer, die aus ihren Schulen zum Dienste des Staates gebildet hervorgetreten sind? Sind sie nicht die Ursache, daß das Studienwesen auf katholischen Universitäten, in Vergleichung mit den Protestantischen, noch immer, wie Alembert sagt, ein Paar hundert Jahre zurück ist? Doch genug hiervon.

— Sequitur regulam Benedicti. Leidet eine weitläuftige Paraphrasis. Die Benediktiner singen zwar täglich nach der Prima ein Kapitel ihrer Ordensregel ab: sie folgen

aber gar nicht mehr ihren ursprünglichen Ordenssätzen. Jedes Kloster, oder in einer exemten Congregation der Präses beliebte statuta monastica zu entwerfen. Auf diese Statuta halten besonders die alten P. P. Konventualen sehr strenge. Z. B. in einem der oberwähnten Klöster wird am Simon und Juda Fest zum ersten — am Georgitage zum letztenmal eingeheizt, wenn schon die Witterung eine Abänderung oder Ausnahme forderte. Daselbst und in mehrern Klöstern werden bey jeder Mahlzeit noch zwo Suppen, eine zum Anfang, die andre am Ende derselben aufgetragen, wenn schon kein Mönch von der letztern speiset, sondern sie selbst es unbehaglich finden, Stomacho cererisia repleto immittere calidum jus, um im gangbaren Mönchlatein zu sprechen. Vi regulae wäre die Trunkportion nur hemina vini, (auf deutsch ein Immi,) aber nach den Statuten ad prandium vel coenam potest cantharus usque tertium infundi. Nach der Regel des Ordensstifters Benedikts sollen die Ordensglieder, (selbst NB. der Abt) aus fratribus laborantibus (Laienbrüdern) bestehen, sie sollen Waldungen aushauen, das Erdreich urbar machen, selbes anbauen, Körbe verfertigen, und zu Markte bringen, sollen von ihrer Handarbeit sich, Arme, und Gäste (itinerantes hospites) nähren, sollen nur Bohnen und Erbsen zur gewöhnlichen Nahrung genießen, sollen des Nachts zweymal aufstehen, chorsingen und meditiren ꝛc. Man machte sich aber bald bequemere Klostergeschäfte; man führte die scholastische, thomistische Theologie ein; die fratres professi lernen aus derselben distinguiren, und casus intricatos et subtiles, derer Wirklichkeit in unsrer sublunarischen Welt nicht anzutreffen, resolviren, werden zu Meßlesern und Beichtvätern ordinirt, und legen ihre ermüdete Denkkraft zur Ruhe. Denn ein Kloster hat zur Noth, oder vocirt aus einem andern Kloster, einen Professor; und junge Mönche streben nur nach dem Amt eines Kuchel- oder Kellermeisters, wobey der Bauch kann gemästet, und der Kopf nicht darf strapazirt werden. Nach der Regel: frater discolus debet dimitti, eiici ex monasterio, nach den Statuten wird ein unzufriedener Mönch, wenn er nur Mine macht, über die Klostermauern zu steigen, oder wenn ers versieht, ein Weibsen zu schwängern (denn nur copula perfecta ist propter prostitutionem ordinis, nicht aber copula imperfecta est casus Reverendissimo Abbati immediacae reservatus,) so wird er auf ewig eingemauert. Rec. sah selbst

den

dergleichen ewige Gefängnisse, wo an den vermauerten Thüren nur so viel Oeffnung gelassen ward, daß man dem fratri incarcerato die wenige Nahrung reichen konnte ꝛc. — Rec. hat etwas von dem Abstand des modernen und antiken Benediktinerordens auch aus der Absicht angeführt, um den Herren Wiener Reformatoren, die nicht de Abolitione Monachorum, sondern nur de Reductione ad primaevum Ordinis spiritum et fundationis primariae statum wissen wollen, das Unschickliche zu zeigen, und ihnen begreiflich zu machen, daß ihre Reformation oder Reduktion nach jeden 10 Jahren einer neuen bedürfen würde. Solche Leute sind beynahe eben so wie die gutmüthigen jansenistischen Katholiken, welche die jetzige katholische Kirche auf die Sitten der Kirche in den ersten Jahrhunderten, durch eine vermeynte Reformation zurückbringen wollen, die so oft von dem Marterthum oder von der Abtödtung der ersten Christen reden, ohne wohl zu wissen, was erste Christen sind, worüber sie nur Semlern nachlesen möchten, wenn sie nur erst soweit aus den Vorurtheilen heraus wären, daß sie Semlern verstehen könnten.

Die angehängten Sätze aus der Pansophie des Herrn P. Fast in Wien betreffend, so sind es Auszüge aus den Schriften dieses Zeloten, der noch orthodoxer und noch bissiger ist, als P. Merz in Augsburg, noch unwissender als P. Gruber oder P. Schönberg in München, allerseits S. I. Ich will nur einige Sätze hieher setzen, damit die Leser dieser Bibliothek sehen, welche unbeschreibliche Dummheit noch bis in das Jahr 1783. unter solchen Leuten herrscht, die sich doch Lichter der unfehlbaren und alleinseligmachenden heil. Mutterkirchen zu seyn dünken.

Quaelibet pars *toti* substitui *potest*; adeoque *quae toti competunt*, singulis *partibus* iure tribuuntur. Antwort auf das demüthige Schreiben. S. 18. Kathol. Prüfung 12 Stück 10 S.

Atque hinc *quodlibet corporis dominici membrum separatim adorandum* est, ne *illo quidem excepto*, unde *Praeputium* desumptum est. Kath. Pr. St. 14. S. 18. und St. 15. S. 52.

In casu collisionis sanam rationem inter et revelationem, rationi renuntiandum est *). Ausstellungen über die

*) Bravo, Hr. Fast, und die geweiheten Priester und der Erzbischof, der (selbst nach Bibel,) keine Gewalt von Gott hat, sind

stellungen S. 6. quod et tunc observandum erit, quando *divinae ordinationes* *) *iuribus hominum naturalibus* opponuntur ibidem S. 10.

Religio est *ens compositissimum*, turpiter ergo hallucinatur, qui *simplicitatem* inter attributa religionis referre contendunt. Vertheydigung des kath. Unterrichts wider die Realz. S. 5.

Benedictio peccaminosa hactenus *sacerdotis* manu dari solita, *impeccabili effigie Iesuli crispati* longe *maiori cum fructu et efficacia* datur. Kath. Unterr. S. 4. S. 22.

Si Pätschensis Deiparae imago *veras propriasque lachrumas non fudit* **), Leopoldum I. Rom. Imp. *monetarum adulteratorem* fidenter pronunciamus. Antw. an den österr. Pfarrer. S. 19.

Sancti *qui miraculis suis ipsum Deum excellunt* maiori quoque *candelarum accensarum numero* iure optimo *quam ipse Deus* honorantur. Kath. Unterricht, 3. St. 24. S. Beschluß der Antwort auf das demüthige Schreiben. S. 42.

Veritati

sind Ausspender der Offenbarung: also muß die Vernunft von ihnen weichen.

*) Gottes Befehle können niemals mit den natürlichen Rechten der Menschheit in Collision kommen. Aber hier sind *Divinae ordinationes*, was die Bischöfe und die unfehlbaren Concilien von Bischöfen verordnen. Das mögen die Protestanten merken, die so viel von Vereinigung träumen. Sobald sie der Hierarchie Einen Schritt erlauben, so verlieren sie doppelt so viel an ihren natürlichen Rechten.

**) In der St. Stephanskirche zu Wien ist auf dem hohen Altare ein Brett in viel Gold und Silber eingefaßt, worauf vor mehr als 100 Jahren ein elender Kleckmaler ein Marienbild gemalt hat. Ein dummer ungarischer Bauer glaubte vor 87 Jahren auf diesem Brette Wasser zu sehen, und das nannte er das Marienbild hätte geweint. (S. Nicolai Reisebeschreibung, 2. Band. S. 662.) Diese Legende glauben noch viele tausend Leute in Wien, die noch bis jetzt vor diesem Brette auf die Knie fallen. Einige hundert vernünftige Leute in Wien schämen sich solcher Abgeschmacktheit ihrer Mitbürger, und möchten gern, daß sie abgestellt würde. Aber das will P. Fast nicht, und wenn er nicht mit Gründen dafür streiten kann, so streitet er mit Schimpfen. Uebrigens giebt niemand, wie P. Fast träumt, den Kaiser Leopold für einen Münzverfälscher an, aber vernünftige Leute haben ihn längst für einen schwachen Mann gehalten, der sich von seinen jesuitischen Beichtvätern, und von der übrigen Geistlichkeit alles weis machen ließ.

Veritati prorsus consentaneum est, *sanctos*, legitime canonizatos, *ministros*, ut audiunt, *aulicos intimos apud Deum agere*, *) diversisque hominum indigentiis singulos praefectos esse. Ausstell: über die Vorstell. S. 39

Ad bella, quae religionis occasione exarsere, evitanda, inquisitionis sacrae rogi **) *saluberrimi* plurimum valent. Ibidem S. 24.

Blm.

Nachrichten.

Auszug eines Schreibens aus Mainz vom 20. December 1783.

— In dem zweyten Stücke des LIVsten Bandes der A. d. B. befindet sich S. 614. die Nachricht, daß der dahier neulich angestellte Professor der Kameralwissenschaften, Herr von

*) Schöne Staatsminister Gottes! die sogenannten Heiligen waren meist Fanatiker und Dummköpfe, welche für vieles baares Geld in Rom für heilig erklärt werden. Ohne Geld ist beym Pabst und bey den Papisten nichts zu hoffen.

**) Merkt auf ihr Protestanten! Es werden keine Religionskriege mehr kommen. Auf der einen Seite kommt die katholische Toleranz, ist so süsse, so schleichend, vereinigt euch mit sich, das heißt: sie macht euch optimo modo katholisch, läßt euch, mit jesuitischer Starklerischer Zweyzüngigkeit (S. Allg. deutsche Bibl. LIII. 2. S. 610.) die Gewalt des Pabstes mittelbar und geistlich annehmen. Wollt ihr das nicht, so ist die katholische Intoleranz da, und weiß für euch die heilsamen Scheiterhaufen der Inquisition anzuzünden. Wählt nun was ihr wollt. Oder wollt ihr beydes nicht, so seyd auf eurer Hut! Vereinigt euch mit Ernst, weil es noch Zeit ist, gegen alle die süß schleichen und die bitter verdammen! Glaubt nicht etwa, die katholische Religion wolle und könne sich nicht weiter ausbreiten. Sie ist großer Ausbreitung näher als jemals. Haltet nicht ihr guten Protestanten, was wirkliche Wahrheiten sind, für Träume!

Pfeifer, kürzlich ein Lehrbuch geschrieben habe, und daß dasselbe nachher obrigkeitlich verboten worden sey. Beydes ist ungegründet. Jedermann und sonderlich dem Verleger in Frankfurt a. M. ist es bekannt, daß der Herr von Pfeifer eben dieses Buch lange vorher verfaßt, und zum Drucke gegeben, ehe er in die hiesigen kurfürstlichen Dienste getreten ist. Daher dann auch dasselbe mit keinem Verbothe belegt, sondern dessen Umarbeitung aus dem Grunde verfügt ward, weil es zu öffentlichen Vorlesungen nicht wohl brauchbar ist.

Die physische Klasse der Göttingischen Societät der Wissenschaften giebt auf den November 1784. die schon vor zwey Jahren bekannt gemachte Preißfrage auf: Sind mineralisches Alkali und Laugensalz als Arten oder als Varietäten unterschieden? Wenn etwa das Letzte Statt fände, ließe sich nicht etwa durch einen Zusatz Laugensalz in mineralisches Alkali verwandeln? Dieses würde für die Salzsiedereyen wichtig seyn, die jetzo nur sogenanntes schmieriges Salz zuwege bringen können. Für den November 1785. giebt die mathematische Klasse auf: Aus den Gesetzen, nach denen die Dichten der Luft und des Quecksilbers von der Wärme geändert worden, Vorschriften herzuleiten und zu beweisen, wie Höhen mit dem Barometer zu messen sind. Auf jede dieser Hauptpreisfrage ist der Preis 50 Dukaten. Oekonomische Aufgaben sind, für den Julius 1784: Würde es den Landwirthen in Niedersachsen vortheilhaft seyn, ihre Getraidefelder einzuschließen oder zubefriedigen? Für den November 1784. ist die auf den July 1783. vorgelegte Aufgabe wiederholt worden: Die vollständigste und gründlichste physische und ökonomische Beschreibung irgend eines beträchtlichen Bezirks der königl. churfürstl. deutschen Lande. Für den Julius 1785: Welches sind die kräftigsten Mittel die Gewinnung der Küchengewächse, vornehmlich auf den Dörfern zu verbessern? Auf jede Ausgabe ist der Preis zwölf Dukaten.

Herr Rector Lieberkühn in Ruppin hat bey der Academie zu Padua den auf die Preisfrage: Welches sind die besten Mittel Kindern von vornehmer Geburt, und die meist zu hohen Stellen sowohl, als zu grossen Reich-

Reichthümern bestimmt sind, Menschenliebe einzuflössen, gesetzten Preis von 100 Zechinen erhalten.

„Die fürstliche Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel, „hat letzthin die schon im vorigen Jahre vorgelegte Preisfra„ge über den Ursprung der Medaillen, auf das Jahr 1784. „erneuert, und zugleich einen neuen Preis von 200 Fl. ge„setzt auf die beste Beschreibung der von Alexander ein„geäscherten Stadt Persepolis. Bis zum ersten May „1784. nimmt der beständige Sekretair der Gesellschaft, Hr. „Marquis de Lüchet, Abhandlungen an.

Den Herrn geheimen Tribunalsrath Köhnen in Berlin, Justizrath und Bürgermeister Brinckmann zu Lippstadt, Pastor Schwager zu Jöllenbeck und D. Sagendarm zu Gorno im Braunschw. die dem Recens. s. Anhang zum B. 37 — 52. Abth. 1. S. 616. Exemplarien von der Cautio criminalis etc. zu übersenden, die Güte gehabt haben, bezeugt er hiemit öffentlich seinen verbindlichsten Dank, und behält sich die schriftliche Antwort an dieselben auf die nächsten Gelegenheiten vor.

Rm.

Herr Co[illegible] ein ner Sprache oder u[illegible] da herausgeben, in [illegible] handeln wird.

Im Jacobäerschen Verlage werden Neue Morgen- und Abendandachten auf alle Tage im Jahre zu Ostern 1784. erscheinen.

Herr Christ. Friedr. Hoff, Lehrer im Rechnen und Schreiben in Magdeburg ist entschlossen ein vollständiges Rechenbuch für angehende Kaufleute und Oekonomen herauszugeben. Es soll auf Pränumeration gedruckt werden.

Einige katholische und protestantische Gelehrte in Wien haben sich verstanden unter dem Titel: Kirchenzeitung, ein Wochenblatt zu liefern, darinn sie alle Nachrichten von kirchlichen Begebenheiten sammeln, und mit Anmerkungen begleiten werden. Diese Zeitung wird mit dem Jahr 1784. ihren Anfang nehmen.

Herr

Herr Bergrath Crell in Helmstädt will unter dem Titel: chemische Annalen, monathlich ein Stück von 6 Bogen, statt der bisher von ihm besorgten neuesten Entdeckungen in der Chemie, auf Pränumeration herausgeben. Es werden in denselben nachfolgende Rubriken hinzukommen: von mißgeglückten Versuchen, merkwürdige mineralogische Nachrichten und Lebensbeschreibungen verstorbener Chemisten.

Unter dem Titel: Der Handlungs-Korrespondent, eine Handlungs-Zeitung für die Kaiserl. Königl. Staaten sollen wöchentlich zweymal in Wien ein Blatt ausgegeben werden, das unter 20 Rubriken zur Handlung gehörige Materien bekannt machen wird.

Herr Justizrath Hirschfeld in Kiel macht in einer Ankündigung bekannt: „Eine Gartenreise, die ich im vorigen „Sommer durch Deutschland machte, führte mich zugleich in „die Schweitz. Ich hatte hier das Vergnügen, die vornehmsten Cantons und die ganze Länge eines Landes wieder durch„zureisen, das so reich an interessanten Merkwürdigkeiten der „Natur, der Sitten, Gesetze und Staatsverfassung, das von „dieser Seite so ganz das Einzige ist, eines Landes, das täg„lich von Reisenden aus allen Nationen besucht wird, und „worin ich ehmals selbst durch einen zweyjährigen glücklichen „Aufenthalt fast einheimisch ward. Da ich hier weniger für „die Sache der Gärten zu beobachten fand, so hatte ich mehr „Anlockung, auf andere nicht minder erhebliche Gegenstände, „die sich mir eröfneten, meine Aufmerksamkeit zu richten." u. s. w.

Diese Bemerkungen wird er unter dem Titel: Neue Briefe über die Schweitz auf feinem Papier, abgedruckt und mit Kupfervorstellungen verschönert, in Einem mäßigen Octavband bald nach der Ostermesse 1784. auf Pränumeration herausgeben.

Die Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe in Hamburg setzt auf das Jahr 1784. folgende Preisaufgaben aus:

1) Auf den besten Vorschlag zu einem vollständigen Unterricht in der Schiffahrt, darinn auch die nähere Anwendung der neuern Erfindungen aus der Sternkunde rc. den Ort des Schiffs zu bestimmen, begriffen wären, außer den

vor-

vor[illegible] noch [illegible] Spec.
Ducaten.

2) Auf die beste Beantwortung der Frage: wie war der Zustand von Deutschland in Absicht auf Verfassung, Kultur und Wohlstand vor dem Hanseatischen Bunde und dem Emporkommen der verschiedenen Handelsstädte beschaffen? Welchen Einfluß hatten nachmals diese Begebenheiten auf den Zustand des Reichs überhaupt, und auf die den Handelsstädten benachbarten Staaten insbesondere? Welchen Einfluß hatte endlich die Zerstörung jenes Bundes überhaupt, und insbesondere die Unterdrückung einzelner dazu gehöriger Handelsstädte auf die benachbarten Staaten? Und wie läßt sich dieses alles mit dem Beyspiel anderer Länder vergleichen, worin, oder in deren Nachbarschaft die Handelsstädte entweder früher oder später in Aufnahme gekommen? — ein Preis von 50 Species Ducaten.

Die Preisschriften müssen vor Michaelis 1784. mit einem Wahlspruch und beygefügten versiegelten Namen der Verfasser an die Gesellschaft eingesandt werden.

Anleitung, wie man, ganz ohne mündlichen Unterricht blos von sich, Arabisch lernen kann, von Herrn Hofrath Hezel in Ilmenau, erscheint zur Michaelmesse 1784. auf Subscription.

Ich würde es für unnöthig halten eine Trugwaare zu verrufen, welche ohne mein Vorwissen unter dem Titel: Pfeffels Schriften, erstes Bändchen, in Gießen herausgekommen ist, wenn der Verleger sich nicht erlaubt hätte, dieser Rhapsodie meinen Namen vorzusetzen, um ihr dadurch einen Schein von Beglaubigung zu geben, den mein Stillschweigen vermehren könnte.

Doch er hat sich noch mehr erlaubt, und mir eine Menge fremder Producte untergeschoben, an denen ich so wenig Antheil habe, als an der Batrachomyomachie. Hieher gehören unter der Rubrike: Briefe, der 2, 4, 5 und 6; unter den Erzählungen und Lehrgedichten, der Alexis; unter den Sinngedichten, das 23 und der Modephilosoph, S. 177. dessen das Register nicht erwähnt; unter den vermischten Gedichten, das 1, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21. welche ich hiemit ihren mir unbekannten Verfassern zurück gebe.

Wenn übrigens der Smuggler von Gießen seine Arbeit mit der verbesserten Ausgabe — meiner Fabeln vergleicht, welche dieses Jahr bey Thurneysen in Basel ans Licht getreten ist, so kann er sich vollends überzeugen, daß er bey der angedroheten Fortsetzung seiner Makulatur, eben so wenig als das Publikum gewinnen wird.

Pfeffel.

Colmar, den 14ten November,
1783.

Beförderungen.

1783.

Herr Professor Oelze in Helmstädt ist an des sel. Eisenharts Stelle Ordinarius der Juristenfakultät, mit dem Charakter eines Fürstl. Braunschweigischen Hofraths, geworden.

Herr Justizrath Möser in Osnabrück ist von seinem Bischof zum geheimen Justizrath und geheimen Referendar ernannt worden.

Herr Professor Mönch zu Frankfurt an der Oder kömmt als Oberbergrath nach Berlin, nebst einem Gehalt von 800 Thalern, und an seine Stelle Herr Wünsch, der sich bisher in Leipzig aufgehalten hat, als Professor der Mathematik.

Herr Bergmedikus, D. Lentin in Clausthal hat den Ruf als Stadtphysikus in Lüneburg, an des verstorbenen D. Schäfers Statt, erhalten und angenommen.

Herr Hofrath und Professor Elsässer in Erlangen, gehet im Frühjahr als Herzogl. Würtembergischer wirklicher Regierungsrath und Professor der Karlsuniversität nach Stuttgard.

Der bisherige Hochfürstl. Brandenburgische Kammerdirektor in der Grafschaft Sayn-Altenkirchen, Herr Franz Ludwig Cancrinus, ist in den Adelstand erhoben, und Kaiserl. Russischer Kollegienrath in St. Petersburg geworden.

Die Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin hat Herrn Bergrath L. Crell zu ihrem auswärtigen Mitgliede erwählt.

Herr Rektor Wolf in Osterode ist Professor der Philologie und Pädagogik in Halle geworden, und an seine Stelle Herr Rektor Schulze aus Zellerfeld berufen worden, der sich auch bereits in Osterode befindet.

Todesfälle.

1783.

Schon zu Ende des August starb in Duisburg der Königliche Preußische geheime Rath, Herr Otto Ludwig von Eichmann im 57sten Jahr seines Alters. Er war ehedem Direktor der dortigen Universität, vertauschte diese Stelle mit dem Directorium der Landvogtey zu Schievelbein in der Neumark, resignirte hernach diese Stelle, und kam nach Halle 1782, wo er juristische Privatvorlesungen hielt. Ostern 1783. gieng er als Privatmann wieder nach Duisburg zurück. Er hat sich durch mehrere gelehrte Schriften bekannt gemacht.

Im September starb in Stuttgard Herr D. Karl Heinrich Köstlin, Professor der Naturgeschichte bey der dortigen Karlsuniversität, in der Blüte seiner Jahre. Bey einem längern Leben würde er in dem Fache der Naturkunde noch viel geleistet haben.

Am 2ten October starb in Straßburg Herr D. Siegmund Friedrich Lorenz, ordentlicher Professor der Theologie und Kanonikus zu St. Thomä, im 57sten Jahre seines Lebens.

An eben demselben Tage starb in Duisburg, Herr Johann Albrecht Melchior, ordentlicher Professor der Philosophie und Mathematik. Er ward gebohren in Hanau am 11ten Jul. 1721.

Am 10ten October starb in Helmstädt Herr D. Johann Friedrich Eisenhart, Fürstl. Braunschweigischer Hofrath,

ordentlicher Professor der Rechte, und Ordinarius der Juristenfakultät, im 63sten Jahr seines Alters.

Am 11ten October starb in Moskau, Herr Gerhard Friedrich Müller, Russisch-Kaiserlicher Geschichtschreiber, Staatsrath und Reichsarchivar, im 78sten Jahr seines thätigen und Ehrenvollen Lebens.

Am 25sten October starb in Wezlar der verdienstvolle Kammergerichtsassessor, Johann Heinrich, Freyherr von Harpprecht, im 81sten Jahr seines Alters.

Am 28sten October starb in Grossellinden bey Gießen, der durch seine Geschicklichkeit in Unterweisung Taubstummer Personen, und die darüber herausgegebenen Schriften bekannte Pfarrer, Herr Johann Ludwig Ferdinand Arnoldi, alt 46 Jahre.

Am 17ten November starb Herr D. Anton Ridiger, Professor der Chemie auf der Universität zu Leipzig, im 63sten Jahr seines Alters.

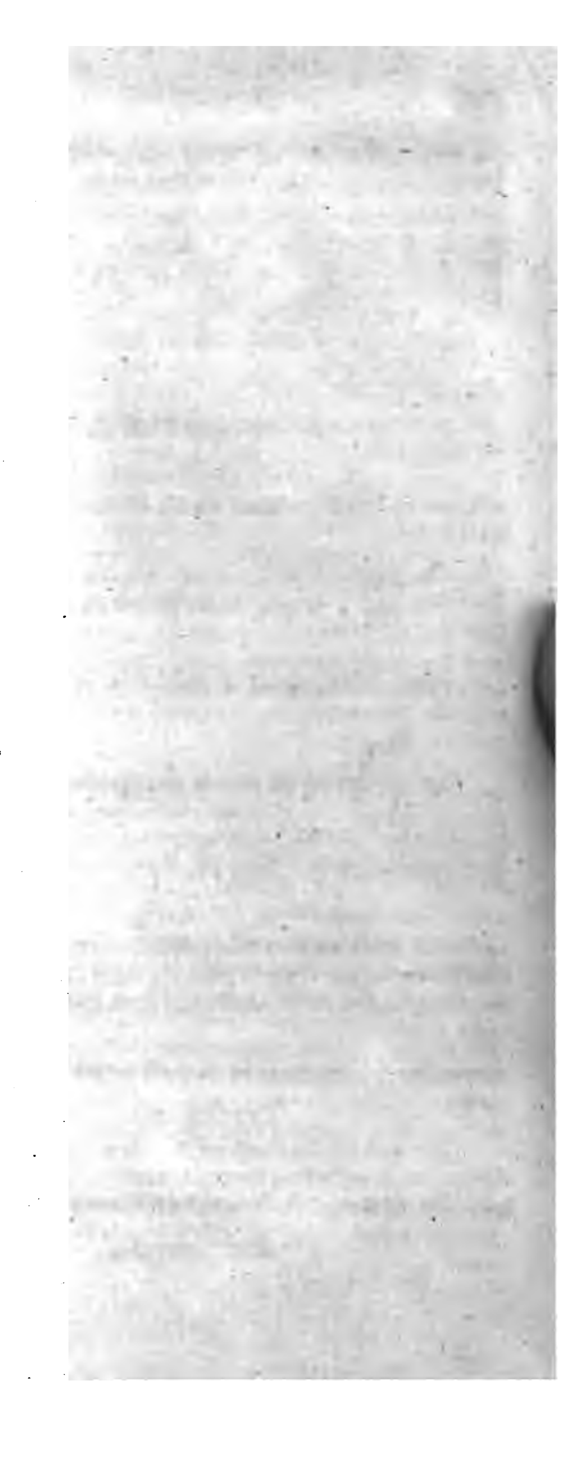
Am 25sten November starb in Zweybrücken, Herr Professor Johann Valentin Embser, Theilhaber und Mitarbeiter am Zweybrückischen Institut der klassischen Autoren, im 34sten Jahr seines Alters.

Am 3ten December starb in Berlin, Herr Ludwig von Beausobre, Königl. geheimer auch Revisions- und Oberkonsistorialrath, Direktor der Maison de Charité, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Erb- und Gerichtsherr auf Calies, Spiegel, Jacobsdorf und Pammin, im 53sten Jahr seines Lebens.

Herr Magister Carl Gustav Friedrich Neumann starb zu Güstrow den 7 Jan. 1784. Er hat sich durch verschieden Schriften, die mit und ohne seinen Namen herausgekommen sind, bekannt gemacht.

Druckfehler:

In des LVI. Bds. 1sten St. S. 310. Z. 4. ist anstatt Hofmedikus zu lesen: Kammermusikus, und hinzuzusetzen: Einer der größten theoretischen Musiker seiner Zeit.










UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03030 4607
BUILDING
USE ONLY

